Autorisierte Übersetzung aus dem
Englischen von Gerda v. Uslar

Sefton Delmer

Die Deutschen und ich

Nannen

Die Originalausgaben ›Trail Sinister‹ und ›Black Boomerang‹
erschienen bei Martin Secker & Warburg Ltd, London

1
12370
WESTDEUTSCHER RUNDFUNK
D & A Recherche
Ausgeschieden

Westdeutscher
Bibliothek
Rundfunk Köln

© 1961 und © 1962 by Sefton Delmer
Alle Rechte der deutschen Ausgabe bei Nannen-Verlag GmbH, Hamburg
Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn
Gesamtherstellung
Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH, Lengerich (Westf.)
Printed in Germany 1962

1962/1335

Inhalt

Buch 1

Vorwort 13
1.
Der Herr Professor 15
2.
Schuljunge im feindlichen Ausland 22
3.
Strafe dem Verräter 35
4.
Die Söckchen 52
5.
Lord Beaverbrook ›empfiehlt‹ 59
6.
Berlins ›Goldene Zwanziger‹ 75
7.
Der Tod eines Reporters 88
8.
Verräterischer Selbstmord 93
9.
Die Wundermänner 98
10.
Ernst Röhm 105
11.
Ich lerne Hitler kennen 112
12.
Ein Doppelagent 119
13.
Fräulein Betty 128

14.
Mitglied des Zirkus Hitler 141
15.
Werkzeug der Mächte 159
16.
Kanzler in Handschellen 178
17.
Der Reichstagsbrand 187
18.
Olga und Valentin 204
19.
Als Reporter in Paris 220
20.
Ich wittere eine Krise 226
21.
Das Ende Ernst Röhms 233
22.
Isabel – und die Saar 245
23.
Ich lasse mir einen Knüller entgehen 256
24.
Rote und Rebellen 264
25.
Die Abmagerungskur 285
26.
Gefahrenzulage 293
27.
Madrid 306
28.
Die Amateurkommissare 325
29.
Exzentriker im Kriege 334
30.
Der rothaarige Pimpernell 352
31.
Berlin – Prag – Jerusalem 367
32.
Hitler macht kehrt, aber ich merke es nicht 376
33.
Pfannkuchen mit Kaviar 387
34.
Maria Osten 395
35.
Schmach und Schande in Polen 401
36.
Der letzte Rückzug 408

Buch 2

37.
Eine Auskunft für den Führer 417
38.
Englisch für Invasoren 424
39.
Hitlers jüdischer ›Onkel Doktor‹ 429
40.
Endlich beim Secret Service! 436
41.
Gustav Siegfried Eins 444
42.
»Es spricht der Chef . . .« 449
43.
Rudolf Heß – eine verpfuschte Angelegenheit 459
44.
Roosevelt wird eingeweiht 469
45.
›Deutscher Kurzwellensender Atlantik‹ 483
46.
Soldatensender Calais 515
47.
». . . Beförderung im Westen bedeutet Tod im Osten . . .« 524
48.
›Schwarze Literatur‹ 533
49.
Die ›Dolce Vita‹ von MB – und die Gefangenen 558
50.
Zermürbungstropfen 565
51.
D-Day und der Dödel 571

52.
Otto John 580
53.
Sender Köln hat Besuch 606
54.
Brieftaube zum Frühstück 619
55.
»Der Bart ist ab« 626
56.
Mea Culpa 637
57.
1946 mit dem Rucksack durch Deutschland 660
58.
Des Kanzlers »lieber General« 670
59.
Peggy, Felix und Selina 687
60.
»Einmal ein Verräter, immer ein Verräter« 691
61.
Budapest 722
62.
Urteil ohne Berufung 731
63.
Drachentöter oder Kannibale? 739

Nachwort 746

Anhang

1.
Zum Geheimabkommen zwischen der Reichswehr
und der Roten Armee 751
2.
Um einen Brief von Dr. Adenauer 757
3.
›Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich‹ 767
4.
Dokumente der ›schwarzen Propaganda‹ 792

Dieses Buch gehört Pegweg, Felix und Eena

Buch 1

Vorwort

Vor längerer Zeit las ich ein Buch, in dem eine junge Amerikanerin ihre Erlebnisse als Braut des Besitzers einer Hühnerfarm beschrieb. Sie nannte es »Das Ei und ich«.

Ich fand diesen Titel hervorragend. Und wahrscheinlich spukte er noch immer in meinem Unterbewußtsein, als mein deutscher Verleger Henri Nannen mich aufforderte, ihm einen Titel für die deutsche Ausgabe meiner Autobiographie vorzuschlagen. Ich sandte ihm folgendes Telegramm:

VORSCHLAGE ›DIE DEUTSCHEN UND ICH‹
BESTEN GRUSS DELMER

Wie man aus dem Umschlag und der Titelseite dieses Buches ersieht, stimmte Nannen meinem etwas gewagten Vorschlag zu. Und nun bin ich gespannt auf die Reaktion meiner Verehrer in den Redaktionen der *Deutschen Soldatenzeitung* und ähnlich gesinnter Blätter. Bestimmt werden sie sich darauf stürzen und darin einen Beweis für meine unverminderte ›Arroganz‹ den Deutschen gegenüber sehen, vielleicht sogar – in Anbetracht dieses Geständnisses über meine entfernte Ideen-Assoziation zwischen Eiern und Deutschen! – eine Bestätigung jener germanophagen Tendenzen, die sie mir gern nachsagen.

Trotzdem möchte ich hoffen, daß Sie, meine verehrten Leserinnen und Leser, dieses Buch ohne Vorurteil oder vorgefaßte Ideen zur Hand nehmen und lesen werden und daß Sie es für das nehmen, was es ist: für den ehrlichen, ungeschminkten Bericht über einige der wichtigsten Episoden im privaten und beruflichen Leben eines englischen Zeitungsreporters, der, weil er zufällig in Deutschland geboren wurde und hier einen großen Teil seiner Kindheit verlebte, bessere Voraussetzungen als die Mehrzahl seiner Kollegen mitbrachte – ich behaupte das mit aller Bescheidenheit! –, um über die Angelegenheiten einer Welt zu berichten, die während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von dem deutschen Problem beherrscht wurde.

Und mein Interesse für Deutschland ist auch heute noch nicht erloschen – auch heute nicht, da dieses Land geteilt ist und ich mit meiner Frau nach Polen fahren muß, wenn ich ihr den Strand von Misdroy zeigen möchte, den ich als kleiner Junge vor dem Ersten Weltkrieg so geliebt habe.

Bevor ich jedoch dieses Buch auch in Deutschland der öffentlichen Zustimmung oder Ablehnung übergebe, muß ich noch einmal den guten Freunden danken, die mir mit ihrem Rat oder ihrem Gedächtnis geholfen oder mich von früheren Schweigegelübden entbunden haben, allen voran meinem früheren Chef Lord Beaverbrook, dessen leitende Hand mein Leben und meine Karriere durch mehr als dreißig Jahre gesteuert hat.

Mein Dank gilt auch den Angestellten der Wiener Library und des Royal Institute of International Affairs, die es mir ermöglichten, in ihren unschätzbaren Sammlungen von Urkunden zur Zeitgeschichte mein Tatsachenmaterial zu überprüfen. Und er gilt auch Frau Gerda v. Uslar, die sich der harten Arbeit unterzogen hat, die Lebenserinnerungen eines Autors zu übersetzen, der noch immer mit zäher Beharrlichkeit auf dem Wunsch besteht, die von ihm so geliebte deutsche Sprache möge sich weniger an das Latein Ciceros anlehnen als an das Englisch Bernard Shaws oder Ernest Hemingways. Wenn Sie, verehrter Leser, sich in diesem Buch an gelegentlichen Anglizismen stoßen sollten, schimpfen Sie bitte nicht auf Frau v. Uslar! Schimpfen Sie auf mich! In neun von zehn Fällen entstanden diese Konstruktionen auf meine ausdrückliche Bitte hin.

Zuletzt, aber am allerherzlichsten, danke ich meiner Frau. Sie mußte sich mit all der Unordnung abfinden, die ein Mann verursacht, der gewohnt ist, in Büros und Hotelzimmern zu arbeiten, wo Zimmermädchen und Sekretärinnen hinter ihm aufräumen, und der jetzt zum erstenmal zu Hause gearbeitet hat.

D. S. D.
Mai 1962

The Valley Farm,
Lamarsh,
Near Bures,
Suffolk.

1. Der Herr Professor

Viele Jahre meines Lebens hindurch habe ich mich insgeheim geschämt, weil ich in Berlin geboren bin. Ich versuchte es zu vertuschen. Ich wollte nicht, daß man mich für einen Deutschen hielt. Ich war Engländer, und zwar voll und ganz. Aber es ließ sich nicht vertuschen. Irgendwie schien die Welt immer wieder in eine Situation zu geraten, die den Mann am Schalter, der in meinen Paß blickte, zu den Worten veranlaßte: »Ach, Geburtsort Berlin, ja? Bitte, treten Sie mal da auf die Seite, ich werde Sie dann später rannehmen.« Und wenn er alle anderen abgefertigt hatte und ich endlich an der Reihe war, kam die unvermeidliche Frage: »Warum sind Sie in Berlin geboren?«

Ich bin in Berlin geboren, weil mein australischer Vater an der Universität Berlin Lektor für englische Sprache und Literatur war. Frederick Sefton Delmer konnte nicht einfach seine Vorlesungen und Seminare absagen, um seine ebenfalls aus Australien stammende Frau zu ihrer Entbindung nach England zu begleiten. Und sie wiederum wollte nicht ohne ihn nach England fahren. So kam es denn, daß ich, Denis Sefton Delmer, am 24. Mai 1904 in der bescheidenen kleinen Gartenhauswohnung meiner Eltern in der Kantstraße in Berlin W das Licht der Welt erblickte und prompt durch den britischen Generalkonsul William Boyle als Untertan Seiner Britannischen Majestät König Eduard VII. registriert wurde.

Warum hatte mein Vater sich Berlin für seine Lehrtätigkeit ausgesucht? Mein Vater war ein ungewöhnlicher Mensch. Er ist der einzige mir bekannte Fall eines Jungen, der von der See weglief, um zur Schule zu gehen. Und es war nicht so sehr die See, von der er weglief, als vielmehr der Walfang und der Walfischtran. Denn mein Großvater James Delmer – ein gigantischer Ire mit einem schwarzen Vollbart, kühnen blauen Augen und einer ungeheuer wilden und herrischen Hakennase – war ein Walfänger. Er verdiente gutes Geld,

indem er Wale in der Antarktis jagte und mit einer Ladung Walfischspeck in seinen Heimathafen Hobart in Tasmanien zurückkehrte. Ja, er verdiente so gut dabei, daß er wünschte, auch seine Söhne sollten Walfänger werden.

Als jedoch mein Vater im Alter von acht Jahren von meinem Großvater auf eine Fahrt mitgenommen wurde, packte ihn unüberwindliche Abneigung gegen alles, was mit dem Walfang und der See zu tun hatte. Denn nicht genug damit, daß das Schiff meines Großvaters höchst ungemütlich schlingerte und rollte, der Oberbootsmann versuchte obendrein noch, dem Kind eine Portion Tranöl einzuflößen. »Das ist gut für dich, mein Junge«, sagte er. »Wenn du das trinkst, wirst du groß und stark wie dein Vater.«

Die einzige Wirkung aber war, daß mein Vater sich entschloß, nie wieder auf See zu gehen, sich statt dessen an seine Bücher setzte und eifrig lernte. Und er ging auch nie wieder auf See. Nie wieder, das heißt nicht bis zum Jahre 1895, als er im Zwischendeck von Melbourne nach Neapel fuhr, zusammen mit einem anderen Stipendiaten der Universität Melbourne, einem jungen Neuseeländer namens Dr. Harold Williams (dem späteren Auslandsredakteur der *Times*).

Das Reisestipendium meines Vaters war die Krönung einer langen Reihe von Stipendien und Preisen, mit deren Hilfe er seinen Weg durch Schule und Universität gemacht hatte. Denn obwohl mein Großvater es sich leicht hätte leisten können, weigerte er sich doch hartnäckig, auch nur einen Penny für Dinge zu bezahlen, die er so grundsätzlich ablehnte wie Schule und Bücherwissen. Doch trotz all seiner Begabung und seinem Fleiß erlangte mein Vater nie den akademischen Grad, der für die von ihm ersehnte orthodoxe akademische Karriere an einer englischen Universität so wesentlich war. Was hinderte ihn daran? Religiöser Zweifel und eine kompromißlose Integrität, die in meiner Generation fast unglaubhaft erscheint.

Mein Vater wollte Pfarrer werden. Während er sich jedoch auf den geistlichen Stand vorbereitete, kamen ihm jene ›Zweifel‹ über gewisse Punkte der anglikanischen Doktrin, die für seine Zeit so typisch sind. So verzichtete er denn auf diesen Beruf. Aber zu seinem Unglück mußten sich damals alle Studenten, bevor sie einen akademischen Grad erlangen konnten, zu genau denselben Dogmen bekennen, die er als Theologe nicht hatte schlucken können. Und mein Vater weigerte sich, zu unterschreiben, was er nicht glaubte, obwohl er wußte, daß es sich in diesem Fall um eine rein formelle Geste handelte – mit dem Ergebnis, daß dieser junge Mann, dem die höchsten akademischen Auszeichnungen seiner Universität zuerkannt worden waren, die Universität Melbourne ohne die offizielle Qualifikation für den von ihm erwählten Beruf verlassen mußte.

Er reiste durch Italien und Deutschland, zog von Universität zu Universität wie die fahrenden Scholaren des Mittelalters. Schließlich kam er nach Berlin, wo der junge Australier der Lieblingsschüler des Kunsthistorikers Hermann Grimm wurde. Und es war Professor Hermann Grimm, der letzte ehrwürdige Sproß der großen Märchenerzählerdynastie – in meinem Haus steht heute noch ein Biedermeiertisch, den er meinem Vater zur Hochzeit schenkte –, der meinem Vater seinen ersten Universitätsposten als Lektor für englische Sprache und Literatur an der Universität Königsberg verschaffte.

Die Deutschen, großzügig und verständnisvoll wie so oft, schätzten den echten Gelehrtengeist meines Vaters und taten ihr Bestes, um dem ihn so kränkenden Mangel eines akademischen Grades abzuhelfen. Nachdem mein Vater acht Jahre an deutschen Universitäten – zuerst in Königsberg und dann in Berlin – gelehrt hatte, wurde ihm 1908 der Professorentitel verliehen. Eine Auszeichnung für jeden deutschen Akademiker jener Tage und eine ganz außergewöhnliche Ehre für einen Ausländer.

Für unseren Briefträger und Herrn Mühling, den Frisör an der Straßenecke, war es eine große Erleichterung. Jetzt endlich konnten sie meinen Vater mit einem Titel anreden und brauchten sich nicht mehr auf das beschämend nackte ›Herr‹ zu beschränken. Mein Vater selbst tat, als lache er über seine Professorenwürde, aber ich glaube doch, daß er insgeheim sehr erfreut war. Ich war es auf jeden Fall.

Nie wieder in meinem Leben habe ich mich so stolz und geschmeichelt gefühlt wie an dem Tag, an dem diese Ehrung in der Vossischen Zeitung verkündet wurde. Mein Vater, ein großer, schlanker, dunkelhaariger Mann mit einem Seehundschnurrbart, wie er damals Mode war, kam in den Tiergarten, wo ich mit meiner Kinderfrau spazierenging, und hob mich auf die Rahmenstange seines Fahrrads, so daß ich mit ihm nach Hause fahren und den Glorienschein seines Ruhms einheimsen konnte.

Ich wurde bei dem Gehoppel über das Kopfsteinpflaster unserer Straße (es war nicht mehr die Kantstraße: wir hatten eine neue Wohnung in einem Häuserblock an der Spree) zwar kräftig durchgeschüttelt, aber welch erhebendes Gefühl war es dafür, als Herr Heike, der Kaufmann an der Ecke, hinter seinem großen, glänzenden kupfernen Kaffeebehälter hervorkam, zur Ladentür eilte und uns mit einem tiefen Bück-

ling begrüßte. »Guten Abend, Herr Professor!« sagte er lächelnd, und sein Mund legte sich in jene ehrerbietige Falte, die mich immer an die Falte erinnerte, mit der er seine Kaffeetüte kniffte und schloß.
Die ganze Straße entlang kamen die Geschäftsleute aus ihren Läden und die Portiers aus ihren Logen hervor, um dem Herrn Professor und seinem kleinen Sohn einen guten Abend zu wünschen. Sie taten das nicht etwa, weil sie ihn als Kunden gewinnen wollten oder auf Trinkgelder hofften, sondern weil sie diesen Engländer, der ein so ausgezeichnetes Deutsch sprach, ehrlich gern hatten. Außerdem war es auch eine gewisse Auszeichnung für die Straße, daß etwas so Seltenes wie eine englische Familie aus Australien hier wohnte.
Auch an der Universität war mein Vater beliebt und angesehen. Die Studenten luden ihn zu ihren Bierabenden ein, obgleich er fast Abstinenzler war, ja sie ernannten ihn sogar zum Ehrenmitglied einer ihrer Verbindungen. Er lud sie seinerseits ein, mit ihm Tennis zu spielen, oder fuhr mit ihnen zum Schwimmen und Rudern an die Seen außerhalb Berlins. Und es gab manchen armen Studenten, dem er mit einem Darlehen half, das in den meisten Fällen nie zurückgezahlt wurde. (Einige allerdings zahlten ihre Schulden – unter ganz besonderen Umständen, von denen später die Rede sein wird.)
Mit seinen Kollegen stand mein Vater sich ebenfalls gut. Ich muß jedoch gestehen, daß ich als kleiner Junge die Sonntagsausflüge mit den anderen Professoren und ihren Familien manchmal etwas lästig fand.
Der Beginn einer solchen ›Landpartie‹ machte noch viel Spaß. Wir bestiegen die Stadtbahn mit der geschäftigen kleinen Lokomotive, auf deren weißem Schild unser Bestimmungsort prangte: GRUNEWALD. Voller Entzücken sog ich den meiner Ansicht nach hochromantischen Duft unseres Bahnhofs ein – eine Mischung aus Rauch, Wasserdampf, Urin und Karbolsäure. Ich wurde nicht müde, die blaubemützten Türschließer mit den blanken Messingknöpfen an der Uniform zu beobachten, wenn sie mit einer raschen Handbewegung die schweren Messingklinken der Abteiltüren zuschnappen ließen, während der Zug anrollte und prustend aus dem Bahnhof fuhr.
Auch die dicke Polin, die vor dem Bahnhof Grunewald unter der alten Eiche saß, stand hoch in meiner Gunst. Wie eine riesige Teepuppe hockte sie unter ihren schweren Röcken und Schürzen bei ihren Körben mit Früchten und Süßigkeiten. Und wenn sie uns für zehn Pfennig Karamelbonbons oder saure Drops verkaufte, dann lachte sie, und der blonde Haarknoten über ihrem apfelbäckigen slawischen Bauerngesicht nickte und schaukelte, bis ich glaubte, nun müsse er herunterfallen.

All das war ein herrliches Vergnügen. Aber dann kam der langweilige Teil. Wir Kinder mußten uns in Reih und Glied aufstellen wie kleine preußische Soldaten und losmarschieren, während unsere Kinderfrauen und ›Fräuleins‹ die Rolle der Unteroffiziere übernahmen.
»Links, rechts! Links, rechts!« bellte uns das große borstige ›Fräulein‹ der jungen Brandls an. Und wenn wir etwa hundert Schritte marschiert waren, folgte stets das strenge Kommando: »Singen!«
Gehorsam piepsten wir los: »Das Wandern ist des Müllers Lust!« Aber ach, dieses Wandern im Grunewald war keineswegs des jungen Delmers Lust!
Ein Abweichen nach links oder rechts in die lockenden Schonungen und Haine war streng verboten. Wir mußten weitermarschieren und uns eisern an die Route halten, die die Herren Professoren bestimmt hatten – einen staubigen Weg entlang, der durch weiße, an die Stämme der hohen Kiefern genagelte Abfallkörbe markiert war; die Körbe wiederum machten Reklame für die Gastwirtschaft »Ritzhaupt, Schildhorn«, die unser Ziel war.
Hinter uns kamen, entsprechend dem strengen preußischen Landpartie-Protokoll, die Professorenfrauen. Sie unterhielten sich mit gesetzten Worten über Haushalt und Kindererziehung. Meine arme Mutter! Für sie waren diese Ausflüge eine noch schwerere Prüfung als für mich.
In angemessenem Abstand folgten dann die Professoren selbst, in ein ernsthaftes Gespräch über gelehrte Themen vertieft, die Panamahüte sorgsam mit feinen schwarzen Seidenschnüren auf dem mit einer Weste bekleideten Bauch verankert. Denn es hätte der Würde Abbruch getan, wenn der Wind einen Professorenhut erfaßt hätte und der Herr Professor gezwungen gewesen wäre, zwischen den Bäumen hinter ihm herzujagen.
Wenn wir schließlich in der Gastwirtschaft am Havelufer anlangten, durften wir nicht etwa Wasserrad fahren – wie wir vulgären Delmers es stets taten, wenn wir allein hier waren. Statt dessen ließen wir uns alle an einem endlos langen Tisch nieder, stopften uns mit Kaffee, Kuchen und Schlagsahne voll und dann, wenn wir satt waren, standen wir auf und wanderten wieder heimwärts.
Ich zweifle nicht daran, daß diese Landpartien, so lästig sie waren, uns guttaten und hohen erzieherischen Wert hatten. Jedenfalls bewahrten sie uns Delmers davor, in unseren gesellschaftlichen Beziehungen auf die englische und die amerikanische Kolonie beschränkt zu sein, wie dies bei den meisten uns bekannten englischen Familien der Fall war. Mein Vater bestand sogar darauf, daß meine Schwester und ich in un-

seren ersten Lebensjahren nur deutsch sprachen. Hätten wir mit ihm und meiner Mutter englisch gesprochen und mit unserem ›Fräulein‹ und unseren kleinen deutschen Freunden deutsch, so wäre dabei seiner Ansicht nach nur ein abscheulicher Sprachenmischmasch herausgekommen.
1909, als ich fünf Jahre alt war, beschloß mein Vater, daß es nun für meine Schwester und mich an der Zeit sei, die englische Sprache zu erlernen, damit wir sie ebenso beherrschten wie die deutsche. So schickte er uns denn mit unserer Mutter auf Verwandtenbesuch nach Australien, während er selbst für die Weidemannsche Buchhandlung seine Geschichte der englischen Literatur schrieb, die zu einem Standardwerk für deutsche Schulen und Universitäten werden sollte. Als ich achtzehn Monate später zurückkehrte, sprach ich nicht allein englisch, sondern sogar – zur Bestürzung meines phonetisch empfindlichen Vaters – ein breites Australisch.

Hat mein Vater auf Grund seiner Tätigkeit an der Universität und vor allem an der Kriegsakademie, wo er mit Generalstabsoffizieren zusammenkam, den Krieg zwischen England und Deutschland voraussehen können? Jedenfalls hörte ich, wenn er bei Tisch über Politik sprach, immer wieder aus seinem Mund ernste Warnungen vor den aggressiven Absichten der deutschen Regierung. Er übte scharfe Kritik an Asquith's liberalem Kabinett und seiner gefährlichen Bereitwilligkeit, an die Friedens- und Freundschaftsbeteuerungen des Kaisers zu glauben. Immer von neuem betonte er, die beste Art, einen Krieg zu vermeiden, sei für England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; eine solche Maßnahme würde den Deutschen zeigen, daß wir bereit seien zu kämpfen. So heftig waren die Worte, mit denen mein Vater bei Tisch den ›gefährlichen Größenwahn‹ und die ›Labilität‹ des Kaisers anprangerte, daß sie mich fast in Schwierigkeiten mit der Polizei brachten. Denn ich schluckte sie nur allzu eifrig.
Eines Morgens, als ich mit meinem ›Fräulein‹ im Tiergarten spazierenging, begegneten wir dem Kaiser bei einem Ausritt mit einigen Herren seines Hofs. Er saß auf einem weißen Schlachtroß und trug die leuchtend weiße Uniform und den silbernen Harnisch der Gardekürassiere. Vervollständigt wurde dieser Anzug durch einen silbernen Helm. »Der sieht ja aus wie'n richtja Lohengrin!« bemerkte ein unehrerbietiger Berliner. Aber ich war unendlich beeindruckt – so sehr, daß ich vergaß, meinen Matrosenstrohhut abzunehmen. »Zieh den Hut vor Seiner Kaiserlichen Majestät, du ungezogener Bengel!« sagte mein ›Fräulein‹

und riß ihn mir vom Kopf. Das Gummiband schnappte zurück und kniff mich. Vielleicht war dies der Hauptgrund, warum sich der junge Delmer, während der Kaiser zu ihm hinschaute, zum Echo seines Vaters machte und sagte: »Der Kaiser ist auch ungezogen. Und das ist ein englischer Matrosenhut, kein deutscher.« Das war er tatsächlich: er kam direkt aus den Army and Navy Stores in London, und auf dem Hutband stand ›H.M.S. Orion‹. Aber dieses Körnchen Wahrheit in meinem empörenden Ausspruch besänftigte keineswegs den Schutzmann mit seiner Pickelhaube und dem großen Schleppsäbel. Er hielt mir eine strenge Lektion über das Verbrechen der Majestätsbeleidigung und drohte mir, mich mit auf die Wache zu nehmen.

Doch trotz all seiner Warnreden gegen die ›knieweiche Dummheit‹ von Asquith und Haldane und die aggressiven Ambitionen des Kaisers und seiner Ratgeber hörte mein Vater nie auf, die Deutschen zu bewundern und zu lieben. Noch bis zur allerletzten Minute hoffte er, es werde keinen Krieg geben, obgleich er fürchtete, daß es dazu kommen werde.
Dies ist einer der Gründe, warum er sich noch in Deutschland befand, als am 4. August 1914 der Krieg zwischen England und Deutschland ausbrach. Er und mit ihm wir, seine Familie, wurden im Feindesland von diesem Ereignis überrascht.

2. *Schuljunge im feindlichen Ausland*

Wenn ich heute höre, wie Adenauer die Rückgliederung der verlorenen deutschen Ostgebiete fordert und sein Kabinettskollege Seebohm mit pathetischen Worten von der deutschen Mission spricht, Osteuropa vom bolschewistischen Joch zu befreien, muß ich unwillkürlich an jene sonnigen Juli- und Augusttage des Jahres 1914 denken. Und ich frage mich: »Ist es möglich? Sind sie noch einmal dazu fähig? Hat 1945 ebensowenig Eindruck auf sie gemacht wie 1918?«

Im Sommer 1914 erlebte ich es zum erstenmal, wie die Deutschen, die ich liebte und als freundliche Menschen kennengelernt hatte, sich plötzlich in eine an Raserei grenzende Ekstase nationaler Angriffslust hineinsteigerten, die sie für Patriotismus hielten. Die Eltern der kleinen Mädchen und Jungen, mit denen ich im Kurpark gespielt hatte – Menschen, die bis dahin immer nett zu mir gewesen waren –, starrten mich auf einmal mit haßverzerrten Gesichtern an und scheuchten mich von ihren Kindern fort. »Mach, daß du wegkommst, englischer Lausejunge!« riefen sie. »Du verdienst eine tüchtige Tracht Prügel! Raus!«

Ich weiß, daß in England im August 1914 die Dinge nicht viel besser standen. Als die Deutschen ihre Verträge brachen, in Belgien einmarschierten und England dem Kaiser den Krieg erklärte, warf der Londoner Mob Steine in deutsche Bäckerläden, verbrannte deutsche Musik und zwang den Prinzen Ludwig von Battenberg, der damals erster Seelord war, seinen Abschied zu nehmen. Aber in England erschienen Protestbriefe in den Zeitungen, während in Deutschland nichts dergleichen geschah.

Meine Mutter, meine Schwester und ich verbrachten gemeinsam mit Freunden die Sommerferien im Südharz. Mein Vater war nicht mitgekommen; er war in Berlin geblieben, um seine Vorlesungen für das nächste Semester vorzubereiten. Das ist wiederum ein Grund, warum er nicht rechtzeitig aus Deutschland herauskam. Denn mein Vater blieb in Berlin und wartete auf uns, anstatt ohne uns abzureisen, wie er es

hätte tun sollen. Dabei gab es genug drohende Vorzeichen der kommenden Ereignisse, sogar in dem hübschen kleinen Kurort Bad Sachsa. Auf dem Jahrmarkt des Ortes war ein Zelt mit einem Kinematographen, in dem die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich und seiner Gemahlin gezeigt wurde. Wir gingen alle hin, um die Bilder zu sehen. Bei jeder Vorführung erhob sich ein Kriegsgeschrei. »Nieder mit Serbien! Nieder mit den Mördern!« ertönten Stimmen aus dem Publikum. »Das sollen sie büßen!« schrien andere. »Österreich muß marschieren!« Und die Leute applaudierten, so wie die Deutschen es in jenen Tagen immer taten, wenn einer laut den Krieg forderte.

Als ich ein paar Tage später beim Aufwachen aus dem Fenster schaute, waren die schönen grünen Wiesen von Bad Sachsa übersät mit kampierenden Soldaten – Soldaten, an denen ich zum erstenmal die feldgraue Uniform sah, die sie beim Einmarsch in Belgien tragen sollten. Auch eine Nachrichteneinheit war dabei, die über eine nagelneue Funktelegraphenstation verfügte.

Zusammen mit den Kurgästen und Einwohnern von Bad Sachsa sah ich zu, wie die Soldaten den hohen Mast emporkurbelten, die Antennen anbrachten und den Motor ihres elektrischen Generators anlaufen ließen. Sein Rattern und Dröhnen sandte ein zorniges Echo durch die Täler – das erste Echo des modernen Kriegs.

Alle Menschen um uns sprachen mit leuchtenden Augen von den ›tapferen Jungen‹ und davon, wie sie es den Russen und den Franzosen geben würden, wenn der Kaiser ihnen Gelegenheit dazu verschaffte. Die Engländer würden sich, wie alle erklärten, aus der Sache heraushalten. Dann, am 26. Juli, war jede telegraphische Verbindung zwischen Bad Sachsa und Berlin plötzlich abgeschnitten. Zwar wurde das nicht öffentlich bekanntgegeben – die Menschen gingen noch immer in das kleine Postamt und gaben ihre Telegramme auf, aber keines wurde übermittelt. Mein Vater erhielt nie eine der Depeschen, in denen meine Mutter ihn um Instruktionen bat. So blieben wir denn in Bad Sachsa.

Und dann kam die Szene mit den Eltern meiner Gespielen im Kurpark. Meine Mutter beschloß, daß wir abreisen müßten. Im Zug sprachen wir Delmers nur deutsch; wir wollten keinen weiteren »Engländer-raus«-Rummel erleben. Die Eisenbahnstrecken waren blockiert. Zug um Zug mit hurraschreienden Soldaten fuhr an uns vorüber. Die Leute in unserem Abteil winkten und hurraten zurück und erzählten einander mit freudestrahlenden Gesichtern: »Diesmal gibt's Krieg. Diesmal werden wir's ihnen wirklich zeigen!«

Wenn ich heute an das alles zurückdenke, habe ich den Eindruck, daß vieles an dieser Begeisterung künstlich war. Die Menschen hatten sich hineingesteigert, weil es für richtig und patriotisch galt, den Krieg herbeizuwünschen.
»Ein kurzer, fröhlicher Krieg!« erklärte der kahlgeschorene alte Geheimrat auf dem Fenstersitz mit blitzenden Augen. Ich starrte ihn fasziniert an. Denn sein Schädel war zwar kahl geschoren, aber er trug einen riesigen Tirpitzbart, der wie ein umgekehrtes V aus Haaren wirkte. Er unterhielt sich mit einem Studenten, der ihm gegenübersaß und der uns allen erzählt hatte, er sei unterwegs, um sich bei seinem Regiment zu melden. »Genau das, was unser Vaterland braucht«, versicherte der Geheimrat munter. »Ein kleiner Aderlaß hat noch nie geschadet. Jetzt wird unser Kaiser der Welt einmal beweisen können, wer wir sind. Welchem Regiment gehören Sie an, Herr Assessor?«
Es war ein patriotisches Gespräch, wie sie serienweise in den Geschichten aus dem ›glorreichen Krieg von 1870‹ in meinem Schullesebuch standen.
Vierundzwanzig Stunden später, am Abend des 31. Juli, hielten wir nach einer Reise, die anstatt sechs Stunden eine Nacht und einen Tag gedauert hatte, auf einem Nebengleis direkt vor Berlin. Ein befrackter Kellner kam aus einem kleinen Restaurant, dessen Garten an die Bahnlinie grenzte, und las uns die offizielle Mobilmachungsorder vor. Eine Serviette hing ihm aus der Tasche, und in der Hand hielt er das Extrablatt des ›Berliner Tageblatts‹ mit der Bekanntmachung. Seine Stimme überschlug sich in patriotischem Eifer, und die Spitzen seines steifgewichsten Kaiser-Wilhelm-Schnurrbarts zitterten.
»Drei Hurras!« schrie er. »Drei Hurras für Seine glorreiche Majestät, den Kaiser, für unsere tapfere Armee und unsere tapfere Marine. Hurra! Hurra! Hurra!« Der ganze Zug stimmte ein, und dann sangen sie »Heil dir im Siegerkranz«. Fahrgäste sprangen auf die Schienen, um das historische Extrablatt des Kellners zu sehen. Einige Enthusiasten wollten ihn auf die Schultern heben, aber er winkte ab.
»Ich muß sofort weg, mich melden – als Kriegsfreiwilliger!« verkündete er pathetisch. Damit stürzte er ins Restaurant zurück und ward nicht mehr gesehen.
Am Anhalter Bahnhof drängte sich eine unübersehbare aufgeregte Menge. Der ›kurze fröhliche Krieg‹, von dem der Geheimrat gesprochen hatte, war genau das, was an jenem Abend jeder Berliner sich wünschte oder doch seinen Nachbarn und sich selber gegenüber zu wünschen vorgab.

»Deutschland, Deutschland über alles« und »Heil dir im Siegerkranz« dröhnte es betäubend in unsere Ohren, und zwischendurch erhoben sich gellende Rufe: »Nieder mit England!«, »Es lebe der Kaiser!«. Nieder mit England – obgleich wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht in den Krieg eingetreten waren. Aber ebenso wie die Eltern meiner kleinen Freunde in Bad Sachsa hatten auch die Berliner nun entschieden, daß es Krieg mit England geben werde. England war der Verräter. England war der Hauptfeind. Die Kriegspropaganda hielt sie gefangen.
Ich sah eine Gruppe jubelnder Patrioten, die einen überraschten und verwirrten Japaner auf den Schultern durch die Straßen trugen. »Hoch die Japaner!« riefen sie. »Hoch! Hoch! Hoch!« Eine Abendzeitung hatte ein Extrablatt mit der Meldung herausgebracht, daß die Japaner auf der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten seien – ein Exklusivknüller, der nur achtundzwanzig Jahre zu früh kam!
Als wir endlich zu Hause anlangten, fanden wir meinen Vater in seinem Studierzimmer vor. In seinen weißen Flanelltennishosen und der dicken weißen Strickjacke sah er wie ein bekümmerter Eisbär aus. Rings um ihn breitete sich ein Wust von Zeitungen und Notizen. Er war beim Schreiben, als wir hereinkamen, bei der Vorbereitung seiner Universitätsvorlesungen für das nächste Semester.
An diesem Abend und all die folgenden Wochen hindurch berieten meine Eltern immer wieder, ob meine Mutter versuchen sollte, mit meiner Schwester und mir nach England zu kommen, während mein Vater in Berlin blieb, oder ob wir alle bleiben und darauf hoffen sollten, daß man uns eines Tages gestattete, gemeinsam Deutschland zu verlassen. Mehrere Male änderten meine Eltern den schon gefaßten Entschluß. Auf der verlassenen Britischen Botschaft stellten uns die amerikanischen Diplomaten, die jetzt die englischen Interessen vertraten, drei neue britische Pässe aus – nicht die sauber gebundenen kleinen blauen Bücher, die heutzutage ausgegeben werden, sondern mächtige, unhandliche Bögen aus steifem Pergament, die, wenn man sie auseinanderfaltete, so groß wirkten wie die ›Times‹.
Aber wir fuhren nicht ab, obgleich wir unsere Pässe hatten – und einmal sogar unsere Fahrkarten. Nicht, bevor drei weitere Jahre verstrichen waren.

Als die Nachrichten über die deutschen Siege in Belgien und Frankreich durchkamen, nahmen das Kriegsfieber und die patriotische Hysterie rings um uns immer größere Ausmaße an. Die Menschen wurden zusehends aggressiver, je näher der Endsieg zu rücken schien.

Jeden Tag schrieb Herr Ziethen, der alte Polizeiwachtmeister von der Wache uns gegenüber, mit seiner steifen, sorgfältigen Handschrift den Heeresbericht nieder. Dann watschelte er, den Zwicker auf die Nase geklemmt, die Pickelhaube auf dem Kopf und den Schleppsäbel an der Seite, auf die Straße hinaus und wies mit zitternden Händen der wartenden Menge das Papier vor. »Ruhe! Ruhe!« kommandierte er. Daraufhin verlas er feierlich und langsam die großen Neuigkeiten, und die Menge brach in Jubelrufe aus und stimmte ein vaterländisches Lied an. Und während der Wachtmeister noch das Blatt mit Reißzwecken anheftete und das Glasfenster seines Bekanntmachungskastens schloß, wurden von den Balkonen und aus den Fenstern ringsum die Fahnen herausgehängt. Und nicht nur deutsche Fahnen. Aus den Fenstern der Ausländer, die in unserer Straße wohnten, wehten dänische, griechische, Schweizer und schwedische Fahnen und sogar ein oder zwei Sternenbanner. Alle wollten sie ihre Freude über die deutschen Siege zeigen.
Nur ein einziger Balkon auf der ganzen Straße blieb kahl und schmucklos – der Balkon der Delmers. Und obgleich ich wußte, daß es nicht recht von mir war, war ich in meinem Jungenherzen doch verzweifelt und ärgerlich über dieses Abseitsstehenmüssen. Ich wünschte mir, an der Freude der übrigen Straßenbewohner teilnehmen und auch eine Fahne heraushängen zu können. Einmal war ich sogar schon mit einer kleinen Fahne auf unserem Balkon – ausgerechnet dem Royal Standard, der von der Jacht *Seagull* meines englischen Großonkels Edward Williamson stammte und den dieser mir bei unserem letzten Besuch in England vor dem Krieg geschenkt hatte. Gerade wollte ich ihn in einen Geranienkasten stecken, als die feste Hand meiner Mutter mich zurückzerrte und uns vor einem historischen Skandal bewahrte.
Selbst Herrn Mühling, unseren jüdischen Frisör, hatte das Kriegsfieber dieser ersten Monate gepackt. Nicht, daß er sich etwa, wie einige andere Ladenbesitzer, geweigert hätte, uns weiter zu bedienen, oder seine Schere weggelegt hätte, wenn ich in sein Geschäft kam, um mir die Haare schneiden zu lassen. Er war so freundlich wie stets und machte noch immer denselben alten Witz, wenn er die beiden dicken Bände des Berliner Adreßbuchs als Unterlage auf meinen Stuhl packte: »Paß auf, Tommy, jetzt bist du ein Riese. Du sitzt auf Großberlin.«
Jeden Tag verließ Herr Mühling sein Geschäft und wanderte zu dem Gartenzaun des Biergartens Charlottenhof, der in ein Lazarett umgewandelt worden war. Dort stand er, führte patriotische Gespräche mit den Verwundeten und beschenkte sie mit Zigaretten. Und ich ging gern mit ihm, stellte mich daneben und hörte zu.

»Und wie war's draußen an der Front?« fragte Herr Mühling.
»Herrlich! Einfach herrlich!« antwortete der Soldat in der blau und weiß gestreiften Lazarettuniform, und seine blauen Augen in dem blassen, blutleeren Gesicht leuchteten auf.
»Mein Sohn ist auch draußen«, sagte Herr Mühling stolz. »Er soll zum Offizier befördert werden. Und er schreibt mir auch immer, wie herrlich es an der Front ist. Es muß ein erhebendes Gefühl sein, Feinde fürs Vaterland zu töten.«
Armer kleiner Herr Mühling. Er war außer sich vor Stolz, daß seinem Sohn, einem ungewöhnlich begabten jungen Menschen, der der Primus in der Oberprima meines Gymnasiums gewesen war, trotz seiner jüdischen Abstammung das Offizierspatent verliehen werden sollte. Nur vier Monate später kam die Nachricht, daß der junge Siegfried Mühling bei dem Massaker von Langemarck gefallen war. Die alte Mama Mühling, die von Anfang an die schlimmsten Befürchtungen gehabt hatte, wurde von schwerer Melancholie befallen und mußte in eine Anstalt für Geisteskranke gebracht werden, wo sie bald darauf starb. Moses Mühling überlebte sie nicht lange.
Doch in jenen ersten Wochen und Monaten war auch der freundliche alte Herr Mühling von der Glut rechtschaffener Begeisterung für den Kaiser, das deutsche Heer und den Krieg erfüllt.
Und was für Gerüchte damals umgingen! Eins, das meine romantische Phantasie ganz gefangennahm, besagte, daß zwei von russischen Offizieren gelenkte Autos von Frankreich aus versuchten, mit einer Ladung französischen Golds für den Zaren quer durch Deutschland nach Rußland zu gelangen. Ein Sekundaner aus meiner Schule, der zusammen mit Sekundanern von anderen Berliner Schulen, mit einer Armbinde und einem Gewehr versehen, Brücken und Eisenbahnübergänge bewachen mußte, erzählte mir stolz, wie sie hinter den »Goldautos« her seien. Jeden Tag wurden Wagen angehalten und nach dem geheimnisvollen Gold und den ebenso geheimnisvollen Russen durchsucht. Einige, wie zum Beispiel der uns befreundete Industrielle Rechberg, wurden angeschossen. Dreißig Jahre später, als es während des Zweiten Weltkriegs meine Aufgabe war, die Deutschen irrezuführen und zu täuschen, erinnerte ich mich an dieses Gerücht und machte erfolgreich Gebrauch davon.

Ich habe heute einen kleinen Sohn von zehn Jahren – genauso alt wie ich zu jener Zeit, als mir die Prüfung auferlegt wurde, inmitten einer Orgie der Kriegshysterie als kleiner englischer Junge ein deutsches

Gymnasium zu besuchen. Ich verstehe heute, warum meine Eltern so angstvoll berieten, ob meine Mutter nicht lieber meinen Vater in Berlin allein lassen und mit den Kindern nach England zurückkehren solle, als uns der charakterlichen Gefährdung durch die Doppelzüngigkeit auszusetzen, die ein Leben im Feindesland unweigerlich erforderte. Aber ich bin froh, daß wir nicht wegfuhren. Ich glaube nicht, daß diese Erfahrung mir irgendwie geschadet hat. Und ich hatte auf diese Weise auch Gelegenheit, zu beobachten, wie die künstlich aufgeputschte Kriegsbegeisterung der Deutschen sich allmählich abkühlte, wie Mißmut, Apathie und Zynismus an die Stelle der heroischen Tiraden traten, die in den ersten Wochen allenthalben zu hören waren. Und als einen weiteren Gewinn unseres Dableibens verzeichne ich die Erfahrungen mit jenen anderen Deutschen, die sich, unberührt von der Hysterie um sie herum, uns gegenüber stets freundlich, hochherzig und menschlich verhielten.

Nicht daß ich nicht auch meine Schwierigkeiten gehabt hätte – besonders in jener allerersten Zeit.

Draußen im Tiergarten beschloß ein dicker Junge aus meiner Klasse gemeinsam mit einem anderen viel kleineren, daß Ehre und Vaterlandsliebe von ihnen verlangten, einen Kampf mit dem ›dreckigen Engländer‹ zu beginnen. Er hieß Schneider und sein Spitzname lautete ›Bomme‹. Bommes Vater hatte aus Patriotismus – und wohl auch aus kaufmännischer Tüchtigkeit – seine Zahnarztstuhlfabrik in eine Munitionsfabrik umgewandelt. Und Bomme fühlte sich wichtig. Stunden um Stunden – so wenigstens erschien es mir damals – tänzelten wir auf dem Beton des so peinlich öffentlichen ›Großen Wegs‹ herum und bearbeiteten einander mit den Fäusten: zwei kleine Jungen in gestreiften Kieler Matrosenblusen, kurzen blauen Hosen, Schuhen und Söckchen. Immer mehr Leute blieben stehen, um uns zuzusehen – Dienstmädchen mit Kinderwagen, gesetzt dreinblickende Eltern, die einen Spaziergang mit ihren Kindern machten, und natürlich auch eine Menge kleine Jungen und Mädchen.

Ich hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen dabei, denn ich mußte immer daran denken, daß mein Vater mir eingeschärft hatte, nichts zu tun, was die Aufmerksamkeit der Leute auf mich lenken mußte. Schneider begleitete seine nicht sehr wirksamen Angriffe mit wilden Schmähreden gegen England, die ich – das war meine erste Lehrstunde in Diplomatie! – klüglich unbeantwortet ließ.

Der andere Junge, ein fröhliches und schmächtiges kleines Kerlchen namens Fritz Belleville (sein Vater war der Chefstenograph des Reichs-

tags), war eifrig damit beschäftigt, einen laufenden Kommentar zu liefern und allen Umstehenden zu erklären, daß ›Bomme‹ einem verhaßten Feind eine Abreibung erteile. Um seinen eigenen Patriotismus zu betonen – zweifellos hielt er das für ratsam, da sein französischer Nachname ihn schon verdächtig gemacht hatte –, fuhr Fritz mit einem jener vierrädrigen Selbstfahrer – ›Fliegende Holländer‹ hießen sie – auf mich los, die damals um 1914, als es noch keine Roller gab, der ganze Stolz kleiner Jungen waren. Doch ich versetzte Fritzi einen kräftigen Stoß, der sein Fahrzeug umkippte und ihn, alle viere ausgestreckt, auf dem Parkweg landen ließ.

Unterdessen hatten sich so viele Menschen um uns geschart, daß ich schon befürchtete, ein Schutzmann könne erscheinen, um sich zu vergewissern, was hier los war. (Wir kleinen Jungen, die im Tiergarten spielten, hatten mächtigen Respekt vor der Polizei.) Aber genau im richtigen Augenblick tauchte Harry Deglau auf, ein großer Junge aus meiner Klasse, der zwei Jahre älter war als Bomme und ich. Er machte dem Kampf ein Ende und schickte uns beide nach Hause. Wir gehorchten ihm und überließen das Feld der Ehre Fritzi, der zurückblieb, um der versammelten Menge einen Bericht über die denkwürdige Schlacht zu liefern.

Ich habe Harry Deglau sein Eingreifen in diesem kritischen Augenblick nie vergessen, und dreißig Jahre später, als ich Offizier der Kontrollkommission war und Deglau ein kranker und enttäuschter Angehöriger der Polizeitruppe, die Polen besetzt hatte, suchte ich ihn in Berlin auf und konnte ihm einen kleinen Dank für die Hilfe erstatten, die er mir seinerzeit auf dem ›Großen Weg‹ im Tiergarten geleistet hatte. Als ich ihn fand, lag er auf einer Pritsche zwischen anderen kranken Soldaten ausgerechnet auf dem Schulhof meines alten Berliner Gymnasiums, aus dem man ein Lazarett gemacht hatte.

Die Vorlesungen, an denen mein Vater arbeitete, als wir am Abend des 31. Juli nach Berlin zurückkehrten, wurden nie gehalten. Professor Alois Brandl, der rotbäckige, schnurrbärtige Shakespeare-Spezialist, der als Dekan der Fakultät meines Vaters vorstand, teilte ihm mit, daß die Universität größten Wert auf seine weitere Mitarbeit lege, falls er sich als Deutscher naturalisieren lasse und ein treuer Untertan Seiner Kaiserlichen Majestät werde.

Drei Tage nachdem mein Vater diesen Vorschlag offiziell abgelehnt hatte, klingelte um fünf Uhr dreißig morgens ein Polizist an unserer Wohnungstür. Es war ein Schutzmann von der Polizeiwache auf un-

serer Straße. Höflich bat er meinen Vater, aufzustehen, sich anzukleiden, das Nötigste zusammenzupacken und mitzukommen. Mein Vater, so erklärte er, solle ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz gebracht werden.

»Es tut mir sehr leid, Herr Professor«, entschuldigte er sich, »aber ich habe den dienstlichen Befehl. Mir ist es, genau wie jedem anderen aus der Straße hier, sehr peinlich, wenn ich dem Herrn Professor Unannehmlichkeiten machen muß. Ich bin sicher, daß es sich nur um einen Irrtum handelt, der sich bald aufklären wird. Dann können der Herr Professor wieder nach Hause in seine Wohnung zurück.«

Und damit stellte er seine Pickelhaube auf dem Fußboden ab und setzte sich, eine Tasse Kaffee in den Händen, direkt unter die gekreuzten Ruder aus der Universitätszeit meines Vaters, seine Crewfotografien und die anderen athletischen und akademischen Trophäen, die unser ›Entrée‹ zierten, wie der Flur einer Berliner Wohnung in jenen Tagen vornehm benannt wurde. (Er war tatsächlich ein sehr freundlicher und verständnisvoller Polizist; das sollten mein Schulkamerad Hans Herwarth von Bittenfeld – bis vor kurzem Botschafter der Bundesregierung in London – und ich ein paar Monate später bestätigt finden, als derselbe Mann uns vor einem vor Wut zitternden Eisverkäufer in Schutz nahm, den wir auf dem Nachhauseweg von der Schule geneckt hatten.)

Doch an jenem Septembermorgen des Jahres 1914 muß der freundliche Schutzmann mich wohl für einen sehr groben und unhöflichen kleinen Jungen gehalten haben. Denn ich stand in der Flurtür und starrte ihn unentwegt an. Ich hatte bis dahin noch nie einen Polizisten ohne seinen Helm gesehen. Und dieser Schutzmann in der blauen Uniform mit der großen Pistole in dem gelben Lederhalfter hatte nicht allein einen großen und spitzen roten Schnurrbart, sondern auch feuerrote Haare. Und ich sah genau die Grenzlinie zwischen seiner weißen Stirn und dem roten, sonnenverbrannten Gesicht, die Linie, an der sein Helm endete. Irgendwie machten all diese Eindrücke jenen Zeitpunkt dreifach denkwürdig. Vielleicht halfen sie uns auch, die Fassung zu bewahren, denn keiner von uns machte eine Szene oder brach in Tränen aus.

Nicht einmal eine ›Grüne Minna‹ oder ein anderes Transportfahrzeug war vorhanden, als mein Vater zusammen mit den anderen britischen Zivilgefangenen vom Alex zu dem Zug geführt wurde, der sie ins Internierungslager bringen sollte. Dieses Lager war für sie auf dem Rennplatz Ruhleben in der Nähe von Spandau eingerichtet worden. Sie

wurden unter Bewachung durch die grauen unfreundlichen Straßen von Berlin geführt und mußten, so gut sie konnten, ihre Sachen mitschleppen. Die Menschen, die sich auf den Bürgersteigen drängten, verhöhnten sie und überhäuften sie mit patriotischen Schmähungen – genau wie sie zwanzig Jahre später höhnten und schimpften, wenn Juden mit geschorenem Kopf und einem Schmähschild auf der Brust auf einem Karren durch die Straßen gefahren wurden.

Zweimal schaffte ich es, meinen Vater zu sehen, während er in Ruhleben war. Das erstemal war es nur ein kurzer Blick, den ich erhaschen konnte. Irgendwo hatten wir gehört, daß nicht weit vom Lager entfernt eine Brücke über einen Wasserlauf führte, von der aus man ins Lager hineinsehen konnte. So zogen wir denn eines Sonntags los, ohne Rücksicht auf die Polizeiverordnung, die meiner Mutter und uns verbot, die Grenzen des Berliner Stadtbezirks zu überschreiten.

Und tatsächlich war da eine Brücke und in einiger Entfernung das Lager mit seinem Stacheldrahtzaun und seinen Beobachtungstürmen. Ich kletterte auf das Brückengeländer. »Mammi, Mammi«, rief ich, »ich kann ihn sehen! Da hinten vor einer Art Baracke stehen viele Männer, und er steht fast am Ende der Schlange und liest in einem Buch. Er hat seinen alten Pelzmantel an!« Meine arme Mutter hatte Tränen in den Augen, als ich ihr das berichtete, aber sie konnte nicht auch auf das Geländer klettern, weil sie uns damit alle verdächtig gemacht hätte.

Die zweite Begegnung war das Resultat eines Winks, den unser guter englischer Pfarrer, der Reverend Harold Williams, uns gegeben hatte. Pastor Williams, der Kaplan an der kleinen Kirche der Britischen Botschaft im Montbijoupark, war freiwillig in Deutschland geblieben, um sich derer anzunehmen, die hier gestrandet waren. Er stattete dem Lager Ruhleben regelmäßig jede Woche einen Besuch ab.

»Sie hätten vielleicht die Chance, ihn einmal zu sprechen«, hatte er nach dem Abendgottesdienst in der Kirche zu meiner Mutter gesagt. »Sie müssen auf dem Weg zwischen dem Lager und den Badehäusern auf ihn warten.« Er fertigte eine kleine Zeichnung an, um ihr die Stelle genau zu zeigen. »Möglicherweise können Sie nächsten Donnerstag um Mittag herum Ihren Mann für einen kurzen Augenblick dort sehen, wenn er zur Entlausung hinübergeht. Aber Sie müssen Geduld haben, die Zeit steht nicht genau fest. Und nehmen Sie sich in acht, damit Sie nicht auffallen.«

Es waren nicht nur drei, sondern vier Menschen, die am folgenden Donnerstag auf dem verschlammten Weg standen und sich den kalten

Wind und den Sprühregen ins Gesicht wehen ließen. Denn Dr. Gisela Naprawnik, eine treue Studentin meines Vaters, hatte darauf bestanden, mit meiner Mutter, meiner Schwester und mir nach Ruhleben hinauszufahren. »Um euch kaiserlich deutsche Unterstützung zu verleihen«, hatte sie lachend gesagt.
Es war unerhört tapfer von ihr und typisch für jene anderen Deutschen, die sich um die offiziellen Parolen nicht kümmerten. Denn Gisela Naprawnik war Lehrerin und Staatsbeamtin. Dadurch, daß sie an jenem Morgen mit uns kam, riskierte sie nicht allein ihre Stellung und ihre Karriere, sondern auch ihre Freiheit.
Jeder von uns trug etwas bei sich, das er meinem Vater geben wollte, falls er eine Gelegenheit dazu bekam: ein Glas Marmelade, Tee, einen Korb mit Konserven, eine Wollmütze und einen Schal.
Ich muß wohl ein sehr nervöser kleiner Junge gewesen sein, denn ich erinnere mich, daß es mir vorkam, als hätten wir schon Stunden gewartet, als sich endlich ein Hintertürchen in dem mit Stacheldraht gesicherten Lattenzaun auftat. Heraus kam mein Vater unter Bewachung eines Landsturmmannes mit geschultertem Gewehr. Er sah grau, hager und kränklich aus. Aber als er uns erblickte, kam ein Lächeln auf sein Gesicht, das gleiche verlegene, sich selbst ironisierende Lächeln, mit dem er uns an jenem Abend begrüßt hatte, als wir aus Bad Sachsa kamen und ihn in seinem Arbeitszimmer vorfanden.
Es blieb uns knapp die Zeit, ihn zu umarmen und ihm rasch unsere Päckchen zuzustecken, bevor der Landsturmmann ihn auf das Badehaus zudrängte. Es war schon eine erstaunliche Freundlichkeit von dem Mann gewesen, daß er das Treffen überhaupt zugelassen hatte.

In der kurzen Unterhaltung mit meiner Mutter hatte mein Vater ihr eine erschreckende Neuigkeit mitgeteilt: Er war als englischer Spion angeklagt und eine formelle Untersuchung gegen ihn war eröffnet worden.
Der Gedanke, daß man ausgerechnet meinen Vater der Spionage verdächtigte, erschien meiner Mutter und Gisela Naprawnik damals als der Gipfel der Ungerechtigkeit. (Fräulein Dr. Naprawnik stammte aus Dresden und empfand die ganze Verachtung der echten Sächsin für die angeblich barbarischen und arroganten Preußen!)
Heute, nach sechs Jahren des heißen Kriegs mit Hitler und vielen Jahren des kalten Kriegs, den Moskau führt, bin ich etwas erfahrener in den Methoden der Spionage und Gegenspionage, und wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, muß ich doch zugeben, daß die deutsche Abwehr oder wie diese Organisation sich im Jahre 1914 sonst nannte, allen Anlaß hatte, meinen Vater etwas genauer unter die Lupe zu nehmen – und meine Mutter übrigens auch. Ich bin sicher, daß die britische M.I.5[1] es getan hätte, wenn meine Eltern während des Kriegs als Deutsche in England gelebt und sich so verhalten hätten, wie sie sich in Deutschland verhielten.
Denn trotz allem, was wir erlebt hatten, betrug mein Vater sich vor seiner Internierung so, als sei nichts geschehen, was ihn veranlassen könnte, seine Gewohnheiten zu ändern. Und zu diesen Gewohnheiten gehörten seine Spaziergänge im Tiergarten.
Nun war aber einer seiner Lieblingsspaziergänge, der Weg vom Bahnhof Tiergarten zum Bahnhof Zoo, zu einem riesigen Militärdurchgangslager gemacht worden, in dem die Truppen rasteten, die auf der Durchreise durch Berlin waren. Man war 1914 noch so sorglos, daß man dieses Lager keineswegs für das Publikum sperrte. Den Berlinern stand es frei, zwischen den Soldaten umherzuschlendern, mit ihnen über ihre Fronterlebnisse zu plaudern und Zigaretten, Schokolade und andere gute Sachen an sie zu verteilen.
Mein Vater mit seiner angeborenen irisch-australischen Neugier und seinem menschlichen Mitgefühl konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich mit den Soldaten zu unterhalten, und der Anlaß ergab sich um so leichter, als wir Gymnasiasten von unseren Lehrern aufgefordert worden waren, den Soldaten ›Liebesgaben‹ zu bringen. So machten denn die Delmers ihren Nachmittagsspaziergang öfters durch das Lager. Ich erinnere mich noch heute an den Geruch nach Schweiß und Leder, der von den Soldaten ausging, während mein Vater mit ihnen plauderte und meine Mutter, meine Schwester und ich fröhlich Kaffee und Kakao aus Thermosflaschen ausschenkten und Zigaretten verteilten.
Ein Spion, der über die nötigen Verbindungen verfügte, um seine Nachrichten durchzugeben, hätte es hier leicht gehabt, das Wissen des Kriegsministeriums in London über die Aufstellung und die Bewegungen der verschiedenen deutschen Truppenteile mit wertvollem Material zu vervollständigen – vor allem da die meisten der hier auf den sandigen Reitwegen zwischen Bahnhof Zoo und Bahnhof Tiergarten kampierenden Truppen Einheiten angehörten, die von der Westfront abgezogen und nach Osten geworfen wurden, um den in Ostpreußen

[1] M.I.5 = Abteilung 5 der Military Intelligence, die mit der Abwehr der feindlichen Agententätigkeit beauftragt ist.

eindringenden Russen zu begegnen. Es war jene panische Truppenverschiebung, die zur Folge hatte, daß der Kaiser die Marneschlacht und schließlich auch den Krieg verlor.
Ich nehme an, daß irgend jemand meinen Vater bei einem dieser Spaziergänge im Tiergarten beobachtet haben muß. Und dieser Jemand hatte seine Beobachtungen zweifellos weitergemeldet. Zu allem Übel hatten unsere Dienstmädchen, zwei lustige Berlinerinnen, die meiner Schwester und mir die ordinärsten Schlager aus den Varietés beibrachten, meinen Vater nicht nur als Spion denunziert, sondern auch angegeben, er halte aufrührerische Reden gegen Kaiser und Vaterland. Die uns freundlich gesinnten Polizisten auf der Wache unserem Haus gegenüber hatten diese Anzeigen zunächst sauber zusammengefaltet und beiseite gelegt. Doch nun, da die Untersuchung gegen meinen Vater von höherer Seite eingeleitet worden war – das Ganze gehörte vermutlich zu einer größeren Aktion, um herauszubekommen, wie der englische Spionagedienst so schnell über die deutschen Truppenbewegungen hatte orientiert werden können –, erinnerte man sich der früheren Anzeigen und holte sie wieder hervor.
Ich kann nur sagen, daß ich den unbekannten deutschen Offizier, der die Untersuchung leitete, zu seiner vernünftigen und anständigen Haltung beglückwünsche. Denn nach den Verhören, die sich über acht Wochen hinzogen, kamen die Behörden zu der Ansicht, daß die Aussagen meines Vaters zutrafen: daß seine Besuche im Truppenlager und seine Gespräche mit den Soldaten harmlos waren und lediglich veranlaßt durch den Wunsch seines kleinen Sohnes, wie die anderen Sextaner den Soldaten Schokolade und Zigaretten zu bringen.
Die Anklage wegen Spionage wurde fallengelassen. Aber sie behielten meinen Vater trotzdem im Lager – in einer Pferdebox, die jetzt an Stelle eines Pferdes sechs Engländer beherbergte.

3. Strafe dem Verräter

In meiner Erinnerung ist Herr Hobrecht ein grauer Mann. Er trug einen grauen Anzug und einen grauen Hut mit breiter Krempe, hatte graue Haare, einen sauber geschnittenen grauen Bart und ernste graue Augen. Und er war sehr groß.
Herr Hobrecht war Architekt, und ihm gehörte unser Haus sowie die meisten Häuserblöcke auf der Flotowstraße, in der wir wohnten.
Wenn es irgend etwas über Mietfragen oder Reparaturen zu besprechen gab, erschien gewöhnlich sein Verwalter, Herr Liegnau, ein glatter, nervöser junger Mann mit einem weit vorstehenden Adamsapfel, der ihm in meinen Augen eine geradezu faszinierende Ähnlichkeit mit einem unserer früheren ›Fräuleins‹ verlieh.
Einige Wochen nachdem mein Vater ins Lager Ruhleben gebracht worden war, machte uns jedoch Herr Hobrecht persönlich seine Aufwartung. Meine Mutter, die immer auf das Schlimmste gefaßt war, dachte zuerst, er sei gekommen, um uns zu kündigen, zu erklären, daß er keine Engländer in seinen Wohnungen dulden könne, daß die anderen Mieter sich beschwert hätten und so weiter.
Genau das Gegenteil war der Fall.
»Frau Professor«, sagte der graue Mann, »ich habe erst gestern abend gehört, daß Ihr Gatte nach Ruhleben gebracht worden ist, und ich bin gekommen, um Ihnen meine tiefste Empörung und Beschämung darüber auszudrücken. Ich möchte gern alles, was in meiner Macht steht, tun, um Ihnen zu helfen, damit Sie nicht allzu schlecht von uns Deutschen denken. Wie steht es mit der Miete? Wäre es Ihnen recht, wenn wir sie herabsetzen, bis Ihr Gatte wieder auf freiem Fuß und imstande ist, Geld zu verdienen? Oder, besser noch, wir ziehen gar keine Miete von Ihnen ein, bis die Zeiten sich geändert haben. Ich bin gern bereit, sie zu stunden, bis dieser entsetzliche Krieg vorüber ist.« Meine Mutter erklärte sich mit einer Herabsetzung der Miete einverstanden.
Der Architekt und Hausbesitzer Hobrecht war jedoch nicht der einzige

Deutsche, der sich gegen uns besonders zuvorkommend verhielt in jener Zeit, da die aufgeputschten Leidenschaften die Deutschen in einen Taumel der Selbstgerechtigkeit und provinziellen Arroganz gegenüber den anderen Nationen gerissen hatten.

Unser Zahnarzt, ein freundlicher alter Jude namens Dr. Hans Hecht, weigerte sich, uns eine Rechnung zu schicken. Er sagte es meiner Mutter nicht ausdrücklich, da er sie nicht verletzen wollte, aber jedesmal wenn sie nach der Rechnung fragte, antwortete er: »Ach ja, richtig. Ich muß meine Sekretärin endlich einmal daran erinnern.« Aber er tat es nie und hatte auch gar nicht die Absicht.

Frühere Studenten meines Vaters schrieben und zahlten längst vergessene Darlehen zurück. Einige dieser Briefe kamen anonym. Denn schon 1914 – lange vor Hitlers Gestapo – fürchteten die Deutschen, daß eine persönliche Freundlichkeit gegenüber dem Angehörigen einer Feindmacht sie der ›nationalen Unzuverlässigkeit‹ oder sogar der ›Verbindung mit dem Feind‹ verdächtig machen könnte.

Neben den Durchschnittsdeutschen, die einem spontanen Konformismus huldigten, gab es jedoch auch eine Reihe deutscher Intellektueller, die gegen ihr besseres Wissen der Propaganda jener Kriegsclique gehorchten, die Deutschland und die ganze Welt in das Unheil von 1914 hineingerissen hatte.

Der ›alte‹ Dr. Lange, der Rektor meiner Schule, war ein gutes Beispiel dafür. (Er kann in Wirklichkeit gar nicht so alt gewesen sein, wie er mir vorkam, denn er wurde bereits im Herbst des Jahres 1914 als Kommandeur eines Landsturmbataillons einberufen.) Dr. Lange erteilte mir die erste eindrucksvolle Lektion über den Unterschied zwischen den privaten politischen Ansichten eines Deutschen und seinen Äußerungen in der Öffentlichkeit.

Richard Lange war der Typ eines Deutschen der alten liberalen Schule und dazu ein vorzüglicher Altphilologe. (Das Friedrichswerdersche Gymnasium, das ich besuchte und dessen Direktor er war, gehörte zu den berühmtesten humanistischen Gymnasien Deutschlands. Es wurde dann von Hitler, der es als eine ›Brutstätte der liberalen Reaktion‹ bezeichnete, geschlossen.)

Laut einer Verfügung, die das Unterrichtsministerium bei Kriegsausbruch erließ, hätte ich eigentlich als feindlicher Ausländer von der Schule verwiesen werden müssen. Dr. Lange setzte sich persönlich für mich ein und erwirkte mir die Erlaubnis, in der Schule zu verbleiben. Meine Mutter nahm mich mit, als sie Dr. Lange besuchte, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken. Der Direktor war ehrlich bewegt.

»Frau Professor«, sagte er, »dieser Krieg ist eine grauenvolle Tragödie. Wir sind hineingeschlittert. Keiner von uns hat ihn gewollt, Sie nicht und ich auch nicht. Und ich glaube auch nicht, daß das englische Volk oder die englische Regierung ihn gewollt haben. Je früher er zu Ende ist, um so besser. Aber ich fürchte, er wird noch lange dauern.«

Ketzerei, gefährliche Ketzerei fast jedes Wort, das er sagte, und ganz besonders seine Ablehnung des optimistischen Glaubens, daß es sich um einen Blitzkrieg handele und die siegreichen deutschen Truppen noch rechtzeitig durch das Brandenburger Tor marschieren würden, um mit ihren Familien Weihnachten zu feiern. Meine Mutter und ich waren tief beeindruckt. Doch auf dem Heimweg schärfte meine Mutter mir ein, daß ich von dem, was der Herr Direktor gesagt hatte, kein Wort weitererzählen dürfe. Wie recht sie damit tat!

Eine Woche später saß ich mit meinen Klassenkameraden bei der Eröffnungsfeier des neuen Schulhalbjahres in der großen Aula. Dr. Lange bestieg das Rednerpult unter der Gipsbüste des Kaisers, um dessen Stirn sich ein frischer grüner Lorbeerzweig wand.

Dann begann der Direktor zu sprechen. Ich glaubte nicht richtig zu hören. Denn da stand der freundliche, liberal gesinnte Dr. Lange mit verzerrtem Gesicht, auf dem sich der ganze wilhelminische Sieg-oder-Tod-Chauvinismus spiegelte, die Stimme bebend vor künstlicher Erregung, und begann eine wilde Haßrede gegen die Engländer. Dieses ›nichtswürdige Krämervolk‹, so erzählte er uns, habe schon seit langem seine Ränke geschmiedet, um das unschuldige Deutschland und seinen friedliebenden Kaiser mit einem Ring von Feinden zu umgeben. Und nun hatten sie zugeschlagen. Warum? Weil die Engländer neidisch und eifersüchtig auf das junge Deutschland waren, das sich seinen Platz im Welthandel eroberte, weil sie Deutschland seine jungen Kolonien nicht gönnten. Lange wütete gegen den ›Henker‹ Grey und den ›Mörder‹ Asquith. Voller Hohn erklärte er, Großbritannien und seine Satelliten auf dem Kontinent seien außerstande, dem Ansturm der deutschen Armeen unter der Führung ihres obersten Kriegsherrn, Seiner Kaiserlichen Majestät, zu begegnen. Und er bedauerte die Schüler der Prima, weil es ihnen sicherlich nicht vergönnt sein werde, an die Front zu kommen, bevor alles vorüber war. Aber etwas Gutes sei doch dabei, sagte er: »Wir werden das Weihnachtsfest und den Sieg des Kaisers gleichzeitig feiern können.«

Ich war wie vom Donner gerührt. Der kleine Delmer hätte nur zu gern seinen Klassenlehrer, Herrn Pehle, über die seltsamen Widersprüche zwischen dem, was der Herr Direktor heute sagte, und dem,

was er ihm und seiner Mutter vor einer Woche gesagt hatte, befragt. Aber glücklicherweise erinnerte er sich rechtzeitig an die strengen Weisungen seiner Mutter und hielt den Mund.

Mein Leben an dieser deutschen Schule hätte leicht zu einer Hölle der Terrorisierung und des Boykotts werden können. Daß dies nicht der Fall war, verdanke ich – dessen bin ich heute sicher – weitgehend dem Einfluß des sich nach außen so aggressiv gebärdenden Dr. Lange und des freundlichen Herrn Pehle. Und Harry Deglau.
Wenn ich heute an meine Schulzeit im Ersten Weltkrieg zurückdenke, so scheint mir, daß ich es in mancher Hinsicht als englischer Junge am Friedrichswerderschen Gymnasium in diesen zwei ersten Kriegsjahren besser hatte als in den zwei letzten Jahren, in denen ich die St.-Paul's-Schule in London besuchte und immer etwas als Außenseiter behandelt wurde, weil ich aus Deutschland gekommen war. Vielleicht lag dies teilweise an der englischen Art, sich gegen Ende des Krieges in ein wahres Crescendo von Haß und Wut hineinzusteigern, während die Deutschen sich meiner Erfahrung nach zu Beginn des Krieges, wenn ihnen der Sieg zu winken scheint, in eine wilde Orgie patriotischen Eifers stürzen und dann, wenn die Niederlage droht, immer weniger kriegsbegeistert und immer ›toleranter‹ und ›objektiver‹ werden.
Was auch immer die Ursache war, die meisten meiner Lehrer taten jedenfalls ihr Bestes, um mich so wenig wie möglich fühlen zu lassen, daß ich der Angehörige einer feindlichen Nation war. Alle außer zweien: unserem Turnlehrer, Herrn Schrör, und unserem Geschichtslehrer, einem fuchsgesichtigen alldeutschen Nationalisten namens Köhler. Diese beiden waren es, die mich die einzige echte Krise, die ich durchzumachen hatte, bis zur Neige auskosten ließen.
Ich war mit einigen meiner kleinen Freunde im Tiergarten, wo wir auf unserem bevorzugten Spielplatz Briefmarken tauschten und Völkerball spielten. Wir befanden uns mitten in einem Völkerballspiel, als plötzlich wie ein Herold vom Schlachtfeld ein Junge namens Heinz Steinhagen erschien und eine Zeitung schwenkte.
»Hier«, rief er, »hier haben wir eine Nachricht, die unserem Freund Delmer Freude machen wird. Der australische Kreuzer ›Sydney‹ hat unsere ›Emden‹ versenkt.« Die ›Emden‹ war ein deutscher Kreuzer, der, ebenso wie die ›Graf Spee‹ im Zweiten Weltkrieg, bei Kriegsausbruch auf See gewesen war und seitdem alle Ozeane durchstreift und englische Handelsschiffe versenkt hatte. Der Kommandant der ›Emden‹ und seine Leute galten zu Recht bei den Deutschen als Helden.

Das Spiel wurde abgebrochen, und wir drängten uns herzu, um das Zeitungsblatt in Augenschein zu nehmen. Zweifellos machte ich ein erfreutes Gesicht. Ich war erfreut. Dies war der erste britische Erfolg, über den seit Kriegsausbruch berichtet wurde. Aber war ich etwa so taktlos, in Jubel auszubrechen? Ich kann es kaum glauben. Denn der kleine Delmer hatte bereits gelernt, daß man sich diplomatisch verhalten muß, wenn man allein gegen eine Menge steht und überleben möchte.
Am nächsten Morgen ging ich in den Umkleideraum der Turnhalle, schleuderte meinen Schulranzen unter die Bank und begrüßte meine Klassenkameraden mit einem fröhlichen »Guten Morgen«. Aber nicht ein einziger erwiderte meinen Gruß. Statt dessen herrschte dramatisches, finsteres Schweigen. Dann hörte ich plötzlich ein Geflüster. »Verräter! Verräter!« zischte es mir entgegen. Und »Verräter! Verräter!« hallte es giftig von allen Seiten, so als sei ich bei einem geheimen Femegericht verklagt worden und meine Klassenkameraden seien die Richter mit den hohen Kapuzen, die jetzt das Urteil über mich sprachen.
Natürlich war das kindliches Theaterspiel, aber seinem Wesen nach die Art von Spiel, das auch an die romantischen und terroristischen Neigungen in der Seele des erwachsenen Deutschen appellierte.
Bevor ich herausfinden konnte, was ich eigentlich verraten haben sollte, läutete die Schulglocke, und wir strömten in die Turnhalle, um uns dort in einer Reihe vor dem alten ›Turnvater‹ Schrör aufzustellen. Heinz Steinhagen hielt die Hand hoch.
»Herr Schrör, wir haben einen Verräter unter uns. Der Engländer Delmer hat gesagt, er sei begeistert darüber, daß die ›Emden‹ versenkt worden ist. Und er hat drei Hochs auf den Sieg der ›Sydney‹ ausgebracht.«
»Wo war das?« forschte der ›Turnvater‹ mit strenger Miene.
»Auf dem Spielplatz am Großen Weg im Tiergarten. Sie haben dort Völkerball gespielt.«
»Gut«, sagte Schrör und reckte seinen Kinnbart vor Freude über dieses patriotische Drama. »Ihr müßt das eurem Klassenlehrer melden. Aber wenn ich da was zu sagen hätte, dann würde ich dem Verräter die größte Tracht Prügel seines Lebens verabreichen und ihn anschließend von der Schule verweisen. Und nun wollen wir mit unseren Übungen beginnen. Heute morgen sind die Hanteln dran.«
Jeder von uns nahm ein paar Hanteln vom Regal, während Schrör auf sein Podium kletterte.
»So«, begann er, »und jetzt stellt euch vor, daß ein Mensch wie dieser

Verräter vor euren Füßen liegt. Schlagt mit beiden Hanteln auf ihn ein – fester, fester – so ist's recht. Brav, Jungens!« Es kam Herrn Schrör nicht in den Sinn, daß man einen Gegner nicht schlagen darf, wenn er bereits am Boden liegt. In dieser Tonart ging es die ganze Unterrichtsstunde hindurch weiter. Herr Schrör benutzte jede erdenkliche Gelegenheit, um eine körperliche Strafe für den Verräter als Teil unserer Turnübungen in der Phantasie der Klasse heraufzubeschwören. Selbst als wir draußen zum Sandkasten gingen, um Handgranatenwerfen zu üben – es waren selbstverständlich keine richtigen Granaten, sondern Eisenstücke in Granatenform –, mußten wir uns vorstellen, wir schleuderten sie auf einen Haufen Engländer – »auf solche Kerle wie diesen Verräter Delmer hier!«

In der nächsten Stunde, die Köhler gab, begann die ganze Sache von neuem: Wieder meldete Steinhagen stolz mein Verbrechen, und Köhler befragte mich mit strenger Miene. Ich haßte Köhler. Meine Antworten waren kurz und verschlossen. Schließlich hatte Köhler einen genialen Einfall.

»Wenn ich zu entscheiden hätte«, sagte er, »dann wäre dieser Bengel längst von der Schule entfernt worden. Aber jetzt ist es an euch, zu beweisen, was für tapfere Soldaten des Kaisers ihr seid. Straft ihn selbst. Ich schlage vor, daß Kai-Heinz von Rumohr als der Adlige in der Klasse das Vorrecht haben soll, den Verräter zu züchtigen und ihm zu zeigen, was zwei tüchtige deutsche Fäuste auf dem Gesicht eines Engländers anrichten können!«

Unseliger Herr Köhler! Seine Verehrung für den Adel machte ihn blind für die Ungleichheit und Wirkungslosigkeit des Kampfes, den er vorschlug. Denn Rumohr war ein langer, schlaksiger Junge, der zu schnell hochgeschossen war und keine Muskeln hatte. Er war keineswegs der richtige Gegner für mich – damals! (Heute, wo ich ein alter Fettwanst bin, wäre es sicher anders!)

Als die Schulglocke läutete, gingen wir alle hinaus in den Schulhof. Die anderen bildeten einen Kreis, und der nervöse Rumohr und ich gingen aufeinander los. Natürlich kam es so, wie jeder von uns im voraus gewußt hatte: Nicht ich trug eine blutige Nase davon, sondern Rumohr.

Aber veranlaßte das etwa diese Berliner Jungen, sich jetzt wie ein Rudel Wölfe auf mich zu stürzen und dafür zu sorgen, daß die schmerzliche Strafe, die Rumohr mir im Einzelgang nicht hatte erteilen können, mir von allen kollektiv erteilt wurde? Keineswegs. Die Kampfregeln wurden mit gewissenhafter Fairneß eingehalten. Und was noch wichtiger ist: Mit dieser letzten Prüfung war die ganze Sache aus und vergessen – wenigstens für meine Klassenkameraden. Schrör und Köhler hingegen waren über den Ausgang der Angelegenheit enttäuscht und erbittert.

Köhler und Schrör waren die Ausnahmen. Andere Lehrer gaben sich die größte Mühe, rücksichtsvoll gegen mich zu sein. Sowohl mein Klassenlehrer, Herr Pehle, wie mein Musiklehrer, Herr Böhm (sein Spitzname lautete ›der Luftschiffer‹, weil sein Musikzimmer oben im achten Stock, direkt unter dem Dach der Schule, lag), nahmen mich beiseite und fragten mich, ob ich mich lieber von den Siegesfeiern dispensieren lassen wolle. Als Mitglied des Schulchors hätte ich sonst bei diesen Gelegenheiten in die vaterländischen Lob- und Preislieder mit einstimmen müssen.

»Wenn du oder deine Mutter es wünschen, dispensieren wir dich, Denis«, sagte Herr Pehle. »Jedenfalls brauchst du nie bei der Feier eines Sieges über England mitzumachen.« Aber man stelle sich vor, was der freche kleine Delmer antwortete! Ohne auch nur einen Augenblick an die notdürftigen diplomatischen Regeln zu denken, die man mir eingeprägt hatte, erklärte ich leichthin: »Ach, ich habe gar nichts dagegen, bei den Siegesfeiern mitzumachen; Siege über England wird es ja sowieso nicht geben.« Herr Pehle nahm es mir nicht übel. Er lachte leise. Und als er später eingezogen wurde, schickte er mir regelmäßig Feldpostkarten und Fotos. Ein Foto zeigt ihn beim Stiefelputzen. Ich besitze es noch heute.

Um die Wahrheit zu sagen, ich sang die deutschen Siegeslieder gern. Ihr rhythmischer Schwung versetzte mich in eine exaltierte Stimmung, deren ich mich direkt schämte. ›Ein englischer Junge sollte sich nicht von deutschen Kriegsliedern begeistern lassen!‹ dachte ich.

Aber diese Lieder wirkten nun einmal auf mich, vor allem, wenn wir in der Turnhalle herummarschierten und dabei aus voller Kehle sangen: »Ist es denn nun wirklich wahr, daß so viele tausend Mann sind nach Frankreich zooogen? Bums fidebums fiderallala, hei, bums fidebums fiderallala!« Der Text klingt heute etwas lächerlich, aber wenn in jenen Tagen, ob nun Krieg war oder nicht, der Staub aus den Ritzen des Linoleums aufwirbelte, auf den wir bei dem ›Hei!‹ mit einem besonders starken ›bums‹ aufpatschten, versetzten mich solche Lieder in jene Erregung, die mich heute befällt, wenn das Bolschoiballett in Moskau die Guelfen- und Ghibellinenszene aus dem ›Romeo‹ tanzt.

Die Lieder, die der Schulchor singen mußte, handelten gewöhnlich von deutscher Härte und – überraschenderweise – vom Tod.

»Nun, deutsche Schmiede, hämmert stahlhart das deutsche Herz«, lautete einer der Texte. »Der blut'ge Morgen dämmert, rings starrt die Welt in Erz.« Er endete pathetisch mit dem Ruf: »Reicht, Brüder, euch die Hand! Gott, Kaiser, Vaterland!«
Aber der Tod war das Lieblingsthema.
»Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen. Fall' ich am Donaustrand, sterb' ich in Polen? Was liegt daran? Eh' sie meine Seele holen, kämpf' ich als Reitersmann!«
Ein anderes Lied begann: »Fall' ich in Flandern, draußen im Schlachtgebraus, soll ein Blatt wandern in meiner Mutter Haus . . .«
Sie waren schon eine begabte Schar, die deutschen Liederschmiede des Ersten Weltkrieges. Aber wenn ich heute ihr Werk überblicke, bin ich nicht ganz sicher, auf welcher Seite sie wirklich standen. Denn als der Krieg weiterging und die Siege immer seltener wurden, als es immer weniger und weniger zu essen gab, als man keine neuen Kleider oder Schuhe mehr kaufen konnte und aus den Eisenbahnabteilen der ersten und zweiten Klasse die Polsterbezüge herausgerissen wurden, um Ersatzkleidung daraus herzustellen, begann der Heroismus seine Reize zu verlieren. Vor allem aber, als immer häufiger die Nachricht eintraf, daß einer unserer Lehrer oder Mitschüler an der Front gefallen war.

An den unerwartetsten Orten hörte man defaitistische Bemerkungen über den Krieg. Auf den Kriegsanleihe-Plakaten, die einen Soldaten mit Stahlhelm zeigten, war die Unterschrift »Helft uns siegen!« mit Bleistift in »Helft uns lügen!« umgewandelt – eine Glosse zu dem stets optimistischen Ton der Heeresberichte. Die Feldpostbriefe der Soldaten begannen oftmals mit dem Satz: »Noch am Leben.« Hin und wieder machte sich sogar in den ›Kriegsstunden‹, die Herr Schlicke uns zweimal wöchentlich zur Stärkung unseres Kriegseifers erteilte, ein verräterischer Zynismus bemerkbar.
Herr Schlicke – den wir ›Mondgesicht‹ nannten, weil die Mensurnarben auf seinem runden Schädel aussahen wie Mondkrater – betrat das Klassenzimmer stets mit einem kriegerischen Ruf. »Strammstehen!« kommandierte er. »Richtung nehmen! Soldaten will ich sehen!«
In den Kriegsstunden wurden meine Mitschüler aufgefordert, die Fronterlebnisse ihrer Väter, Onkel und älteren Brüder zu erzählen – zuweilen mit Ergebnissen, die durchaus nicht im Sinne der kaiserlichen Propaganda waren. So berichtete zum Beispiel mein Klassenkamerad Bruno Söhring, wie sein Onkel geholfen habe, einige französische Heckenschützen an Telegrafenpfählen aufzuhängen, und was für ein

Vergnügen es gewesen sei, auf diese Männer zu schießen, bis ihre Leichen durchlöchert zu Boden krachten.
Auch an mich wurden Fragen gestellt wie: »Na, Delmer, wollen deine Eltern und du noch immer nach England fahren, jetzt, wo die Zeppeline mit ihren Bombenangriffen London zur Hölle machen? Na? Es ist doch besser, ein bißchen weniger zu essen und dafür vor Bomben sicher zu sein, so wie wir hier, was? Meinst du nicht auch?«
Und bei jeder neuen Kriegsanleihe forderte Herr Schlicke uns auf, eine Zeichnungsliste für die Klasse aufzustellen. Unser Primus, der kleine Fritz Belleville, amtierte als Schatzmeister und Sekretär. Groß war der Stolz des Schülers, der seinen Papa dazu bewogen hatte, den höchsten Betrag zu zeichnen. Wir mußten auch endlose Aufsätze schreiben über das vaterländische Verdienst, das man sich mit dem Zeichnen der Kriegsanleihe erwarb, und die Sicherheit dieser Geldanlage. Nie jedoch fiel auch nur ein Wort der Beschwerde, daß die Delmers keinen Pfennig zeichneten.
Die Klasse hatte auch ein Eisernes Kreuz aus Pappe, und die Jungen sollten sich Ziernägel mit vergoldeten, versilberten, kupfernen und Messingköpfen zu einer Mark, fünfzig und zwanzig Pfennig das Stück kaufen, die in dieses Pappkreuz eingeschlagen wurden. Der Ertrag floß dem Roten Kreuz oder dem Liebesgabenfonds zu. Im Tiergarten war ein riesiges hölzernes Standbild des Generalfeldmarschalls von Hindenburg vor der Siegessäule errichtet, in das die Berliner Bevölkerung ebenfalls Nägel einschlug, bis es von oben bis unten damit bedeckt und eine hübsche Barsumme für die ›Liebesgaben‹ beisammen war.
Herrn Schlickes Erbauungsstunden waren so rechtgläubig patriotisch wie nur irgend denkbar, bis dann an ein und demselben Tag zwei unserer Lehrer von der Front in die Schule zurückkehrten. Der eine – der sehr anständige Sohn vom alten Köhler – hatte einen Arm verloren, der andere – Herr Czwalina, mein Mathematiklehrer – beide Beine. Sie waren mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, das sie auf ihren schwarzen Anzügen trugen. War Herr Schlicke neidisch auf diese Orden? Oder hatte das Unglück seiner Kollegen ihn so erschüttert? Oder war er, wie so viele andere, des Krieges und der Entbehrungen, die er mit sich brachte, müde? Was auch immer der Grund sein mochte, sein Kommentar – ein Wortspiel, wie gewöhnlich – stimmte in keiner Weise mit seinem üblichen von Gesinnungstüchtigkeit strotzenden Heroismus überein. »Mir ist mein heiles Kreuz lieber als ein Eisernes«, sagte er zu einer vor Staunen stummen Untertertia.

Lebensmittel – oder vielmehr der Mangel an Lebensmitteln – war in dem entsetzlich kalten Hungerwinter 1916/17 das Thema, um das alle Gedanken kreisten. Nur der Fleischerssohn Hans Lübcke und Hermann Lochau, der Sohn eines Konditors, konnten noch immer die traditionellen Wurstbrote für die Frühstückspause mitbringen. Wir übrigen brachten schon gar nicht mehr die kleinen Ledertaschen mit dem Aufdruck ›Mein Frühstück‹ mit. Statt dessen bekamen wir in der Schule einen Teller Suppe, die aus Kohlwasser, Steckrüben, Knochen, Kümmelsamen, Bohnen, Grünkohl und Salz bestand.

Stundenlang standen meine Mutter, mein Vater – der im Frühjahr 1915 aus dem Lager Ruhleben entlassen worden war –, meine Schwester und ich zitternd vor Kälte in jenem Winter vor den Lebensmittelgeschäften Schlange, und oft genug waren die Vorräte erschöpft, ehe die Reihe an uns kam, so daß wir nicht einmal die Zuteilung von einem Pfund Kartoffeln oder einem Ei (eins alle vierzehn Tage für zwei Personen!) erhielten.

Es hieß, daß Kriminalbeamte in Zivil die Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften überwachten, um nach sozialistischen oder pazifistischen Agitatoren zu fahnden. Das hielt meine Mutter jedoch nicht ab, in den Chor der Unzufriedenen einzustimmen, wenn sie in einer Gegend war, in der die Leute sie nicht kannten. Sie sprach ein ausgezeichnetes Deutsch und glaubte, sich so etwas leisten zu können.

»Bekannte von mir haben Verwandte in England, von denen sie manchmal etwas hören«, sagte sie zum Beispiel zu einer Frau, die neben ihr stand. »Über die Schweiz, wissen Sie. Und stellen Sie sich vor, während wir hier nach ein paar Gramm Margarine anstehen müssen – die wir dann meistens nicht mal bekommen –, gibt es in England überhaupt keine Lebensmittelknappheit. Nicht einmal das Brot ist dort rationiert – nur der Zucker. Das ist doch nicht gerecht! Denn es wird doch immer gesagt, die da drüben verlieren den Krieg!«

Gerüchtemacherei schlimmster Art – heute, da ich die Kunst der Propaganda selbst ein wenig praktiziert habe, kann ich das beurteilen. Eines Tages aber, als ich ein paar Reihen hinter meiner Mutter stand, hörte ich, wie eine Frau zu einer anderen sagte: »Da ist sie wieder, diese große Frau mit dem grauen Mantel und dem schwarzen dreieckigen Hut«, und dabei zeigte sie auf meine Mutter. »Die redet dauernd darüber, wieviel die Engländer zu essen haben, und macht die Leute in der Schlange ganz verrückt. Zeit, daß man ihr den Mund stopft.«

Ich drängelte mich vor und flüsterte meiner Mutter zu, was ich gehört

hatte. Sie machte, daß sie wegkam, und ließ sich für die nächste Zeit nicht mehr in dieser Gegend blicken. Denn in ganz Berlin hingen Bekanntmachungen der Polizei, in denen die Öffentlichkeit aufgefordert wurde, Defaitisten oder Gerüchtemacher zu melden. Für derartige Informationen waren hohe Belohnungen ausgesetzt.

Wir hatten unter der Lebensmittelknappheit nicht so zu leiden, wie viele andere Familien. Immer noch kamen durch Vermittlung des Roten Kreuzes Pakete für meinen Vater in Ruhleben an, die dann dank einer kleinen Schiebung an uns weitergeleitet wurden. Wir rationierten diese Vorräte sehr vorsichtig, da wir nicht wußten, ob diese Quelle nicht sehr bald und sehr plötzlich versiegen würde. Eine weitere große Hilfe war es für uns, daß meine Schwester und ich regelmäßig bei einer halbjüdischen Millionärsfamilie, den Kunheims, zum Essen eingeladen wurden. Die Kunheims hatten ein Gut in Hirschfelde bei Berlin, von wo sie zusätzliche Lebensmittel beziehen konnten. Daß sie ausgerechnet die Kinder einer englischen Professorenfamilie mit durchfütterten, ist bezeichnend für die ›anderen Deutschen‹, deren Existenz ich zu keiner Zeit vergessen habe – weder während des Hitlerkrieges noch heute.

Trotz der Kunheimschen Unterstützung jedoch bekamen meine Schwester und ich – wie so viele andere Berliner Kinder in jener Zeit – eine Reihe schmerzhafter Gerstenkörner, erst an dem einen Auge, dann am anderen. Und meine Eltern wurden so mager, daß die Kleider förmlich um sie herumhingen. Ich habe heute noch Bilder, die es nur zu deutlich zeigen. Denn sie sparten sich das Essen am Munde ab, damit wir Kinder satt werden sollten.

Die Lebensmittelpakete aus Holland enthielten unter anderem auch Zigaretten. Mein Vater rauchte nicht, aber er hatte eine ausgezeichnete Verwendung für sie. Denn er hatte draußen im Grunewald russische Gefangene entdeckt, blasse, dem Verhungern nahe Gestalten in zerschlissenen Uniformen, die an Stelle von Stiefeln Lumpen um die Füße gewickelt hatten. Sie waren hier zur Arbeit eingesetzt: Unter der Anleitung deutscher Aufseher fällten sie die hohen Kiefern, gruben die Wurzeln aus, schleppten die saftschweren Baumstämme fort, karrten Sand und ebneten den Boden. Wir kannten damals den Zweck dieser Arbeiten nicht, aber die Russen legten das Fundament zu dem, was später die Avus werden sollte – in den zwanziger Jahren Europas erste Experimental-Autobahn, heute die gefährlichste Rennstrecke der Welt.

Immer wenn sich eine Gelegenheit bot, nahmen mein Vater und ich die Stadtbahn nach Bahnhof Grunewald oder Eichkamp und schlenderten dort unter den keineswegs streng bewachten Gefangenen umher. Und wenn wir an ihnen vorüberkamen, ließ mein Vater wie versehentlich eine Zehnerpackung ›Woodbines‹ nach der anderen fallen. Ich wüßte gern, für wen die Russen meinen Vater wohl hielten und wie ihnen die englischen Papirossi schmeckten.

Bald wurde die Kälte zu einer fast noch schlimmeren Plage als der Hunger, denn in dem strengen Hungerwinter 1916/17 erschöpften sich die Kohlenvorräte. Sogar die Schulen mußten für viele Wochen geschlossen werden, da die Klassenräume nicht beheizt werden konnten. Es gab ›Kohlenferien‹.
Das bedeutete allerdings nicht, daß meine Kameraden aus der Untertertia und ich nichts zu tun gehabt hätten. Wir wurden als Hilfsstraßenreiniger eingesetzt – zu dem fürstlichen Lohn von fünfzehn Pfennig pro Stunde – und mußten die Berliner Straßen aus ihrer Zwangsjacke von Eis und Schnee befreien, die den ganzen Verkehr lahmlegte. Onkel Naumann, ein Veteran der Berliner Straßenfeger, der nicht eingezogen worden war, nahm uns in seine Obhut, und gemeinsam mit unseren senilen, gebrechlichen Lehrern, die die Aufpasser spielen mußten, marschierten wir los, um die Schlacht gegen den Schnee zu schlagen. Es war aber kein weicher, frisch gefallener Schnee, den die Straßenreiniger normalerweise leicht wegschaufeln können, sondern ganze Schichten aus wochenaltem Schnee, der vom Verkehr festgewalzt worden war, bis er hart war wie Beton und glatt wie Eis.
»So, Jungens«, sagte Onkel Naumann, indem er jedem von uns eine Spitzhacke aushändigte, »mit diesen Hacken müßt ihr jetzt sehr vorsichtig umgehen. Schlagt fest genug auf die Schneedecke, damit sie aufbricht, aber nicht so fest, daß ihr den Asphalt darunter beschädigt. Er ist bei dieser Kälte sehr spröde. Also aufpassen! Eure ganze Arbeit für das Vaterland ist umsonst, wenn ihr nicht nur den Schnee, sondern auch den Asphalt darunter aufhackt. Verstanden?«
Leider muß ich berichten, daß der kleine Delmer nur allzu gut ›verstanden‹ hatte. Jedesmal wenn ich glaubte, daß keiner hinsah, schwang ich meine Spitzhacke mit aller Kraft, um den Berliner Asphalt für *mein* Vaterland kaputtzuschlagen!

Trotz des Krieges, trotz des ständigen Zwangs, Vorsicht, Diplomatie und Verstellung zu üben, waren diese Kriegsschuljahre in Berlin eine

schöne Zeit für mich. Ich hing an meinen Schulfreunden, wie zum Beispiel an dem kleinen Peter Kahane, der, einen weichen alten Lederhut über seinen langen Locken, den hüpfenden Ranzen auf dem Rücken, von der Schule in der Bochumer Straße über die Hansabrücke und das Schleswiger Ufer entlang bis zu unserem Haus mit mir ging, dann darauf bestand, daß ich nun ihn nach Hause in die Levetzowstraße begleitete, worauf er wiederum den halben Weg mit mir kam. Dabei erzählte er die ganze Zeit mit beredten Gesten von seinem Vater, der als Dramaturg von Max Reinhardt am Deutschen Theater wirkte.
Ich war gern im Deutschen Theater und sah zu, wie Reinhardt Maeterlincks ›Blauen Vogel‹ oder Hauptmanns ›Biberpelz‹ inszenierte. Ich freute mich, wenn der österreichische Maler Rudolf Gerner mich in sein glasüberdecktes Atelier im Dachgeschoß am Siegmundshof einlud, aus dessen Fenstern man über die Spree blickte. Dort stand ich ihm Modell, und er zeigte mir seine Bilder. Ich fand es herrlich, auf meinen Rollschuhen durch Berlin zu flitzen und mir dabei vorzustellen, ich sei ein wichtiger Agent des britischen Geheimdienstes auf einer Erkundungsfahrt. Und was für ein erhebendes Gefühl, wenn ich tatsächlich auf etwas Interessantes stieß – wie das eine Mal, als ich eine Rumplertaube entdeckte, die auf der Kronprinzenallee notgelandet war.
Und ich mochte auch die melodisch klingenden Namen der kleinen Jungen und Mädchen, mit denen ich auf unserer Straße und im Tiergarten spielte: Bobby Tegge, Erika Reddecker, Bodo von Eynatten, Ulrich Lorenz, Bogislaw von Bonin. Es war ein Mordsspaß, mit ihnen um die Wette rund um den Block zu jagen (›Karree rum‹ nannten wir es) oder zwischen den Leitern und Gerüsten, die die Maurer auf der Straße aufgestapelt hatten, U-Boot zu spielen. Gern ging ich nachmittags zu Evchen und Reinhard Cohn, den Kindern des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Oskar Cohn, der in unserem Haus wohnte. Dort traf ich die Liebknechts, die Kinder des geheimnisvollen Karl Liebknecht und seiner noch geheimnisvolleren und schönen russischen Frau. Und ich genoß diese Besuche um so mehr, als ich wußte, daß mein Vater unterdessen politische Gespräche mit Dr. Cohn und Dr. Liebknecht führte. Diese beiden waren revolutionär gesinnte sozialdemokratische Pazifisten, und sie berichteten meinem Vater von Unruhen in Fabriken und unter den Besatzungen der Kriegsschiffe – Unruhen, die, wie sie sagten, dem Krieg früher oder später ein Ende machen und Deutschland vom Kaiser und vom Militarismus befreien mußten.

Am allerliebsten aber beteiligte ich mich an den Fahrten des Schulruderklubs auf den Seen um Berlin, die die älteren Jungen unternahmen. Genaugenommen durfte ich eigentlich nicht mitmachen, denn einerseits lagen diese Seen außerhalb der Zone, die meine Eltern und wir nicht überschreiten durften, und andererseits hatte ich mich noch nicht freigeschwommen und war deshalb zum Ruderklub nicht zugelassen. Gewöhnlich traf ich meine Kameraden daher an einer geheimen Stelle bei Potsdam, wo sie an Land kamen, um mich abzuholen. Ich kletterte ins Boot und setzte mich dann ans Steuer.

Bei einer dieser Ruderpartien im Mai 1917 vereitelte ich beinahe die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches meiner Eltern. Denn nachdem mein Vater drei Jahre lang Bittschriften eingereicht, mit wichtigen Leuten gesprochen und alle seine Beziehungen eingeschaltet hatte, hatten die kaiserlichen Behörden endlich nachgegeben und uns allen die Erlaubnis erteilt, Deutschland über die holländische Grenze zu verlassen. Meine Eltern hatten weise beschlossen, daß diese Entscheidung streng geheimgehalten werden müsse. Sie fürchteten, wenn sie bekannt würde, könnte irgend jemand, der eine Diskussion meines Vaters über den Krieg oder eine Bemerkung meiner Mutter in den Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften mit angehört hatte, den deutschen Sicherheitsdienst davor warnen, uns ziehen zu lassen.
Genau eine Woche vor unserer Abreise nach Holland lagerte ich mit von Bülow, Lindmar, Hesse und anderen meiner Freunde auf den grasbewachsenen Ufern der Havelseen in der Nähe von Potsdam neben unseren Booten, die wir an Land gezogen hatten. Meine Freunde waren alle Obersekundaner und sollten bald zum Militär einrücken.
»Siehst du die Kerle in dem Kahn da drüben, Denis?« sagte Bülow plötzlich. »Das sind Landsleute von dir, Engländer! Wir haben es entdeckt, als wir neulich hier waren. Sie sind Kriegsgefangene. Wahrscheinlich arbeiten sie dort hinten am Ende des Sees in den Zeppelinhallen.«
Er wies auf einige gut getarnte Hangars. Und tatsächlich sah ich in dem Boot, das vor den Hangars auf den Wellen tanzte, drei Männer. Zwei ruderten, der dritte saß am Steuer. Das Boot kam auf uns zu.
Jetzt hatte Lindmar seinen verhängnisvollen Einfall. »Wäre es nicht ein Jux, wenn Denis mit ihnen sprechen würde – auf englisch? Wir können ja so tun, als stießen wir mit ihnen zusammen, und dann müßte er etwas zu ihnen hinüberrufen.«
Schnell – allzu schnell! – überdachte ich den Vorschlag. Keiner von

den anderen konnte wirklich Englisch, obgleich sie schon fast ein Jahr englischen Unterricht gehabt hatten. Ihr Englisch war nicht besser als mein Griechisch. Ich konnte es riskieren.
Bülow, Lindmar und ich liefen also begeistert zu unserem Boot, setzten ab und fuhren damit los. In kürzester Zeit hatten wir unsere Kollision mit dem Kahn. Ich sehe noch heute die blinzelnden und verlegen grinsenden Gesichter der drei Männer vor mir, die mich erstaunt anstarrten, als ich sie über das vom Wind wippende und schwappende Wasser hinweg anrief. Sie trugen keine Uniform, sondern Manchesterhosen und schmutzige Pullover und sahen aus, als hätten sie sich seit Tagen weder gewaschen noch rasiert. Doch weder das hielt mich zurück noch die Überlegung, daß englische Kriegsgefangene, die in einer Zeppelinhalle arbeiteten, eigentlich kaum sehr vertrauenswürdige Burschen sein konnten.
»Seid ihr Engländer?« schrie ich hinüber.
»Ja, das sind wir.«
»Ich auch«, brüllte ich.
Sie blinzelten noch heftiger und lächelten sprachlos, als könnten sie es einfach nicht glauben. Und wer hätte ihnen das verdenken können? Da vor ihnen, in einem typisch deutschen Ruderboot, an dessen Bug der Wimpel eines Berliner Schülerklubs flatterte, saßen zwei offensichtlich deutsche Ruderer mit deutschen Rudermützen auf dem Kopf und ein kleiner Junge, der englisch sprach und von ihnen verlangte, sie sollten ihm glauben, daß er auch Engländer sei. Aber es sollte noch besser kommen!
»Hört zu!« schrie ich, jetzt in meiner romantischsten Verschwörerstimmung. »Ich fahre nächste Woche nach England. Soll ich irgendwas für euch ausrichten?«
Man stelle sich diesen Wahnsinn vor! Wenn Bülow oder Lindmar meine Worte verstanden und sie nicht für einen Scherz gehalten hätten (das sollte meine nicht sehr plausible Erklärung sein, falls sie etwas merkten und anfingen, mich auszufragen), dann wäre nicht nur unsere Reise unmöglich geworden, sondern mein Vater wäre höchstwahrscheinlich wieder ins Lager gekommen, wenn nicht gar ins Gefängnis.
Was antworteten die Gefangenen? Ich weiß es nicht. Denn sie sprachen einen Dialekt, den ich beim besten Willen nicht verstehen konnte. Und da obendrein noch ein heftiger Wind wehte und die Boote auseinandergetrieben wurden, war eine Verständigung vollends ausgeschlossen. Als Bülow und Lindmar zum Ufer zurückruderten, höchst befriedigt über unser sonderbares Abenteuer und ungeheuer erfreut

darüber, daß es englische Wörter und Sätze gab, die sogar ein englischer Junge nicht verstehen konnte, lief ein Boot mit einer deutschen Marinewache von den Zeppelinhallen aus, um zu überprüfen, was hier vor sich ging. Aber nachdem sie uns kurz und argwöhnisch gemustert hatten, beantworteten sie unser übertrieben lautes: »Ruder heil!« mit einem mürrischen »Heil!« und ließen die Sache auf sich beruhen.
Wer beschreibt jedoch meinen Schrecken, als ich eine Woche später in Stendal auf der ersten Zwischenstation des Zuges, der uns nach Holland bringen sollte, ausgerechnet Lindmar in die Arme lief. Lindmar, der mit mir im Boot gesessen hatte, als ich mit den Gefangenen sprach! Ich sehe ihn noch auf mich zukommen, unendlich erwachsen aussehend, in nagelneuen bauschigen Knickerbockers und einer dunklen Sportjacke, auf dem Kopf einen kleinen grünen Jägerhut.
»Mensch, Denis!« rief er und schüttelte mir begeistert die Hand. »Was machst du denn hier?«
»Ach«, sagte ich, »ich bin mit meinen Eltern unterwegs, weil ich meinen Geburtstag bei Freunden verleben möchte. Aber wo willst du denn hin, Horst?«
Er erzählte mir, er sei auf dem Weg nach Hannover, um sich bei seinem Regiment zu melden.
»Ich soll einen Schnellkursus mitmachen und dann an die Front. Aber ehrlich gesagt hätte ich nichts dagegen, wenn sie sich mit dem Kursus ein bißchen mehr Zeit nehmen würden.«
In diesem Augenblick machte das »Alles einsteigen!« des rotbemützten Bahnhofsvorstehers unserer Unterhaltung ein Ende.
»Viel Glück, Lindmar«, sagte ich.
»Dir auch, kleiner Denis – und einen schönen Geburtstag!« Doch als ich wieder in den Zug stieg, war ich keineswegs überzeugt, daß er mir meine Erklärung geglaubt hatte – vor allem, da die holländische Grenzstation als Zielort auf dem Wagen angegeben war.
Als etwa eine halbe Stunde später ein Kriminalbeamter in Zivil unser Abteil betrat und unsere Papiere zu sehen verlangte, war ich so erschrocken wie noch nie in meinem Leben. Meinem Vater ging es wie mir, denn er war gerade dabei gewesen, einen Bericht über die Behandlung der englischen Kriegsgefangenen durch die Deutschen auswendig zu lernen. Pastor Williams hatte ihn gebeten, diese Information mit über die Grenze zu nehmen, jedoch nicht auf dem Papier, sondern in seinem Kopf. Er sollte sie der ersten britischen Behörde melden, mit der er in Holland in Kontakt kommen würde. Nun, da der Mann in Zivil ihm gegenüberstand, fürchtete mein Vater, man werde ihn durch-

suchen und die Notizen bei ihm finden. Aber seine Angst war unbegründet – und die meine auch. Der Beamte begnügte sich mit der Durchsicht unserer Pässe. Mit einem höflichen »Vielen Dank! Gute Reise!« reichte er sie uns zurück und begab sich in das nächste Abteil.
Auf der Grenzstation Bentheim mußten wir alle vier in Zellen gehen und uns bis auf die Haut ausziehen, um durchsucht zu werden. Und am Abend des 23. Mai 1917 überschritten wir bei Oldenzaal die holländische Grenze. Was war meine erste Tat, als ich an diesem letzten Tag meines dreizehnten Lebensjahres endlich in einem freien Land war? Ich aß im Erfrischungsraum des Bahnhofs von Oldenzaal fünf Eiscremes. Fünf herrliche Eiscremes, die mit echter holländischer Sahne und echtem holländischen Zucker zubereitet waren. Mir wurde sofort schlecht.

Aber der kleine Möchtegern, der ›Geheimagent‹ Delmer, der vergeblich versucht hatte, von jenen Kriegsgefangenen eine Botschaft aufzuschnappen, konnte schließlich doch noch einen Triumph verzeichnen. Kein Geringerer als der Nachrichtenoffizier des Britischen Konsulats in Amsterdam, ein rothaariger junger Mann mit einer langen spitzen Nase und einer sehr klaren und knappen Art, sprach mir seine Anerkennung aus – und zwar eine echte und aufrichtige Anerkennung.
Denn als ich am Morgen unserer Abreise wartend vor unserem Haus in Berlin gestanden hatte, war mir die große Zahl der Truppentransportzüge aufgefallen, die über den Eisenbahndamm am Ende unserer Straße rollten. Nach Jungenart hatte ich angefangen, sie zu zählen. Ich zählte die Züge, die nach Osten fuhren, und diejenigen, die nach Westen fuhren, und während unserer Reise hatte ich immer weitergezählt bis zur Grenze. Ich hatte auch festgestellt, daß die Züge, die nach Osten gingen, verhältnismäßig leer waren.
Mit dem Resultat, daß ich imstande war, eine Tatsache zu bestätigen, an deren Bestätigung dem Nachrichtenoffizier außerordentlich viel lag. Deutsche Truppen wurden von der russischen Front nach Westen verlegt, vermutlich zu einer Gegenoffensive.

4. Die Söckchen

Ich bin jetzt Ende der Fünfzig. Ich habe eine Glatze. Mein Nabel hat längst dem unbotmäßigen Druck meines riesigen Bauchs nachgegeben. Und schon längst habe ich den Versuch aufgegeben, ein Dandy zu sein oder mir allzuviel daraus zu machen, wie komisch oder lächerlich ich aussehen mag. Um so erstaunlicher ist es, daß ich in einem meiner quälendsten Träume, der hartnäckig wiederkehrt, mit einer königlichen Hoheit spreche und dabei nur einen Schuh anhabe oder, nur mit einem rutschenden Badetuch bekleidet, die St.-James-Straße hinunterspaziere. Wenn ich versuche, die Gründe für diese unnatürliche mitternächtliche Empfindlichkeit meines Unterbewußtseins zu analysieren, stoße ich auf eine Erklärung, der auch Freud sicher zustimmen würde: Es handelt sich um die lange verdrängte Nachwirkung einer quälenden Feuerprobe in modischer Orthodoxie, die ich in dem schönen, sonnigen Juni 1917 durchstehen mußte, als meine Eltern und ich als Flüchtlinge aus dem feindlichen Deutschland in England ankamen.

Kaum hatte ich in Gravesend den Dampfer *Peregrine* verlassen – der uns von Rotterdam im Convoy herübergebracht hatte –, als mir auch schon die ersten Warnzeichen dessen, was mir bevorstand, zuteil wurden. Durch die Straßen, nach deren Anblick ich mich so gesehnt hatte, folgte mir ein Haufen Straßenkinder. Sie riefen hinter mir her, lachten und tanzten in wildem Entzücken um mich herum und forderten die anderen Kinder auf, herzukommen und den Spaß mitzumachen. Ich wandte mich um und kehrte schnurstracks in den Bahnhof zurück.

Und was riefen die Kinder mir nach? Ein kleines Mädchen, ein schmutziges kleines Ding mit Tropfnase und einem schmierigen weißen Kleid, faßte die Gefühle aller in einem herzzerreißenden Urteil von fünf Worten zusammen.

»Seht nur«, sagte sie und wies mit dem Finger auf mich. »Er trägt Söckchen!«

Schon in Holland, während wir auf den Convoy warteten, war mir aufgefallen, daß es für dreizehnjährige junge Herren nicht üblich war, eine Matrosenbluse, kurze blaue Hosen und Knöchelsöckchen zu tragen. Vor allem keine Söckchen. Dreiviertellange Strümpfe, die genau bis unter das Knie reichten, schienen das zu sein, was ein gut angezogener Junge in diesem Sommer in Holland trug. Und jetzt hatte Gravesend mir eine eindrucksvolle Bestätigung dessen gegeben, was ich bereits vermutet hatte: daß Söckchen für einen großen Jungen wie mich – und ich war groß für mein Alter –, dem bereits die Haare an den Beinen sprossen, ganz unpassend waren, zumindest in England.

Kaum waren wir in London und in einer scheußlichen Pension in Earls Court untergebracht, in Zimmern mit den schmierigsten und wackligsten Möbeln, die ich je gesehen hatte – wir waren durch ein Flüchtlingskomitee dorthin geschickt worden –, als ich meine Mutter bat, mir etwas weniger auffallende Kleidung zu besorgen und vor allem dreiviertellange Strümpfe. Aber meine liebe, liebe Mutter! Sie mochte mich gerade in meinem Matrosenanzug so gern. So erzählte sie mir denn, daß sie kein Geld für neue Sachen habe – was zweifellos der Wahrheit entsprach – und keine Zeit, mir Strümpfe zu besorgen.

Bald zogen wir nach Hampstead, wo Freunde uns eine Wohnung zur Verfügung stellten. Und immer noch trug ich Söckchen. Immer noch mußte ich die amüsierten Blicke der Erwachsenen und die Zurufe der Kinder über mich ergehen lassen. Wenn ich gekonnt hätte, dann hätte ich mich versteckt und wäre nicht aus dem Haus gegangen. Aber mein Vater schrieb damals eine Artikelserie für Lord Northcliffe über seine Erfahrungen während der Kriegszeit in Deutschland, die er meiner Mutter diktierte. Sie schrieb jeden Artikel zweimal handschriftlich ab, einmal für die *Times* und einmal für die *Daily Mail*. Und ich konnte mich nicht weigern, wenn sie mich bat, die Artikel nach Blackfriars zu bringen und bei den Redaktionen abzuliefern – es war das mindeste, was ich für sie tun konnte.

Aber jetzt kam der Höhepunkt meiner Prüfung. Denn meine Mutter, die meinen Leiden immerhin soviel Verständnis entgegengebracht hatte, um aus meiner Berliner Kleidung das herauszusuchen, was ihrer Meinung nach zu einem netten, englisch aussehenden Anzug gehörte – eine Art Norfolkjacke mit einem Pikee-Schillerkragen im Etonstil und einer schauderhaften schottisch karierten Schleife –, hatte diesen Aufzug mit einem der alten Panamahüte meines Vaters ergänzt. Das Unglück wollte, daß dieser Hut mit einem zweifellos sehr reizvollen schwarzroten Band dekoriert war.

Und seinen Reiz übte das Hutband auch auf sie aus. »Sie« waren in diesem Fall die Jungen einer Schule in der Londoner City, deren Farben Schwarz und Rot waren. Gerade als ich auf den Zug nach Hampstead wartete, strömten sie hinunter in den Bahnhof Blackfriars, sahen den Hut, das Band und meine Socken und scharten sich lachend um mich. Sie erklärten, ich müsse einer ihrer Mitschüler sein, da ich diese Farben trüge, und fragten mich, wo ich meinen Hut und das Band her habe, damit sie sich ebensolche kaufen könnten. Endlich fuhr mein Zug ein, und ich konnte ihnen entwischen.
Sowie ich in Hampstead war, führte ich einen verzweifelten Plan aus, den ich mir während der Heimfahrt ausgedacht hatte. Ich suchte meinen alten weißen Pullover und ein Paar Turnschuhe heraus und zog diese Sachen zusammen mit der alten kurzen blauen Hose von meinem Matrosenanzug an. Ich hatte nämlich festgestellt, daß Schuljungen, die einen Querfeldeinlauf durch die Hampsteader Heide unternahmen, ähnlich gekleidet waren.
Die Sache hatte Erfolg! Wenigstens hörte jetzt das Rufen und Lachen auf. Denn jedesmal, wenn ich jetzt ausging, und gleichgültig, wohin, ich rannte. Mit angewinkelten Armen rannte ich wie ein Dauerläufer, der einen Trainingslauf durch die Straßen von London macht.

Eines Tages rannte ich wieder einmal über die Hampsteader Heide, um Freunde in Highgate Village zu besuchen, als ich das wohlbekannte Dröhnen von Flugzeugmotoren hörte. Ich blickte auf zum blauen Himmel und erspähte hoch oben einen ganzen Schwarm von deutschen Gothas, etwa dreißig oder vierzig an der Zahl, die gegen die Sonne wie weiße schimmernde Mücken aussahen. Sofort stürzte ich auf einen Mann zu, der durch das Gras spazierte und im Gehen seine Zeitung las. »Sehen Sie mal, da oben«, sagte ich zu ihm und wies aufgeregt in den Himmel. »Das sind deutsche Flugzeuge, ganz bestimmt! Erst vor drei Wochen habe ich genau solche in Deutschland gesehen.« Der Mann nahm seine Pfeife aus dem Mund und starrte herunter auf den aufgeregten kleinen Burschen in weißem Pullover und Söckchen. Offenbar hielt er mich für hysterisch – vielleicht für verrückt. Aber in diesem Augenblick begannen die Flakgeschütze auf der Heide zu feuern.
»Na schön, mein Sohn«, sagte der Mann, »vielleicht hast du recht. Dann wollen wir uns mal hinlegen und Deckung nehmen.« Das war der erste deutsche Tagesangriff auf London, der erste einer langen Reihe von deutschen Luftangriffen, die ich in meinem Leben durchmachen sollte – in vielen verschiedenen Ländern und Städten.

Das Schicksal meiner Söckchen? Meine Großtante Kate Mason rettete mich. (Ihr Mädchenname hatte für mich einen wunderbar romantischen Klang – Kate Firebrace.) Sie war eine höchst eindrucksvolle Persönlichkeit: eine prächtige alte Dame mit einem Pudding aus weißem Haar auf dem Kopf und einem Hörrohr, das an ihrem Hals baumelte, die Witwe meines Großonkels Charles Mason, der einen wichtigen Posten bei der indischen Zivilverwaltung innegehabt hatte. Tante Kate hatte uns alle zum Essen in ihre Räume im Hyde Park Hotel eingeladen. Kaum hatte ich ihre Schwelle überschritten, als sie sich an meine Mutter wandte. »Mabel«, sagte sie, »ich glaube, du solltest diesen Jungen ein bißchen mehr bedecken!«
Aber Tante Kates Hilfe war nicht mehr ganz rechtzeitig gekommen; denn die *Daily Mail* hatte bereits ein Bild von mir veröffentlicht, auf dem ich dem britischen Publikum ein deutsches Graubrot, die Wochenration für eine Person, zeigte. Gegen Ende des ersten Jahresdrittels, das ich an der St.-Paul's-Schule verbrachte, zog eines Morgens einer meiner Klassenkameraden, Jim Bennett, ein Zeitungsblatt aus seinem Schulranzen.
»Seht mal, was unsere Köchin mit nach Hause gebracht hat; es war um einen Fisch gewickelt!« sagte er. Und da war mein Bild – mit der schottischen Schleife und den Söckchen!

Das Gefühl der Unsicherheit, das meinen Kleidersorgen zugrunde lag, war tiefer und schwerwiegender als die Sache mit den Söckchen.
Ich war gern in England. Ich liebte den Geruch von London, der für mich zu jener Zeit eine Mischung aus dem heißen Teer war, der in der Sonne zwischen den hölzernen Pflasterblöcken der Londoner Straßen schmolz, dem scharfen Rauch der ›Three Castle‹-Zigaretten, dem Duft des frischgemähten Grases auf den Rasenflächen des Platzes, an dem wir wohnten, und, je nach der Windrichtung, einer salzigen Seebrise von der Tide der Themse oder einem Hauch Malz von der Mortlake-Brauerei. Ich war hingerissen von dem Essen in London. Es war nach den Entbehrungen in Berlin etwas Erstaunliches, und ich wunderte mich, daß jemand darüber schimpfen konnte, wie die Londoner es taten. Ich liebte die Menschen. Jeder, den ich kennenlernte, war nett und freundlich – so wie man zu Flüchtlingen ist.
Und das war es natürlich. In diesen ersten Monaten fühlte ich mich nicht, wie ich erwartet hatte, zu Hause, sondern ich fühlte mich als Flüchtling. Ein kleiner Junge, der nicht ganz sicher war, ob er wirklich dorthin gehörte, wohin er seiner Meinung nach hingehören mußte. In

Berlin, wo ich doch ein feindlicher Engländer gewesen war, hatte ich mich sonderbarerweise irgendwie zu Hause gefühlt. Ich war einer der beliebtesten Jungen im Friedrichswerderschen Gymnasium gewesen. Und auch mein Vater, ebenfalls ein feindlicher Engländer, war dort eine beliebte und geachtete Persönlichkeit. Hier in England jedoch kannte ihn fast niemand, abgesehen von ein paar Journalisten, die einmal als Auslandskorrespondenten in Berlin gewesen waren, und einigen alten Freunden aus Australien, wie den Malern Tom Roberts und Sir Arthur Streeton.

Schlimmer noch – er war verdächtig. Als die letzten Artikel seiner Serie in der *Times* erschienen, trafen Leserbriefe ein, in denen behauptet wurde, er male absichtlich ein allzu düsteres Bild von den Verhältnissen in Deutschland, um die englische Kriegführung zu einem gefährlichen Überoptimismus zu verführen, und er sei ein Agent der Deutschen. Wieso hatten die Deutschen ihn aus Ruhleben entlassen? Und warum hatten sie ihm erlaubt, nach England zu gehen, ohne daß ein einziger Deutscher gegen ihn ausgetauscht wurde? Hatten die Herren von der Gegenspionage diesen Fall richtig überprüft? Und wie kam Lord Northcliffe dazu, in seinen Zeitungen eine solche Feindpropaganda zu veröffentlichen?

Es war entsetzlich für meinen Vater und natürlich auch für mich. Denn unwillkürlich wurde ich von der Depression angesteckt, die er und meine tapfere Mutter dieses Unsinns wegen empfanden. Bei der Durchsicht der Artikel, die er damals schrieb, fällt mir auf, daß er einmal verspricht, in seinem nächsten Beitrag zu enthüllen, wie er es fertigbrachte, die deutschen Behörden zu bewegen, ihn gehen zu lassen. Ich erinnere mich an die besorgte Diskussion mit meiner Mutter, in der er hin und her überlegte, ob er dem Verlangen seines Verlegers nachgeben und die Geschichte erzählen sollte. Doch schließlich gab die Loyalität gegen seine Berliner Freunde den Ausschlag. Trotz der Ankündigung erschien die Geschichte nie im Druck, da man sonst in Deutschland unweigerlich darauf aufmerksam geworden wäre und den Freunden meines Vaters Unannehmlichkeiten bereitet hätte – so zum Beispiel Frau Kunheim, die uns zuliebe ihren Charme und ihre gesellschaftliche Position in Gesprächen mit dem Außenminister von Kühlmann, dem Berliner Stadtkommandanten Braumüller und anderen einflußreichen Persönlichkeiten eingesetzt hatte, in deren Macht es stand, einen zweiundfünfzigjährigen Australier nach England fahren zu lassen, ohne daß die Engländer einen Deutschen gegen ihn austauschten.

Die Herren von der Spionageabteilung, die meinen Vater bereits

pflichtgemäß befragt hatten, nahmen ihn nun noch einmal aufs Korn. Der berühmte Chef des Secret Service, Admiral Sir Reginald ›Blinker‹ Hall, lud meinen Vater persönlich vor, durchbohrte ihn mit seinen Blicken, stellte ihm eine Reihe von Fragen und erklärte dann, Delmer sei offenbar ungefährlich. Und die *Daily Mail* bewies meinem Vater offiziell ihr Vertrauen: Sie engagierte ihn und schickte ihn als ihren Korrespondenten in die Schweiz, damit er von Bern aus über Deutschland berichtete.

Für mich jedoch ergab sich die Schwierigkeit, mich dem Leben an einer englischen Public School [1] – St. Paul's – anzupassen. Meine Mutter tat, was sie konnte, um mich darauf vorzubereiten. Sie ging mit mir auf die Hampsteader Heide und schleuderte einen Kricketball, den ich fangen sollte. ›Kricketübung‹ nannte sie das. Wenn wir eine Weile Kricket ›geübt‹ hatten, setzte sie sich mit mir auf eine Bank und versuchte, mich in die mathematischen Geheimnisse einer anderen Art Übung einzuweihen: der des Rechnens mit Pfunden, Shillings und Pence, mit Yards, Rods und Perches, Pinten, Gallonen, Chains und Furlongs und all den anderen Schrecken des archaischen englischen Münz-, Gewicht- und Maßsystems. Bevor sie meinen Vater heiratete, hatte sie am South Melbourne College Naturwissenschaften, Chemie und Mathematik gelehrt. Jetzt bemühte sie sich, mir ihre Lehrerfahrung zugute kommen zu lassen. Doch trotz all ihrer Mühen konnte ich mich nie mit Kricket, Yards, Rods und Perches befreunden.

Ich hatte solche Angst vor Kricket – und davor, bekennen zu müssen, daß ich dieses Spiel nie zuvor gespielt hatte –, daß ich sofort zu Beginn des Sommerhalbjahres zum Schwimmbad der Schule stürzte, um schwimmen zu lernen und mich für den Ruderklub zu qualifizieren. Bis dahin war es mir nie möglich gewesen, schwimmen zu lernen. Doch schon zehn Tage nachdem ich zum erstenmal ins Bassin gesprungen war, hatte ich nicht nur die sechs Längen geschwommen, die zur Aufnahme in den Ruderklub nötig waren, sondern sogar die fünfzehn, die einen Jungen berechtigten, rot-weiße Badehosen zu tragen. Auch als Ruderer machte ich mich ganz gut, so daß ich als Schlagmann meinen Schulachter in der internationalen Henley-Regatta führte und auch später für mein College in Oxford mitruderte.

Aber damit, daß ich mich von dem obligatorischen Kricketspiel drücken

[1] Public School: Bezeichnung renommierter älterer höherer Schulen in England, z. B. Eton, Rugby, Westminster, St. Paul's usw.

konnte, war das Ende der Prüfung noch nicht erreicht, die mein Übergang von einer Berliner in eine Londoner Schule während der Kriegsjahre bedeutete. Ich mußte auch lernen, Latein und Griechisch auf englische Art auszusprechen. Unser Griechischlehrer, der baumlange, wuschelköpfige Poet Denis Meldrum, fand meine Bemühungen so komisch, daß er mich aufforderte, einen Absatz aus den ›Fröschen‹ des Aristophanes auf Berliner Art zu lesen. Ich hatte kaum drei Zeilen gelesen, als Meldrum sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und sich vor Lachen schüttelte. Der Anblick erschreckte mich, denn seine endlos langen, mit einer grauen Flanellhose bekleideten Beine befanden sich direkt vor mir auf dem Katheder, und ich fürchtete, er werde das Gleichgewicht verlieren und herunterpurzeln.

Auch im Offiziertrainingskorps, dem in jenen Tagen alle Jungen über vierzehn Jahren angehören mußten, wurde mir immer wieder unter die Nase gerieben, daß ich aus Deutschland kam. Wenn ich mein Gewehr fallen ließ oder meine Wickelgamaschen aufgingen, neckte mich unser Leutnant Tommy Picton mit Sicherheit: »Schau mal einer an! Ich dachte immer, sie machten gute Soldaten aus euch in Deutschland!«

Aber bald verlor ich meine Hemmungen, gewann zuerst ein Junior- und dann ein Senior-Stipendium, erhielt wichtige Posten und Ämter in der Schule und ruderte, wie bereits gesagt, als Schlagmann im Henleyachter. Und am Lincoln College in Oxford gewann ich sogar in öffentlicher Konkurrenz mit anderen Schülern aus ganz England das Senior-Stipendium für Geschichte der Neuzeit – was meine Lehrer ebenso überraschte wie mich selbst. Und wie es sich für einen Engländer traditionsgemäß gehört, kann auch ich auf die Jahre in St. Paul's und in Oxford als auf einen besonders glücklichen Abschnitt meines Lebens zurückblicken.

5. *Lord Beaverbrook ›empfiehlt‹*

Erst vier Jahre nach unserer Abreise aus dem hungernden Berlin sah ich Deutschland wieder. Das war im Frühjahr 1921, und ich war damals sechzehn Jahre alt.

Mein Vater hatte seinen Posten bei der *Daily Mail* aufgegeben und war nun Mitglied der Interalliierten Kontrollkommissionen, die die Aufgabe hatten, die Entwaffnung des besiegten Deutschland zu überwachen. Und ich fuhr nach Berlin, um mit ihm, meiner Mutter und meiner Schwester die Osterferien zu verbringen. Es war die erste große Reise, die ich allein unternahm, und von dem Augenblick an, da ich auf dem Victoria-Bahnhof mein Abteil betrat, betrachtete ich sie als ein wundervolles Abenteuer.

Schon der Name des Zuges, der mich von Ostende nach Berlin bringen sollte, übte einen Zauber auf mich aus: der Warschau-Expreß. In meinem Abteil saß ein fröhlicher junger Student aus Oxford, der mir erzählte, er sei der Präsident des Oxford Pogo[1] Klubs und der beste Pogospringer seiner Universität. Die meiste Zeit dieser Reise durch Belgien verbrachte er damit, die Emailleschilder von den Wänden des Abteils abzuschrauben und in seinem Koffer zu verstecken. »Damit dekoriere ich mein Zimmer in Wadham«, erklärte er, und mir erschien er dadurch nur noch heldenhafter.

Die polyglotte Verordnung am Fensterrahmen unseres Abteils entzückte ihn am meisten. In vier Sprachen stand darauf: »Niet luinen naar buiten. Ne pas se pencher au dehors de la fenêtre. Nicht hinauslehnen. Do not stoop outwards.« Als ich nach Berlin kam, schrieb ich eine Glosse über diese bemerkenswerte Vorschrift für die Körperhaltung der englischen Reisenden und schickte sie an die *Morning Post*. Die *Post* veröffentlichte sie in ihrer Spalte ›Nebenbeibemerkt‹ und

[1] Pogo: ein Hüpfspiel mit einer Art Stelze, an der eine Sprungfeder angebracht ist.

sandte mir eine Anweisung auf sieben Shillings und Sixpence, das erste Honorar, das ich je als Journalist verdiente.
Und dann, als der Warschau-Expreß über die Rheinbrücke donnerte, an den hochragenden Türmen des Kölner Doms vorüberglitt und schließlich in der weiten gläsernen Höhle des Hauptbahnhofs hielt, kam der Höhepunkt meiner Reise: Mein Vater erwartete mich auf dem Bahnsteig. Ich hatte ihn noch nie in Uniform gesehen, und nun kam er in der Khaki-Dienstuniform eines Offiziers der Königlichen Seesoldaten auf mich zu, eine hohe, elegante Gestalt. Das weiße Haar, der weiße Schnurrbart und die Autorität der klugen Augen stachen fast komisch gegen die Bescheidenheit der drei Hauptmannsterne ab.
Es war eine gelungene Überraschung, denn ich hatte erwartet, ihn erst in Berlin zu treffen. Nun forderte mein Vater mich auf, auszusteigen und die Reise in Köln zu unterbrechen. »Wir mußten heute morgen eine unangemeldete Überraschungsinspektion von ein paar U-Boot-Dieselmotoren vornehmen«, sagte er. »Darum bin ich in Uniform. Aber für heute ist meine Arbeit beendet. Ich ziehe jetzt Zivil an, während du schnell frühstückst, und dann zeige ich dir mal das Siebengebirge. Was meinst du dazu?«
Vielleicht war es die Begeisterungsfähigkeit meiner jungen Jahre, die diesen Ausflug ins Rheinland für mich so aufregend und denkwürdig machte, vielleicht waren es die Gespräche mit meinem Vater, und vielleicht hängt die Tiefe des Eindrucks auch mit der Tatsache zusammen, daß viele meiner Reisen als Reporter seit 1945 mich durch diese selbe Gegend führten, die ich immer geliebt habe. Aber woran es auch liegen mag, ich habe jedenfalls nie die freudige Stimmung jenes ersten Frühlingstags im Deutschland der Weimarer Republik vergessen.
Als wir uns an jenem Morgen auf den Weg machten, marschierten über das Pflaster des Platzes vor dem großen Dom Gruppen von jungen Leuten in Hemden und kurzen Hosen, Rucksäcke auf dem Rücken und Mandolinen mit flatternden roten und grünen Bändern im Arm. Mit ihnen wanderten vollbusige Mädchen in geblümten Dirndlkleidern. Und sie sangen dieselben Wanderlieder, die ich so oft in meiner deutschen Schule gesungen hatte. Wieder verspürte ich das alte Hochgefühl, das ich beim Singen dieser Lieder während des Krieges empfunden hatte – aber diesmal brauchte ich mich deswegen nicht zu schämen.
Mein Vater und ich nahmen die Vorgebirgsbahn, die uns schnaufend und prustend bis Godesberg brachte, wo wir ausstiegen und im Taxi zu einem schönen Gartenrestaurant am Rhein fuhren. Jedesmal wenn

ich heute den Schaumburger Hof besuche – und ich wohne immer dort, wenn mein Beruf mich nach Bonn führt –, sehe ich in Gedanken meinen Vater unter den weit ausladenden Zweigen der alten Linde sitzen, die Schleppzüge beobachten, die auf dem breiten Strom vorbeigleiten, und an dem Mosel nippen, den Papa Mundorf uns herausgeschickt hat. Wir saßen dort, bis die emsige kleine weißgestrichene Fähre anlegte und uns zu dem Ort am anderen Rheinufer hinüberbrachte, von dem aus wir unsere Wanderung durch das Siebengebirge begannen. Und wohin wir auch kamen, überall trafen wir zu meiner größten Freude Gruppen von wandernden Hänsels und Gretels, die ihre Lieder sangen, auf ihren Mandolinen klimperten und wie wir die warme, blütendurchduftete Frühlingsluft auskosteten. Nie, nie und nie, so sagte ich mir, würde Deutschland wieder einen Krieg beginnen. Alles war Frieden, alles Schönheit.

Von da an verbrachte ich fast alle meine Ferien in Deutschland. Und Stück um Stück verblaßte das schöne friedliche Wunschbild, das ich mir zwischen den grünen Hügeln des Siebengebirges erträumt hatte, vor der Überzeugung, daß für das deutsche Offizierskorps, die nationalistischen Führer und einen großen Teil des Volkes, der von der nationalistischen Propaganda irregeleitet wurde, der Krieg nicht vorüber war. Sie sahen den durch den Versailler Vertrag geschaffenen Zustand lediglich als eine Art Waffenpause an; die ›ungerechten und empörenden‹ Punkte dieses Vertrags mußten umgangen werden, während Armee, Industrie und Propagandisten alles für den Tag der Rache vorbereiteten.
Der erste, der mir die Augen öffnete, war ein Etagenkellner im Hotel Continental in Berlin, in dem wir wohnten. »Nie wieder Krieg!« sagte er. »Aber eins kann ich dem jungen Herrn versichern. Wenn wir aufgerufen werden, um gegen diese dreckigen Polacken zu marschieren, die uns unser gutes deutsches Posen und Oberschlesien und Westpreußen weggenommen haben, dann ziehen wir alle voller Freude los. Wir werden ihnen schon zeigen, was 'ne Harke ist und wem was gehört!«
Und er hatte recht: Die Mehrzahl dachte so. Der Wunsch, den ›verdammten Polacken‹ eins zu versetzen, war nicht auf jene Deutschen beschränkt, die durch die Wiedergeburt eines souveränen, unabhängigen polnischen Staates ihre Ländereien und Stellungen verloren hatten. Und auch nicht auf die ›Freikorps‹ der Schwarzen Reichswehr, die einen Grenzkrieg gegen die Polen geführt hatten. Genau dasselbe wie der Etagenkellner sagten meine früheren Klassenkameraden, als ich sie

zu einem üppigen Essen einlud, das mich bei dem Inflationskurs der Mark etwa fünfzehn Shillings kostete. Und mein alter Klassenlehrer, der freundliche, ehrliche Herr Pehle, sagte es auch, als er zum Tee zu uns kam. Dabei war Herr Pehle, wie ich gut wußte, das absolute Gegenteil eines Hurrapatrioten. Er sah mager und müde aus, und er trug – ein etwas sonderbarer Anblick – einen Gehrock, auf den er ein Eisernes Kreuz erster Klasse geheftet hatte. Es sei das einzige anständige Kleidungsstück, das er noch besitze, sagte er. Da bei den immer höher kletternden Inflationspreisen sein Gehalt nichts wert sei, könne er sich keinen neuen Anzug kaufen.
Ich war glücklich, meine Freunde wiederzusehen, und ich fühlte, daß auch sie sich freuten. Aber gleichzeitig war es bedrückend. Meine Klassenkameraden und noch mehr die älteren Jungen vom Friedrichswerderschen Gymnasium hatten, wie ich mich erinnerte, die überhitzte Haßpropaganda von 1916 und 1917 stets verspottet. Und Herrn Pehles Feldpostbriefe hatten in mir den Eindruck erweckt, daß auch er alles reichlich satt hatte. Jetzt schien es, als hätte die Enttäuschung der Niederlage und das Elend der Inflation sie dazu gebracht, die sentenziösen Lügen, die sie damals abgelehnt hatten, nun doch für Wahrheit zu halten.

Doch ein noch schlimmerer Schock wurde mir zuteil, als mein Vater mich auf eine Inspektionsreise der Kontrollkommission nach München mitnahm. Schon an der Grenze des halb autonomen Bayern hatte ich die ersten düsteren Vorahnungen, als ein Polizist unser Zugabteil betrat und meinen Paß zu sehen verlangte. Denn auf seinem Kopf thronte die Pickelhaube, die von der sozialdemokratischen Regierung in Preußen als Symbol des kaiserlichen ›militaristischen Regimes‹ abgeschafft worden war.
Diese Pickelhaube trog nicht. Es war tatsächlich ein militaristisches Regime, das ich in München vorfand. Die neue Reichswehr der deutschen Republik hatte zunächst die Kommunisten aus Bayern vertrieben, die während des Zusammenbruchs im November 1918 in München die Macht ergriffen hatten. Dann hatte sie die Sozialdemokraten, die den Kommunisten folgten, hinausgeworfen. Und jetzt, im Herbst 1921, regierte in Bayern das Militär vermittels einer Rechtsregierung, an deren Spitze der konservative Beamte Gustav von Kahr stand.
Infolge dieser Ereignisse war Bayern zur Hochburg der offenen und geheimen nationalsozialistischen und revanchistischen Bewegungen Deutschlands geworden. Die Freikorps der Schwarzen Reichswehr hat-

ten hier ihre Hauptquartiere. Diese Freikorps früherer Offiziere und Soldaten waren ursprünglich gebildet worden, um die kommunistischen Revolutionäre und die Polen zu bekämpfen. Jetzt saßen sie hier in Bayern, nationalistische Söldner, die auf eine neue Erhebung, auf neue Staatsstreiche, neue Putsche warteten. Und mit ihnen die Mordbanden der Schwarzen Reichswehr, deren Aufgabe es war, ›Verräter‹ zu liquidieren und die Bevölkerung durch Terror davon abzuhalten, daß sie die unterirdischen Waffenlager und alle die anderen geheimen Kriegsvorbereitungen den Alliierten preisgab.
Das halb autonome Bayern war in den Augen der Konservativen und der Führer der Reichswehr in diesen ersten Nachkriegsjahren die ›Ordnungszelle‹ Deutschlands, der Keimboden teutonischer Tugenden, von dem ein Kreuzzug ausgehen sollte, um das kommunistisch verpestete Sachsen und den ›korrupten Morast‹ des sozialdemokratischen Preußen zu säubern. Von Bayern aus sollte Deutschland befreit werden von den ›Kräften des Verrats, des Defaitismus und der Unordnung‹ und vorbereitet für einen neuen Versuch, die Eroberungspläne zu realisieren, die unter dem Kaiser fehlgeschlagen waren.
Es war zu jener Zeit kein Spaß, als englischer Offizier in Bayern zu sein. Überall wo mein Vater und die zwei Marineoffiziere, die mit ihm waren, sich in Uniform zeigten, wurden sie mit Demonstrationen offener Feindseligkeit begrüßt. »Dreckete Schnüffler!«, »Machts, dös ihr na Haus' kommt, Saubriten verfluchte!« schrien die Bayern ihnen wütend zu. Und die Arbeit der Kontrollkommissionen war hier schwieriger, ihr wurden mehr Hindernisse und Narrenfallen in den Weg gelegt als irgendwo sonst in Deutschland – vielleicht mit Ausnahme von Pommern und Ostpreußen. Denn die Reichswehr war, wie ihre Offiziere mir später offen zugaben, entschlossen, ihre Waffen vor der Vernichtung zu bewahren. Und Bayern war ihr Geheimarsenal Nummer eins.
Doch das, was mich erschreckte, war die neue Haßkampagne, nicht der Widerstand gegen die Kontrolloffiziere, den ich damals für selbstverständlich erachtete. Haß gegen die Alliierten. Haß gegen die Sozialdemokraten, denen die Militärs jetzt die Kapitulation in die Schuhe schoben, obgleich die Generale selbst sie gefordert hatten. Haß vor allem gegen die Juden.
Antijüdische Flugblätter und Zeitschriften wurden an allen Zeitungsständen zum Verkauf angeboten. Männer in der Uniform der Freikorps oder der neugegründeten nationalsozialistischen Sturmabteilungen riefen ihre Schlagzeilen an den Straßenecken aus. Die Juden waren

der Armee in den Rücken gefallen. Die Juden waren Bolschewiken. Die Juden waren die Nutznießer des deutschen Zusammenbruchs. Die Juden mußten liquidiert werden, wenn Deutschland wieder frei werden sollte.

Der deutsche Antisemitismus war für mich nichts Neues. Ich hatte noch in Erinnerung, wie die Jungen am Friedrichswerderschen Gymnasium während des Kriegs einen unglückseligen Aushilfslehrer gequält hatten. »Schacherjude!« und »Juden raus!« hatten sie gebrüllt, sobald er den Rücken wandte. Aber das war mehr Schuljungenübermut gewesen als echter Antisemitismus. Die jüdischen Schüler meiner Klasse hatten fröhlich in diese Rufe eingestimmt, obgleich sie für den unglücklichen Dr. Baum grausam und verletzend waren.
Aber das, was hier in München vorging, war schlimmer und viel alarmierender als aller Antisemitismus, den mein Vater oder ich je zuvor erlebt hatte. »Es sieht so aus, als ob ziemlich einflußreiche Leute dahinterstecken«, sagte mein Vater. Und er hatte recht, obgleich ich es damals noch nicht wußte. Wie wir aus kürzlich aufgefundenen Dokumenten erfahren haben, wurde diese antijüdische Kampagne tatsächlich von recht einflußreicher Seite unterstützt: von den Stabsoffizieren der Reichswehr.

Gegen Ende Mai 1919 hatte das neuformierte Reichswehrgruppenkommando in München eine besondere Propagandaabteilung im Lager Lechfeld bei München ins Leben gerufen, die die offizielle Bezeichnung Abteilung 1b/p trug. Ihr Leiter war ein erfahrener Offizier des bayrischen Generalstabs, der sechsunddreißigjährige Hauptmann Karl Mayr.
Ursprünglich hatte diese Einheit die Aufgabe, zurückkehrende Kriegsgefangene unauffällig zu überwachen. Beobachter mischten sich unter die Gruppen, die vor Friseurstuben, in Kantinen und Waschräumen zusammenstanden, und belauschten die Gespräche dieser Leute, um Pazifisten und ›andere üble Elemente‹ aufzuspüren. Gelegentlich, wenn sich eine Möglichkeit bot, hielten Hauptmann Mayrs Spezialisten auch kleine Hetzreden. Sehr bald jedoch entwickelte sich das Lechfeldkommando zu einem Trupp, der darauf aus war, nicht nur die Armee, sondern auch die Bevölkerung vor den schädlichen Einflüssen der Bolschewisten und Pazifisten zu bewahren. Einer der besten Wege, um dies zu erreichen, war nach Hauptmann Mayrs Ansicht ein Angriff auf die Juden. Und dieser Entschluß wiederum begeisterte die Nr. 17 auf

Hauptmann Mayrs Liste von V-Männern und Propagandisten, einen aus Österreich stammenden Infanteristen namens Adolf Hitler.
In den Münchner Heeresarchiven wurde kürzlich eine Akte entdeckt, aus der klar hervorgeht, daß Hitler auf Mayrs Befehl handelte, als er der kleinen Deutschen Arbeiterpartei beitrat und sie zu einem Instrument der antipazifistischen, antimarxistischen und antisemitischen Propaganda der Bayrischen Reichswehr auszubauen begann[1]. Mayr standen beträchtliche Summen zur Verfügung, und es kann als sicher angenommen werden, daß die antisemitischen Broschüren und Flugschriften, die überall auf den Straßen verkauft wurden, zumindest teilweise mit diesen Geldern finanziert wurden, ebenso wie die Massenveranstaltungen, bei denen Hitler gegen die Juden wetterte.
Unter diesen aufschlußreichen Dokumenten befindet sich ein Brief vom 17. September 1919, in dem der Hauptmann der Reichswehr Mayr nicht allein eine der typischen Hitler-Tiraden gegen die Juden gutheißt, sondern sie sogar noch durch eine entschiedene Forderung übertrumpft, die geradezu eine Vorwegnahme der rassenmörderischen ›Endlösung‹ Hitlers bedeutet. Mayr hatte Hitler gebeten, einen Antwortbrief auf die Anfrage eines gewissen Adolf Gemlich aus Ulm zu verfassen, der wissen wollte, ob die antijüdische Propaganda der Reichswehr bedeute, daß die sozialdemokratische Zentralregierung in Berlin die Gefahr, die die Juden für Deutschland darstellten, erkannt habe. In seinem Begleitschreiben zu Hitlers Antwort an Gemlich – dem ersten politischen Aufsatz des späteren Führers, der der Nachwelt erhalten ist – bestätigt Mayr nicht nur alles, was Hitler über die Juden zu sagen hat, sondern erklärt obendrein, daß die Sozialdemokraten ›an der Kette der Judenheit‹ lägen.
»Alle schädlichen Elemente«, schrieb Mayr abschließend, »müssen wie Krankheitserreger ausgestoßen oder verkapselt werden. So auch die Juden. Besten Gruß, Mayr.«
Vielleicht waren diese Sätze des Hauptmanns nur eine typisch bajuwarische Überteibung. Sein Untergebener Hitler jedoch setzte seine Forderung dreiundzwanzig Jahre später in grauenhafte Wirklichkeit um. Für das ›Verkapseln‹ schuf Hitler Konzentrationslager. Für das ›Ausstoßen‹ Gaskammern.

[1] Hauptstaatsarchiv München, Grpkdo IV, 50/8. Aus der Akte geht auch hervor, daß eine weitere Anzahl unter den ersten Mitgliedern der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei Spitzel und Agenten des Hauptmann Mayr und seiner Reichswehrabteilung I b/p waren, unter ihnen so bekannte Persönlichkeiten wie Esser, Amann und Gottfried Feder.

Ich bedaure es unendlich, daß ich während meines ersten Aufenthalts in München keine der Versammlungen besuchte, auf denen Hitler sprach. Denn jene Zeit war für Hitlers Entwicklung entscheidend; es war die Periode der Verschwörungen, der Illegalität und der von der Reichswehr autorisierten Verbrechen. Sie sollte die Haltung des ›Gefreiten des Ersten Weltkrieges‹ für die Dauer bestimmen, ihm die Verachtung für Gesetze, Verträge, Versprechungen und alle Bürokratie einflößen, die zur Grundlage seiner späteren Hemmungslosigkeit als Diktator wurde.

Es war dies die Zeit, in der selbst die höchsten Offiziere der Reichswehr, unter anderem ihr Befehlshaber General von Seeckt, genau wie Hitler, von einem Plan sprachen, die Engländer gegen die Franzosen auszuspielen und die Russen gegen die Polen, um durch einen siegreichen Blitzkrieg Deutschlands verlorene Provinzen zurückzugewinnen. Der türkische General Mustapha Kemal hatte sie alle beeindruckt durch die Geschicklichkeit, mit der er die Entente aufgespalten und dann die Griechen aus Kleinasien vertrieben hatte. Warum sollte den Deutschen nicht das gleiche mit den Polen und den Tschechen glücken?

Bei Seeckt machte das Jahr 1923 diese Illusionen zunichte – doch nicht bei Hitler. Seeckt war jetzt überzeugt, daß eine auf lange Sicht berechnete scheinbare Erfüllungspolitik hinsichtlich der schon reichlich abgemilderten Versailler Bedingungen, eine scheinbare Kooperation mit den Siegermächten und eine echte aber unbedingt geheime Kooperation mit der Roten Armee mehr ausrichten würde, um Deutschland für eine Revision und einen Revanchekrieg vorzubereiten, als jeder weitere kurzfristige Widerstand. Denn entgegen den Hoffnungen Seeckts waren die Engländer Deutschland nicht zu Hilfe gekommen, als es den Franzosen die Reparationszahlungen verweigerte und diese in das Ruhrgebiet einmarschierten.

Ich bekam von den Ereignissen dieses kritischen Jahres nur wenig zu sehen. Die Freikorps führten und verloren ihren Mord- und Sabotagefeldzug im Ruhrgebiet gegen die Franzosen, während ich als glücklicher Inhaber eines Stipendiums für Oxford meine ganze Aufmerksamkeit auf das Rudertraining richtete, um das Debut unseres Schulachters bei der Regatta in Henley vorzubereiten. Und als die Kommunisten im Oktober durch einen Putsch an die Macht zu kommen versuchten, ruderte ich in Oxford in einem Probeachter der Universität und kümmerte mich um nichts als um meine Ambition, am Rennen gegen Cambridge teilzunehmen. Übrigens ohne Erfolg.

Immerhin verbrachte ich die Sommerferien in Deutschland und erlebte hier den endgültigen Zusammenbruch der Mark und den tragikomischen Flaggenkrieg am Strand von Heringsdorf und Bansin. Im eleganten, teuren Heringsdorf mit seinen altmodisch vornehmen Hotels, in denen viele reiche jüdische Familien wohnten, wehte die schwarz-rot-goldene Flagge der Republik auf den Wällen der Sandburgen, die die Ferienfamilien rund um ihre Strandkörbe errichtet hatten. Bansin hingegen, das sich als exklusiv, feudal und hohenzollerntreu betrachtete, zeigte die schwarz-weiß-rote Flagge des kaiserlichen Deutschland oder die Reichskriegsflagge mit ihrem aggressiven schwarzen Malteserkreuz und dem Adler. Des Nachts, zuweilen sogar bei Tage, zogen die tapferen Jungmannen von Bansin aus und zerstörten die Sandburgen in Heringsdorf. Sie rissen die ›Judenfahnen‹ herunter und beschmutzten alles aus exkremental obszöne Weise – eine Form der politischen Meinungsäußerung, die Deutsche dieses Schlags noch heute für außerordentlich witzig halten. Die Jugend von Heringsdorf unternahm einige Gegenangriffe, wenngleich ein wenig mattherzig, wie es mir auf meinem Beobachtungsposten in Bansin erschien.

Dieser Sandburgenkrieg wäre zwar häßlich, aber harmlos gewesen, wenn er sich auf derartige Überfälle und Verunglimpfungen beschränkt hätte. Unglücklicherweise aber begannen Bansins deutschnationale Raufbolde, die Polizei und Richter auf ihrer Seite wußten, bei ihren Überfällen auch Feuerwaffen zu gebrauchen. Bevor meine Ferien zu Ende gingen, sah ich einen Toten, der vom Strand in Heringsdorf heraufgebracht wurde. Und wie ich hörte, war es bereits zu weiteren tödlichen ›Unfällen‹ gekommen.

Ich saß in Oxford, in ›Stubbs's Charters‹[1] vergraben und intensiv damit beschäftigt, mich in gesellschaftlicher, weltanschaulicher und ästhetischer Hinsicht in diese neue Studentenwelt einzuleben, als Hitler, der V-Mann der bayrischen Reichswehr, mit seinem Münchner Putsch den Versuch unternahm, seine militärischen Auftraggeber zu übertrumpfen. Aber der Versuch mißglückte, und Hitler wurde von einem nachsichtigen Gericht zu einer Ruhezeit auf der Festung Landsberg verurteilt. Ich fürchte, ich nahm kaum Notiz von diesem Ereignis. Es war fast so, als wollte ich jeden Gedanken an die unerfreulichen Zustände in Deutschland ausschließen, um mich ganz dem schönen Leben in Oxford widmen zu können.

Selbstverständlich war mir trotzdem in großen Zügen bewußt, was in

[1] Ein Lehrbuch über englische Verfassungsgeschichte im Mittelalter.

Deutschland vor sich ging. Ich hörte von den kommunistischen und nationalsozialistischen Putschversuchen, von der geheimen Wiederbewaffnung, von Finanzskandalen, Verschwörungen und den immer häufigeren politischen Morden. Und ich wußte auch, daß für viele Deutsche meiner und der etwas älteren Generation Lüge und Betrug zu patriotischen Tugenden geworden waren.
Die Gewohnheit, die Kontrollkommission und die Alliierten zu beschwindeln, hatte sie dazu geführt, auch ihre eigene Regierung zu betrügen. »Warum sollen wir Steuern zahlen? Das Geld bekommen doch nur die Franzosen«, sagten sie und richteten eine doppelte Buchführung ein. Das Schlimmste aber war, daß sie sich selbst betrogen. Jede Propagandaparole war ihnen recht, die die Schuld an ihrem Elend auf andere schob, ihnen die Verantwortung für den Ersten Weltkrieg abnahm und ihnen eine rosige Zukunft und einen Platz an der Sonne versprach. In jener Zeit wurden die moralischen und psychologischen Voraussetzungen für die kommenden Katastrophen geschaffen.
Aber ich tat unbewußt alles, um diese Vorzeichen zu übersehen. Ich zog es vor, mir Deutschland als ein angenehmes Land vorzustellen, ein Land mit einem großartigen Theater, genialen und faszinierenden neuen Filmen und einer interessanten neuen Architektur. Ich dachte an meine vielen deutschen Freunde, mit denen ich so gern geplaudert, geschwommen und Tennis gespielt hatte. Das hielt mich jedoch nicht davon ab, meine Kommilitonen vor den Kopf zu stoßen, als ich zum ersten und einzigen Male bei einer Debatte der Oxford Union Society sprach und dabei den Antrag unterstützte: »Dieses Haus begrüßt die Wahl des Generalfeldmarschalls von Hindenburg zum Reichspräsidenten.« Ich schockierte sie, weil ich zwar für den Antrag sprach, aber alles, was ich sagte, gegen den liberalen Sprecher gerichtet war, der ihn gestellt hatte. Denn er hatte das Bild eines neuen demokratischen Deutschland entworfen, das nach Frieden und Völkerverständigung strebte.
»Ich begrüße die Wahl des Generalfeldmarschalls«, sagte ich, »weil ich hoffe, daß dadurch auch den unverbesserlichsten Optimisten hierzulande die Augen aufgehen werden. Die Wahl wird sie lehren, daß trotz der neuen parlamentarischen Aufmachung heute dieselben Männer in Deutschland herrschen, die dort während der Kaiserzeit geherrscht haben. Herr Präsident, ich spreche von den deutschen Generalen.«

Natürlich will ich nicht behaupten, ich hätte als zwanzigjähriger jun-

ger Mensch oder auch während des Semesters, in dem ich an der Berliner Universität Germanistik studierte, alle verräterischen Symptome der Weimarer Republik erkannt. Diese Erkenntnis kam mir erst allmählich, als ich ein berufsmäßiger Beobachter der Ereignisse in Deutschland geworden war.
Während meiner Studienzeit in Oxford schwankte ich noch zwischen drei Karrieren, die mir erstrebenswert schienen. Ich wollte entweder Universitätslehrer werden wie mein Vater oder Diplomat oder Journalist. Ich stellte mich einem Beamtenausschuß im Burlington House vor, beantwortete die Fragen einer ehrfurchtgebietenden Runde von Ministerialbeamten und früheren Diplomaten und erhielt nach angemessener Frist den Bescheid, man sehe in mir einen brauchbaren Kandidaten für den diplomatischen Dienst. Doch ich legte nie ein Examen für das Außenministerium ab. Und ich begrub auch jeden Gedanken an eine akademische Karriere. Denn das Schicksal griff ein.
Das Schicksal war ein kleiner Mann in einem dunkelblauen Anzug, mit einem großen, wuchtigen Schädel, buschigen Brauen und scharf blickenden Augen. Ein breites Froschgrinsen verzerrte sein knorriges, gefurchtes Gesicht, als er seinen Arm stocksteif ausstreckte, um meine Hand zu ergreifen und mit einer tiefen, sonoren Stimme in kanadischem Tonfall zu sagen: »Mr. Delmer, ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind.«

Ich war von Oxford mit einem enttäuschenden ›magna cum laude‹ im Schlußexamen abgegangen – enttäuschend, weil ich nicht das ›summa cum laude‹ erreichte, das mir mein Tutor versprochen hatte. Nun lebte ich im August 1927 bei meinen Eltern in Berlin und verbrachte meine Zeit damit, Aufträge für die verschiedenen mir bekannten englischen Korrespondenten auszuführen, englische Privatstunden zu geben und mich für das Examen im Auswärtigen Dienst vorzubereiten. Einer der Journalisten, für die ich arbeitete, war mein Vater. Die Kontrollkommission war aufgelöst, und er verdiente seinen Lebensunterhalt in Berlin als Korrespondent für eine Anzahl Zeitungen wie *Lloyd's List*, *Cinematograph Weekly* und *Daily Express*.
Mein Vater war in Urlaub gefahren und hatte mir – mit erstaunlichem Wagemut! – seine Pflichten überantwortet. Zu meiner höchsten Befriedigung erschienen auf der Titelseite des *Express* mehrere Meldungen von mir, an denen nicht ein Wort geändert war. Für die Filmzeitschrift hatte ich einen Aufsatz über die neuen Ateliers der UFA geschrieben und für den *Christian Science Monitor* einen Be-

richt über eine Lebensmittelausstellung. Gerade saß ich über einem Artikel für die Schiffahrtszeitschrift, als das Telefon klingelte und ein freundlicher Portier des Hotel Adlon mir mitteilte, daß Lord Beaverbrook, der Besitzer des *Daily Express*, dort eingetroffen sei. Ich rief ihn sofort an und erkundigte mich, ob ich ihm irgendwie behilflich sein dürfe. »Kommen Sie her und besuchen Sie mich«, sagte er.

Lord Beaverbrook war nicht allein, als ich bei ihm eintrat. Er war umgeben von seinem ›Zirkus‹, Freunden, die er als seine Gäste nach Berlin mitgebracht hatte: Da saß der Schriftsteller Arnold Bennett, den ich in meinem damaligen Tagebuch als »sardonisch, schweigsam und gelblich blaß« beschrieb; der Kolumnist des *Sunday Express*, Lord Castlerose, »dick, rot und Witze schnaufend« mit einer Zigarre unter der scharfgebogenen Aristokratennase; Mrs. Venetia Montagu, »hoch und hehr, gnädig lächelnd«; und Lady Diana Cooper, »strahlend, zerbrechlich zart und blond, mit den hellsten wasserblauen Augen«.
Sie alle nannten Lord Beaverbrook ›Max‹. Aus ihren Reden entnahm ich, daß sie im Zusammenhang mit einem Film nach Berlin gekommen waren, den Arnold Bennett schreiben und Lord Beaverbrook finanzieren wollte und in dem Lady Diana die Hauptrolle spielen sollte. Ich beantwortete Telefonanrufe, gab Anordnungen auf deutsch weiter und berichtete über das Berliner Nachtleben.
Ehrfurchtsvoll hörte ich zu, wie Lord Beaverbrook mit seinen Managern in London telefonierte, Zeitungspapier bestellte und dabei blitzschnell im Kopf die Kosten der Bestellung ausrechnete. Ich machte Botengänge.
Für Bennett besorgte ich einen Stapel der Homosexuellen- und Nacktkultur-Magazine, von denen ich ihm erzählt hatte. Kaum hatte ich sie ihm überreicht, als Lord Castlerose ebenfalls eine derartige Kollektion zu besitzen wünschte. Ich bemerkte den verwunderten Blick der Frau am Zeitungskiosk, als sie mir die zweite Serie verkaufte. Als ich dann noch die dritte verlangte, die Lord Beaverbrook bestellt hatte, waren alle ihre Zweifel über mich behoben. Sie wußte jetzt, in welche Kategorie von Zeitgenossen sie mich einzuordnen hatte.
Mir fiel auf, mit welcher devoten Besorgtheit Lord Beaverbrook von seiner Umgebung behandelt wurde. Bennett fuhr mit mir im Fahrstuhl hinauf. Keiner von uns sagte ein Wort. Dann, als der Fahrstuhlführer die Tür öffnete, tat Bennett plötzlich den Mund auf.
»Es geht ihm besser«, sagte er.
»Wem?« fragte ich.

»Lord Beaverbrook«, sagte Bennett etwas empört.
Ich gestand, daß ich nicht einmal gewußt hatte, daß Lord Beaverbrook sich nicht wohl fühlte. Bennett betrachtete mich mit einem feierlich vorwurfsvollen Blick.
»Sie sollten darauf achten, stets über die Gesundheit von Lord Beaverbrook informiert zu sein«, sagte er. »Sie ist wichtig.«

Einige Tage später bat mich Lord Beaverbrook, ihn auf einem Spaziergang in den Tiergarten zu begleiten. Als wir über die Kiespfade unter den hohen Bäumen schlenderten, befragte Beaverbrook mich über die Englischstunden, die ich den Bankangestellten der Berliner Handelsgesellschaft erteilte.
Ich erzählte ihm, daß ich sie jeden Morgen von sieben bis acht Uhr unterrichtete. Beaverbrook blieb plötzlich stehen.
»Von sieben bis acht Uhr morgens?« fragte er ungläubig. »Gott im Himmel, was für ein Fleiß! Können Sie sich Londoner Bankangestellte vorstellen, die um sieben Uhr morgens eine Deutschstunde nehmen?«
Es war Beaverbrooks Absicht, mich auf diese Weise in der Kunst zu unterweisen, wie man berichtenswerte Neuigkeiten erkennt. Ich hatte bisher an diesem morgendlichen Englischunterricht nichts Besonderes finden können; ich hatte ihn nicht als das gesehen, was die Journalisten eine ›Story‹ nennen. Jetzt wußte ich es besser.
Beaverbrook fragte mich auch, womit die jungen Leute in Deutschland sich beschäftigten. Ich erzählte ihm, sie träten den Privatarmeen und Jugendverbänden der verschiedenen politischen Gruppen bei, und die Reichswehr achte darauf, daß sie dort eine militärische Ausbildung erhielten.
»Warum?« fragte Beaverbrook und sah mich streng an.
»Sir«, antwortete ich, »laut dem Versailler Vertrag ist es Deutschland nicht gestattet, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen oder ein militärisches Ausbildungssystem aufzuziehen, wie wir es in England mit der territorialen Reserve haben. Dies ist einer der Wege, um die Verordnung zu umgehen.«
»Und was für andere Wege haben sie sonst noch?«
»Viele junge Leute gehen für sechs Jahre zur Reichswehr – das ist die von den Alliierten erlaubte Mindestzeit. Sie machen zwei Jahre Dienst und lassen sich dann aus Gesundheitsgründen oder unter einem anderen Vorwand entlassen. Ihren Platz nehmen andere junge Leute ein, die dasselbe tun und dann als Instruktoren in ihre Jugendverbände zurückgehen. Das ist die alte deutsche Tradition der geheimen Wieder-

bewaffnung, Sir, das sogenannte Krümpersystem[1]. Scharnhorst und Gneisenau haben es zu Napoleons Zeiten erfunden.«

In unser Gespräch vertieft gingen wir immer weiter, bis wir plötzlich am Rand der Charlottenburger Chaussee standen, jener breiten Straße, die von Westberlin aus in gerader Linie bis zu den grauen Säulen des Brandenburger Tors führt. Der Kaiser hatte sie seinerzeit als Paradestraße geplant, auf der seine ruhmreichen Armeen nach errungenem Sieg im Triumph einmarschieren sollten. Und als Beaverbrook und ich nun auf den Strom der Autos, Straßenbahnen, Omnibusse, Reitpferde und Fahrräder blickten, die alle im höchsten Tempo diese prachtvolle Rennbahn entlangrasten, fühlten wir die ganze Verachtung des kaiserlichen Übermenschen für dieses lächerliche Etwas, den einfachen Fußgänger, auf uns lasten.

Ich warf einen verstohlenen Blick auf Beaverbrook. Mit seinem weichen schwarzen Hut und dem dunkelblauen Anzug sah er genau aus wie der Geistliche einer Sekte, der eben dabei ist, die Hilfe seines Gottes anzurufen. Plötzlich faßte er meinen Ellbogen.

»Los«, kommandierte er. »Sie kennen sich hier aus. Nehmen Sie meinen Arm und führen Sie mich hinüber.«

In diesem Augenblick ergab sich eine Verkehrslücke. Schnell, aber würdevoll überquerten wir die Straße. Als wir die schützende Ulmenreihe auf der anderen Seite erreicht hatten, wandte Lord Beaverbrook sich um und betrachtete noch einmal die Gefahren, denen er eben entronnen war. Der Verkehr war wieder angeschwollen.

Dann wandte er sich zu mir.

»Was wollen Sie eigentlich werden, Delmer?« fragte er mit barscher Reibeisenstimme und sah mich dabei aus seinen klugen Augen aufmerksam an. »Was für eine Art Karriere planen Sie?«

Wie mit einem Schlag war alle meine Sehnsucht nach einem Diplomatenposten oder einem Professorenstuhl verschwunden.

»Ich möchte Journalist werden, Sir«, sagte ich.

»Na gut«, erwiderte Lord Beaverbrook leichthin. »Warum versuchen Sie es nicht mit dem *Daily Express*?«

»Ach«, meinte der junge Delmer, der gern eine verbindlichere Aufforderung gehört hätte, »es tut mir leid, aber damit ist es wohl nichts. Ich habe dort schon angeklopft, aber man hat mich abgelehnt.«

Lord Beaverbrook sah mich prüfend an, um festzustellen, ob ich wirklich so ein Unschuldsengel war, wie es den Anschein hatte. Dann lachte er beruhigt – ein tiefes, kehliges, nachsichtiges Lachen.

»Sagen Sie dem Chefredakteur, daß ich Sie ihm *empfehle!*«

Am selben Nachmittag nahm Beaverbrook mich mit in das Adlon. Und hier erteilte er mir meine zweite journalistische Lektion. Er ließ mich einen Bericht, den ich ihm auf sein Verlangen gezeigt hatte, noch einmal schreiben.

Als ich ihm den fertigen Artikel vorlegte – ich hatte die neue Version Wort für Wort so geschrieben, wie er sie diktiert hatte –, sprach er sein Urteil aus. »Das ist eine ganz erstklassige Story«, sagte er mit einer Stimme, die wie von Ehrfurcht gedämpft war. »Glänzend geschrieben – wirklich glänzend. Ich gratuliere Ihnen.«

Lord Beaverbrook rief seinen Sekretär. »Whelan«, sagte er, »geben Sie Mr. Delmers Artikel telefonisch an den *Daily Express* durch. Es ist eine großartige Story. Sagen Sie dem Chefredakteur, daß ich ihm rate, sie auf der Titelseite zu bringen.« Und sie erschien tatsächlich auf der Titelseite, mit meinem Namen gezeichnet. ». . . von D. Sefton Delmer, Berlin, Sonntag . . .«

Ich weiß, daß Lord Beaverbrook es gut mit mir meinte. Doch als ich am nächsten Tag das Blatt bei der Zeitungsfrau am Potsdamer Platz kaufte und meinen Ruhm auskosten wollte, dachte ich unwillkürlich, daß ich mir meine ersten Lorbeeren lieber mit einer eigenen Story erworben hätte.

Meine Mutter war sehr aufgebracht über meinen Entschluß, jeden Gedanken an eine Diplomatenkarriere aufzugeben und mich in den Journalismus zu stürzen. »Ich mag nicht, daß mein Sohn seinen Kopf mit all diesen scheußlichen Morden anfüllt«, hatte sie gesagt, als ich bei einer früheren Gelegenheit F. J. Tuckfield, dem damaligen Korrespondenten des *Daily Express* in Berlin, vorübergehend als Assistent aushalf. Und jetzt sagte sie es wieder.

Aber ich bestand auf der Durchführung meines Planes. »Ohne einflußreiche Verwandte und ohne Privatvermögen«, so erklärte ich ihr, »hat ein junger Mann wie ich, der nicht einmal auf seiner Universität mit der höchsten Note abschneiden konnte, bei einer Zeitung viel bessere Erfolgschancen als im Auswärtigen Amt.«

Und ich bin sicher, daß dies in der Welt von 1927 richtig war. Ich habe meinen Entschluß auch nie bereut. Denn als Journalist habe ich min-

[1] Krümper, eigentlich »Krüppel«, nannte der Volksmund die Männer, die nach Scharnhorsts Idee 1808–1812 in die preußische Armee einberufen und nach kurzer Ausbildungszeit wieder entlassen wurden, um anderen Platz zu machen. So wurde es möglich, trotz der Bestimmung des Tilsiter Friedens, nach der die Armee nur 42 000 Mann stark sein durfte, eine waffengeübte Reserve zu schaffen, die 1813 entscheidend eingreifen konnte.

destens ebenso viele Abenteuer zu bestehen gehabt, fremde Länder gesehen und Menschen kennengelernt, wie ich es als Diplomat gekonnt hätte. Das einzige, was ich nie hatte und was ich als Diplomat vielleicht gehabt hätte, ist Verantwortung, wie sie ein Staatsmann trägt. Ich hatte nie eine Entscheidung zu treffen, die den Lauf der Geschichte hätte beeinflussen können. Ich habe über solche Entscheidungen berichtet und sie kritisiert. Ich habe sie vorgeschlagen und in Zeitungsartikeln befürwortet, aber niemals hatte ich sie selbst zu treffen. Und ich zweifle, ob ich jetzt noch dazu Gelegenheit bekommen werde.

Ein Jahr nachdem ich in die Redaktion des *Daily Express* eingetreten war, befand ich mich wieder in Deutschland als Beaverbrooks Berliner Korrespondent. Mein Vater hatte seine langjährige Sehnsucht erfüllen und sich in sein geliebtes Italien zurückziehen können. Und ich übernahm im Alter von vierundzwanzig Jahren die Leitung des Berliner Büros.

6. Berlins ›Goldene Zwanziger‹

Wenn diejenigen meiner Berliner Freunde, die alt genug sind, heute an die Jahre zurückdenken, die zwischen der Stabilisation der Mark Ende 1923 und dem Wall Street-Börsenkrach im Oktober 1929 liegen, so bezeichnen sie sie liebevoll als ›Berlins Goldene Zwanziger‹. Die ›Goldenen Zwanziger‹ hatten gerade ihren Höhepunkt erreicht, als ich im September 1928 auf der Berliner Szene erschien, um meinen aufregenden neuen Posten als Auslandskorrespondent zu übernehmen.
Und was war das für eine Szene! Das Berlin des Jahres 1928 bot einfach alles, wonach sich der Herausgeber einer populären Tageszeitung sehnt: Sex, Mord, politische Intrigen, Geld, Geheimnis und Blutvergießen. Vor allem Blutvergießen. Ja, mit der Zeit wurden die Straßenkämpfe zwischen den immer zahlreicher werdenden Nationalsozialisten und der ebenfalls anwachsenden Schar der Kommunisten so häufig, daß immer, wenn die Zeitung eine aufregende Story brauchte und sonst nirgends etwas los war, jemand bei mir anrief und fragte: »Tom, alter Junge, könntest du uns nicht eine Straßenschlacht liefern?« Und meistens konnte ich das.
Wenn ich jetzt zurückdenke, sehe ich den irrsinnigen Wirbel des Berlin von 1928 und 1929 als eine Art pompejanisches Gelage am Vorabend des Vesuvausbruches. Aber damals, als ich alle paar Stunden aus meinem Ein-Mann-Büro hinunterstürzte, um mir den letzten Stoß der Berliner Zeitungen zu holen, noch feucht aus der Druckerpresse und erregend nach Petroleum, Druckerschwärze und Neuigkeiten duftend, damals wurde ich noch nicht von solchen Vorahnungen gequält. Ich hatte meine Berliner in einer gärenden Mischung aus Ultramodernismus und gewinnsüchtiger Hysterie schwimmend vorgefunden. Die begeisterten avantgardistischen Intellektuellen, die Maler, Musiker und Regisseure, die neue ästhetische Welten entdeckten, wetteiferten mit üblen Winkelbankschwindlern und korrupten Gestalten, die in Skandale verwickelt waren, bei denen – laut Zeitungsmeldungen – jüdische

Immigranten aus Polen eine führende Rolle zu spielen schienen, und Lasterklubs der Teenager, deren Orgien mit Mord und Selbstmord endeten.
An der Bartheke des Hotels Adlon saßen ausländische Bankiers auf den hohen Hockern, ließen Martinis in ihren Magen und Pfunde und Dollars nach Deutschland fließen. Mehr als einmal hörte ich einen dieser Adlonbar-Bankiers den allwissenden Chefmixer fragen: »Sagen Sie mal, Fred, wissen Sie nicht zufällig jemanden, der gern eine Auslandsanleihe aufnehmen möchte – etwa ein Industriekonzern oder eine Stadtverwaltung?« Und das war keineswegs ein Scherz. Oft genug lehnte sich Fred nach so einer Frage vertraulich vor, der Gast zog so eifrig Notizbuch und Bleistift heraus, als wolle er sich die Telefonnummer einer jungen Dame notieren, und bald darauf fanden wieder einige Millionen Dollars oder Pfunde ihren Weg nach Deutschland.
Die ausländischen Bankiers veranstalteten ein förmliches Wettrennen darum, kurzfristige Anleihen nach Deutschland zu vergeben – und die Provision dafür zu kassieren. Denn Deutschland zahlte die höchsten Zinsen. Und Deutschland florierte – es florierte und borgte. Es machte die Hausse von Wall Street mit und es borgte, um seine Industrien zu erweitern, um städtische Schwimmbäder zu bauen und um an der New Yorker Börse spekulieren zu können. Es sah aus, als müsse diese Aufwärtsentwicklung immer weitergehen. »Hier ist alles schick und großartig, verdammt schick!« versicherte mir einer meiner Freunde, ein Berliner Börsenmakler.

Besonders schick aber war der junge Delmer, der in Frack und weißer Binde, Zylinder, Abendcape mit Seidenaufschlägen, einen Ebenholzstock mit silbernem Knopf in der Hand, in diesem fröhlichen, gastfreien und prunkvoll verschwenderischen Berlin von einer Party zur anderen jagte.
Der berühmteste Gastgeber war der unermüdliche, ständig übersprudelnde Finanzmann Hugo von Lustig, der immer neue Projekte startete und finanzierte und jede gelungene Operation mit einem Fest feierte. Im Haus der Lustigs auf der Tiergartenstraße traf man Gott und die Welt. Der große, gesellige, stets zum Flirten aufgelegte Ex-Kronprinz, der steife, etwas hochmütige Befehlshaber der Reichswehr, General von Seeckt, Politiker, Film- und Theaterleute und die hübschesten jungen Frauen Berlins – gesellschaftsfähige und nicht ganz gesellschaftsfähige –, sie alle kamen zu Lustigs Festen. Und häufig genug erlebte man es, daß einer der Gäste in ein Schwimmbecken sprang, das nur für derartige Abende eingerichtet war und in dem kleine Fäßchen voll Kaviar schwammen, aus denen die Badenden sich mit den Händen bedienten.

Aber ich nahm auch an formelleren Veranstaltungen teil, wie zum Beispiel an den Gesellschaften, die der freundliche alte Karl Friedrich von Siemens, der Leiter des Siemenskonzerns, in dem alten Familienhaus auf der Berliner Straße für seine blonde Tochter Ursula gab. Für mich bedeutete das Zeremoniell dieser Gesellschaften einen unerhörten Spaß – und in mancher Hinsicht war es auch außerordentlich praktisch. So brauchten wir jungen unverheirateten Männer beispielsweise nicht schüchtern herumzustehen und darauf zu warten, daß wir den Damen vorgestellt wurden. Wir spazierten vor dem Essen von einer Gruppe zur anderen, pickten uns in jeder einen Herrn heraus, stellten uns vor und baten ihn, uns mit seinen Damen bekanntzumachen.
Immerhin achtete ich darauf, nicht allzu vollkommene Potsdamer Manieren an den Tag zu legen. Ich wollte mein Cachet, ein Engländer zu sein und obendrein einer, der in Oxford studiert hat, nicht verlieren – es verleiht einem sogar heutzutage noch einen gewissen Nimbus bei den Deutschen. Wenn ich mit besonders hübschen Mädchen sprach, würzte ich mein Deutsch sogar mit einem leichten englischen Akzent – in der Hoffnung, dadurch romantischer zu wirken.
Die großen Wohltätigkeitsbälle, zu denen meine Berliner Bekannten mich zuweilen mitnahmen, waren nicht halb so unterhaltsam für mich. Am nettesten fand ich noch die Kostümfeste, und sie waren zudem sehr nützlich für mich, da ich auch dort viele Leute traf und manches zu hören bekam. Aber man mußte sich mit der Wahl seines Kostüms sehr vorsehen. Die Deutschen können da recht empfindlich sein.
Das stellte ich fest, als ich auf einem Berliner Künstlerfest mit einer Kinderpickelhaube der kaiserlichen Armee auf dem Kopf erschien, ein Spielzeugschwert mit einem Bindfaden um die Hüfte gebunden und eine Knallbüchse mit einem Korken darauf über der Schulter.
Wahrscheinlich war es der Korken auf der Knallbüchse, der so aufreizend wirkte. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß Menschen, die als argentinische Gauchos, Kosaken, Hula-Hula-Tänzer oder arabische Sklavinnen verkleidet sind, sich so rasch in wütende teutonische Patrioten verwandeln können! Mein Gastgeber schaffte es eben noch, mich vor dem wildesten und verrücktesten Mob zu retten, der mir je begegnet ist – und ich habe in meinem Leben manchen wilden und verrückten Menschenhaufen gesehen. Jedenfalls trat ein Mitglied des Ball-

komitees auf mich zu und erklärte mir, man habe den Eindruck, daß ich die deutsche Armee beleidigen wolle; er müsse mich darum bitten, entweder meinen Helm und die Knallbüchse abzulegen oder das Fest zu verlassen. Liebenswürdig überreichte ich ihm die beiden Stücke »als Beitrag für Ihren nächsten Krieg«. Das war zuviel, und ich mußte machen, daß ich fortkam.

Nach einem solchen Fest dachte niemand daran, direkt nach Hause zu gehen. Wir gingen entweder noch in ein Tanzlokal wie die ›Queen‹ – so nannte Berlin die ›Königin-Bar‹ – oder in eins der verrauchten und überfüllten Nachtlokale, wo ein blinder Mann auf einem Klavier herumklimperte oder ein femininer Bursche mit Falsettstimme Opernarien sang, während die Gäste applaudierten und Hühnersuppe aßen.
Die beiden elegantesten Tanzlokale verdankten ihr Entstehen einer sonderbaren Rivalität zwischen zwei der bekanntesten und bestangezogenen Damen der Berliner Gesellschaft, nämlich Frau von Gontard, der aus Amerika gebürtigen Gattin des Präsidenten der Berlin-Karlsruhe Waffen- und Munitionswerke, und Frau Adlon, der Gattin des Hotelbesitzers Lorenz Adlon. Jede der beiden war bemüht, die andere durch prunkvolle und originelle Feste, luxuriöse Wagen und die Eleganz ihrer Garderobe auszustechen.
Doch all diese Anstrengungen waren nichts im Vergleich zu dem berühmten Tanzbar-Kampf. Frau von Gontard war es, die zuerst auf die Idee verfiel, für den von ihr bevorzugten Gigolo, einen etwas anmaßenden, immer lächelnden Ägypter namens Mustapha, ein eigenes Nachtlokal zu eröffnen. Es wurde ›Ciro‹ getauft und florierte von dem Augenblick an, da der erste Champagnerkorken darin knallte. Aber der Gontardsche Triumph sollte nicht lange dauern. In kürzester Zeit hatte Frau Adlon zurückgeschlagen. Auch sie protegierte einen Tänzer, den hochgewachsenen, schlanken, wunderbar musikalischen Südländer Rico Dajou, den ihr Gatte als Eintänzer im Hotel Adlon angestellt hatte. Frau Adlon schoß Dajou das nötige Kapital vor, und ein paar Monate später eröffnete er das ›Quartier Latin‹ mit einer ausgezeichneten Dreimann-Kapelle, die er direkt vom ›Bœuf sur le Toit‹ aus Paris geholt hatte. Dajou brauchte nur noch silberne Leuchter auf die Tische zu stellen und für die Gala-Abende Frack und Abendkleid vorzuschreiben, um das Unternehmen Frau von Gontards um Längen zu schlagen. Das ›Quartier‹ wurde *der* Treffpunkt.
Nachdem Rico Dajou 1935 vor der Gestapo nach Prag geflohen war und 1940 von Frankreich nach Spanien, gelangte er auf einer dramatischen

Fahrt im offenen Boot über die Biskaya nach England. Heute ist er britischer Staatsangehöriger und besitzt in Londons elegantem Stadtteil Mayfair ein Lokal namens ›Don Juan‹. Noch immer stehen silberne Leuchter auf seinen Tischen. Noch immer zeigt er seinen Gästen das Goldene Buch, das er in Berlins ›Goldenen Zwanzigern‹ im ›Quartier Latin‹ angelegt hat. Und noch immer trifft sich bei ihm die erlesenste Gesellschaft.
Ja, es machte Spaß, in Berlin zu leben. Und es machte auch Spaß, beim Sechstagerennen in der riesigen, von Menschen erfüllten Arena des Sportpalasts zu sitzen, die später als Schauplatz von Hitlers provokatorischen Ansprachen so berühmt werden sollte.
Ich ging gewöhnlich mit einer jungen Frau namens Lilo in den Sportpalast. Sie war blond und blauäugig und hatte ein trügerisch unschuldiges Madonnengesicht. Lilo war von einer für die ›Goldenen Zwanziger‹ typischen Leidenschaft für Sechstagerennfahrer erfaßt. In der Saison 1928/29 war ihr Favorit Alfredo Dinale, ein Italiener, der wie ein Gorilla aussah. Unermüdlich raste Dinale rund um den Ring und ließ seine dichtbehaarten muskulösen Beine wie Pumpenschwengel auf und ab gehen, den mächtigen Oberkörper tief über die Lenkstange gebeugt, raubtierhafte Konzentration auf dem dunkelhäutigen Gesicht.
Lilo und ich saßen in der ersten Sperrsitzreihe und winkten und schrien: »Dinale! Dinale! Avanti Dinale!« Und Dinale, der unterdessen von seinem Partner abgelöst wurde, dem er noch einen aufmunternden Schubs versetzte, fuhr langsamer, verließ die Hauptbahn und fuhr nun die schräge Fläche hinauf und direkt vor unserer Nase an der Galerie entlang. Wir konnten ihn riechen, wenn er an uns vorbeisauste: eine Mischung von Schweiß, Hautöl, Knoblauch und anderen undefinierbaren Düften. Schüchtern und verlegen lächelte er Lilo an und fuhr weiter. Runde um Runde. Oft teilte ich mit Lilo die Ehre, auf dem Dach der Koje unseres Helden zu sitzen, während er massiert wurde. Auf all den anderen Kojen saßen andere Bewunderer. Ich unterhielt mich mit allen, schloß Wetten für den nächsten Sprint und gewann sogar bisweilen. Es war großartig.
Und wenn die Sechstagerennen nicht genügten, um meinen Lebens- und Vergnügungshunger zu befriedigen, dann gab es immer noch das Luna-Wellenbad am Freitagmorgen. Das war ein sehr eindrucksvolles, ultramodernes Schwimmbad mit einer Art riesiger Kartoffelquetsche am einen Ende, die große Wellen erzeugte, welche rhythmisch, eine nach der anderen, die ganze Länge des Bassins entlangschwappten. Am an-

deren Ende befand sich ein Restaurant, in dem die Badenden ein Frühstück, ein Mittagessen oder ein Abendessen einnehmen und sogar tanzen konnten.
Freitagmorgens war das Lunabad – inklusive Wellenmaschine und Restaurant – für die Mitglieder des Berliner Freikörperkulturklubs reserviert. Als ich zum erstenmal diese nicht allzu exklusive Gesellschaft besuchte, geschah es, um einen Bericht über die Berliner Nudisten für meine Zeitung zu schreiben. Später jedoch ging ich häufig hin, wenn ich eine Tour durch Berlin unternahm, um einem neugierigen Besucher die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Und es lohnte sich schon, das Lunabad am Freitagmorgen zu besichtigen.
Bei meinem ersten Besuch war ich, schamhaft in ein Badetuch gehüllt, an den Rand des Schwimmbeckens getreten. Dann hatte ich, ohne nach rechts und links zu blicken, die Augen starr auf das grüne Wasser im Bassin gerichtet, mein Tuch abgeworfen und war kopfüber hineingesprungen. Erst vom sicheren Wasser aus wagte ich schließlich einen Rundblick.
Aber das, was ich sah, erwies sich als das Gegenteil eines Aphrodisiakums. Gewiß gab es ein paar knusprige junge Frauen, denen der Kontrast zwischen der roten Gummibadekappe und den prallen, rosaroten Brustwarzen einen gewissen verlockenden Reiz verlieh. Aber sie waren die Ausnahmen. Schlaffe Matronen schienen die Szene, über die ich meine Blicke schweifen ließ, zu beherrschen.
Vermutlich lag das vor allem daran, daß ich mich nun aus dem Wasser gewagt hatte und starr vor Verwunderung das Bild betrachtete, das sich mir in der Nichtschwimmerabteilung bot. Drei unglaublich fette Frauen lagen hier auf den glänzenden Fliesen wie Flundern auf dem Ladentisch eines Fischhändlers, hatten Arme und Beine weit von sich gestreckt und ließen sich von den Wellen massieren. Schwapp, und die Welle fegte ihnen die Brüste rückwärts über die Schultern; schwapp, das zurückflutende Wasser spülte sie bis in die Gegend des Nabels.
Am Rand des Schwimmbeckens befolgten kahlgeschorene Herren, die als einziges ›Kleidungsstück‹ eine Brille oder ein Monokel trugen, das strenge Protokoll des Potsdamer Vorstellungszeremoniells: Sie verbeugten sich, küßten den Damen die Hand und versuchten sogar, ihre nackten Hacken zusammenzuschlagen. Die gesellschaftlichen Anstandsregeln wurden gewissenhaft eingehalten. Die Nudisten, die im Restaurant frühstückten, waren nicht etwa so unfein, die Zuckerstücke mit den nackten Fingern zu berühren. O nein! Sie bedienten sich selbstverständlich einer Zuckerzange.

Nie werde ich das Bild vergessen, das mir eine der dickeren und älteren Matronen bot, der ein kleines Unglück passiert war, als sie ihren Eierlöffel zum Mund führte. Langsam tropfte das Eigelb von ihrer linken Brustwarze herab und floß gemächlich von einem Fettwulst ihres rosigen Rubenskörpers zum nächsten. Mit einem Schrei fuhr sie auf und sprang ins Bassin. Ein Schwapp von der Wellenmaschine, und sie war ›entgelbt‹.
Wie die meisten Vereinigungen in Deutschland hatten sich auch die Nudisten in eine republikanische Linke und eine nationale Rechte aufgespalten. Der Führer der Rechten war Dr. Fuchs, ein freier Unternehmer. Er betrieb ein einträgliches Nacktkulturparadies am Ufer des Motzener Sees außerhalb von Berlin. Der Sozialist Adolf Koch, der Führer der Linken, leitete eine gut florierende nudistische Schule für Körperkultur und Eurhythmie. Der Kampf zwischen Koch und Fuchs war für nicht-nudistische Spötter eine unversiegbare Quelle des Vergnügens.
Es geschah aber nicht aus besonderer Vorliebe zur Linken, daß ich mich an Adolf Koch wandte, als Bürgermeister Čermak aus Chicago im August 1932 Berlin besuchte und mir andeutete, daß er und die Herren seiner Begleitung gern etwas von dieser ungewöhnlichen Seite des Berliner kulturellen Lebens sehen würden.
Herr Koch war gern bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. In einem der Gymnastikräume seiner Schule wurde ein Halbkreis von Sesseln aufgestellt, auf denen sich der stämmige grauhaarige Bürgermeister und seine irischen und italienischen Begleiter mit ihrer ganzen Schwere niederließen. Gleichwohl fürchte ich, daß der Bürgermeister Natur und Absicht dieser Darbietungen mißverstand. Nachdem er einige sehr eindrucksvolle Eurhythmieübungen gesehen hatte, die eine Gruppe gut aussehender, völlig nackter junger Mädchen und Jünglinge vorführten, wandte er sich zu mir. »Wissen Sie was?« raunte er mir zu. »In Chicago bekämen Sie so eine gute Show nicht unter tausend Dollar.«
Armer alter Čermak. Kurz nach seiner Rückkehr von dieser Europareise wurde er durch den Schuß eines Attentäters, der auf Roosevelt gezielt hatte, tödlich verletzt. Er starb in Roosevelts Armen.

Jeder Tag und fast jede Nacht lieferte mir irgendeine Neuigkeit, über die ich in meiner Zeitung berichten konnte. Wenn ich mir heute die Berichte von damals noch einmal ansehe, erscheinen mir manche der Meldungen bemerkenswert prophetisch. So schrieb ich zum Beispiel über Fritz von Opel, »den jungen millionenschweren Besitzer der Opel-

werke«, der überzeugt war, daß die Zukunft dem Raketenantrieb gehöre. Am 30. September 1929 berichtete ich, daß Fritz von Opel einen erfolgreichen Flug mit dem ersten Raketenflugzeug der Welt unternommen habe.

Dann war da Herr Kucko, der Leiter der Rundfunkabteilung im Reichspostministerium. Im Dezember 1928 erzählte er mir von einer »erstaunlichen Erfindung«, die Denes von Mihály, ein junger ungarischer Radiospezialist, gemacht hatte. »Die Reichspost«, so sagte er, »wird mit Hilfe dieser Erfindung Ende 1929 imstande sein, über den Funk Filme auszustrahlen, die in jedem deutschen Heim auf Bildschirmen sichtbar werden.« Ein Direktor von Mihálys Gesellschaft fügte hinzu, er werde Empfangsgeräte mit diesen Spezialschirmen zu Preisen zwischen hundert Mark und vierhundert Mark auf den Markt bringen können.

Raketenflugzeuge und Fernsehapparate sind heute selbstverständliche Dinge, im Jahre 1929 jedoch wirkten solche Gedanken unwahrscheinlich und phantastisch. Aber das Deutschland der ›Goldenen Zwanziger‹ war ohnehin der Nährboden alles Phantastischen und Unwahrscheinlichen. Was konnte zum Beispiel unwahrscheinlicher klingen als die Tatsache, daß Prinzessin Victoria von Schaumburg-Lippe, die Schwester des früheren Kaisers und Enkelin der Königin Victoria, einen mittellosen jungen russischen Kellner heiratete und daß sich dieses Paar als Herr und Frau Zoubkoff im Palais Schaumburg in Bonn etablierte – dem Amtssitz des heutigen deutschen Bundeskanzlers? Die Zoubkoffs und ein ganzer Schwarm von russischen Freunden des früheren Kellners schmausten und zechten genau achtzehn Monate in dem Palais. Dann war die Prinzessin bankrott. Nicht lange danach starb Zoubkoff, der mit einem Zirkus herumzog, wo er sich als Schwager des Kaisers dem Publikum präsentierte, an einem Herzanfall.

Und wo in aller Welt gab es einen phantastischeren Mörder als Peter Kürten in Düsseldorf, der zum Vergnügen und aus Sensationsgier die Menschen erstach, erwürgte und erschlug? Kürten schickte Postkarten an die Zeitungen, auf denen er an Hand einer Zeichnung angab, wo die Leichen seiner Opfer, die noch nicht einmal vermißt waren, aufgefunden werden könnten.

Ich fuhr nach Düsseldorf und schaffte es, mich mit Busdorf und Gennath, den zwei Berliner Kriminalbeamten, anzufreunden, die hinter dem ›Düsseldorfer Vampir‹ her waren, wie ich den Mörder im besten Knüllerstil getauft hatte. Und ich durfte dabei sein, als das Grabekommando unter Anleitung des fuchsgesichtigen früheren Försters, des

Kriminalkommissars Busdorf, zuerst eine Zehe und dann den ganzen Körper des ermordeten Dienstmädchens Maria Hahn genau an der Stelle bei Pappendele ausgrub, die der Vampir angegeben hatte. Ich sah mir die Menschen an, die zusammengeströmt waren, um die Arbeit der Polizei zu beobachten, und fragte mich, welcher von ihnen wohl der Mörder war. Denn Busdorf hatte mir gesagt, es sei sicher, daß der Vampir sich hier unter den Zuschauern befinde.

Dann, als die Polizei ihre Fahndungen als hoffnungslos aufgegeben hatte und die Geschichte des Düsseldorfer Vampirs von den Titelseiten der Weltpresse verschwunden war, stellte Kürten sich freiwillig. Aber selbst das tat er auf eine besonders dramatische, schlagzeilenhaschende Art. Er sagte seiner Frau, wo er zu einem bestimmten Zeitpunkt sein werde, und veranlaßte sie, die Polizei zu informieren, damit sie die auf seine Ergreifung ausgesetzte Belohnung bekam.

Ich war als Berichterstatter bei dem Prozeß, der in der Reitschule eines der bekanntesten kaiserlichen Kavallerieregimenter in Düsseldorf stattfand. Nachdem ich Kürten auf der Anklagebank gesehen hatte, konnte ich niemandem mehr einen Vorwurf daraus machen, daß er in ihm nicht den besessenen Mörder vermutet hatte – weder der Polizei noch den Opfern, die mit ihm spazierengegangen waren und geplaudert hatten, bevor er sie niederschlug. Denn Kürten mit seinem eckigen Schädel und den unauffälligen Gesichtszügen sah genau aus wie Hunderttausende von Angestellten und kleinen Geschäftsleuten im Rheinland. Das einzig Bemerkenswerte an ihm war die wachsweiße Spitze seiner sonst rosenroten Stubsnase. Aber auf dieses Merkmal hatte niemand hingewiesen. Denn niemand, der ihn je hatte morden sehen, war am Leben geblieben.

Kürten erzählte mit Wollust. Bei der Beschreibung jedes der achtundzwanzig Morde, die er gestand, verfiel er in den düsteren Lyrismus eines Gruselromanschreibers und genoß sichtlich noch einmal die Ekstase des Mordens in allen kleinsten und ekelerregendsten Einzelheiten.

Bei einer Gelegenheit wurde die durch die Erinnerung hervorgerufene Erregung bei Kürten so unmittelbar, daß er keuchend verstummte und sich in seinem grauen Verschlag zusammenduckte, während der Gerichtshof und wir Reporter auf den Pressebänken in peinlicher Verlegenheit den Atem anhielten, bis die Krise vorüber war.

Kürten wurde in Köln hingerichtet. Sekunden nachdem sein Kopf in den Korb des Scharfrichters gefallen war, wurde er zu einem wartenden Flugzeug gebracht, das ihn zu dem Gehirnforschung-Institut in

Buch bei Berlin flog. Hier wurde Kürtens Gehirn sorgfältig aus dem Schädel genommen und von den Wissenschaftlern in Millionen durchsichtiger Segmente zerlegt – genau wie das Gehirn Lenins und vieler hundert anderer Menschen vor Kürten.
Wie die Wissenschaftler mir erklärten, geschah dies zur genaueren Erforschung des menschlichen Gehirns. Sie versuchten zu entdecken, welche Felder und Sektoren in Kürtens Gehirn jene Abnormitäten aufwiesen, die ihn zu seinen Untaten veranlaßt haben könnten. Ich erfuhr aber nie, was sie herausfanden. Die Aufzeichnungen gingen verloren, als das Institut bei einem Bombenangriff im Hitler-Krieg zerstört wurde.

Doch selbst der Fall Kürten verblaßt, wenn ich an die allerphantastischste Episode aus jener Zeit denke – an den ›heidnischen Kreuzzug‹, den der nun vierundsechzig Jahre alte Erich Ludendorff, der berühmteste Heerführer aus dem Ersten Weltkrieg, leitete.
Im Januar 1929 überraschte ich London mit der Meldung, daß der General gemeinsam mit seiner Frau Mathilde eine Missionsreise durch Deutschland zu unternehmen gedenke. Der erklärte Zweck dieser Reise war es, das Vaterland von dem falschen, ungermanischen Kult des Christentums zu befreien und den in dem altgermanischen Lichtgott Wotan verkörperten teutonischen Tugenden des Muts, der Treue, der Ehre und der Mannhaftigkeit wieder zu ihrem Recht zu verhelfen.
Erich Ludendorff hatte grollend in der Zurückgezogenheit seines Heims in Bayern gesessen, seit er als Kandidat der NSDAP bei der Präsidentenwahl von 1925 schmählich durchgefallen war, in der sein Rivale aus dem Ersten Weltkrieg, Generalfeldmarschall von Hindenburg, schließlich den Sieg davontrug. Ludendorff, dessen hochmütig verächtliches Gesicht unter der spitzen Pickelhaube die Wand meines Klassenzimmers am Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin geziert hatte, war die Verkörperung der deutschen Soldatentugend; Ludendorff, dessen Ideen und manierierte Posen sich dieser sonderbare Bursche Hitler angeeignet hatte; Ludendorff, der bei dem Putsch, den sie gemeinsam inszeniert hatten, an jenem kalten Novembermorgen des Jahres 1923 an Hitlers Seite marschiert war. Daß dieser selbe Ludendorff jetzt als Prediger, wenn auch des Heidentums, eine Rundreise durch Deutschland starten wollte, erschien mir als der Gipfel des Unwahrscheinlichen. Aber ich hatte Ludendorffs eigene Ankündigung seiner Kampagne in seinem Privatblatt, der ›Volkswarte‹, gelesen. So beschloß ich denn, in die kleine Bergwerksstadt Aue in Sachsen zu fah-

ren, in der der General seine nächste Versammlung abzuhalten gedachte, um zu sehen, wie sich ein Ludendorff als Missionar ausnahm.
Ich bezahlte meine fünfzig Pfennig und nahm auf einem Rohrstuhl im Tanzsaal der Gastwirtschaft Platz, den Ludendorffs Bewegung, der Tannenbergbund, für ihn gemietet hatte. Wie ich bemerkte, waren Wände und Lampen noch mit äußerst unwotanischem Weihnachtsschmuck dekoriert – mit lieblichen Engeln, kerzenbesteckten, lamettageschmückten Tannenzweigen und erleuchteten Kreuzen. In der Ecke stand sogar eine Weihnachtskrippe.
»Der General wollte, daß wir das alles wegräumen«, erzählte der Gastwirt, »aber ich habe ihm gesagt, dafür wäre nicht mehr genug Zeit.«
Eine Kapelle spielte eine Marschmusik, eine Willkommensfanfare ertönte, und in der Tür erschien Ludendorff, umgeben von einem Trupp Tannenbergbündler in Stulpenstiefeln. Er trug einen langen schwarzen Gehrock, der sein blasses Altmännergesicht mit den schlaffen eingefallenen Wangen in seiner kontrastierenden Weiße fast luminös erscheinen ließ. Mit ihm kam seine Frau, eine riesige breithüftige Person in einem zeltähnlichen Gewand aus irgendeinem gazeartigen Stoff. Sie sah genauso aus, wie ich es von einer Wotanspriesterin des zwanzigsten Jahrhunderts erwartet hatte.
Unter den donnernden Rufen »Heil Ludendorff!« schritten der alte Mann und Frau Mathilde auf das Rednerpult zu. Sobald der General dort angelangt war, begann er zu sprechen, und ich bemerkte, daß der martialisch herabgezogene Mund, der in früheren Tagen so anmaßend und verächtlich gewirkt hatte, jetzt aussah wie der Schmollmund des berühmten Reklame-Babys, das nicht Ruhe gibt, bis es sein Stück Pear's Blaue-Badeseife hat.
Neunzig Minuten lang wetterte Ludendorff mit dünner, zitternder Stimme gegen die Juden und ›ihre Knechte‹, die Jesuiten und die Freimaurer. Diese drei hatten sich, wie er uns erzählte, verschworen, um den Willen des jüdischen Gottes Jehova auszuführen.
». . . Sie haben versucht, uns Deutschen ihren Jehova aufzuzwingen«, kreischte er in wütender Entrüstung. »Die Juden wollen die heidnischen Rassen und ganz besonders die germanischen Rassen verschlucken.«
Der General verriet uns, daß er einen ganz persönlichen Anlaß habe, den Juden und ihren Verbündeten, den Freimaurern und den Jesuiten, zu grollen. Sie hatten ihn, wie er erklärte, daran gehindert, vor 1913 zusätzliche 500 000 Deutsche auf den Krieg vorzubereiten.

»Hätten wir 1914 nur weitere 100 000 Mann unter Waffen gehabt, dann wäre der Krieg bereits im Herbst dieses Jahres zu Ende gegangen, und wir wären die Sieger gewesen!«
Mir tat der alte Mann plötzlich leid. In seinem morbiden Egoismus versuchte er noch immer, einen Sündenbock für den entsetzlichen Fehler zu finden, den er im August 1914 begangen hatte, als er, anstatt an dem ursprünglichen Schlieffenplan festzuhalten, in kopfloser Panik verlangt hatte, Truppen von der Westfront abzuziehen, um sie den im Osten eindringenden Russen entgegenzuwerfen. Damit hatte er die Niederlage an der Marne und letztlich den für Deutschland katastrophalen Ausgang des Krieges heraufbeschworen.
Nach ihm war die Reihe an Mathilde Ludendorff. Als echtes teutonisches Mannweib prangerte sie mit heftigen Worten das Christentum als einen fremden ungermanischen Glauben an und forderte ihre Zuhörerschaft auf, zu dem echten deutschen Gottglauben zurückzukehren, wie er in den germanischen Sagen und der isländischen Edda offenbart ist.
Nach Schluß der Versammlung marschierten die Mannen von Ludendorffs Tannenbergbund durch die Sitzreihen und verteilten Beitrittsformulare. Auf dem Blatt, das sie mir in die Hand drückten, stand zu lesen: »Ich verpflichte mich, den echten germanischen Glauben zu verbreiten. Ich erkläre nach bestem Wissen und Gewissen, daß sich weder unter meinen Vorfahren noch denen meiner Frau Juden befinden.«
Es war der zweite Satz, der meine Aufmerksamkeit erregte. Denn hier wurde mir zum erstenmal eine Aufforderung vorgelegt, meine nichtjüdische Abstammung zu bestätigen. Nur fünf Jahre später, als Adolf Hitler sich in seine Machtstellung hineinmanövriert hatte, waren solche Aufforderungen an der Tagesordnung. Der deutsche Staatsbürger, der ihr nicht in zufriedenstellender Weise nachkommen konnte oder wollte, mußte jede Hoffnung auf ein öffentliches Amt aufgeben.
Aber hier in Aue, im Januar 1929, zählte ich trotz der stürmischen Heil-Ludendorff-Rufe nur ein knappes Dutzend Bekehrte, die sich im Tanzsaal der Gastwirtschaft als Mitglieder eintrugen.

Hitler löste kurz nach seiner ›Machtergreifung‹ den Tannenbergbund seines alten Führers Ludendorff auf und verbot die ›Volkswarte‹. Doch während die NSDAP seit 1945 von der deutschen Bühne verschwunden ist, tauchte die Ludendorff-Bewegung im heutigen Nachkriegsdeutschland wieder auf. Sie war klein und unbedeutend, aber sie war

vorhanden, bis sie durch einen Bundeserlaß vom Mai 1961 verboten wurde.
Ihre Mitglieder waren unter den Rowdies, die Ende 1959 und Anfang 1960 antijüdische Parolen auf die Wände von Synagogen und Kirchen schmierten. Denn als der General 1937 starb, führte Frau Mathilde die gemeinsame Kampagne weiter. Und sie tut es noch zur Zeit, da ich diese Sätze schreibe.

7. Der Tod eines Reporters

Dann, als solle ich darüber belehrt werden, daß dieser Walpurgistanz mit seinen hackenzusammenschlagenden Nudisten, wotanverrückten Generalen und einander bekämpfenden Kommunisten und Nazis nicht lediglich zu meiner Unterhaltung und der meiner Zeitungsleser in Szene gesetzt wurde, trat der Tod unangemeldet in mein Büro.

Es war am Samstag, dem 4. Mai 1929. Seit drei Tagen schon beschossen sich Kommunisten und Polizei in den zwei schlimmsten Elendsvierteln Berlins, dem Wedding im Norden und der Hermannstraße im Süden. Ganze Häuserblocks waren von den Kommunisten in wahre Festungen verwandelt worden. Achttausend Polizisten mit Karabinern, Tränengasbomben und gepanzerten Wasserwerfern belagerten sie und riegelten die Kampfgebiete von den übrigen Berliner Stadtbezirken ab. Fünfunddreißig Zivilpersonen waren bereits getötet und Hunderte verwundet worden, viele durch Polizeiwagen, die rücksichtslos in die Menschenmengen auf den Straßen hineinfuhren.
Die Schießereien hatten am 1. Mai begonnen, als die Kommunisten trotz eines Polizeiverbots ihre traditionellen Umzüge veranstalten wollten. Während der ersten zwei Tage hatte ich die ganze Reporterarbeit allein bewältigt, indem ich dauernd von einem Unruhedistrikt zum anderen raste und meine Berichte, so gut ich konnte, zwischen einer Straßenschlacht und der nächsten verfaßte. Doch als es am Morgen des 3. Mai so aussah, als würden die Kämpfe noch einige Tage andauern, hatte ich Charles Mackay, einen sechsundvierzig Jahre alten Neuseeländer, als Hilfskraft angeworben. Er sollte, während ich meine Meldungen telefonisch durchgab, die einzelnen ›Fronten‹ aufsuchen und achtgeben, daß ich nichts verpaßte.
Charles Mackay war ein großer hagerer Mann mit dünnem Haar und einem schmalen, durchfurchten Gesicht, auf dem hinter stahlgeränderten Brillengläsern Optimismus und grillenhafter Humor in einem ständigen Kampf mit Selbstbemitleidung und tragischer Verzweiflung lagen. Und tragisch war sein Schicksal tatsächlich. In seiner Jugend war er ein glänzender Rechtsanwalt in seiner neuseeländischen Vaterstadt Wanganui gewesen. Seine Mitbürger hatten ihn zum Bürgermeister gewählt. Und dann hatte er im Streit einen Mann getötet. Vor wenigen Monaten erst war Mackay aus dem Gefängnis entlassen worden, in dem er zwölf Jahre seiner ursprünglich auf fünfzehn Jahre bemessenen Haftstrafe verbüßt hatte. Seine Schwester hatte ihm das nötige Geld gegeben, damit er nach Europa fahren und hier als freier Journalist ein neues Leben beginnen konnte. So war er nach Berlin gekommen. Und da er einen Presseausweis hatte, der ihn berechtigte, die Polizeiabsperrungen zu passieren, hatte ich ihn engagiert. Nun war er auf einmal an diesem Samstagmorgen, dem 4. Mai 1929, nicht aufzufinden.
Ich hatte ihn in der Nacht um halb zwölf Uhr mit dem Auftrag losgeschickt, noch einen letzten Blick auf die Hermannstraße zu werfen und mir einen Lagebericht von dort zu geben, während ich meine Meldungen für London schrieb.
»Ruf mich an, sobald du dich dort umgesehen hast, Charles«, sagte ich zu ihm, als er ins Taxi stieg. Dann wandte ich mich zu dem Fahrer und rief in grotesk theatralischem Tonfall: »Also los! Auf die Barrikaden!«
Ich hatte damit gerechnet, daß Mackay mich anrufen würde, bevor ich meinen Bericht nach London durchgab. Aber kein Anruf kam. Ich wartete und wartete – vergebens. Mir kam der düstere Verdacht, daß der Unkostenvorschuß, den ich ihm gezahlt hatte, wahrscheinlich eine zu große Versuchung für den durstigen Mackay gewesen war. Ärgerlich auf mich selbst, weil ich bei der Wahl meines ersten Assistenten einen solchen Fehler gemacht hatte, ging ich schließlich zu Bett. Und noch ärgerlicher rief ich am nächsten Morgen in Mackays Wohnung an. Kein Mackay.
»Herr Mackay ist heute nacht nicht nach Hause gekommen«, berichtete mir seine Wirtin. »Sein Bett ist unberührt.«
Jetzt startete ich eine Suchaktion – die gründliche Suchaktion eines Reporters, der nach einem vermißten Mann fahndet. Ich rief die Polizei an, ich rief die Krankenhäuser an. Und ich suchte sie eins nach dem anderen auf.
Schließlich fand ich Mackay auf einer Marmorplatte in der Leichenhalle des Neuköllner Bezirkskrankenhauses. Da lag er mit offenem Mund, und zu seinen Füßen die zerbrochene Brille und seine Papiere.

Sein dünnes graues Haar war wirr und verklebt. Seine Schuhe wiesen mit den Spitzen starr himmelwärts und zeigten die Löcher in den Sohlen. Auf den Marmorplatten neben ihm zählte ich sechs Deutsche, die anderen Neuköllner Opfer dieser ruhigen Nacht.

Ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, was geschehen war. Mackay hatte einen Schuß in den Magen bekommen. Als er an der Ecke der abgesperrten Hermannstraße stand, sich umblickte und alles beobachtete, wie es sein Auftrag war, hatte ein Polizist ihn angerufen. Mackay hatte die Hand in die Tasche gesteckt, um seinen Ausweis hervorzuholen. Der Polizist hatte diese Bewegung mißverstanden und einen Schuß aus seiner Maschinenpistole abgegeben.
Mackay war nicht sofort tot. Eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, lag er stöhnend, blutend und sich vor Schmerzen windend auf dem Asphalt. Weder der Polizist, der auf ihn geschossen hatte, kümmerte sich um ihn, noch die Leute in einer Eckkneipe, die mir später beschrieben, wie sie ihn auf der Straße hatten liegen sehen. Sie hatten sich nicht herausgewagt, aus Angst, selber erschossen zu werden. Er war bereits tot und starr, als der Sanitätswagen am Morgen herumfuhr, um die Opfer dieser Nacht aufzusammeln.
Der Polizist, der auf Mackay geschossen hatte? Ich fand heraus, daß er kein Mann, sondern ein Junge war, ein achtzehnjähriger Polizeianwärter, einer der mehr als tausend jungen Leute, die aus der Polizeischule in Brandenburg nach Berlin geholt worden waren, um hier dem zu begegnen, was der Berliner Polizeipräsident Zörgiebel und sein Chef, der sozialdemokratische Innenminister Severing, als einen kommunistischen Versuch bezeichneten, Deutschland in einen Bürgerkrieg zu stürzen.
Die Behauptung war nicht ganz grundlos. Im Oktober 1923 hatten die Kommunisten versucht, in Sachsen und Hamburg die Macht zu ergreifen, und waren von der Reichswehr zurückgeschlagen worden. Danach hatten sie ununterbrochen unter den Massen der deutschen Arbeiter agitiert und sich ständig bemüht, sie zu Streik und Gewalttat, zu Klassenkampf und revolutionären Umtrieben aufzuhetzen. Sie brauchten Märtyrer, deren Tod, wie sie hofften, ihrer Sache nützen würde. Als der sozialdemokratische Polizeipräsident Zörgiebel sich weigerte, die üblichen Aufmärsche am 1. Mai zu gestatten, sahen sie darin einen großartigen Vorwand für neue Gewalttaten.

Ich hatte den Ausbruch des Kampfes am Morgen des 1. Mai auf der

Münzstraße miterlebt – einer schmutzigen, schmalen, graugesichtigen Straße, die berühmt war für ihre Unterwelt-Cafés und schmierigen Kinos, ihre Zuhälter, Prostituierten und Hehler.
Gruppen von Männern mit roten Abzeichen an den Jackenaufschlägen standen schwatzend herum und schmetterten von Zeit zu Zeit kommunistische Parolen. Eben wollten sie sich aufstellen, um mit ihrem Umzug zu beginnen, als eine Anzahl schwarzer Überfallwagen mit blau uniformierten Polizisten anrollte. Die Roten brachen sofort in Buhrufe und Johlen aus. »Kapitalistenknechte!« schrien sie. »Rot Front! Rot Front!« Und sie hoben die geballten Fäuste zu ihrem drohenden Gruß.
Im Nu waren die Polizisten von ihren Wagen gesprungen, stürmten die Straße entlang und ließen ihre Gummiknüppel auf jeden niedersausen, der ihnen in den Weg kam. Gleichzeitig rückte vom anderen Ende der Straße her ein weiterer Trupp Polizisten vor. Die Abzeichenmänner verschwanden in den Hauseingängen. Aber eine ganze Anzahl Männer ohne Abzeichen, harmlose Passanten, lagen wimmernd und stöhnend mit gebrochenen Armen und Schultern oder sogar mit eingeschlagenem Schädel auf dem Straßenpflaster.
Jetzt begannen die Frauen aus den Fenstern auf die Polizisten herabzuschimpfen. »Verfluchte Bullen!« kreischten sie. »Elendes Pack!« Die Polizisten zogen ihre Revolver und richteten sie auf die Frauen. »Fenster zu!« befahlen sie wütend. Die Fenster klappten zu und die Frauen verschwanden.
Wenige Minuten später wurde ich von einer flüchtenden Menge quer über den Bülowplatz mitgerissen, der als der ›Rote Platz‹ von Berlin bekannt war, weil hier die KPD im Karl-Liebknecht-Haus ihr Hauptquartier hatte. Wir hatten allen Grund, zu rennen. Denn am Ende des Platzes lag ein umgekippter Lastwagen. Die Polizei feuerte darauf, und die Kommunisten, die dahinter hockten, schossen zurück. Es war pures Glück, daß ich nicht getroffen wurde. Während ich rannte, ließen die Kugeln um mich herum den Kies vor der Volksbühne in kleinen Fontänen aufspritzen. Ein paar Meter von mir entfernt stürzte ein Schuljunge schwer verwundet zu Boden.
An der Ecke, wo die Linienstraße in den Bülowplatz mündet, errichteten die Kommunisten eine weitere Barrikade aus Leitern und Gerüsten, die die Bauarbeiter zuvorkommenderweise hier hatten liegen lassen. Die Polizei versuchte sie mit Schüssen zurückzutreiben. Die Kommunisten schossen zurück und warfen mit Pflastersteinen. Dann flüchteten sie in die Häuser.

Ganz offensichtlich waren die Kommunisten gut vorbereitet. Sie hatten sogar ihre geheimen Verbandplätze, zu denen sie ihre Verwundeten schafften, damit diese nicht der Polizei in die Hände fielen. Aus der Art, wie jetzt die eine Straße, dann eine andere den Kampf aufnahm, mußte man schließen, daß im Mittelpunkt all dieser Operationen ein roter Befehlshaber saß, der seine Weisungen gab.
Und so ging es drei Tage lang, bis ich an jenem unheilvollen Freitagabend Mackay mit mir zum Wedding nahm, wo die Polizei mehrere Häuserblöcke rund um die berüchtigten Schlupfwinkel der Unterwelt auf der Kösliner Straße belagerte.
Schwarz und drüster ragten die hohen Mietskasernen über uns auf. Kein Mensch auf den Straßen außer den Polizisten, Mackay und mir. Die Polizei stellte einen Scheinwerfer an, dessen Licht über die kalten Mauern strich. »Peng«, ertönte ein Schuß und zerschmetterte den Scheinwerfer. Die Polizei antwortete mit einem Maschinengewehr. Als das Rattern aufhörte, hatte man ein Gefühl völliger Leere. Dann fuhren wir hinunter zum Sektor Hermannstraße, wo Mackay und ich feststellten, daß die Polizei dabei war, eine regelrechte Nachtrazzia in allen Häusern durchzuführen, in denen sie rote Heckenschützen vermutete. Über die Dächer und die schmalen Feuerleitern hinauf und hinunter ging die wilde Jagd, bei der die Polizei rücksichtslos um sich schoß. Doch als wir kurz nach zehn diesen Bezirk verließen, war wieder alles ruhig. Und kein Mensch in dieser eingeschüchterten Straße rührte sich, als Mackay auf meine Veranlassung kurz vor Mitternacht noch einmal hierherkam und sich an jene verhängnisvolle Ecke stellte.

Als die Ärzte Mackays Körper in der Leichenhalle untersuchten, entdeckten sie ein sonderbares grünes Maori-Amulett aus Jade, das er um den Hals trug.
Es war das Tiki-Amulett, das der neuseeländische Eingeborenenstamm der Maori seinem Großvater, dem Oberst Mackay, geschenkt hatte, als sie ihn zu ihrem Ehrenhäuptling machten. In seinem Testament vermachte Mackay das Amulett meinem Kollegen Philip Pembroke Stephens, der damals unsere Zeitung in Wien vertrat.
Acht Jahre später trug auch Philip Stephens das Maori-Amulett um den Hals, als er in Shanghai von einem chinesischen Wachtturm aus zu den japanischen Linien hinüberspähte. Die Kugel eines japanischen Schützen traf ihn am Kopf und tötete ihn. Wie vor ihm Mackay starb auch Philip Stephens bei der Erfüllung seiner Reporterpflicht, auf der Jagd nach einer neuen Meldung für seine Zeitung.

8. Verräterischer Selbstmord

Die wichtigsten Neuigkeiten, über die ich berichten konnte, jene Tatsachen, die der Welt über die wachsende Gefahr der deutschen Wiederbewaffnung die Augen hätten öffnen können, wurden am wenigsten beachtet. Ich spreche hier nicht von meinem Chefredakteur, der sie sehr bereitwillig druckte, sondern von Whitehall, das nicht darauf reagierte.
Eben in jener Zeit begann man in Deutschland, die geheimen Vorbereitungen für den Revanchekrieg – den Hitler schließlich führen sollte – mit wirklichem Nachdruck zu betreiben. Immer wieder kamen gewisse Anzeichen dessen, was unterhalb dieser Tarndecke vor sich ging, in den allgemeinen Tagesnachrichten zum Vorschein.
Hätte unsere Regierung diese Nachrichten aufgegriffen und etwas gegen die Tendenz, die sie offenbarten, unternommen, so wäre später sowohl uns wie dem deutschen Volk vieles erspart geblieben.
Doch weder in Westminster noch in Whitehall nahm jemand Notiz von diesen verräterischen Anzeichen, über die meine Kollegen und ich in unseren Zeitungen berichteten. Sie paßten nicht in das Bild, das die klugen Männer in London zu sehen wünschten – das Bild eines neuen, demokratisch gesinnten und friedliebenden Deutschland, das einzig darauf bedacht war, seine Vereinbarungen und Versprechungen zu erfüllen. »Sie leben in der Vergangenheit«, wurde mir gesagt, wenn ich meinte, daß man den Deutschen gegenüber ein wenig Vorsicht üben müsse, da fast alle ihre führenden Persönlichkeiten, die Generale, die Richter, die Beamten und die Industriellen, seinerzeit die Politik eingeleitet, unterstützt und durchgeführt hatten, die dann den Ersten Weltkrieg heraufbeschwören sollte.
»Gewiß, das, was Sie über die Vergangenheit dieser Leute sagen, trifft zu«, hörte ich immer wieder von meinen Freunden in Whitehall. »Aber sehen Sie denn nicht ein, daß diese Burschen für uns eben deswegen so wertvoll sind? Sie haben ihre Lektion gelernt und werden nie wieder die gleichen Fehler machen!«

Die erste Möglichkeit, das, was vor sich ging, etwas näher zu beleuchten, ergab sich im Winter 1927/28 bei der Untersuchung des aufsehenerregenden Bankrotts der Phöbus-Filmgesellschaft. Als ich in Berlin eintraf, hatten sich die Wogen dieses Skandals noch nicht geglättet.
Obgleich die Reichsregierung bemüht war, die Zusammenhänge zu verschleiern, stellte sich doch heraus, daß ein großer Teil der Gelder, die bei dem Bankrott verlorengingen, aus dem Geheimfonds der Reichswehr stammten, der zur Finanzierung der illegalen Wiederbewaffnung Deutschlands bestimmt war. Gewisse hohe Stabsoffiziere hatten sich in der Hoffnung gewiegt, zugunsten ihres Ministeriums die allgemeine Hausse mitmachen zu können, und sich in ihrer Naivität entschlossen, durch ›schlaue Investitionen‹ die Beträge des Geheimfonds zu verdoppeln.
Doch obgleich im Verlauf der Untersuchung allerlei Tatsachen hinsichtlich der aus diesem Fonds finanzierten Wiederbewaffnung und der geheimen militärischen Ausbildungskurse durchsickerten, nahm man in London so gut wie keine Notiz davon. Die damalige Regierung Baldwin zog es vor, sie zu ignorieren, ebenso wie sie die Warnung der Kontrollkommissionen ignoriert hatte, daß »Deutschland nicht abgerüstet hat, es auch nicht beabsichtigt, sondern im Gegenteil aufrüstet.« Keiner wollte gegen den Geist von Locarno verstoßen, indem er unbequeme Fragen stellte.
Und noch weniger offizielle Beachtung fand ein Ereignis, mit dessen Aufklärung die gesamte von Deutschland betriebene militärische Verschwörung in ihren wesentlichsten Zügen hätte aufgedeckt und lahmgelegt werden können, wenn man die diplomatischen Stellen und den Spionagedienst entsprechend eingesetzt hätte.
Die Geschichte begann recht dramatisch am Morgen des 27. August 1930 mit einem Funkspruch des Piloten eines Postflugzeugs, der kurz zuvor von Frankfurt am Main abgeflogen war. »Habe einen weiblichen Passagier und mehrere Postsäcke verloren«, meldete der Pilot über sein Gerät an den Kontrollturm in Frankfurt. »Sie muß die Tür der Postluke aufgeschoben haben und hinausgesprungen sein – wahrscheinlich irgendwo vor Fulda. Soll ich umkehren und nach ihr suchen oder weiterfliegen?« Fast unmittelbar darauf kam die Antwort des Kontrollturms. »Leiche der Frau bereits auf einem Feld bei Schlüchtern gefunden. Nach Erfurt weiterfliegen und dort Bericht erstatten. Die Luftpolizei ist benachrichtigt und erwartet Sie.«
Es war für den Piloten eine sehr peinliche Pflicht, der Luftpolizei in Erfurt Bericht erstatten zu müssen. Er war nicht berechtigt, einen weiblichen Passagier mitzunehmen – und nun mußte er die ganze Geschichte erzählen und erklären, wie es dazu gekommen war.

»Hören Sie zu«, sagte er zu dem Kommissar, wie unser Erfurter Reporter mir hinterher berichtete. »Diese Frau war Ellen Amlinger, die Witwe von Sepp Amlinger, meinem Fliegerkameraden aus dem Krieg. Sie müssen ihn doch auch kennen, Hauptmann Amlinger von der Reichswehr. Er ist oft hier durchgekommen.
Frau Amlinger erschien gestern abend ganz verzweifelt in meiner Wohnung. Sie hatte gerade erfahren, daß ihr Mann bei einem Flug in Rußland abgestürzt ist, und wollte nun so schnell wie möglich nach Berlin. Sie bat mich, sie mitzunehmen. Hätten Sie es ihr abgeschlagen? Ich konnte ja nicht ahnen, daß sie hinausspringen und Selbstmord begehen wollte, daß sie den gleichen Tod sterben wollte, den ihr Mann gestorben ist. Wie hätte ich das ahnen können?«
Die Luftpolizei akzeptierte diese Erklärung. Und so, wie der Pilot die Geschichte berichtet hatte, brachten sie zuerst auch die Zeitungen, vollständig und mit Fotos des fünfunddreißigjährigen Hauptmann Amlinger und seiner Frau, einer fotogenen Schönheit mit dichtem, rabenschwarzem Haar im Ponyschnitt, großen leidenschaftlichen Augen und vollen roten Lippen.
Zweifellos war es eine großartige Story. In ihrem Eifer, sie dem Publikum in ihrer ganzen tragischen Eindringlichkeit zu vermitteln, verschwiegen weder die Erfurter Reporter noch die Berliner Redaktionen das Detail über den Absturz des Hauptmanns in Rußland. Möglicherweise war seine Bedeutung ihnen entgangen. Den Auslandskorrespondenten in Berlin jedoch entging sie nicht.
Ich selbst war in jenen Tagen nicht in Berlin, sondern in England, wo ich mir eine recht unterhaltsame Aufgabe gestellt hatte. Ich bereiste die englischen Seebäder von Gorleston bis zur Insel Wight und gab mich dabei für einen ausländischen Touristen aus, der nur deutsch sprechen konnte. Ich wollte einmal sehen, was für Abenteuer mir dieses Unternehmen bescheren würde.
Ich saß gerade in einer Pension in Cowes und wollte mir mit Hilfe eines deutsch-englischen Wörterbuchs ein Frühstück bestellen, als ich zum Nebentisch hinüberschaute und mein Blick auf die Amlinger-Geschichte in der *Daily Mail* fiel. Ich ließ das Wörterbuch sinken und gab jede Verstellung auf. »Leider muß ich sofort abreisen. Bringen Sie mir bitte meine Rechnung«, sagte ich auf englisch zu der Kellnerin, die mich stumm vor Staunen anstarrte. Vierundzwanzig Stunden später war ich in Berlin.

Dem Reichswehrministerium war die verräterische Natur der Zeitungsberichte ebenfalls aufgefallen. Rasch brachte man ein Dementi. »Hauptmann Amlinger«, erklärte der Sprecher des Ministeriums, »ist nicht, wie einige Zeitungen fälschlicherweise berichtet haben, während eines Flugs verunglückt. Er ist bei einem Rennen vom Pferd gestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Der Hauptmann war ein früherer Kavallerieoffizier, der im vorigen Jahr aus der Reichswehr ausgeschieden ist und in keinerlei Beziehung mehr mit ihr stand.«

Gleichzeitig jedoch sprach das Ministerium die etwas unlogische Drohung aus, es werde die Chefredakteure der Zeitungen gerichtlich verfolgen lassen, die durch den Abdruck dieser Story »Reichsgeheimnisse verraten« hätten.

Jetzt griff die sozialdemokratische Opposition den Fall auf, und bald schon mußte die Reichswehr eine weitere Erklärung abgeben. Hauptmann Amlinger, so erklärte der Sprecher jetzt etwas lahm, sei schon vor mehr als einem Jahr aus der Reichswehr ausgeschieden. Sollte er irgendwelche Flüge unternommen haben, so sei dies einzig seine persönliche Initiative gewesen, die nichts mit der Reichswehr oder dem Reichswehrministerium zu tun gehabt habe. Man wollte damit andeuten, daß, wenn Amlinger tatsächlich in Rußland ein Flugzeug gesteuert hatte, er dies auf Grund eines Privatvertrages mit der sowjetischen Regierung getan hatte – ebenso wie andere deutsche Flieger bekanntlich für südamerikanische Regierungen flogen.

Doch weder auf meine Kollegen noch auf mich machte diese Erklärung großen Eindruck. Sie bestärkte uns vielmehr in dem Entschluß, diese mysteriöse Angelegenheit so genau wie möglich zu ergründen und die Ergebnisse weiterzumelden. Ich tat mein Bestes, um das Interesse der englischen Öffentlichkeit zu erwecken, und mein Kollege vom *Daily Telegraph* tat dasselbe. Aber all unsere Mühe war umsonst. Das Foreign Office in London akzeptierte die Erklärung des deutschen Außenministers Dr. Gustav Stresemann, daß kein deutscher Pilot in Rußland Übungsflüge unternehme und daß keineswegs ein geheimer Kontakt zwischen der Reichswehr und der Roten Armee bestehe.

Stresemann log – zugunsten seines Landes, wie er zweifellos aufrichtig glaubte. Unsere Diplomaten und Minister jedoch, die seine Lügen ohne weitere Nachprüfung akzeptierten, handelten mit bedauerlicher Nachlässigkeit gegen das Interesse ihres Landes. Dadurch, daß wir es unterließen, die mit dem tragischen Selbstmord Ellen Amlingers gebotene Gelegenheit zu ergreifen, versäumten wir die beste Möglichkeit, die deutsch-russische Militärverschwörung auffliegen zu lassen, ohne die,

wie ich überzeugt bin, Hitlers Wiederbewaffnung und der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges viel leichter hätten verhindert werden können.

Denn man muß es als ein Ergebnis der geheimen Arbeit bezeichnen, die die Reichswehr in Rußland leistete, indem sie hier Flieger und Bodenpersonal ausbildete, Flugzeugtypen testete und die Taktik des kommenden Luftkriegs vervollkommnete – alles mit dem vollen Einverständnis des angeblich so pro-westlichen und vertrauenswürdigen Dr. Stresemann –, daß Hitler bereits 1933 imstande war, der Welt eine neue deutsche Luftwaffe entgegenzustellen[1] und all seine späteren Vertragsbrüche und Angriffe mit der Drohung eines Luftkrieges zu decken.

Dieser sowjetisch-deutsche Militärpakt ist nur einer der vielen Fälle, in denen der Westen in seinem Kampf gegen den Bolschewismus von Deutschland verraten wurde. Aber es war der wesentlichste und unheilvollste von allen. Denn nicht nur die Schlagkraft der deutschen Streitmacht wurde damit aufgebaut, sondern auch die der russischen, die so zu dem gefährlich drohenden Instrument werden konnte, das sie heute ist.

Ich gebe aus diesem Grund im Anhang zu diesem Buch eine ausführlichere Schilderung der Zusammenhänge.

[1] Hitler verkündete die Wiedergeburt der deutschen Luftwaffe zwar erst im Januar 1935, doch bereits Ende 1933 war ihre Existenz bekannt und begann die Westmächte zu beunruhigen.

9. Die Wundermänner

Der Schock, den die militärische Niederlage dem ›unbesiegbaren‹ Deutschland versetzt hatte, die Inflation, der darauffolgende Taumel des schnellen Reichwerdens und der ständige Strudel finsterer Untergrundbewegungen gegen die ›Feindmächte‹ mit ihrer Orgie von Betrug und Mord, all das hatte zusammengewirkt, um eine Atmosphäre der Unwirklichkeit zu erzeugen, in der alle Arten von Erweckungspredigern, Scharlatanen, Quacksalbern und Schwindlern gediehen.
Allenthalben tauchten Wundermänner auf, im intellektuellen Berlin ebenso wie unter den Dickschädeln des bayrischen Hochlands. Und ihre Anhänger, die Menschen, die sich von ihnen zum Narren halten ließen, stammten nicht nur aus den Schichten der Armen und Ungebildeten, nein, es waren auch Generale, Industrielle und sogar frühere kaiserliche Hoheiten darunter.
Mir erschien es als besonders symptomatisch und bezeichnend für diese Wundermänner, daß sie alle, gleichgültig ob sie Kurpfuscher oder Alchimisten, Hellseher und Winkelbankschwindler waren, eine patriotische Mission zu haben behaupteten und versprachen, Deutschland zu einer nie dagewesenen Machtstellung zu verhelfen. Keiner von ihnen bekannte sich zu der verpönten schwarz-rot-goldenen ›Verräterfahne‹ der Weimarer ›Dolchstoßrepublik‹. Alle waren sie treue Verteidiger des herrlichen, ›unbesiegten‹, schwarz-weiß-roten, des kaiserlichen Deutschland.

In Berlin selbst genossen wir die segensreiche Tätigkeit eines fünfundsiebzigjährigen deutschnationalen Propheten namens Josef Weißenberg, eines früheren Gastwirts. Lilo erzählte mir als erste von ihm und bestand darauf, daß ich mit ihr zu dem Schuppen mit dem Wellblechdach hinausfahren solle, in dem Weißenberg seine Versammlungen abhielt. »Der ist 'ne wirklich tolle Nummer«, berichtete sie lachend. »Stell dir vor, er heilt die Leute, indem er ihnen weißen Käse auf die

kranken Körperstellen klatscht. Außerdem hält er Séancen ab, in denen Bismarck erscheint und politische Ratschläge erteilt. Seine Ansprachen sind unheimlich patriotisch. Ich garantiere, er wird dir gefallen. Der Mann ist einfach himmlisch!«
Als wir ankamen, stand Weißenberg vor seiner Versammlungshalle und nahm eine Art Vorbeimarsch seiner Anhänger ab. Er war ein kleiner Dickwanst mit einem roten Weihnachtsmanngesicht, weißem Haar und einem weißen bierfleckigen Schnurrbart, dessen Spitzen starr in die Höhe ragten. Er selbst trug einen doppelreihigen blauen Anzug; doch zwei seiner ›Adjutanten‹, die ihn flankierten, steckten in der Uniform der kaiserlichen Armee, hatten Pickelhauben auf dem Kopf und Säbel an der Seite.
Als die Parade vorüber war, strömten wir alle in den Saal. Weißenberg stand jetzt unter einem riesigen schwarz-weiß-roten, mit einem Kreuz geschmückten Banner. Es fiel mir schwer, herauszubekommen, worüber er eigentlich sprach. Er hatte weder Stimme noch Beredsamkeit noch Bildung. Er bellte in den kurzen, abgehackten Tönen eines Feldwebels auf dem Exerzierplatz. Aber seine Zuhörer beteten ihn förmlich an. Männer und Frauen fielen in ekstatische Zuckungen, und Weißenbergs Adjutanten mußten herbeistürzen, ihre Hand auf sie legen und sie ›im Namen des Meisters‹ wieder zur Besinnung bringen. Es war eine erstaunliche Mischung von Erweckertum, nationalistischer Demagogik und Quacksalberei.
Zwei andere Wundermänner, deren Erfolg meiner Ansicht nach noch bezeichnender war als der Weißenbergs, waren Karl Schappeller und Franz Tausend.
Schappeller war ein riesiger schwerblütiger österreichischer Bauer, der Landbriefträger gewesen war, bis er im Jahre 1919 wegen Geisteskrankheit pensioniert wurde. Damit jedoch begann erst seine eigentliche Karriere.
Nach seiner Entlassung aus der Heilanstalt begann er seinen Bekannten von einer revolutionären wissenschaftlichen Formel zu erzählen, die er zur Ableitung einer neuen ungeheuren Energie aus dem kosmischen Raum entwickelt habe – eine Art interplanetarische Vorausnahme der Kernenergie. Der Besitz und die Anwendung seiner Geheimformel, so erklärte Schappeller mit einem großen Aufwand von pseudowissenschaftlichem und pseudophilosophischem Kauderwelsch, werde Deutschland zur allbeherrschenden Industrie- und Militärmacht erheben, falls nur jemand sich seiner Erfindung annahm und ihm ermöglichte, die letzten praktischen Experimente durchzuführen.

Schappellers menschlicher Magnetismus und die Sehnsucht seiner Zuhörer nach einem derartigen Wunder waren so groß, daß sich tatsächlich ein Mäzen fand. Graf Arco auf Valley, der Feudalherr des kleinen Orts Aurolzmünster, in dem Schappeller geboren war, stellte dem Wundermann sein Schloß zur Verfügung. Andere Aristokraten gaben ihm Geld zur Finanzierung des Projekts. Der frühere Kaiser hörte in seinem holländischen Exilort Doorn von dem bevorstehenden industriellen Wunder, das dem Vaterland die führende Stellung in der Welt verschaffen werde. Sofort erwachte in ihm der Wunsch, mit dabeizusein. Als Geldgeber und Schutzherr von Schappellers Erfindung hoffte er nicht nur, den Thron zurückzugewinnen, den er 1918 verloren hatte, nein, er sah sich schon als triumphierender Heldenkaiser eines Deutschland darauf sitzen, das dank seiner Voraussicht und Initiative zur Weltherrschaft gelangt war.
Große Summen flossen nun aus der Schatzkammer der Hohenzollern zu dem Magier auf Schloß Aurolzmünster. Karl Schappeller, der schon jetzt den Reichtum genoß, den seine Erfindung ihm einbringen sollte, lebte in dem Schloß wie ein Maharadscha – von dem Geld seines kaiserlichen Gönners.
Doch dann kam die Katastrophe. Ein echter Wissenschaftler aus Wien bezeichnete Schappellers Erfindung als Gewäsch. Die Gelder, die der Wundermann mit vollen Händen ausgegeben hatte, versiegten. Seine adligen Finanzleute weigerten sich, noch mehr herauszurücken. Sogar der Kaiser zog sich zurück.
Am 6. März 1930 wurde Karl Schappeller, der sich unterdessen über die Grenze nach Bayern verzogen hatte, für bankrott erklärt. Sein gesamter Hausrat, seine Apparate, Maschinen und Experimentierröhren wurden versteigert. Er selbst war verschwunden und ließ nie wieder von sich hören.

Die Geschichte des Franz Tausend weist eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der Karl Schappellers auf, nur daß Tausend mit seiner Wunderformel nicht Energie sondern Gold erzeugen wollte und daß nicht der frühere Kaiser sondern Ludendorff auf ihn hereinfiel.
Es war ein junger nationalistischer Anwalt namens Rienhardt, der sich im Oktober 1924 an den großen Ludendorff wandte und ihn aufforderte, der Schutzherr von Tausends patriotischem Unternehmen zu werden, mit dem dieser dem Vaterland die erforderlichen Mittel verschaffen wollte, ›das Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen‹. Der General zeigte sich sofort interessiert. Die Aussicht auf einen magischen

Nibelungenschatz, mit dem er seinen Kampf gegen Juden, Jesuiten und Freimaurer würde finanzieren können, übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den tapferen Wotanverehrer aus, vor allem da ihm die eigenen Mittel ausgingen und einige dicke Druckereirechnungen für seine Zeitschrift ›Volkswarte‹ auf Bezahlung warteten.
So entsandte Ludendorff denn einen seiner Gefolgsmänner, einen Chemiker namens Kummer, mit dem Auftrag, Tausend in seinem Laboratorium zu besuchen und seine Behauptungen nachzuprüfen. Man stelle sich das Entzücken des alten Generals vor, als Kummer, nachdem er gesehen hatte, wie Tausend etwa ein halbes Pfund Eisenmetall zum Schmelzen brachte und einige Milligramm Gold erzeugte, die telefonische Nachricht durchgab: »Herr General, die Sache stimmt. Ich habe alles genau überprüft. Es funktioniert.«
Ludendorff schickte Tausend in ein Försterhaus tief im Bayrischen Wald. Von dem Kapital der ›Gesellschaft 164‹ – so lautete der romantische Deckname der Organisation –, das Industrielle und Geschäftsleute auf Ludendorffs Aufforderung hin zur Durchführung des Projekts gezeichnet hatten, zweigte der General selbst einen beträchtlichen Teil ab, um seine Druckereirechnungen zu bezahlen.
Unterdessen spielte der Goldmacher Tausend im Försterhaus den großen Führer. Die jungen Offiziersanwärter, die Ludendorff ihm geschickt hatte, nahmen Haltung an, sobald er das Zimmer betrat oder zu ihnen sprach. Die Damen des Hauses schwärmten für Tausends ›Christusaugen‹ und redeten ihn ehrerbietig mit ›Meister‹ an. Aber das einzige Gold, das zum Vorschein kam, war das, welches Tausend mit einem geschickten Taschenspielertrick in den Schmelztiegel praktizierte, während die Aufmerksamkeit seiner Assistenten und Anhänger auf seinen chemischen Hokuspokus gelenkt war.
Als 1926 das gestiftete Kapital zu Ende ging und Ludendorff sich von dem Unternehmen zurückzog, sah Tausend sich nach anderen Gönnern um. Er fand sie. Und zwar nicht etwa leichtgläubige Witwen und Pensionsempfänger mit kleinen Ersparnissen, von deren Beiträgen andere Schwindler sich reich zu machen pflegen. Nein, die Leute, die ihm jetzt auf den Leim gingen, waren erfahrene Industrielle mit international bekannten Namen. Einer von ihnen war der Metallröhrenkönig Alfred Mannesmann, andere die Stahlmagnaten Philipp und Richard von Schöller, der Direktor der Hamburg-Amerika-Linie von Plettenberg-Mehrum und Großkaufleute wie der Tabakimporteur von Eicken oder der Bremer Kaufmann Philipp Held. Sie alle schätzten sich glücklich, ihn ›im nationalen Interesse‹ finanzieren zu dürfen. Mit ihrem

Geld kaufte Tausend einen verlassenen Fabrikkomplex in Freiberg in Sachsen und erwarb dazu noch ein Schloß. In einem großen schnellen Wagen, den er selbst fuhr, raste er durch ganz Deutschland von einem Goldmacherlaboratorium zum anderen.
Als ich in Berlin eintraf, ging Tausends phantastischer Wirbel bereits seinem Ende entgegen. Anfang 1929 wurde er verhaftet. Doch als ich zu dem Prozeß nach München fuhr, mußte ich feststellen, daß es selbst jetzt noch Menschen gab, die bereit waren, ihm zu glauben. Bei einem Experiment in der Bayrischen Münzanstalt in München, das Tausend unter der Aufsicht von Justizbeamten durchführte, schaffte er es, aus einer kleinen Bleimenge einige Milligramm Silber und Gold zu erzeugen. Nie werde ich die jubelnde Begeisterung der Menge vergessen. München erlebte einen Goldrausch. »Es ist wahr!« riefen die Leute einander auf der Straße zu. »Er kann wirklich Gold machen. Stellt euch das vor: GOLD!« Doch der Gerichtshof blieb skeptisch. Man fand heraus, daß Tausends Füllfederhalter während des Experiments auf geheimnisvolle Weise seine silberne, vergoldete Spitze eingebüßt hatte. Tausend wanderte ins Gefängnis. Und von dort aus, im Jahre 1938, in ein Konzentrationslager der Nationalsozialisten, in dem er starb.

Genau um die Zeit von Franz Tausends Verhaftung, im Februar 1929, erblickte ich zum erstenmal den größten aller Wundermänner dieses illusionshungrigen Volkes: Adolf Hitler.
Ich ging die Potsdamer Straße in Berlin hinunter und kam eben am Sportpalast vorbei, als ein schwarz-rotes Plakat meine Aufmerksamkeit fesselte. »Adolf Hitler, der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, spricht heute abend zum erstenmal seit Aufhebung des Sprechverbots.«
Ich wußte damals nicht viel über Hitler. Und das war nicht weiter erstaunlich, da es ihm nach seiner Entlassung aus der komfortablen Festung Landsberg, in der er nach dem Scheitern seines Münchner Bierkellerputsches im Jahre 1923 seine Haft verbüßt hatte, untersagt war, das sozialdemokratische Preußen zu betreten oder gar hier Reden zu halten. Doch nachdem er das feierliche Versprechen abgelegt hatte, nie wieder einen Putschversuch oder andere ungesetzliche Schritte zur Machtergreifung zu unternehmen, hatten die sozialdemokratischen Minister des preußischen Kabinetts vor ein paar Wochen schließlich ihre Einwände fallenlassen. Das Verbot wurde aufgehoben, und schon erschien er höchstpersönlich.

Die Veranstaltung war bereits in vollem Gange, aber die SA-Männer, die die Tür bewachten, ließen mich trotzdem hinein – nur wenige Jahre später ein Ding der Unmöglichkeit.
Mehrere Minuten lang stand ich lauschend am Eingang des Saales. Es war nicht einfach, herauszubekommen, was der Mann mit dem geröteten, erregten Gesicht und dem heiseren österreichischen Tonfall eigentlich so leidenschaftlich verkündete. Entweder waren die Mikrophone falsch eingestellt, oder er hatte die richtige Sprechtechnik noch nicht heraus.
Endlich verstand ich ihn. Er sprach über Apfelsinen.
»Wir Deutsche dürfen keine Apfelsinen essen«, sagte er. »Wir dürfen kein Obst und keine Lebensmittel essen, die aus dem Ausland eingeführt und mit Devisen bezahlt werden müssen.«
Das war genug für mich. Ein Verrückter, entschied ich. Wie konnte ein Mensch, der etwas gegen die Mägen der Wähler sagte, auf eine große Gefolgschaft hoffen? Ich verließ den Saal und strich fürs erste Hitler aus meinen Gedanken.
Ein schwerer Fehler. Er bewies, daß ich das, was Weißenberg, Schappeller und Tausend mir hätten beibringen sollen, nicht begriffen hatte. Ein reichliches Jahr später kam es zu neuen Wahlen. Hitler, der sich in der Zwischenzeit die Unterstützung des deutschnationalen Zeitungsmagnaten Alfred Hugenberg gesichert hatte, des Besitzers der Ufa und der Ufa-Wochenschau, des Herrn der Nachrichtenagentur Telegraphenunion, setzte die Welt in Erstaunen, indem er die Vertretung seiner Partei im Reichstag von 12 auf 107 Sitze erhöhen konnte.
Das nächste Mal, als Hitler in Berlin sprach, ging ich zu der Versammlung, setzte mich so weit nach vorn wie irgend möglich und blieb bis zum Schluß. Ich erinnere mich nicht mehr an das, was er sagte. Aber ich war fasziniert von seinen hypnotisch starrenden blauen Augen, die ihm fast aus dem Kopf zu treten schienen.
Der Schweiß lief ihm über die Wangen, während er die Menge bearbeitete. Sein gestärkter Kragen wurde weich und feucht, und schließlich färbte sein billiger blauer Anzug auf den Kragen ab, auf dem sich schmutzige Purpurflecken abzeichneten. Ich beobachtete seine Wirkung auf die Zuhörerschaft – zumeist durchschnittliche Angehörige der deutschen bürgerlichen Mittelschicht. Aber er rüttelte sie auf und versetzte sie in einen Zustand aggressiver Begeisterung. Es war erschreckend.
Als sie zum Schluß alle aufstanden und das Deutschlandlied sangen, sang ich nicht mit. Ich hob auch nicht wie die anderen meine Hand

zum nationalsozialistischen Gruß. Ein kleiner dicker Mann neben mir hätte mich am liebsten zu Boden geschlagen. »Warte nur!« drohte er mir. »Dir werden wir's zeigen. Dir werden wir's beibringen . . .!«

Ich hatte bei dieser Versammlung genug von Hitler gesehen, um mir darüber klarzuwerden, daß er ein ebensolcher Phantast war wie Schappeller und Tausend und daß auch er die Sehnsucht der besiegten und erniedrigten Deutschen nach einem nationalen Wunder ausnützte. Genau wie sie betrog auch er sich selbst und seine Anhänger. Aber während es Tausend um Gold ging und Schappeller um kosmische Energie, war es Hitler um Macht, Blut und Menschenleben zu tun.
Ich beschloß, diesen neuen Wundermann möglichst genau kennenzulernen, das Geheimnis seiner Anziehungskraft zu ergründen und herauszufinden, welchen Gebrauch er davon zu machen gedachte.

10. Ernst Röhm

Meine Wohnung, in der sich auch mein Büro befand, lag im Tiergartenviertel, in der Victoriastraße. Die Etage, die seinerzeit einer verheirateten Hofdame der aus England stammenden Mutter des Kaisers gehört hatte, war für mich besonders günstig, da viele Botschaften ihren Sitz in meiner unmittelbaren Nachbarschaft hatten, so daß meine Freunde unter den jüngeren Diplomaten leicht einmal zu einem Glas oder einer kurzen Unterhaltung bei mir hereinschauen konnten.
Doch der stämmige bayrische Riese in dem schweren Ulster und der schottisch karierten Krawatte, der am 26. April 1931, einem Sonntagmorgen, bei mir vorsprach, war kein Diplomat. Georg Bell – er behauptete, seine Vorfahren seien Schotten gewesen – war Geheimagent und Fälscher. Im Auftrag des Geheimdienstes der Reichswehr, so prahlte er, hatte er nach dem Krieg englische Fünfpfundnoten, französische Francs und amerikanische Dollarscheine gefälscht. Neuerdings hatte er auch falsche sowjetrussische Zehnrubelscheine fabriziert; man hatte diese Scheine für einen Plan gebraucht, der darauf hinauslief, das bolschewistische System zu stürzen. Zur Durchführung dieses Projekts war Bell sogar in der Sowjetunion gewesen.
Im Zusammenhang mit diesen Rubelfälschungen hatte ich die Bekanntschaft Bells gemacht. Denn die Russen waren den Fälschern auf die Spur gekommen, und Georg Bell war mitsamt seinen Komplizen aus Deutschland und Georgien verhaftet worden. Der Prozeß fand in Berlin statt. Die Namen Karumidze, Sadathieraschwili und Bell erschienen tagtäglich in den Zeitungen.
Ich berichtete über diesen Prozeß. Es waren merkwürdige, wunderliche Sitzungen, bei denen immer wieder die Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde, weil dabei ›Reichsgeheimnisse‹ zur Sprache kamen. Ein Zeuge nach dem anderen weigerte sich, die finanziellen Hintermänner zu nennen, und der Gerichtshof unternahm keinen Versuch, eine Aussage zu erzwingen.

Bell übertrumpfte sie alle, indem er offen drohte, Einzelheiten über die früheren Fälschungen und seine Auftraggeber zu enthüllen, falls der Staatsanwalt nicht aufhören würde, ihn mit Fragen zu belästigen. Als der Vorsitzende Bell aufforderte, die Namen der Leute zu nennen, die er in Rußland besucht hatte, verweigerte dieser ›aus Gründen der Sicherheit‹ rundweg jede Antwort.

»Wenn ich die Namen meiner Freunde nennen würde«, herrschte er den Richter an, »dann würde ich sie damit an die sowjetischen Behörden verraten. Bitte beschränken Sie Ihre Fragen auf die angebliche Banknotenfälschung.«

Man sollte annehmen, daß der Richter ihn für diese Unverschämtheit zurechtwies. Aber das Gegenteil geschah: Er entschuldigte sich bei Bell. Höflich erklärte er ihm, daß er nicht versuche, Geheimnisse zu ergründen, sondern daß er ihm nur helfen wolle.

»Ich suche ja nur eine Bestätigung, daß Ihren Handlungen politische Motive zugrunde lagen.«

Offenbar stand Bell tatsächlich unter dem Schutz einer sehr einflußreichen Stelle. Das wurde noch deutlicher, als die Anklage gegen ihn und die anderen mit der überraschenden Erklärung fallengelassen wurde, daß sie kein Verbrechen begangen hätten, da ja die sowjetischen Behörden den Import von Rubelscheinen aus dem Ausland ohnehin nicht gestatteten und demnach kein Schaden entstehen konnte, wenn solche Scheine außerhalb der russischen Grenzen gefälscht würden.

»Ein Schlauberger, dieser Richter«, hatte Bell lachend gesagt, als ich ihm gratulierte. Dabei hatte er meine Hand in seiner riesigen Pranke zusammengepreßt. »Eines Tages werde ich Ihnen mal die ganze Geschichte dieser Affäre erzählen.«

Aber an diesem Sonntagmorgen war Bell nicht gekommen, um mir die Story dieser Banknotenfälschung im Auftrag der Reichswehr zu erzählen, wie ich hoffnungsvoll annahm.

»Möchten Sie Major Röhm, den neuen Stabschef der SA, kennenlernen?« fragte er statt dessen, als ich ihn in meinen besten schwarzen Ledersessel genötigt und ihm eine riesige schwarze Brasilzigarre angeboten hatte. »Ja? Dann laden Sie ihn doch mal zum Essen ein. Aber setzen Sie ihm was Gutes vor. Er ißt und trinkt gern.«

So kam es denn, daß ich ein paar Tage später im Restaurant Reich auf der Behrenstraße, einem stillen, ausgezeichneten Lokal, in dem meine jüdischen Bankier- und Maklerfreunde besonders gern verkehrten, den fröhlichen kleinen Glücksritter mit dem vernarbten Gesicht und dem Ruf sexueller Abnormität bewirtete, der als Stabschef der SA nach Hitler die mächtigste Persönlichkeit innerhalb der Nazi-Organisation war.

Röhm war seit den frühesten Münchner Tagen Hitlers Kampfgenosse. Als der Gefreite Hitler noch einer von Hauptmann Mayrs V-Männern und Propagandisten war, amtierte Hauptmann Röhm als Verbindungsoffizier der bayrischen Reichswehr zu den Freikorpsbataillonen. Zusammen mit Mayr hatte er aus dem Fonds der Reichswehr die sechzigtausend Mark abgezweigt, die benötigt wurden, um für Hitler den ›Völkischen Beobachter‹ ins Leben zu rufen. Röhm hatte die nationalsozialistischen Sturmabteilungen organisiert und sie mit muskelstarken Kämpfern aus seinen eigenen Freikorps aufgefüllt. Und Röhm hatte bei Hitlers gescheitertem Putsch 1923 die einzige erfolgreiche Aktion durchgeführt. Danach war er nach Bolivien gegangen, um dieser südamerikanischen Republik zu helfen, ihren schon Jahre währenden Kampf gegen das benachbarte Paraguay durchzufechten.

Jetzt hatte Hitler ihn zurückberufen, damit er wieder das Kommando über die SA übernahm und diese Einheiten für den Marsch in die Macht vorbereitete. Gleichzeitig sollte Röhm seine alten Kontakte zur Reichswehr benutzen, um bei Deutschlands eigentlichen Führern, den Generalen, den Weg für Hitler zu ebnen. Und auch unser Essen stand vermutlich im Zusammenhang mit dieser Aufgabe. Röhm wollte der Öffentlichkeit im Ausland beruhigend zu verstehen geben, daß der Westen von einer Verstärkung der SA unter seinem Kommando nichts zu fürchten hatte. Denn wenn kein Protest aus dem Ausland laut wurde, würde das wiederum den Generalen die beruhigende Gewißheit geben, daß sie mit dem Führer Hand in Hand gehen konnten, ohne bei den ausländischen Regierungen, deren Mißbilligung sie noch immer befürchteten, Anstoß zu erregen.

Allerdings durchschaute ich das damals noch nicht. Doch selbst wenn ich es durchschaut hätte, so hätte das nichts ausgemacht. Mit meinen siebenundzwanzig Jahren war ich viel zu eifrig darauf bedacht, eine gute Story für meine Zeitung zu ergattern, als daß ich mir über die möglichen Hintergründe lange den Kopf zerbrochen hätte.

»Ich weiß, daß die SA-Leute sich früher manchmal als recht rauhe Haudegen gezeigt haben, mein lieber Herr Delmer«, sagt Röhm, indem er mir verbindlich blinzelnd zutrank. »Aber passen Sie nur auf, von jetzt ab wird das anders! Meine Leute werden sich ruhig, diszi-

pliniert und ordentlich verhalten. Ich habe mir vorgenommen, die Millionen deutscher Arbeitslosen daran zu hindern, unter kommunistischen Einfluß zu geraten – was andernfalls leicht geschehen könnte. Ich will statt dessen eine tüchtige Bürgerwehr aus ihnen machen, die Deutschland gegen den bolschewistischen Feind in und außerhalb unserer Grenzen verteidigt.«

Das meiste, was er sagte, betrachtete ich als pures Gerede, obgleich die Drohung, daß die Masse der Arbeitslosen zum Kommunismus übergehen könne, gewiß nicht unberechtigt war. Aber ich hatte schon zu viele Straßenschlachten gesehen, um die SA als eine Ruhe und Ordnung fördernde Truppe betrachten zu können. Und auch die wilden Rufe »Deutschland erwache!« und »Juda verrecke!« klangen nicht gerade nach Ruhe und Ordnung. »Aber ich bitte Sie«, sagte Röhm, »Sie dürfen diese Parolen doch nicht wörtlich nehmen. Das alles ist nur halb so ernst, wie es sich anhört und aussieht.«

Und dann sagte Röhm etwas, das mich meine nachrichtenhungrigen Ohren spitzen ließ.

»Ich bin dabei, die undisziplinierten, unruhestiftenden Elemente aus der SA zu entfernen. So eine kleine Säuberung tut jeder Truppe gut. Das ist auch der eigentliche Grund, warum ich hier in Berlin bin. Ich bin dabei, die Berliner SA zu säubern.«

Dann erzählte Röhm mir von einer Meuterei der Berliner SA unter Führung ihres Kommandeurs, des Hauptmanns Walter Stennes, eines früheren Kavallerieoffiziers, der bei der preußischen Polizei Dienst getan hatte, bevor er den Oberbefehl über die SA übernahm. Stennes war, wie Röhm es ausdrückte, ein Sturmvogel, ein Verrückter, der sowohl gegen seine eigene wie Hitlers Autorität rebelliert hatte. Doch jetzt war die Stennes-Revolte niedergeschlagen, die Disziplin der Berliner SA war wiederhergesetellt, und noch an diesem Abend wollte Röhm eine Parade der gesamten Berliner SA im Sportpalast abnehmen.

»Könnte ich da nicht mitkommen, Herr Stabschef?« fragte ich.

»Natürlich können Sie das, mein Lieber«, sagte er sofort. »Die Sache hat nur einen Haken. Sie müßten als Mitglied meines Stabs auftreten. Die Polizei hat uns die Erlaubnis, diese Parade abzuhalten, nur unter der Bedingung erteilt, daß die ganze Sache streng privat bleibt und keinerlei Publikum zugelassen wird. Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, für diesen Abend einen meiner Adjutanten zu spielen, sind Sie herzlich willkommen.«

»Und wie ist es mit einer Uniform?« erkundigte ich mich.

»Brauchen Sie nicht, wir kommen alle in Zivil. Bleiben Sie so, wie Sie sind, das genügt.«

Ich wußte schon einiges über die Stennes-Revolte. Staatssekretär Weismann vom Preußischen Innenministerium, den ich im Hause des Finanzmannes Hugo von Lustig kennenlernte, hatte mir im Vertrauen erzählt, daß er und seine Kollegen vom Ministerium große Hoffnungen auf diese Meuterei gesetzt hatten. Ihr Plan war es, daß Stennes, der als früherer Polizeioffizier noch immer insgeheim Kontakt mit Weismann hielt, sich von den Münchner Nationalsozialisten lösen und eine neue Norddeutsche Splittergruppe der NSDAP mit dem jungen Radikalen Joseph Goebbels oder einem der Brüder Strasser als politischem Führer bilden sollte. Eine derartige Aktion wäre ein tödlicher Schlag für Hitler gewesen.

Und beinahe wäre es soweit gekommen. Denn Dr. Goebbels, der bei der Berliner SA sehr populär war, hatte bis zur letzten Minute gezögert, bevor er zu Hitler und Röhm hinübergeschwenkt war. Stennes seinerseits hatte sich viele Sympathien gewonnen, als er Hitler gegenüber öffentlich erklärte, er und seine Leute, »die Blüte der preußischen Jugend«, würden nie unter einem notorisch Homosexuellen wie Röhm und den ›Pupenjungs‹ dienen, die Röhm mit den höchsten Ämtern seines Stabs betraut hatte. Aber Hitler, der im Juli 1934 die Liquidation Röhms damit rechtfertigen sollte, daß die ›amoralischen Perversionen‹ des Stabschefs einen demoralisierenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausgeübt hätten, wies bei dieser Gelegenheit Stennes' Kritik an Röhm zurück. »Die SA ist kein Mädchenpensionat«, erklärte er. »Ich will nichts mehr darüber hören.«

Nun war offenbar alles vorüber. Die Revolte war niedergeschlagen. Also gut, ich würde mitgehen und mir die Sache selbst ansehen.

Um acht Uhr an diesem Abend fuhren Röhm, seine Adjutanten und ich vor dem Sportpalast vor. Die SA-Wache an der Tür nahm stramme Haltung an. Ich bog meine Schultern zurück, zog die Mundwinkel zu einer verächtlichen Ludendorff-Grimasse herunter und wurde Röhms Sonderadjutant. Ordonnanzen sprangen herbei, knallten die Hacken zusammen und grüßten mit ausgestrecktem rechten Arm. Ich grüßte zurück, winkelte den Arm dabei aber etwas lässig an, wie es meinem gehobenen Rang entsprach. Die Ordonnanzen nahmen diensteifrig meinen Mantel und meinen Hut in Empfang. Es war ein großartiger Jux und eine fabelhafte Story.

Dann stellten wir uns alle hinter Röhm auf, und während die Ka-

pelle den Präsentiermarsch der alten kaiserlichen Armee spielte, schritten wir durch den Mittelgang zum Podium am anderen Ende des Saales. Die riesige Sportarena war gerammelt voll von SA-Männern, die reglos strammstanden, eine Reihe hinter der anderen, dreitausendfünfhundert an der Zahl.
Ein blonder junger Zuhältertyp mit niedriger Stirn, hellem Kraushaar, knallblauen Augen und vollen kirschroten Lippen bellte mit roher Stimme Kommandos. Wie von einem Peitschenhieb getroffen machten die Männer ruckartige Bewegungen. Kein Zweifel: Von Revolte war hier nichts mehr zu spüren.
Doch als Röhm mich diesem Offizier vorstellte und ich sein sadistisches Sodomitengesicht betrachtete, sagte ich zu mir selbst: »Tom, mein Junge, du schüttelst einem Killer die Hand.« Und das stimmte genau. Denn vor mir stand Edmund Heines, Röhms Favorit und eine Zeitlang oberster Vollstrecker in der geheimen Mordabteilung der Schwarzen Reichswehr. Heines hatte schon mindestens achtzehn ›Verräter‹ abgeknallt, ohne daß man ihn dafür zur Rede gestellt hätte – Männer, die er und seine Kameraden im Freikorps im Verdacht hatten, Geheimnisse verraten zu haben. Aber ich hatte keine Bedenken, ein paar höfliche Worte mit diesem homosexuellen Totschläger zu wechseln. Dies war eine Story, und für eine gute Story schüttelt ein Reporter selbst dem Teufel die Hand.

Nun marschierten Röhm und Heines hinunter in die große Halle und inspizierten, immer noch zu den Klängen der Musikkapelle, die Reihen der SA-Männer. Studenten, Söhne reicher Familien, Arbeiter, Angestellte und Erwerbslose, die hier Seite an Seite standen – das eindrucksvolle Bild einer durch Disziplin und Gemeinschaftsgefühl zusammengeschmolzenen Truppe.
Viele von ihnen waren aus den gleichen patriotischen Gründen hier, die acht Jahre später, im Mai 1939, die jungen Männer in schwarzen Jacken, gestreiften Hosen und steifen Hüten bewegten, welche sich in London zur freiwilligen Territorial-Reserve gemeldet hatten und denen ich dort auf dem Rasen vor meiner Wohnung im Lincoln's Inn beim Exerzieren zusah. Andere waren hier, weil sie hofften, bei dem Umsturz, den man ihnen versprochen hatte, Beamtenstellungen oder Beute zu ergattern. Wieder andere waren radikale Elemente der Arbeiterklasse, die aus der kommunistischen Partei ausgetreten waren und sich den Nationalsozialisten angeschlossen hatten, weil sie an Hitlers Drohungen gegen den Kapitalismus glaubten und meinten, es

werde ihm eher als den Roten gelingen, sie in die Tat umzusetzen. Ihr Gegenstück waren diejenigen, die paradoxerweise der NSDAP beigetreten waren, um bei ihren kapitalistischen Chefs den Eindruck politischer Zuverlässigkeit zu erwecken. Außerdem sah man ältere Männer, die hofften, bei der SA den kameradschaftlichen Geist ihrer Frontjahre wiederzufinden. Weitaus die meisten dieser Männer aber waren zur SA gegangen, weil sie Deutschlands ständig wachsendem Arbeitslosenheer angehörten, das jetzt bereits auf viereinhalb Millionen angeschwollen war. Der Eintritt in die SA bedeutete für diese Leute regelmäßige Mahlzeiten und gesicherte Unterkunft, wenn auch nur in den elenden Ersatzkasernen, die die Partei überall in Berlin in Kellergeschossen errichtet hatte. Und er gab ihrem Leben einen Sinn – ein wichtiges Moment, da der Arbeitslose am meisten unter der Zwecklosigkeit seines Daseins leidet.
Von meinem Platz auf dem Podium aus inspizierte ich die Leute fast ebenso sorgfältig wie Röhm. Nur sehr wenige trugen die braune Uniform; die meisten wirkten in ihren einfachen Anzügen so blaß und erschöpft, daß ich zweifelte, ob sie sich während der halben Stunde, die Röhms Rundgang dauerte, auf den Beinen würden halten können.
Schließlich stieg Röhm wieder auf das Podium. Noch einmal neigten sich vor ihm die Standarten mit Hakenkreuz und Adler, und dann hielt er seine Ansprache. Eine dieser aufrüttelnden, knalligen Ansprachen, die mit der Androhung von Gewalttaten beginnen und mit einem vorsichtigen »Jetzt aber keine Dummheiten!« enden. Dieser Schluß gehörte zu seiner neuen Politik, die bemüht war, die Generale zu beruhigen.
»Niemand kann mir beibringen, wie man eine Revolution macht«, sagte er. »Und wenn es Barrikaden zu stürmen gibt, dann werde ich euch anführen. Aber ich denke nicht daran, euch jetzt auf die Straße zu schicken, damit ihr euch von der Polizei der Systemparteien niederknallen laßt. Denn ich weiß, daß wir kurz vor dem Sieg stehen.«
Als wir den Sportpalast verlassen hatten und wieder in unserem Wagen saßen, wandte Röhm sich lachend zu mir.
»Sie machen sich großartig als Adjutant, Herr Delmer. Warum kommen Sie nicht einmal nach München und besuchen uns in unserem neuen Braunen Haus?«
»Ich würde sehr gern nach München kommen und Sie dort besuchen, Herr Stabschef«, erwiderte ich. »Glauben Sie, daß ich bei dieser Gelegenheit auch mit Herrn Hitler sprechen könnte?«
»Aber natürlich. Das arrangiere ich persönlich.«

11. Ich lerne Hitler kennen

Eine Woche später fuhr ich hinunter nach München. Nicht über die Autobahn, die damals noch nicht existierte, sondern quer durch die thüringischen Berge und die hübschen alten Städte und Dörfer von Thüringen und Franken. Immer höher und steiler wurden die Giebel der Häuser, je weiter ich nach Süden kam. Das sogenannte ›Braune Haus‹, das Hitler mit dem Geld der reichen Industriellen, die ihn unterstützten und diesen ›Wundermann‹ finanzierten, gebaut hatte, war keineswegs der ästhetische Höhepunkt dieser Reise. Aber braun war es allerdings.

Auf dem Bürgersteig davor standen zwei Wachen in schwarzen Reithosen, braunen Hemden und schwarzen Käppis, der Uniform der SS, Hitlers neuer Elitetruppe. Aber diese SS-Wachen hatten nichts von der Zurückhaltung der Wachen vor dem Buckingham Palace, die sich nicht rühren, nicht einmal wenn amerikanische Touristen sie kitzeln.

»Gehen Sie vom Bürgersteig runter!« schrie einer der Männer mich an und wies empört auf die Straße. »Fußgänger sind auf dem Bürgersteig vor dem Braunen Haus nicht zugelassen«, erläuterte er schroff.

»Aber ich möchte da hinein und einen von Ihren Herren besuchen«, antwortete ich und zückte die Visitenkarte, die »Major a. D. Ernst Röhm« mir gegeben hatte. Dieser Anblick elektrisierte die Wachen.

»Heil Hitler!« schrien sie, nahmen Haltung an und grüßten mich mit ausgestrecktem Arm. »Heil«, antwortete ich mit freundlicher Herablassung, doch ohne den Arm zu heben. »Wo kommt man hier hinein?«

Als ich durch das geheiligte Portal trat, eine riesige, mit schweren Bronze-Ornamenten und vielen Hakenkreuzen verzierte Angelegenheit, fragte ich mich, wo in aller Welt eine politische Partei sonst noch dadurch, daß sie die Menschen vom Bürgersteig herunterjagte, Wählerstimmen gewinnen konnte. Aber als ich dann in Röhms Büro geführt wurde, legte ich ihm diese Frage nicht vor. Ich hielt es für taktvoller, sie für eine andere Gelegenheit aufzusparen.

»Der Führer wird sich freuen, Sie nachher zu empfangen«, sagte Röhm. Seine lustigen kleinen Augen strahlten vor Begeisterung. »Ich schlage vor, Sie sehen sich bis dahin noch ein bißchen in unserem neuen Gebäude um. Sie sind übrigens der erste Engländer, der es besichtigt.«

Sind Sie, verehrter Leser, vor dem Krieg einmal in einem der deutschen Mitropa-Schlafwagen gefahren oder haben Sie in einem Mitropa-Speisewagen eine Mahlzeit eingenommen? Dann werden Sie verstehen, was gemeint ist, wenn ich sage, daß die vom Führer persönlich bestimmte Ausstattung des Braunen Hauses im feinsten Mitropa-Stil gehalten war. Überall Täfelungen in Teakholzimitation, rote Saffiansessel, cremefarbene Wände und Messingverzierungen. War es möglich, so fragte ich mich, daß der Geschmack des Wundermannes durch seine vielen Reisen im Schlafwagen und den ständigen Aufenthalt in Hotelhallen zutiefst beeinflußt war?

Ich warf einen Blick in den runden Sitzungssaal mit seinem roten Ledergestühl, in dem der Führer künftig seine Paladine zu Beratungen zusammenrufen würde. Man zeigte mir die Räume, in denen die SS-Männer seiner Leibstandarte einfach, aber gut untergebracht waren.

»Alles genau wie in den Reichswehrkasernen«, sagte Röhms junger Adjutant Graf du Moulin-Eckhardtstein, der mich herumführte. Ich besichtigte die Kantine, wo ich neben anderen Parteimitgliedern den später so bekannten Judenhetzer Julius Streicher sah. Der kleine untersetzte Mann, der seinen runden rasierten Schädel über den Teller beugte und schmatzend die berühmten Münchner Weißwürste mit Sauerkraut verzehrte, wirkte wie ein Dorfgastwirt.

Dann kam ich in das Büro der statistischen Abteilung, einen Raum mit vielen Reihen von Aktendeckeln und Hollerithmaschinen, die in Sekundenschnelle ermitteln konnten, wie stark die Partei in jedem Teil Deutschlands und ebenso – man denke! – in Österreich und im Sudetenland war. Denn Österreich und das zur Tschechoslowakei gehörende Sudetenland wurden, soweit es um die Tätigkeit der NSDAP ging, von Hitler bereits wie ein Teil Deutschlands behandelt – sechs Jahre vor dem Anschluß, sieben Jahre vor München.

»Sehen Sie einmal hier«, sagte der junge Graf du Moulin-Eckhardtstein[1] und zeigte mir eine große, mit Stecknadeln bespickte Landkarte von Deutschland und Österreich. »Jede dieser Nadeln stellt eine Einheit von hundert SA-Männern dar.« Ich sah scharf hin, aber ich konnte

[1] Er ist der einzige von Röhms damaligen Vertrauten, der heute noch am Leben ist.

keine einzige Stelle auf der Landkarte entdecken, auf der nicht eine Nadel steckte, nicht einmal in den ›schwärzesten‹, katholischen Bezirken des Rheinlands und Tirols oder den rotesten kommunistischen Sektoren von Hamburg oder Berlin.
Während des Monats April 1931 hatte die Partei, wie die Statistiken auswiesen, 38 500 neue Mitglieder gewonnen – genau die doppelte Anzahl der Männer und Frauen, die im Monat der hektischen Wahlkampagne vor Hitlers sensationellem Wahlsieg im Vorjahr der Partei beigetreten waren. Auch die Zahl der SA-Männer hatte sich in schwindelerregendem Tempo erhöht.
»Wir müssen diese graphischen Darstellungen hier alle wegwerfen«, erklärte du Moulin. »Als wir sie vor sechs Monaten entwarfen, haben wir nicht ahnen können, daß unsere Mitgliederzahl derart schnell wachsen würde. Auf den Karten ist kein Platz mehr für die Zahlen, die den heutigen Stand anzeigen.«
Der interessanteste Raum, den ich besichtigte, war jedoch der Generalstabsraum. Vier Offiziere saßen darin, über einen Stapel Karten gebeugt, offenbar mit einem Planspiel beschäftigt. Du Moulin bemerkte meinen fragenden Blick. »Sie beraten über den Krieg«, sagte er. »Über welchen Krieg?« fragte ich. »Den nächsten natürlich«, lachte er.
Es klang wie ein Scherz und war auch so gemeint. Aber ob bewußt oder unbewußt, seine Worte entsprachen der Wahrheit. Denn diese Männer in Hitlers Generalstabsraum waren, wie ich später erfuhr, Reichswehroffiziere, die als Ausbilder zu Röhms Armee abkommandiert waren. In diesem Augenblick saßen sie über einer strategischen Übung. Und ihr imaginärer Kriegsschauplatz war Polen.

Schließlich war der Zeitpunkt gekommen, an dem ich dem Hausherrn gegenübertreten sollte.
Röhm brachte mich in das Zimmer des Führers, einen großen Raum mit einem wertvollen Perserteppich auf dem Parkettfußboden, hohen Fenstern, die auf die Straße gingen, und einem Balkon, von dem aus der große Mann notfalls eine Ansprache an die Menge halten konnte. Hitler saß in einer Ecke und unterhielt sich mit einem jungen Mann mit buschigen Augenbrauen und einem sonderbaren Affengesicht, den er später als seinen Stellvertreter Rudolf Heß vorstellte. Er stand rasch auf, kam auf mich zu und blieb dann etwa einen Meter von mir entfernt abrupt stehen. Dann knallte er die Hacken seiner schwarzen Lackschuhe zusammen, grüßte mich mit halb erhobenem Arm und starrte mir mit jenem Ausdruck in die Augen, den deutsche Heerführer

gewöhnlich annehmen, bevor sie einen Orden auf die Brust eines Soldaten heften.
Als Röhm mich vorstellte, reichte er mir mechanisch und ohne ein Lächeln die Hand und sagte kurz, mit einer tiefen gutturalen Stimme: »Sehr angenehm.«
Röhm und Heß zogen sich mit einer Verbeugung zurück, und Hitler führte mich zu einem Mahagonitisch am Fenster, vor dem wir uns niederließen.
Deutsche, die um ein nationales Alibi besorgt sind, haben mich oft gefragt: »Hat er auf Sie den Eindruck eines Verbrechers oder eines Wahnsinnigen gemacht?« Das hat er nicht. Weder bei dieser noch bei einer der vielen anderen Gelegenheiten, an denen ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß ich im ersten Augenblick den Eindruck hatte, einen durchaus alltäglichen Menschen vor mir zu haben.
Sein doppelreihiger blauer Anzug, das weiße Hemd, der weiße Kragen und der schwarze Schlips, die Lackschuhe, das übersorgfältig gebürstete braune Haar, die schlaffe ungesunde Haut, der kleine Schnurrbart, der steife Gang, all das verlieh ihm das typische Aussehen eines früheren Uniformträgers, der sich jetzt unbehaglich und unsicher fühlt, weil er sich in einer nicht-uniformierten bürgerlichen Lebensweise zurechtfinden muß. Er erinnerte mich an die vielen Handelsvertreter, die ich bei meinen Reisen durch Deutschland in Eisenbahnabteilen kennengelernt hatte und die sich in der Unterhaltung regelmäßig als frühere Offiziere oder Unteroffiziere entpuppten. Und er sprach auch wie diese Leute.
Noch bevor ich eine Frage stellen konnte, ließ Hitler eine leidenschaftliche Anklage gegen die Franzosen vom Stapel, die er für all die unverdiente Verfolgung, welche die Deutschen seit dem verlorenen Krieg hatten erdulden müssen, verantwortlich machte.

Auch das war typisch für meine deutschen Eisenbahnbekanntschaften. Sobald sie entdeckten, daß ich Engländer war, erzählten sie mir sofort, wie sehr sie die Engländer bewunderten und die Franzosen haßten. Zum Spaß sprach ich zuweilen deutsch mit einem starken französischen Akzent, um mein Gegenüber glauben zu machen, ich sei Franzose. In diesen Fällen waren Haß und Liebe andersherum verteilt.
Eins jedoch muß ich betonen: Keiner dieser Eisenbahnpolitiker hatte je mit solcher Leidenschaft, solcher Beredsamkeit und solcher Konzentration zu mir gesprochen wie Hitler.

Ich hatte nach dieser Unterhaltung noch oft Gelegenheit, mit Hitler zu sprechen – sowohl in amtlicher wie in nichtamtlicher Eigenschaft. Aber bei jeder dieser Gelegenheiten ereignete sich dasselbe. Ich stellte eine Frage. Er antwortete, und seine Antwort schwoll zu einer Rede an, während der immer neue Gedanken in sein phantasievolles und ungeheuer waches und klares Hirn strömten. Und bevor man ihn zurückhalten konnte, schrie er, als habe er die Menge im Sportpalast vor sich und nicht einen einzelnen englischen Reporter. Diese Erfahrung war keineswegs auf den Reporter Delmer beschränkt. Staatsmänner, Diplomaten und große Zeitungsverleger wie Lord Beaverbrook, alle erfuhren die gleiche Behandlung von ihm.

»Herr Hitler«, unterbrach ich seine antifranzösische Tirade, »Ihr Stabschef Major Röhm hat mir gesagt, daß Ihnen daran liege, sich die Freundschaft Englands zu sichern.«

Hitler schoß augenblicklich los: »Ich glaube, daß England ähnliche Interessen hat wie Deutschland«, erklärte er, »und daß wir deshalb mit England und ebenso mit Italien zusammenarbeiten sollten.«

Da war sie, seine Lieblingsidee von der englisch-deutsch-italienischen Achse, mit der man die Polen und zugleich die Franzosen mattsetzen konnte. Und er sprach sie bereits Anfang Mai 1931 aus, also zwei Jahre bevor er zur Macht kam, acht Jahre bevor er den Krieg begann.

»Welches wäre in diesem Fall Englands Rolle? Was würden Sie bei einem solchen Bündnis von uns erwarten?«

Seine Antwort war eine lange Rede über das nordische Blut und die gemeinsame Mission, die England und Deutschland in der Welt zu erfüllen hätten, England als Seemacht, Deutschland als europäische Landmacht. Doch als ich ihn festnageln wollte, konnte ich ihm nur zwei reale Forderungen entlocken. Die erste lautete dahin, daß wir Engländer für Deutschland die Streichung der Reparationsschulden erwirken sollten. Die zweite, daß wir dafür sorgen sollten, daß Deutschland ›im Osten freie Hand habe‹.

Es klang recht unheilvoll, dieses ›im Osten freie Hand haben‹, und ich bat ihn sofort, mir im einzelnen zu sagen, was er damit meine. Aber es war aus ihm nur herauszubekommen, daß er den Polnischen Korridor und Danzig zurückverlangte.

»Ich fordere nicht die Wiederherstellung unserer Grenzen von 1914. Ich will nicht die Rückgliederung Elsaß-Lothringens«, erklärte er. »Und ich verlange auch nicht die Rückgabe der früheren deutschen Kolonien. Aber ich verlange, daß Deutschland nicht länger wie eine minderwertige Nation, wie ein rechtloser Paria, behandelt wird. Und

ich verlange, daß dem Millionenüberschuß unseres Volkes das Recht zugestanden wird, sich in den leeren Räumen an unseren Ostgrenzen auszubreiten.«

Doch als ich ihn fragte, ob das heißen solle, daß diese Expansion sich auf polnisches Gebiet erstrecken müsse, verneinte er augenblicklich. »Es muß unserem Volk gestattet werden, die Bodenschätze auszubeuten, die jetzt infolge der bolschewistischen Mißwirtschaft brachliegen«, fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Ich drang weiter in ihn ein und fragte, wie er nach Rußland gelangen wolle, ohne polnisches Gebiet zu verletzen. Aber er wich aus.

»Es läßt sich für alles ein Weg finden«, sagte er lediglich. Doch offensichtlich handelte es sich hier um dieselbe Forderung, die Hitler uns immer wieder stellte – das letztemal im Mai 1941, unmittelbar vor dem deutschen Einmarsch in Rußland, als Rudolf Heß nach England flog und sie uns überbrachte: die Forderung, daß wir uns heraushalten sollten, wenn Deutschland Sowjetrußland angriffe und erledigte.

Eben wollte ich eine weitere Frage stellen, als sich die Tür auftat und Prinz August Wilhelm, der vierte Sohn des Kaisers, mit theatralischer Geste den Raum betrat.

»Hier ist die Aufstellung, mein Führer«, verkündete er, indem er die rechte Hand zum Gruß vorwärts streckte. Dann streckte er mit dem Pathos eines Boten im Drama, der stehenden Fußes vom Schlachtfeld kommt, seine Augen starr auf den Führer gerichtet, die Linke vor, in der er ein Blatt Papier hielt.

»Hier sind unsere letzten Verlustziffern«, sagte er. »Die Zahl der SA-Leute, die während der ersten vier Monate dieses Jahres bei Straßenkämpfen mit den Marxisten getötet oder verwundet wurden, beträgt zweitausendvierhundert Mann.« Er legte eine dramatische Pause ein fügte dann hinzu: »Mein Führer, das ist Bürgerkrieg.«

Aber Hitler wollte sich auf keine Erörterung einlassen. »Ja«, sagte er rasch. »Sie haben recht. Das ist zweifellos Bürgerkrieg.« Dann wies er auf mich. »Darf ich Eurer Kaiserlichen Hoheit Mr. Sefton Delmer vorstellen . . . Mr. Delmer, ich möchte Sie mit Prinz August Wilhelm bekanntmachen, unserem Parteiexperten für Bürgerkriegsverluste und einem unserer besten politischen Sprecher.«

»I am enchanted to make your acquaintance, Mr. Delmer«, lispelte Königin Victorias nationalsozialistischer Urenkel. *»I hope you are enjoying your stay in Munich. Are you staying long . . .?«*

Hitler, den dieses schale Geschwätz in einer Sprache, die er nicht verstehen konnte, langweilte, unterbrach ihn:

»Sie sollten sich den Prinzen anhören. Er spricht heute abend im Zirkus Krone.«
Und damit war meine erste Unterredung mit Adolf Hitler vorüber. Ich hatte manche Frage nicht gestellt und andere, die ich gestellt hatte, waren unbeantwortet geblieben. Aber ich wußte, daß ich einen Mann kennengelernt hatte, den seine innere Unsicherheit und die Überkompensierung dieser Unsicherheit durch aggressiven Dogmatismus zu einer großen Gefahr für ein Volk machten, das seiner selbst so wenig sicher war wie die Deutschen und das immer geneigt war, demjenigen zum Opfer zu fallen, der am lautesten und heftigsten über die ›nationalen Notwendigkeiten‹ predigte und die Führerschaft beanspruchte.
Denn wenngleich Hitler auf mich nicht den Eindruck eines Verbrechers oder eines Wahnsinnigen oder eines Killers im Stil Heines gemacht hatte, so war mir doch seine Rücksichtslosigkeit aufgefallen. Er hatte jene Rücksichtslosigkeit, die die Deutschen meiner Generation aus ihren Schullesebüchern und Geschichtsbüchern als eine männliche Tugend zu bewundern gelernt hatten.

Ich befolgte Hitlers Rat und ging an jenem Abend zu der Versammlung im Zirkus Krone. ›Auwi‹ war fürchterlich. Mit seiner hohen Stimme, fast einer Falsettstimme, und seinen spindeldürren X-Beinen, die durch die SA-Reithosen noch besonders hervorgehoben wurden, war er das verweichlichte Komödienprinzlein, so wie Reinhardt es in Offenbachs ›Orpheus‹ in jenem anderen Zirkus in Berlin auf die Bühne stellte, dem Zirkus Schumann, der jetzt ›Großes Schauspielhaus‹ hieß.
Aber neben dem Prinzen stand ein robuster, erdhafter Münchner Rohrleger, und beide zusammen erzielten sie eine gute Wirkung. »Der Prinz und der Rohrleger. Vereint hinter Hitler für das deutsche Vaterland!«
Der Menge gefiel es.
Mein Bericht, der am 3. Mai 1931 erschien, begann mit einer Prophezeiung. »Deutschland«, so schrieb ich, »marschiert mit Riesenschritten vorwärts, um sich in die Reihen der faschistischen Nationen Europas einzugliedern[1].«

[1] ›Germany is marching with giant strides to join the ranks of the Fascist nations of Europe.‹

12. Ein Doppelagent

Aber noch war die Episode nicht vorüber, die damit begann, daß Georg Bell mir riet, Ernst Röhm zum Essen einzuladen.
Ich war in meinem kleinen BMW von München nach Rapallo an die italienische Riviera gefahren, wo meine Eltern jetzt wohnten, und begann eben, meinen Urlaub am Mittelmeer zu genießen, als Bell schon wieder auftauchte. Da stand er lächelnd vor der Villa meiner Eltern und wartete auf mich. Wie immer war er in seinen schweren Ulster gehüllt, den ewigen Schottenschlips um den Hals – eine absonderliche Gestalt unter dem sonnigen blauen Himmel Italiens, die sich offenbar recht unbehaglich fühlte. Er war, wie er mir erzählte, eigens von München heruntergekommen, um mich zu sehen, und wollte noch in dieser Nacht zurückfahren. Er hätte mir eine sehr wichtige Frage vorzulegen.
Ich führte ihn hinauf auf die Sonnenterrasse, wo wir unter dem Orangenbaum meines Vaters Platz nahmen. Und hier ergriff Bell ein großes Glas eisgekühlten Carpano und stellte die Frage, um derentwillen er den weiten Weg von München nach Rapallo gemacht hatte.
»Wie war die Reaktion auf Ihren Bericht in London?« fragte er. »Der Stabschef möchte es unbedingt wissen.«
Ich war starr vor Staunen. Es erschien mir unglaublich, daß jemand aus einem solchen Grund diese lange, unbequeme Eisenbahnfahrt unternommen haben sollte. Ein Telefonanruf hätte den Zweck ebensogut erfüllt. Aber nun saß der arme Bursche einmal da.
So erzählte ich ihm denn, daß Mr. Beverley Baxter[1], mein Chefredakteur, außerordentlich erfreut darüber gewesen sei. Er hatte meinen Bericht als einen ›Scoop‹, eine wichtige Exklusivmeldung, bezeichnet und mir ein Glückwunschtelegramm geschickt. Außerdem hatte er mich

[1] Heute Sir Beverley Baxter, M. P. (Mitglied des britischen Parlaments).

aufgefordert, weitere Berichte dieser Art zu liefern, sobald ich aus meinem Urlaub zurück wäre.

»Wissen Sie, Georg«, fügte ich hinzu, »es war ja nun auch nicht gerade eine von den Stories, über die der *Express* aus dem Häuschen gerät. Nicht genug Sex Appeal drin. Deshalb haben sie sie auch nicht an erster Stelle gebracht. Aber immerhin haben sie meinen Bericht in großer Aufmachung mit einem Bild von Hitler und einem von General von Epp auf die erste Seite gesetzt. Natürlich sind ein paar Stellen aus dem Interview gestrichen worden. Aber das muß man schon in Kauf nehmen . . .«

Jetzt bemerkte ich, wie in den blauen Augen meines leicht erregbaren schottisch-bajuwarischen Besuchers eine gewisse ärgerliche Ungeduld aufzuckte.

»Hören Sie zu«, fiel er mir ins Wort. »Sie wissen verdammt gut, daß ich nicht von Ihnen hören will, wie Ihr Chefredakteur reagiert hat, obgleich ich mich für Sie freue, daß Sie eine gute Nummer bei diesem Baxter oder wie der Kerl sonst heißt bekommen haben. Ich will wissen, was Ihre Regierung zu Ihrem Bericht gesagt hat. Was hat Kennedy gesagt? Was meint er zu den Zahlen über die SA, die Sie ihm geliefert haben?«

»Kennedy?« sagte ich. »Wer ist Kennedy? Ich glaube, ich kenne keinen Mann dieses Namens, und ganz bestimmt habe ich ihm keinerlei Zahlenmaterial geliefert.«

»Sie wollen mir vormachen, Sie wüßten nicht, wer Kennedy ist?« bluffte Bell. In seiner Stimme klang die ganze mitleidige Verachtung eines im Verhör von Kriegsgefangenen geübten Nachrichtendienstlers auf. »Dann will ich Ihr Gedächtnis mal auffrischen. Colonel Kennedy ist Ihr Chef im *Intelligence Service*. Der Leiter der Abteilung Deutschland. Offiziell arbeitet er für die *Times*, so wie Sie offiziell für den *Express* arbeiten.«

Eigentlich hätte ich jetzt einen Wutanfall bekommen, Georg Bell eine herunterhauen und ihn mitsamt Ulster und karierter Krawatte an die Luft setzen sollen. Aber um die Wahrheit zu sagen, ich war sehr geschmeichelt, daß man mich für einen Spion hielt. Zudem war Bell ein wertvoller Kontaktmann für mich und drittens viel zu groß und stark, als daß ich daran hätte denken können, ihn hinauszuwerfen. Darum lachte ich ihn einfach aus. Und möglicherweise gründet sich auf dieses Lachen die Legende – die auch heute noch umgeht –, daß einer der gefährlichsten Männer, die im Dienste Ihrer Majestät für den geheimnisvollen *Secret Service* arbeiten, ein gewisser Sefton Delmer ist!

Auf Bell hatte meine Weigerung, die Karten auf den Tisch zu legen, wie er es ausdrückte, die Wirkung, daß er nach München zurückfuhr und Röhm mitteilte, er müsse sich wohl selbst an mich heranmachen, da ich viel zu vorsichtig sei, um Mittelsmännern gegenüber den Mund aufzutun.

Das Ergebnis all dieses Unsinns war, daß ich während der zwei folgenden Jahre den munteren kleinen Stabschef und die jungen Adjutanten, mit denen er sich umgab, recht häufig zu sehen bekam. Und je hartnäckiger ich jede Beziehung mit dem englischen Geheimdienst abstritt, um so fester war Röhm davon überzeugt, daß ich der große XYZ persönlich sein müsse.

Fast jedesmal wenn er aus seinem Hauptquartier in München nach Berlin kam, aßen und zechten wir zusammen. Und diese Begegnungen waren ungeheuer nützlich für mich. Durch Röhm, der als früherer Reichswehroffizier der geheime Verbindungsmann Hitlers zu den Generalen war, erfuhr ich manche internen Dinge und kam vielen Intrigen und Schachzügen auf die Spur, die für Hitlers Kampf um die Macht wesentlich waren.

Röhm stand in Verbindung mit General Kurt von Schleicher, jenem politisierenden Offizier, der sämtliche politischen Hintergrundverschwörungen der deutschen Armee geleitet hatte, von dem Pakt mit den Führern der Sozialdemokratie im November 1918 und dem Vertrag mit der Roten Armee bis zu den jetzigen Verhandlungen mit den Nationalsozialisten. Schleicher wollte mit der unfähigen parlamentarischen Demokratie in Deutschland aufräumen, sie durch eine von der Reichswehr gestützte autoritäre Regierung ersetzen und selbst den starken Mann im Hintergrund spielen. Der Nationalsozialisten wollte er sich auf zweierlei Weise bedienen: Hitler und seine politische Partei sollten die Propagandamaschine darstellen, die seiner Regierung die nötige Gefolgschaft in den breitesten Volkskreisen verschaffte, während Röhm und seine SA als eine Reservemiliz gedacht waren, aus der zum gegebenen Zeitpunkt die Kader der Reichswehr aufgefüllt werden konnten.

Hitler war natürlich keineswegs gewillt, Schleichers Marionette zu werden, und Röhm beabsichtigte, die künftige nationalsozialistische Reichswehr selbst zu kommandieren. Aber Schleichers nächstes Ziel war auch das ihre: die Absetzung des Kanzlers Brüning und seiner Koalitionsregierung. Darum nahmen sie Schleichers politische Unterstützung und sein Geld herzlich gern an. Wenn wir dem Zeugnis des

Sicherheitschefs des Dritten Reiches, SS-Brigadeführer Walter Schellenberg, glauben dürfen, so zahlte Schleicher aus dem Geheimfonds der Reichswehr die stattliche Summe von zweiundvierzig Millionen Reichsmark für die nationalsozialistische SA und die Männer, die ihn später ermorden sollten[1].

Für mich waren die Zusammenkünfte mit Röhm, wie gesagt, unschätzbar, wertvoller noch als meine Begegnungen mit Hitler. Denn während Hitler dauernd Propagandareden hielt, erzählten Röhm und seine Leute mir immer den neuesten Klatsch. Röhm war in seinen Gesprächen ebenso indiskret, wie er zügellos in seinen perversen Ausschweifungen war.

Was aber hatte Röhm veranlaßt, zuerst Bell vorzuschicken und sich dann selbst an den vermeintlichen Geheimagenten Delmer heranzumachen? Es dauerte eine ganze Weile, bis ich es herausbekam. Denn Röhm, der sich mir gegenüber mit ganz unglaublicher Offenherzigkeit über alles äußerte, sogar über seine Vorbereitungen zu einem Staatsstreich, war schweigsam wie ein Grab hinsichtlich der geheimnisvollen Angelegenheit, über die er mit dem *Secret Service* verhandeln wollte.

Wenn er in Begleitung seines pickligen jungen Adjutanten Graf Spreti mein Büro betrat, machte er zunächst einige fröhliche Bemerkungen, und dann kam unweigerlich die Frage: »Ach übrigens, haben Sie inzwischen eine Zusammenkunft mit den Engländern für mich arrangiert? Könnte ich mit jemandem vom *Secret Service* sprechen?« Und wenn ich dann erklärte: »Es tut mir leid, aber ich kenne niemanden vom *Secret Service*. Der Geheimdienst ist auch für mich geheim«, lachte Röhm laut und ungläubig und klopfte mir auf die Schulter, als hätte ich einen großartigen Witz gemacht.

»Na, und was ist mit Ihren Diplomaten?« ging das Kreuzverhör weiter.

»Ich habe mich in der Botschaft bei einigen meiner Freunde erkundigt. Aus irgendeinem undurchsichtigen Grund, der wohl mit dem Protokoll oder der Etikette zusammenhängt, scheinen sie etwas Angst davor zu haben, mit Ihnen zusammenzutreffen. Sie sind eben Diplomaten und möchten wahrscheinlich nicht gern im Gespräch mit einem Führer der Opposition gesehen werden. Sie fürchten, man könnte ihnen vorwerfen, daß sie gegen die Regierung intrigieren.«

»Aber das ist doch wirklich saudumm!« versetzte der kleine Stabschef in seiner derben bayrischen Art. »Neulich habe ich mich mit François-Poncet unterhalten, und der ist schließlich Botschafter von Frankreich. Der hat keine Angst, mit mir zu sprechen oder zu verhandeln. Erzählen Sie das mal Ihren Freunden.« Worauf ich versprach, es noch einmal zu versuchen.

Dann tauchte Röhm eines Tages ohne Begleitung bei mir auf. »Was würden Sie dazu sagen, wenn wir beide mal ganz allein eine kleine Spritztour unternehmen würden?« fragte er. »Zuerst essen wir irgendwo, und dann machen wir einen Bummel, und Sie zeigen mir ein bißchen das Berliner Nachtleben.«

»Ausgezeichnet!« sagte ich mit geheuchelter Begeisterung. »Nichts was ich lieber täte.« Und schon zogen wir los und überließen es Ronny Panton, meinem neuen Assistenten, das Büro zu hüten.

Insgeheim jedoch war ich keineswegs entzückt von der Aussicht auf einen Nachtbummel zu zweit mit dem sexhungrigen kleinen Major. Ich war jederzeit bereit, mich bei einer Straßenschlacht den Maschinenpistolen der Polizei auszusetzen oder einem Mörder die Hand zu schütteln, um eine Story zu ergattern. Aber es gab doch Unbequemlichkeiten, die ich auch für Lord Beaverbrook nicht auf mich nehmen wollte. So sah ich diesem Abend denn mit einem gewissen Bangen entgegen. Und es war schon ein seltsames Paar, das sich da auf den Weg machte: der kleine, untersetzte und energiegeladene Stabschef, in dessen kugelrundem zerhackten Gesicht die Augen voll fröhlicher Erwartung glänzten, und der große schlanke Delmer, der seine Nervosität unter einer Maske lässigen Oxforder Gleichmuts zu verbergen suchte.

Wir speisten bei Peltzer, einem vorzüglichen Lokal in der Wilhelmstraße, in dem meine Freunde von der Botschaft gern und häufig verkehrten. Allerdings war an diesem Abend keiner von ihnen hier zu sehen. Dann gingen wir ins Eldorado, eine etwas öde Tanzbar, in der es nach abgestandenem Zigarettenrauch, Seife und Schweiß roch. Die stark gepuderten und geschminkten Animierdamen waren sämtlich junge Männer, die sich mit Hilfe von Perücken, Gummibusen und tief ausgeschnittenen Abendkleidern als Mädchen verkleidet hatten.

Ich war ziemlich erstaunt, als eins dieser ›Mädchen‹, ein großer Kerl mit einem vorstehenden Adamsapfel und einem blauschwarzen Kinn, das durch die Puderschicht schimmerte, sich uneingeladen an unseren Tisch setzte und mit Röhm über eine offenbar recht vergnügliche Party zu plaudern begann, die sie vor einigen Tagen gemeinsam mitgemacht hatten.

»Da haben Sie es, Herr Stabschef«, sagte ich, sobald ›sie‹ uns verlassen

[1] W. Schellenberg, *Memoiren*, S. 45.

hatte. »Keine weibliche Nutte würde so zu einem früheren Kunden kommen und sich in Gegenwart eines Fremden mit ihm über eine gemeinsam verbrachte Nacht unterhalten.« Röhm, der gewöhnlich ganz offen und ohne jede Prüderie über seine Zufallsbekanntschaften sprach und es sogar genoß, wenn man Witze über seine ›Schwäche‹ machte, war plötzlich eingeschnappt. »Ich bin nicht sein Kunde«, sagte er vollkommen ernst. »Ich bin sein Kommandeur. Er ist einer von meinen SA-Männern.«

Als wir dann in die ›Silhouette‹ gingen – ein Nachtlokal, in dem Homosexuelle beiderlei Geschlechts verkehrten – und dort in einer Rangloge Kaffee und Kognak tranken, rückte Röhm endlich mit seinem großen Geheimnis heraus.

»Mein lieber Delmer, Sie müssen mir versprechen, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt erzähle, nicht veröffentlichen werden. Die Sache hat nichts mit Ihrer Reportertätigkeit zu tun.« Ich versprach es. »Der Plan, über den ich mit François-Poncet gesprochen habe und über den ich gern auch mit einem Herrn Ihrer Botschaft oder besser noch mit jemandem vom *Secret Service* sprechen würde, ist folgender. General von Schleicher möchte unbedingt 250 000 SA-Männer und 50 000 Stahlhelmer in die Reichswehr aufnehmen. Meiner Ansicht nach ist das eine ausgezeichnete Idee. Ihre Durchführung würde zur Folge haben, daß Deutschland an Stelle des jetzigen 100 000 Mann starken Berufsheeres mit seinem begrenzten Kastengeist über eine Volksarmee von 400 000 Mann verfügen würde, unter denen sich die besten Abteilungen der SA befänden. Damit wäre das Problem der Privatarmeen, das angeblich in Paris und London so heftige Befürchtungen ausgelöst hat, ein für allemal erledigt. Abgesehen davon würde eine solche Maßnahme uns helfen, die Arbeitslosigkeit zu beheben.«

»Gewiß«, stimmte ich bei, »aber für einen derartigen Ausbau der Reichswehr brauchten Sie natürlich die Zustimmung der Alliierten.«

»Selbstverständlich. Eben darum möchte ich mit einigen von Ihren maßgebenden Leuten sprechen. Ich bin jederzeit bereit, eine kurze Reise nach London zu unternehmen.«

»Und welche Funktion würde diese große neue deutsche Armee erfüllen, abgesehen davon, daß Sie Ihre SA-Leute und die Arbeitslosen darin unterbringen können?«

»Als nächstes brauchen wir ein Militärbündnis mit England und Italien, wie der Führer sagt, und falls die Franzosen mitmachen wollen, auch mit Frankreich. Aus dem, was François-Poncet mir sagte, habe ich den Eindruck gewonnen, daß sie einverstanden wären. Wenn dann

die russischen Bolschewiken ihren Unsinn weitertreiben wollen, könnten wir kurzen Prozeß mit dieser bolschewistischen Pest machen! Das, was ich Ihnen hier erzähle, ist natürlich nur eine allgemeine Andeutung unseres Plans. Sie können es an die fraglichen Stellen weiterleiten. Wie werden sie Ihrer Ansicht nach darauf reagieren?«

»Aber wenn Schleicher so dafür ist, dann wäre er doch bestimmt der richtige Mann, um die Sache durchzufechten«, sagte ich, indem ich seine letzte Frage überhörte. »Ich bin sicher, daß die Leute auf unserer Botschaft sehr daran interessiert wären, Näheres darüber von ihm zu hören. Er bekleidet eine offizielle Stellung – bei ihm gibt es keine Protokollschwierigkeiten.«

»Aber das ist es ja gerade«, meinte Röhm ärgerlich. »Ich bin entschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Außer mir kann doch niemand mit Vollmacht im Namen der SA sprechen.«

Der ganze Plan kam mir etwas phantastisch vor. Aber ich war außerordentlich erleichtert zu erfahren, daß dies und nicht etwas Persönlicheres der Zweck unseres gemeinsamen Nachtbummels war. Röhm hatte ohne Zeugen mit mir sprechen wollen, weil er hoffte, daß der Geheimagent Delmer, wenn keine Zeugen zugegen waren, Farbe bekennen und etwas darüber verlauten lassen würde, wie England sich zu seinen Vorschlägen stellen würde.

Am folgenden Morgen gab ich Röhms Information an Gerry Young[1], meinen damaligen ersten Verbindungsmann zur Britischen Botschaft, weiter. Gerry zeigte sich durchaus interessiert. Aber er konnte seinen Botschafter nicht bewegen, das Veto gegen jeden Kontakt zwischen dem Botschaftspersonal und Röhm aufzuheben.

Eine Begegnung zwischen dem Stabschef und unseren Diplomaten konnte ich erst vermitteln, als Hitler an die Macht gekommen und Röhm als eine fast gesellschaftsfähige Persönlichkeit akzeptiert worden war. Aber es war eine Panne! Als sie endlich zustande kam, verlief sie für den armen Röhm ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte; denn er trank zuviel Wodka, schlief an meinem Eßtisch ein und schnarchte laut durch seine zernarbte Stumpfnase.

Als vermeintlicher Geheimagent war ich wohl eine große Enttäuschung für Röhm. Eine noch größere Enttäuschung für ihn jedoch war Georg Bell; denn es stellte sich heraus, daß dieser stämmige Bajuware trotz

[1] Der spätere Sir George Young, zum Zeitpunkt seines Todes Gesandter an der Britischen Botschaft in Paris.

seines kraftvollen Händedrucks und der treuherzigen Direktheit, mit der er einem in die Augen sah, ein billiger Doppelagent und ein noch billigerer Verräter war.

Billig? Röhm kam er teuer zu stehen. Im Herbst 1932 war Bell wie viele andere davon überzeugt, daß Hitlers Chancen, an die Macht zu gelangen, allmählich dahinschwanden. Darum verriet er Röhm an das republikanische Reichsbanner und verkaufte dann der sozialdemokratischen Opposition eine Anzahl schwülstiger Liebesbriefe, die Röhm angeblich an einen Angehörigen der SA geschrieben hatte.

»Ganz gemeine Fälschungen!« entrüstete sich Röhm, als ich ihn wegen dieser Briefe befragte. Aber ich glaube, er war im Grunde viel aufgebrachter über die Blamage gegenüber dem Reichsbanner, die Bell ihm eingebrockt hatte.

Es ist ein erstaunlicher Treppenwitz der Geschichte, dessen Ursache ich bis heute nicht klären konnte, daß derselbe Karl Mayr, der als Hauptmann im Generalstab der bayrischen Reichswehr die ersten propagandistischen Schritte Hitlers überwacht und die wütenden antijüdischen Äußerungen seines Gefreiten gutgeheißen hatte, zu den Sozialdemokraten übergegangen war. Jetzt, im Jahre 1932, fungierte er als militärischer Berater des republikanischen Reichsbanners, einer Miliz, die das sozialdemokratische Gegenstück zur SA darstellte. Außerdem war er Chefredakteur der Wochenschrift ›Das Reichsbanner‹.

Röhm hatte in den alten Münchner Tagen Mayr sehr geschätzt. Zweifellos machte Bell sich diesen Umstand zunutze, um Röhm einzureden, daß Mayr mit ihm gemeinsame Sache machen wolle. Er sei, wie Bell versicherte, bereit, mit dem gesamten 100 000 Mann starken Reichsbannerverband herüberzuschwenken und sich unter Röhm in die von ihm erträumte große Volksarmee eingliedern zu lassen.

Doch als Röhm zu einer Geheimbesprechung mit Mayr nach Magdeburg kam, mußte er feststellen, daß das Ganze nur Falle und Fopperei war. Fotoapparate klickten und hielten einen lachenden Mayr fest, der den enttäuschten Röhm verspottete. Als Hitler hörte, wie sein Stabschef sich hatte zum Narren halten lassen, war er sehr ungehalten über ihn. Noch ungehaltener aber war Röhm über Bell.

Einige Wochen später, als Hitler zur Macht gelangt war, hielt der einstige Superspion und Meisterfälscher der Reichswehr es für geraten, seine mächtige Gestalt mitsamt Ulster und Schottenkrawatte über die deutsch-österreichische Grenze zu befördern und sich in einen abgelegenen Ort bei Kufstein in Tirol namens Durchholzen zurückzuziehen. Doch diese Absetzbewegung war weder weit noch vorsichtig genug.

In der Nacht zum 3. April 1933 donnerten zwei schwere, mit Rabauken aus Röhms Leibwache besetzte Wagen über die Grenze nach Österreich hinein. Der eine Wagen war ein Mercedes mit Abzeichen und Nummernschild der Münchner Polizei, der andere ein Lkw, der einer Münchner Brauerei gehörte. Nach knappen zwanzig Minuten hielten sie vor Bells Schlupfwinkel. Bell kam heraus, um nachzusehen, was man von ihm wollte. Wie stets hatte er einen geladenen Revolver in seinem Schulterhalfter. Aber er zog ihn nicht.

»Wir haben Ihre Mutter und Ihre Schwester festgenommen, Herr Bell«, sagte der grauhaarige Führer des Trupps, SA-Gruppenführer Schneidhuber. »Wir halten sie in München als Geiseln fest. Es wird ihnen nichts zustoßen, wenn Sie sofort nach München zurückkehren und sich im Hauptquartier melden. Der Stabschef möchte Sie dringend sprechen.«

»In Ordnung«, erklärte Bell, »ich komme. Lassen Sie mich eben noch ein paar Sachen zusammenpacken.«

Er drehte sich um und wollte gerade in sein Schlafzimmer hinaufgehen, als drei Maschinenpistolen gleichzeitig das Feuer auf ihn eröffneten.

»Dreckiger Verräter!« brüllte Schneidhuber, während er in das Gesicht des Toten spuckte. Eine Viertelstunde später donnerten die zwei Wagen über die Grenze zurück nach Deutschland.

Ich zweifle daran, ob die folgenden Ereignisse für die Mutter und die Schwester von Georg Bell einen Trost bedeuten konnten. Jedenfalls wurden nur vierzehn Monate später, nämlich in der Nacht des 30. Juni 1934, Schneidhuber und vier der Revolverhelden, die ihn auf diesen Ausflug begleitet hatten, ihrerseits erschossen, in jener Nacht, in der Hitlers SS Röhm ebenso überfiel, wie Röhm Bell überfallen hatte.

Was Hauptmann Mayr betrifft, so wurde er verhaftet, und zwar nicht durch Röhm, sondern auf Veranlassung seines früheren Spitzels und V-Manns Nr. 17. Er starb 1945 im Konzentrationslager Buchenwald.

13. Fräulein Betty

Für einen Auslandskorrespondenten in Berlin bestand das Leben in jenen dunklen Jahren 1931 und 1932 jedoch nicht lediglich im Aufspüren von Rabauken, die sich gegenseitig den Garaus machten. Und es erschöpfte sich auch nicht in der Beobachtung der Intrigen, die Schleicher, Hitler und Röhm spannen. Es gab noch andere Dinge, die Futter für meine Schreibmaschine lieferten.

Da war zum Beispiel der Ausflug, den ich mit zwanzig anderen Touristen im Luftschiff Graf Zeppelin von Friedrichshafen nach London unternahm. Er ist und bleibt eine der interessantesten und aufregendsten Luftreisen, die ich je mitmachte.

Die Franzosen waren es, die uns die Aufregung lieferten. Es paßte ihnen nicht, daß ein deutscher Zeppelin französisches Hoheitsgebiet überflog. Als der zigarrenförmige Schatten unseres Zeppelins den Rhein überquerte, schwärmte ein Geschwader von Potez-Jagdflugzeugen der französischen Luftwaffe auf. Sie flogen um uns herum, tauchten, stiegen auf, drehten sich. Und ständig waren ihre Maschinengewehre auf die silberne Hülle des Zeppelins gerichtet, als wollten sie sagen: »Ein geringfügiges Abweichen vom vorgeschriebenen Kurs, und wir schießen euch Boches Löcher in den Bauch!«

Die Franzosen fürchteten, das Unternehmen habe den geheimen Zweck, die Verteidigungswerke der im Bau befindlichen Maginot-Linie auszuspionieren. Darum wurden für die Zeit, in der wir uns über Frankreich befanden, sämtliche Fotoapparate von dem spöttisch lächelnden Zeppelinführer Dr. Eckener eingesammelt. Und wir bekamen sie erst zurück, als wir bei Abbeville über den Kanal hinausflogen und die Jagdflugzeuge zum Abschied mit den Tragflächen wippten.

Dann kam der deutsche Bankkrach und der 13. Juli 1931, der Schwarze Montag. Vor den geschlossenen Banken in Berlin standen lange Schlangen lärmender Konteninhaber. Die kommunistischen Bezirke rund um den Bülowplatz waren von der Polizei abgeriegelt, da man einen

Marsch der Roten auf das Bankenviertel befürchtete. Fast jeden Tag meldete man den Selbstmord eines Financiers. Höher und immer höher stieg die Zahl der Arbeitslosen. Tausende von ihnen kampierten draußen vor Berlin unter den hohen Kiefern am Ufer des Grunewaldsees und des Schlachtensees. Dort hausten sie in Zelten und improvisierten Baracken aus Benzinkanistern, eine Belagerungsarmee lustloser, demoralisierter Männer und Frauen.

Die Regierung tat ihr Bestes, um einen Teil dieser Leute in Arbeitstrupps zusammenzufassen, und schickte sie auf Bauernhöfe und Güter, wo sie Gruben ausheben und Sumpfland urbar machen sollten. Ich fuhr hinaus, um sie zu besuchen. Sie trugen graue Felduniformen, marschierten in Viererkolonnen zur Arbeit, die Schaufeln und Hacken wie Gewehre quer über der Schulter, und sangen die schönen deutschen Marschlieder.

Trotz all dieser düsteren Ereignisse und der Bankrotterklärungen gingen die Feste weiter. Hugo von Lustig war aus der Tiergartenstraße in ein kleineres bescheideneres Haus in der Derfflingerstraße umgesiedelt. Aber noch immer gab er Gesellschaften. Sie waren nicht mehr so üppig wie in den zwanziger Jahren, aber es waren immerhin Gesellschaften. Manchmal allerdings verliefen die Feste meiner Freunde recht trübselig: Die großen Geschäftsleute und Politiker diskutierten die letzten niederschmetternden Neuigkeiten und wandten den schönen Frauen den Rücken.

Auch ich gab jetzt Gesellschaften: Cocktailparties mit viel Alkohol, Tanz, Musik und hübschen Mädchen. Meistens verpflichtete ich eine Drei-Mann-Kapelle von Dajous ›Quartier Latin‹ oder von ›Jony's Nightclub‹, einem neuen Lokal, und mietete dazu den Barmixer von der Quickbar am Kurfürstendamm, einen waschechten Londoner.

Meine Gesellschaften waren zu jener Zeit die einzigen in Berlin, auf denen meine neuen nationalsozialistischen Freunde mit Juden tranken und sich unterhielten. Ich sehe noch heute Graf Helldorf vor mir, den Befehlshaber der Berliner SA. Er kam in seinen hohen Reitstiefeln direkt vom Kriminalgericht, wo man ihn beschuldigt hatte, zusammen mit seinen Leuten die Scheiben jüdischer Geschäfte eingeschlagen zu haben. Nun plauderte er bei mir mit der Schriftstellerin Vicky Baum. Keiner von beiden gezwungen oder nervös, beide neugierig aufeinander. Helldorf, ein unbekümmerter soldatischer Playboy, lachte und redete laut, während Vicky Baum, ein Monokel im linken Auge, ihn aufmerksam betrachtete und offensichtlich Stoff für einen neuen Roman sammelte.

Fast bei jeder dieser Gesellschaften schrillte mitten in das Stimmengewirr und die Musik das Telefon, übermittelte mir irgendeine Neuigkeit, rief mich zu einer Straßenschlacht oder zum Schauplatz eines unheilvollen Ereignisses. Ich hatte allen Tankstellenwärtern in Berlin und Umgebung meine Visitenkarte gegeben. Sie arbeiteten als meine Informanten, und dank ihrer Tips wußte ich oft lange vor den deutschen Zeitungen und Agenturen, was in Berlin los war. In allen Räumen meiner neuen Wohnung hatte ich Telefonanschlüsse anbringen lassen. Denn in jenen Tagen war das Telefon für mich ein noch wichtigeres Berufswerkzeug als die Schreibmaschine.

Es war das Telefon neben dem Eßtisch in meinem langgestreckten Speisezimmer mit seinen kahlen weißgestrichenen Wänden, das eine Episode in meinem Leben eröffnete, an die ich noch heute mit Bedauern und schlechtem Gewissen zurückdenke. Sie versinnbildlicht besser als jede andere jene Mischung aus krassem Materialismus, Romantik, Ausschweifung und selbstbetrügerischer Phantasterei, die so typisch war für das Berlin dieser zwei Jahre, in denen das Flittergold von den ›Goldenen Zwanzigern‹ abgerissen wurde und der bröckelige Mörtel darunter zum Vorschein kam.
Ich saß allein beim Essen, als das Telefon klingelte.
»Ist dort Herr Delmer? Hier spricht Schwester Margarete vom Sankt-Franziskus-Krankenhaus. Herr Delmer, eine Bekannte von Ihnen, Fräulein Gudrun Wolf-Herzog, ist schwerkrank bei uns eingeliefert worden. Sie hat uns Ihren Namen genannt und läßt Ihnen sagen, Sie wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sie besuchen würden.«
»Aber ich befürchte, hier liegt ein Mißverständnis vor«, sagte ich. »Ich kenne kein Fräulein Wolf-Herzog. Sind Sie ganz sicher, daß sie von mir gesprochen hat?«
Jetzt ertönte eine andere Stimme im Hörer. Wieder eine Frauenstimme. »Ja«, sagte sie, »wahrscheinlich kennen Sie die Dame nicht als Gudrun Herzog, sondern nur mit ihrem angenommenen Namen: Betty.«
»Moment mal!« warf ich ein. »Meinen Sie etwa Fräulein Betty aus der Rio-Rita-Bar?«
»Ja, ganz richtig, das ist sie. Es handelt sich um eine schlimme Geschichte. Sie hat einen Selbstmordversuch gemacht und liegt jetzt bei uns im Krankenhaus. Da sie uns Ihren Namen genannt hat, möchten wir uns erkundigen, ob Sie wohl herkommen und sie besuchen würden.«

»Ja, natürlich. Richten Sie ihr bitte einen herzlichen Gruß von mir aus. Ich komme so schnell wie möglich.«
Darauf ging ich zum Blumenladen an der Ecke, kaufte einen Strauß rote Rosen, stieg in meinen Wagen und fuhr los.
Aber ich konnte mir diesen Anruf nicht erklären. Denn Betty war keineswegs eine meiner Freundinnen, obgleich ich sie oft gesehen hatte, solange mein Kollege Gordon Beccles-Wilson in Berlin war. Gordon hatte Betty in der Rio-Rita-Tanzbar kennengelernt und sich in sie verliebt, und ich hatte die beiden verschiedentlich zum Essen in meine Wohnung eingeladen. Erst vor einer Woche hatte Gordon Berlin verlassen. Betty und ich hatten ihn gemeinsam zum Flugplatz begleitet, und dann hatte ich Betty in meinem Wagen zu ihrer hübschen kleinen Zweizimmerwohnung beim Kurfürstendamm gebracht.
»Schade, daß jetzt alles vorbei ist; ich war so gern mit euch beiden zusammen«, hatte sie beim Abschied mit einem kleinen Seufzer gesagt.
»Ja, schade«, stimmte ich zu. »Aber wer weiß, vielleicht kommt Gordon bald wieder einmal nach Berlin.«
Sie lächelte ihr fröhliches Gazellenlächeln und wandte sich rasch ab, während die Pfauenfeder auf ihrem grünen Jägerhütchen wippte. Als sie ins Haus lief, hatte ich plötzlich den Eindruck, als seien ihre Schultern seltsam gekrümmt.
»Ach Unsinn«, sagte ich zu mir selbst. »Sie ist nur eine Nutte, und Nutten haben kein Gefühl. Sie tun nur so.« Aber offenbar war das ein Irrtum. Sie hatte doch etwas gefühlt. Genug, um einen Selbstmordversuch zu unternehmen.

Als ich das Krankenzimmer betrat, saß Betty aufrecht in dem einfachen Eisenbett. Sie wirkte herzzerreißend zart und hilflos und unglaublich schön in ihrem groben grauen Krankenhaus-Nachthemd. Keine Spur von Schminke war auf ihrem blassen, blutleeren Gesicht. Als ich näher trat, bemerkte ich die Verbände an ihren Handgelenken. Sie lächelte zu mir herüber – das schüchterne Lächeln einer scheuen, verschämten Mona Lisa.
»Bist du mir böse?« fragte sie. »Ich wußte sonst niemanden, den ich hätte herbitten können. Ich bin so dumm gewesen. So entsetzlich dumm.« Ich fühlte mich den Tränen gefährlich nahe. Meine Kehle war wie zugeschnürt, ich konnte kein Wort hervorbringen. Dann aber riß ich mich zusammen und nahm die Miene des kühlen, selbstsicheren Mannes an. »Womit kann ich dir helfen?« fragte ich. Betty sah zu mir auf und schenkte mir noch ein abbittendes Lächeln.

»Ich möchte morgen hier heraus und zurück in meine Wohnung. Würdest du wohl mit deinem Wagen kommen und mich abholen? Ich mag kein Taxi nehmen. Ich schäme mich so.«
»Aber selbstverständlich, Betty, das tue ich gern«, erklärte ich und fühlte mich dabei sehr großartig und wichtig – der Ritter, der das Jungfräulein aus einer Gefahr errettet. Und wahrscheinlich war dies genau das Gefühl, das das ›Jungfräulein‹ in mir erwecken wollte.
Am folgenden Nachmittag kletterte eine noch immer geschwächte Betty in meinen winzigen BMW, und wir fuhren zu ihrer Wohnung in der Albrecht-Achilles-Straße. Sie stieg aus, ging zur Haustür und hantierte mit ihren Schlüsseln herum.
»Du lieber Gott! Wie schrecklich!« rief sie. Ihre Stimme klang angstvoll und verzweifelt. »Ich habe nicht den richtigen Schlüssel bei mir. Was fange ich jetzt bloß an? Ich mag nicht den Portier rufen. Er soll mich nicht so sehen.«
»Keine Aufregung«, erklärte ich – und zweifellos gab ich ihr hiermit das erwünschte Stichwort. »Ich könnte dich ja in meine Wohnung mitnehmen. Wir machen mein Gastzimmer für dich zurecht. Meine Wirtschafterin hat bestimmt nichts dagegen.«
Sie nahm meine Einladung bereitwillig an. Fräulein Clausen, meine Wirtschafterin, war so großzügig, wie ich es versprochen hatte, und bald schon lag Betty im Bett und löffelte einen Teller warme Milchsuppe, die ihr zum Schlaf verhelfen sollte.
»Morgen bin ich wieder in Ordnung, und dann kann ich nach Hause gehen«, sagte sie. Aber es dauerte drei Tage, bis sie sich wohl genug fühlte, um aufzustehen. Und an diesem dritten Tag erklärte sie: »Ich fühle mich so viel besser. Sei ein Schatz und führ mich zum Essen aus. Vielleicht könnten wir sogar versuchen, ein bißchen zu tanzen.«
Ich fuhr sie in ihre Wohnung, damit sie ein neues Abendkleid anziehen konnte, das sie mir gern zeigen wollte. Diesmal hatte sie keine Angst vor dem Portier. »Ich schäme mich gar nicht mehr«, lachte sie. »Mir geht es gut, und ich bin wieder vergnügt. Ich habe nur Lust, auszugehen und ein bißchen zu tanzen.«
Als ich meine Arbeit erledigt hatte, bat ich die Telefonzentrale, meine Gespräche in das russische Nachtlokal, in dem wir essen wollten, durchzustellen, damit London oder meine Berliner Gewährsleute mich erreichen konnten. Dann fuhr ich den Kurfürstendamm hinunter zu Bettys Wohnung, um sie abzuholen.
Sie erwartete mich in ihrem Wohnzimmer. Groß und schlank stand sie da, den Kopf zurückgebogen wie eine moderne Nofretete, und lächelte

mich aus ihren schrägen Augen mit den fast arrogant langen Wimpern an. Das Kleid, das sie mir so gern vorführen wollte, bestand aus einem enganliegenden Bolero und einem Rock aus weißem Satin.
»Gefällt es dir?« fragte sie und drehte sich langsam herum. »Sieh nur, es ist genau wie ein Pyjama.« Und bei diesen Worten schlüpfte sie plötzlich aus der Jacke. Da stand sie, nackt bis zum Nabel, das lächelnde Gesicht erhoben. Ihre schwellenden Brüste mit den in wollüstiger Begierde vorragenden Spitzen streckten sich mir entgegen.
Bis zu diesem Augenblick hatte ich ihr nicht einmal einen Kuß auf die Stirn gedrückt. Doch jetzt hob ich die Hände, faßte diese Brustspitzen mit den Fingernägeln und zog Betty an mich. Als ihr Mund den meinen traf, gruben ihre Zähne sich schmerzend in meine Unterlippe.

Nie hat mir eine russische Mahlzeit so gut geschmeckt wie in jener Nacht. Wir aßen Blinis, gefüllt mit zerlassener Butter, Kaviar, Räucherlachs und saurem Rahm – haufenweise. Wir tranken einen Wodka nach dem anderen und improvisierten die gewagtesten Charlestons und Rumbas mit der glatten Sicherheit von Berufstänzern.
Kein Mensch, der Betty an diesem Abend sah, hätte sich träumen lassen, daß diese ausgelassene junge Frau vor kaum acht Tagen mit knapper Not dem Tod, den sie sich selbst hatte geben wollen, entronnen war – falls der Beobachter nicht imstande war, die Pflasterstreifen an ihren Handgelenken richtig zu deuten. Und diese verschwanden fast unter den langen Ärmeln ihres Pyjama-Kleides.

Es war ein sonderbares, typisch berlinisches Verhältnis, in das ich da mit Betty hineinschlitterte. Nach kurzer Zeit schon kehrte sie in die Rio-Rita-Bar zurück. Doch das tat unseren Beziehungen keinen Abbruch. Noch nicht. Ab und zu ging ich in die Bar, steckte dem Geschäftsführer zwanzig Mark in die Tasche seines Dinnerjacketts zu und bat ihn, Betty für den Rest des Abends zu dispensieren. In anderen Fällen tauchte ich nach Beendigung meiner abendlichen Arbeit gegen zwei Uhr nachts dort auf und setzte mich an die Bartheke, bis es Zeit für Betty war, nach Hause zu gehen.
Betty plauderte lebhaft und amüsant, sogar auf englisch, das sie mit viel Schwung und Charme sprach. Nach und nach erfuhr ich die Geschichte ihrer Vergangenheit, eine Geschichte, die mit ihrem Drahtseiltanz zwischen dem Zynismus der Verzweiflung und einem fröhlichen, romantischen Optimismus genau wie Betty selbst ein typisches Produkt des Berlin jener Tage war.

Ihr Vater war ein Leipziger Pelzhändler gewesen, ihre Mutter eine schöne und hysterisch eitle Frau. Frau Herzog hatte ihre Tochter gequält, indem sie sie zwang, in eleganten Seidenröckchen und weißen Glacélederstiefeln, die andere kleine Mädchen nur sonntags oder zu Kindergesellschaften trugen, zur Schule zu gehen. Schlimmer noch, sie hatte darauf bestanden, ihr die kürzesten, kindlichsten Kleidchen anzuziehen, in der Hoffnung, damit die Tatsache verbergen zu können, daß Betty allmählich heranwuchs, während sie selbst nicht jünger wurde.

Schließlich legte sich der Vater ins Mittel. Er schickte Betty in ein Internat und suchte zu diesem Zweck das damals äußerst umstrittene Landschulheim in Wickersdorf aus, in dem Knaben und Mädchen gemeinsam erzogen wurden. Wickersdorf war so ›fortschrittlich‹, daß die Nationalsozialisten, sobald sie zur Macht gekommen waren, die Schule augenblicklich schlossen und einen der Lehrer, den Inhaber des Weltrekords im 800-Meter-Lauf Dr. Peltzer, in ein Konzentrationslager sperrten. Ich muß jedoch zugeben, daß nach allem, was ich sowohl von Betty wie von anderen alten Wickersdorfern aus jener Zeit über die Verhältnisse in dieser Schule hörte, die Maßnahme der Nationalsozialisten vielleicht doch nicht so ganz ungerechtfertigt war, wie sie zunächst erscheinen mag.

Betty selbst entwickelte sich bald zu einer der führenden Persönlichkeiten dieser außergewöhnlichen Schule. Sie wurde die Anführerin einer Clique, die unter anderem ein merkwürdiges erotisches Ritual vollzog, im Vergleich zu dem die Sphinktrischen Orgien eines Caligula ein harmloser Zeitvertreib für die heranwachsende Jugend waren. Betty war die Hohepriesterin dieser Pubertäts-Lupercalien. Bevor er in ihren Geheimorden aufgenommen wurde, mußte jeder Kandidat, gleich ob Junge oder Mädchen, zwölf Stunden in einem Schuppen mit Betty verbringen, die dann ihr Urteil darüber sprach, ob der Betreffende reif war, die Weihen zu empfangen, oder nicht.

Ich weiß, daß es unter den Berliner Teenagern ähnliche Klubs gab. Was ich jedoch an dieser Clique in Wickersdorf als ungewöhnlich und auffallend empfand, war die Tatsache, daß eine der Lehrerinnen Mitglied war und die hier betriebenen Praktiken begünstigte.

Von Wickersdorf schickte Bettys Vater sie nach Berlin, wo sie an der Staatlichen Hochschule für Leibesübungen einen ganzjährigen Kursus absolvierte. Nach Abschluß erhielt sie ein glänzendes Zeugnis und war nunmehr ausgebildete Gymnastiklehrerin.

Ich bin überzeugt, daß sie dieses Zeugnis verdiente. Denn selbst jetzt

noch, nach mehrmonatiger Arbeit in Tanzrestaurants und einem Selbstmordversuch, war Betty eine ausgezeichnete Gymnastikerin. An warmen und sonnigen Wochenenden fuhr ich zuweilen mit ihr hinaus in das Freikörperkulturgehege von Dr. Fuchs am Motzener See bei Berlin. Nie habe ich, was reine rhythmische Schönheit betrifft, etwas Bezaubernderes gesehen als Betty, wenn sie, nur mit einer roten Gummibadekappe bekleidet, den Speer in den See schleuderte und dann in das kristallklare Wasser sprang, um ihn zurückzuholen. Sie war biegsam und geschmeidig wie ein Schlangenmensch. Sie beugte sich nach hinten, bis ihre Hände den Boden berührten, während ihr schimmernd weißer Körper einen vollendeten Bogen bildete. Mit der federnden Anmut einer Isidora Duncan lief und tanzte sie über die sandigen, kiefernbestandenen Wiesen. Durch ihren schönen Körper und ihre außerordentliche rhythmische Begabung war sie zur Tänzerin oder Schauspielerin geradezu prädestiniert.

»Ich wäre gern Tänzerin geworden«, erzählte sie mir. »Aber mein Vater starb, und ich hatte kein Geld mehr. Ich mußte verdienen.« Sie bekam eine Stellung als Gymnastik- und Deutschlehrerin an einer Mädchenschule – ausgerechnet im puritanischen Nordirland!

Ich habe nie herausbekommen, was dort eigentlich schiefging; ob sie versucht hatte, die Wickersdorfer Erziehungsmethoden an ihrer nordirischen Schule einzuführen, oder ob sie eine unglückliche Liebesaffäre hatte. Jedenfalls kehrte sie knapp acht Monate später nach Berlin zurück, krank, mittellos und völlig verzweifelt. Und nun geriet sie in die Mühle des tragischen Berliner Materialismus, die sie unerbittlich zermalmte und zerschrotete.

Sie hatte keinen Menschen, den sie um Hilfe angehen konnte. Und dann ... »Ich stand vor dem Schaufenster von Aschinger am Potsdamer Platz«, so erzählte sie mir. »Ich starrte hinein und überlegte, ob ich meine letzten fünfzig Pfennig für heiße Würstchen und Kartoffelsalat ausgeben sollte. Und plötzlich sah ich eine meiner Lehrerinnen aus Wickersdorf, die da drinnen an einem Tisch stand und ein Glas Bier trank. Na, ich natürlich sofort zu ihr rein an den Tisch!«

Und es war *die* Lehrerin – jene Lehrerin, die Mitglied ihrer Clique gewesen war.

Fräulein Dr. phil. Ursula Bienenbein, genannt Uschi, war eine untersetzte Frau mit gelblichblassem Teint, einer dicken Hornbrille und kurzgeschnittenem, lockigem dunklem Haar. Vielleicht liebte sie schöne Menschen, weil ihr selbst jede Schönheit versagt war. Fräulein Dr. Bienenbein nahm Betty mit nach Hause, setzte ihr ein gutes Essen vor und

versorgte sie mit Ratschlägen – Ratschlägen, die man einer Lehrerin normalerweise nicht zutrauen würde.
»Du bist jung und hübsch und du hast Charme«, erklärte Uschi Bienenbein. »Du mußt deine Aktivposten einsetzen, solange du es noch kannst. Du mußt sie benutzen, um einen reichen Mann zu heiraten.«
»Aber Uschi, ich kenne doch keine reichen Männer«, wandte Betty ein. »Ich habe noch nie einen getroffen.«
»Das läßt sich arrangieren«, versetzte Dr. phil. Bienenbein. »Warum nimmst du nicht eine Stelle als Animierdame in irgendeiner Tanzbar an? Auf diese Weise kommst du mit reichen Männern zusammen.«
»Aber ich habe nichts anzuziehen.«
»Ich borge dir Geld, damit du dir ein Abendkleid kaufen kannst. Wenn du genug verdient hast, zahlst du es mir zurück. Das wird sehr bald der Fall sein.«
Und sie hatte recht. Betty – sogar der Berufsname Betty war ein Geschenk des umsichtigen und einfallsreichen Fräulein Dr. Bienenbein – stellte sich in ihrem neuen Staat dem Besitzer der ›Barberina‹, eines teuren Nachtlokals in der Hardenbergstraße, vor.
Sie wurde als Animierdame engagiert und war vom ersten Abend an ein Erfolg.
Betty beteuerte stets, daß ihre beruflichen Verpflichtungen sich lediglich darauf beschränkten, die Gäste zu unterhalten und mit ihnen am Tisch zu sitzen, daß sie also eine Art bessere Geisha war und keinerlei sexuelle Verpflichtungen hatte. Die reichen Geschäftsleute, deren Tisch sie mit ihrer Gegenwart verschönte, zahlten ihr, wie sie erzählte, hundert oder sogar zweihundert Mark, ohne auch nur daran zu denken, sie nach Hause zu begleiten und intimere Genüsse zu erwarten. Falls irgend jemand einmal eine derartige Forderung stellte, wies sie ihn ab. Liebenswürdig, charmant, aber mit Bestimmtheit. So wenigstens behauptete sie mir gegenüber.
»Aber etwas Scheußliches war trotzdem dabei«, sagte sie. »Ich habe Ströme von Sekt trinken müssen. Und nicht etwa den guten französischen Champagner, den du manchmal für uns bestellst, mein Schatz, sondern diesen ekelhaften süßen deutschen Schaumwein. Er hat mich ganz krank gemacht. Mir wurde so übel davon, daß ich schließlich nachgab und den jungen Wolf heiratete.«

Hans Joachim Wolf war, wie Betty erzählte, das verzogene Muttersöhnchen einer wohlhabenden oberschlesischen Industriellenfamilie, die im polnischen Teil von Kattowitz, also jenseits der Grenze, lebte. Sein

Vater war verstorben, und seine Mutter betete ihn an und träumte davon, ihn mit der Tochter einer Adelsfamilie zu verheiraten.
Es war ein schwerer Schlag für die alte Dame, als der junge Wolf mit Betty aufkreuzte. Joachim hatte nicht den Mut, einzugestehen, daß es gar nicht um seine Absicht ging, Betty zu heiraten, wie er anfänglich erklärt hatte, sondern daß er bereits mit ihr verheiratet war.
Ich habe nie recht verstanden, wie alles zusammenhing, aber offenbar ging Mama Wolfs Einfluß bei den polnischen Grenzbehörden so weit, daß sie Bettys Einreise nach Polen und Joachims Ausreise nach Deutschland verhindern konnte. Das Pyramus- und Thisbe-Drama Bettys und ihres Gatten endete damit, daß Mutter und Sohn Selbstmord begingen – zuerst der Sohn, dann die Mutter – und daß Betty in schwangerem Zustand nach Berlin zurückkehrte.
»Alles, was mir diese Ehe eingebracht hat, war ein süßer Scotch-Terrier und ein Chrysler-Kabriolett«, erzählte mir Betty. »Ich habe dann den Wagen verkauft, um die Abtreibung zu bezahlen.«
Das war Betty. Das war Berlin. Hart, nüchtern, ohne Illusionen. Zumindest tat sie gern so.
Sie nahm ihren Beruf als Animierdame wieder auf, diesmal in der Rio-Rita-Bar. Und hier lernten Gordon Beccles und ich sie kennen. Gordon war von der Rio-Rita-Bar fast ebenso begeistert wie von Betty. Ich war auch gern dort. Die Kapelle war gut und die Mädchen außergewöhnlich hübsch. Und sie trugen, wie Betty uns stolz mitteilte, die neuesten Pariser Modellkleider.
In einer Ecke der Bar bemerkte ich oft den Dichter Ernst Blaß, einen schweren melancholischen Mann mit dicken Brillengläsern unter einer Beethovenstirn. Er war nicht nur ein Dichter, sondern auch ein gefürchteter Filmkritiker, und oft saß er nach einer Premiere hier in seiner Ecke im Rio Rita und kritzelte seinen Bericht hin, während der Ober ihm einen Kognak nach dem anderen hinstellte. Manches Gedicht auf die ›Göttinnen‹ des Rio Rita hatte Blaß auf die Rückseite einer Speisekarte oder einer Rechnung geschrieben. Betty besaß einige dieser Gedichte. Sie waren ausgezeichnet.
Auch Beccles versuchte sich im Verseschmieden zu Ehren der Rio-Rita-Schönheiten. Doch mir waren die Gedichte des dicken Ernst Blaß mit dem tragischen Gesicht lieber.

Mein stolzester Augenblick im Rio Rita kam, als ich dort mit einem dick verbundenen linken Auge auftauchte, während mein rechtes Auge zwar nicht verbunden, aber blauschwarz war.

»Ich habe mir schon immer gedacht, daß dein Freund ein Berufsboxer sein muß«, sagte eins der Mädchen zu Betty. »Aber jetzt weiß ich auch, wer es ist. Ich habe neulich ein Bild von ihm gesehen. Er heißt Max Schmeling.«

Aber es war kein Boxkampf gewesen, bei dem ich eins auf die Augen bekommen hatte, sondern einer meiner üblichen Reporterstreifzüge. Zwei junge Engländer waren in mein Büro gekommen und hatten mich herausgefordert: Godfrey Nicholson und der Naturwissenschaftler Oliver Gatty.

»Wir haben überall nach diesem Bürgerkrieg Ausschau gehalten, über den Sie dauernd schreiben«, erklärten sie. »Aber wir haben nichts entdecken können. In der ganzen Stadt herrscht vollkommene Ruhe.«

»Schön«, erwiderte ich, »wenn Sie mich auf einer meiner Fahrten begleiten wollen, dann können Sie vielleicht das Glück haben, eine Straßenschlacht zu erleben. Heute ist Sonntag, und es wird wieder einmal abgestimmt. Es geht um eine Volksbefragung, möglicherweise kommt es zu Keilereien. Aber ich garantiere für nichts.«

Wir fuhren zum Wedding im Norden Berlins, in jene Hochburg der Kommunisten, die mir noch von den Straßenschlachten in jenen ersten Maitagen des Jahres 1929 in lebhafter Erinnerung war. Wir stiegen aus dem Wagen, und Godfrey Nicholson und ich begannen die berüchtigte Kösliner Straße hinunterzugehen, während Panton und Gatty sich in den anderen Straßen umsahen. Mit meiner Filmkamera machte ich ein paar Aufnahmen von Kommunisten, die in Gruppen diskutierend herumstanden. Aus den Fenstern der schwarzgrauen Mietskasernen wehten lange rote Fahnen.

Plötzlich stürmte ein Haufe wütender Jungkommunisten aus der Tür einer Wirtschaft hervor – vermutlich einer der kommunistischen Untergrundzentralen – und stürzte auf mich zu. Einer griff nach meinem Fotoapparat. Ich versuchte ihn abzuwehren, und schon krachten wir zusammen auf den Asphalt nieder, wir beide mitsamt meiner Kamera. Ich hielt den Mann noch immer fest, als einige seiner Kameraden begannen, mit ihren Nagelstiefeln meinen Kopf zu bearbeiten. Auch Godfrey Nicholson – heute ist er Sir Godfrey Nicholson und vertritt als Tory den Bezirk Farnham im Parlament – wurde zu Boden geschlagen. Aber er kroch zwischen den Beinen der Kommunisten hindurch, kam wieder auf die Füße, sauste wie ein erstklassiger Rugbyspieler durch die Menge und schaffte es schließlich, die Polizei zu alarmieren.

Doch noch bevor die Polizei eingreifen konnte, hatte ein unsichtbarer

kommunistischer Funktionär begriffen, daß hier ein Irrtum vorlag. Er pfiff seine Leute zurück. Sie halfen mir auf, bürsteten meinen Anzug ab, reichten mir ein Glas Wasser, entschuldigten sich und gaben mir meinen Fotoapparat wieder. Als ich am Ende der Straße ankam, war gerade das von Nicholson herbeigeholte Überfallkommando eingetroffen.

»Wenn Sie die Männer, die Sie angegriffen haben, identifizieren können, machen wir eine Razzia«, sagte der Polizeihauptmann, während ich mir von einem bereits überarbeiteten Arzt meine Wunden auswaschen und verbinden ließ. Aber ich lehnte diese Ehre ab. Und ich tat recht daran, denn dieser 9. August 1931 entwickelte sich ohnehin zu einem der blutigsten Sonntage in diesem ganzen inoffiziellen Bürgerkrieg. Zwei Polizeioffiziere, Hauptmann Anlauf und Hauptmann Lenk, wurden in jener Nacht vor dem Hauptquartier der Kommunisten am Bülowplatz erschossen, und allein in Berlin kamen drei Polizeiwachtmeister und fünfzehn Kommunisten ums Leben. Viele harmlose Passanten wurden verwundet, und überall in Deutschland kam es zu weiteren Zwischenfällen.

Godfrey Nicholson und Christopher Gatty gaben zu, daß an meinen Berichten über das Blutvergießen in Berlin doch etwas Wahres sein mochte.

Das Erlebnis hatte jedoch noch eine erstaunliche Folge. Zwei oder drei Tage nach meinem ›Niederschlag‹ richtete Betty mir aus, daß die Kommunisten vom Wedding den Wunsch hätten, mich kennenzulernen und mir dafür zu danken, daß ich eine Polizeirazzia in der Kösliner Straße verhindert hatte. Wie Betty sagte, kam diese Botschaft von einem ihrer Schulfreunde aus Wickersdorf, der Kommunist war. Sie konnte mir jedoch nicht erklären, woher die Kommunisten erfahren hatten, daß sie mich kannte.

Kurz darauf begann ich meine Beziehung zu Betty zu lockern. Die Rolle als Kavalier der Animierdame verlor für mich an Reiz, vor allem da Betty mir ständig von anderen Freunden erzählte, die sie mit wertvollen Geschenken überhäuften und riesige Summen für das bloße Vergnügen ausgaben, daß sie an ihren phantasievollen, jedoch – Bettys Aussage nach – lächerlich unschuldigen kleinen fetischistischen Marotten teilnahm. Ich war bereit, an das Geld und den Fetischismus zu glauben, aber nicht an die Unschuld.

»Aber warum sollten wir denn nicht mehr zusammenkommen? Es war doch immer so befriedigend für uns beide!« sagte Betty mit großartiger Sachlichkeit, typisch berlinisch bis in die letzte Faser ihres Wesens.

Ich sah sie hinterher nur noch einmal. Ich saß mit ein paar Freunden im Ciro, als ich sie plötzlich hinter der Bartheke bemerkte. Sie blickte zu mir herüber, und auf ihrem Gesicht lag das gleiche verschämte Mona-Lisa-Lächeln, mit dem sie mich an jenem aufregenden Nachmittag im Sankt-Franziskus-Krankenhaus begrüßt hatte. War sie verlegen, weil sie mir immer gesagt hatte, es bedeute für eine Animierdame den Anfang vom Ende, wenn sie einen Posten hinter der Bartheke annähme? Vielleicht.

Einige Wochen später rief sie mich mitten in der Nacht an. »Ich heirate und fahre nach London«, sagte sie. »Könntest du mir wohl sagen, wie ich Gordon erreichen kann? Hast du seine Adresse?« Dann erzählte sie mir eine lange, ziemlich hysterisch klingende Geschichte darüber, wie dieser Mann, den sie heiraten wollte, mit ihr nach Amerika fahren würde. Dort würde sie sich von ihm scheiden lassen und einen anderen, noch reicheren Mann heiraten. Offenbar hatte sie sich eine Karriere im Stil der Madame Dubarry ausgedacht, die sie auf der amerikanischen Millionärs-Stufenleiter immer höher führen sollte.

Sie fuhr nach London und – tatsächlich – sie traf Gordon. Als sie im Begriff stand, nach Berlin zurückzufahren, sahen die beiden sich für zehn Minuten auf der Liverpool Street Station. Der große, schlanke Gordon hielt die weinende Betty zärtlich in den Armen. »Ich komme bald wieder nach London, und dann komme ich allein!« schluchzte sie. Aber sie kam nie wieder.

Denn wenige Wochen nach ihrem kurzen Zusammentreffen mit Gordon kam Hitler zur Macht. Betty, die Jüdin war, hielt es für geraten, Berlin zu verlassen. Auch die Rio-Rita-Bar verließ Berlin. Das Lokal auf der Tauentzienstraße schloß seine Pforten und siedelte nach Paris in eine Straße direkt hinter den Champs Elysées über, und Betty fuhr mit. Aber Paris war nichts für Betty. Ihre Stadt war Berlin. Sie wurde entsetzlich unglücklich.

An einem Nachmittag im April 1933 klingelte mein Telefon. Paris war in der Leitung. Der Geschäftsführer des Rio Rita teilte mir mit, daß Fräulein Gudrun Herzog Selbstmord begangen habe, indem sie aus dem fünften Stock ihres Hotels auf die Avenue Friedland gesprungen sei. Sie hatte einen Zettel hinterlassen, auf dem sie darum bat, mich zu benachrichtigen und zu grüßen. Gordon erhielt einen langen Abschiedsbrief. Ein Jahr später fuhren wir zwei miteinander hinaus zum Père Lachaise-Friedhof und legten ein paar Blumen auf ihr Armengrab.

Für mich war dies das Ende von Berlins ›Goldenen Zwanzigern‹.

14. Mitglied des Zirkus Hitler

Ich kann heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, wer zuerst auf den Gedanken kam, daß ich Hitler bei der zweiten Runde seines Wahlkampfes gegen Hindenburg um den Posten des Reichspräsidenten im Jahre 1932 auf seiner Flugreise durch ganz Deutschland begleiten sollte. Habe ich selbst diesen Vorschlag gemacht? War es Röhm – oder Putzi Hanfstängl? Oder vielleicht Hitler? Ich kann mich nicht erinnern.

Höchstwahrscheinlich war es Putzi Hanfstängl. Putzi, der Sproß einer vornehmen Münchner Familie, war Hitlers Verbindungsmann zu den ausländischen Journalisten. Er hatte eine amerikanische Mutter, hatte an der Universität Harvard studiert und dann die Kriegsjahre in New York verbracht, wo er versucht hatte, sich um das Kunstgeschäft seiner Familie zu kümmern. Auf Grund seiner Begeisterung für Amerika hatte Hanfstängl sich mit einigem Erfolg darum bemüht, in Hitlers Wahlkampf gewisse amerikanische Praktiken einzuführen. Die Aufmärsche der nationalsozialistischen SA, die vor jeder großen Wahlversammlung mit wehenden Fahnen und unter den Klängen von Marschmusik durch die Straßen zog, waren Putzis Beitrag – ein Nachklang seiner Erinnerungen an die Umzüge der Demokraten und der Republikaner mit Blechkapellen, Pfeiferkorps und all dem anderen Zirkusklimbim, die er vor Wilsons Präsidentenwahl erlebt hatte. Was liegt näher als der Gedanke, daß er Hitler bestimmte, noch einen weiteren Zug des amerikanischen Wahlkampfsystems zu adaptieren und ein paar Presseleute auf seinen Wahlreisen mitzunehmen? Mit dem einzigen Unterschied, daß bei dieser ersten Gelegenheit nicht mehrere Journalisten Hitler begleiteten, sondern ein einziger. Und dieser einzige war ich.

Wie ich es geschafft hatte, Hanfstängl und Hitler dazu zu bringen, mir für diese erste Reise eine solche Exklusivstellung einzuräumen,

war für meine Kollegen von den deutschen und englischen Zeitungen ein Rätsel. Die Deutschen, die stets geneigt sind, irgendwelche dunklen Zusammenhänge zwischen den Zeilen zu lesen, vermuteten, daß Beaverbrook Hitler insgeheim mit großen Summen unterstützte und der Führer ihm auf diese Weise seine Dankbarkeit zeigen wollte.
Die Wahrheit war viel einfacher. Ich hatte die politische Bedeutung und das menschliche Interesse von Hitlers Ringen um den Kanzlerposten früher erkannt als meine Zunftbrüder und war mit der gleichen intensiven Verbissenheit hinter dieser Story her gewesen wie seinerzeit hinter der des Düsseldorfer Massenmörders. Um an Hitler heranzukommen, hatte ich sogar einen riesigen Flügel gemietet und in meiner Wohnung aufstellen lassen, damit Putzi darauf spielen konnte. Und ich muß gestehen, es war stets ein Vergnügen, Putzi beim Klavierspiel zu beobachten, obgleich ich es allmählich ein wenig müde wurde, immer und ewig den Marsch zu hören, den er für die SA komponiert hatte und dessen Melodie stellenweise merklich an den englischen Soldatensong *Mademoiselle of Armentières* erinnerte. Da saß er, hieb mit seinen riesigen Pranken auf den Bechsteinflügel ein und schüttelte seinen großen irisch aussehenden Kopf im Takt der dröhnenden Akkorde, so daß die pechschwarze Mähne ihm über die blauen Augen fiel, während er mit gespitzten Lippen die Melodie trompetete. Ich hatte den alten Putzi gern. Daß ein Mensch wie er von Anfang an zu Hitler gestanden hatte, war in meinen Augen ein starker Pluspunkt für den ›Führer‹.
Hitler war einverstanden, mich mitzunehmen, da ich deutsch wie ein Deutscher sprach und infolgedessen kein Dolmetscher benötigt wurde. Außerdem glaubte er, daß ich mit seinen Bestrebungen sympathisierte. Und bis zu einem gewissen Punkt tat ich das auch. Ich haßte die Heuchelei, mit der Kanzler Brüning sich als großer Vorkämpfer der parlamentarischen Demokratie aufspielte, während er in Wirklichkeit ohne das Parlament regierte und alles tat, was in seiner Macht stand, um seinen Gegnern jede Möglichkeit zu nehmen, die Wähler mit ihrem Programm bekanntzumachen. Zusammen mit seinen sozialdemokratischen Verbündeten in Preußen und seinen klerikalen Freunden in Bayern, den Männern der Zentrumpartei, verbot er unter den nichtigsten Vorwänden die prohitlerschen Zeitungen. Er verweigerte den Nationalsozialisten und ihren deutschnationalen Verbündeten das Recht, im Rundfunk zu sprechen, indem er erklärte, daß der Rundfunk als staatseigenes Instrument einzig von der Regierung und den Anhängern Hindenburgs benutzt werden dürfe. All diese Umstände

veranlaßten mich, eine gewisse Sympathie für Hitler als ein Opfer ungerechter Diskriminierung zu empfinden, obwohl ich wußte, daß dieser den großen Zeitungskonzern des konservativen Finanzmanns Hugenberg hinter sich hatte und ihm somit zur Unterstützung seines Wahlkampfs in ganz Deutschland nicht allein eine große Anzahl von Zeitungen, sondern auch die Nachrichtenagentur der Telegraphenunion sowie die Wochenschau des mächtigen Ufa-Filmkonzerns zur Verfügung standen.
Ein weiterer Punkt zu meinen Gunsten war der, daß Hitler mich bereits seit dem Frühjahr 1932 gut kannte. Seit jenem ersten Interview im April 1931 war ich verschiedentlich mit ihm zusammengetroffen. Einmal – im September 1931 – hatte ich Hitler sogar gebeten, einen Artikel für uns zu schreiben. England war von der Goldwährung abgegangen, in Invergordon hatten die Matrosen gemeutert, und Beverley Baxter, der eine Serie von Artikeln ausländischer Berühmtheiten veröffentlichte, die alle dasselbe Thema behandelten, wünschte auch von Hitler eine Darlegung seiner Ansichten über die Lage Englands in dieser kritischen Zeit. Und welches Honorar hatte der freche junge Reporter Delmer Herrn Hitler wohl angeboten? Zehn Guineen! Hitler lehnte das Angebot in einem ausgesucht höflichen Brief ab. Ich besitze ihn noch heute und lasse auf der nächsten Seite seine Reproduktion folgen.
Doch keiner der Eindrücke, die ich bei diesen gelegentlichen Interviews von Hitler und den Männern seiner Umgebung gewonnen hatte, ließ sich mit der Erfahrung vergleichen, die mir jetzt zuteil werden sollte. Ungezählte Tage würde ich in der Gesellschaft dieses außergewöhnlichen Mannes verbringen, würde im Zug, im Wagen und im Flugzeug mit ihm reisen, mit ihm essen, den Gesprächen lauschen, die er mit seinen Parteigenossen führte, seine Reden bei den Wahlversammlungen anhören und in den verschiedensten Teilen Deutschlands die Reaktion der deutschen Wähler beobachten können.

Putzi Hanfstängl und ich waren unter den ersten, die an jenem grauen regnerischen Morgen des 5. April 1932 in Tempelhof eintrafen, wo Hitlers Wahltrupp sich auf der Rollbahn neben der dreimotorigen D 2001 der Lufthansa versammelte, die die NSDAP für ihren Führer gechartert hatte. Vor uns war bereits der fröhliche kleine Heinrich Hoffmann gekommen, der Münchner Hartsäufer und Fotograf, der laut Putzi zehn Prozent seines Verdienstes an den Führeraufnahmen an Hitler zahlte und dafür ein Monopol innehatte, das ihn reich

ADOLF HITLER
KANZLEI:
MÜNCHEN 2, BRIENNERSTR. 45
FERNSPRECHER 59 0 59

MÜNCHEN, den 30. Sept. 1931.

H/W.

Sehr geehrter Herr Delmer !

So ehrend für mich Ihre liebenswürdige Aufforderung ist, meine Ansichten über die derzeitige Krise in England mitzuteilen, so gross sind aber auch meine Bedenken, mich einer solchen Aufgabe zu unterziehen. Ich fürchte, dass vielleicht ein Teil des englischen Publikums es als anmaßlich empfinden würde, wenn ich als Deutscher Auffassungen in einer englischen Zeitung vertrete, die nach meinem besten Wissen und Gewissen nichts anderes sein könnten, als eine Kritik politischer Maßnahmen und Vorgänge, die bisher leider auch von einem grossen Teil des englischen Volkes sicherlich als richtig angesehen worden sind. Ich hoffe ja allerdings, dass gerade aus dieser Krise heraus in England die Geneigtheit wachsen wird, aus eigenem Ermessen die letzten zwölf Jahre einer Nachprüfung zu unterziehen. Ich würde glücklich sein, wenn sich daraus eine Überwindung jener unseligen Kriegspsychose in solchem Umfange ergeben könnte, dass die von mir und meiner Bewegung ersehnte Anbahnung eines wirklich herzlichen Verhältnisses zwischen dem englischen und deutschen Volk endlich Wirklichkeit würde. Denn ich glaube, dass die nunmehr hereinbrechende Krise überhaupt nur durch ein engstes politisches Zusammenarbeiten jener Nationen gelöst werden kann, die in der Wiederaufrichtung eines natürlichen europäischen Gleichgewichtes die erste Voraussetzung zur Beschäftigung mit jenen grossen Weltfragen sehen, unter denen auch England heute leidet.

Ich bitte daher nochmals, von dem mich so ehrenden Ersuchen absehen zu wollen und ich verbleibe

Ihr sehr ergebener

Herrn D. Sefton Delmer
Berliner Büro des Daily Express
Berlin W 10, Viktoriastr. 11.

machte. Auch Prinz August Wilhelm war da, spazierte so kinnlos und X-beinig umher wie eh und je, scherzte und gab sich leutselig gegen jedermann.
Dann kam Goebbels in einem nagelneuen beige und braunen Mercedes-

Kabriolett angefahren. Der kleine Doktor mit dem Klumpfuß sah recht elegant aus in seinem beinahe weißen Trenchcoat und dem braunen Hut, dessen Krempe fast ebenso scharf eingeknickt war wie die Falten in seinem krampfhaft lächelnden Gesicht. Er hatte seine hübsche blonde Frau mitgebracht und dazu den Verkaufsdirektor der Mercedes-Werke, der ihm den Wagen an diesem Morgen geliefert hatte. Magda Goebbels wirkte äußerst attraktiv, unproletarisch und sehr wenig nazihaft in ihrem schwarzen Persianermantel und der kleinen Persianerkappe, die flott auf ihrem weizenblonden Haar saß. Sie bildeten genau den richtigen Kontrast zu ihrer glatten weißen Haut und den blauen Augen.
Wir drängten uns pflichtbewußt herzu, um den Wagen zu besichtigen und einige höfliche Bemerkungen auszutauschen.
»Kommen Sie mit uns, Frau Doktor?« fragte ich Magda Goebbels und bemühte mich dabei, meinen besten Oxforder Charme zu entfalten. Als sie antwortete, überraschte mich die schwingende Musikalität ihrer Stimme.
»Aber nein!« lachte sie. »Der Führer wird doch nicht erlauben, daß eine Frau in seinem Flugzeug mitfliegt. Das bringt seiner Ansicht nach Unglück.« – »Dann bleiben für Sie also nur Kirche, Küche und Kinder, Frau Doktor?« – »Küche und Kinder, ja, aber Kirche wohl weniger. Haben Sie unsere Kinder noch nicht gesehen, Herr Delmer? Ich muß doch Dr. Hanfstängl sagen, daß er Sie mal zu einem von meinen ›Five o'clocks‹ mitbringt, dann werde ich sie Ihnen vorstellen. Sie sind wirklich süß.« Ja, sie sagte tatsächlich ›zu einem von meinen Five o'clocks‹. Das war eine Abkürzung für ›Five o'clock tea‹ und bezog sich auf den Empfang für Persönlichkeiten der Politik und der Gesellschaft, den Frau Goebbels einmal wöchentlich in ihrer geräumigen Wohnung am Reichskanzlerplatz im Westen Berlins gab.
Ich beteuerte gerade, wie gern ich kommen würde, als zwei schwarze Mercedes-Limousinen anrollten – Hitler und sein Begleitkommando. Die schwarz uniformierten SS-Leute sprangen heraus, spritzten vor und öffneten den Schlag von Hitlers Wagen. Er stieg aus und ging in seinem hellen Trenchcoat und dem weichen schwarzen Künstlerhut auf uns zu, wobei er den Arm zum Gruß anwinkelte und uns allen wie ein wohlwollender Onkel zulächelte. Frau Goebbels stürzte vor, faßte seine Hand und zog ihn aufgeregt zu ihrem neuen Wagen.
»Mein Führer«, sagte sie, »Sie müssen ihn einfach ausprobieren. Er ist traumhaft.« Hitler, der von seiner unterwürfigen Umgebung stets als großer Autofachmann gepriesen wurde, nahm gnädig neben dem

Fahrer Platz. Nach einigen erklärenden Worten des dienernden Verkaufsdirektors der Mercedes-Werke ließ der Chauffeur den Motor an und fuhr ein paar Runden auf der Rollbahn.

»Na, wie war es?« erkundigte sich die blonde Magda, als sie wieder hielten. Sie hatte ihren Kopf durch das Wagenfenster und direkt vor Hitlers Nase gesteckt.

»Genau wie Sie gesagt haben, Frau Doktor«, erwiderte Hitler mit einem Lächeln, das durch die Nähe von Frau Goebbels' Chanel Nr. 5 etwas nervös ausfiel. »Es ist ein wundervoller Wagen. Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Wenn Sie mit dem einen Unfall haben, passiert Ihnen nichts, während Sie in einem anderen Wagen tot wären. Der Mercedes hat eine solide Stahlkarosserie. Mir hat der Mercedes-Stahl mehr als einmal das Leben gerettet.«

Und mit diesem Kompliment für den entzückten Verkaufsdirektor stieg Hitler aus, schüttelte alle Hände, die sich ihm entgegenstreckten, kletterte, immer noch händeschüttelnd, lächelnd und nach links und rechts grüßend, die Stufen hinauf und verschwand im Flugzeug.

So unauffällig wie möglich setzte ich mich genau zwei Reihen hinter ihm auf die andere Seite, so daß ich ihn gut beobachten konnte. Ihn und den Rest der Gesellschaft. Und was waren wir für eine Gesellschaft! Im Heck zunächst der Tür saß Sepp Dietrich, der lustige kleine Kampfhahn, ein früherer Wachtmeister der bayrischen Kavallerie, jetzt Chef der Leibwache. Mit ihm seine Leute, vier oder fünf Mann. Aber namentlich erinnere ich mich nur an Dürr, einen untersetzten, plattnasigen Boxertyp mit Blumenkohlohren. Einige von den anderen Männern wirkten für Angehörige der Leibwache auffallend zartgliedrig – fast weibisch. Als sie Fotos aus ihren Brieftaschen zogen und sie mit den Bemerkungen wie »Ist er nicht süß?« herumzeigten, begann ich mich zu fragen, ob nicht vielleicht der Stabschef bei ihrer Auswahl die Hand im Spiel gehabt hatte. Aber so weich sie auch aussahen, sie waren recht hart – wie sie uns noch an diesem Abend, nur ein paar Stunden später, beweisen sollten.

Am vorderen Ende, nahe der Pilotenkanzel, saß Prinz August Wilhelm. Er hatte eine große Schachtel Pralinen mitgebracht, die er nun herumreichte. Nur Hitler lehnte es ab, davon zu nehmen – was bei seiner Leidenschaft für Süßigkeiten überraschen mußte. Neben dem Prinzen saß der helläugige und bärtige Hanke, damals Sekretär von Goebbels. (Später sollte Hanke der Gauleiter von Schlesien werden, der 1945 die Stadt Breslau und ihre Bewohner in sinnlosem Widerstand opferte, sich selbst aber rechtzeitig in Sicherheit brachte.)

Hinter Hanke saß Hanfstängl. Armer Putzi! Er haßte Flugreisen und den übelkeiterregenden Geruch nach Gummi und Benzin, der dazumal mit solchen Reisen verknüpft war. Er tat sein Bestes, um sich dagegen zu schützen, indem er Lavendelwasser auf seine Hände und sein Taschentuch schüttete. Jedesmal wenn ich zu ihm hinüberblickte, sah ich, wie er seine Hände rieb wie ein eifriger levantinischer Händler und sie dann an seine lange Nase hielt. Schließlich griff Hitler ein und verbot Putzi den weiteren Gebrauch von Lavendelwasser.

»Hanfstängl, dieses Zeug, was Sie da haben, riecht schlimmer als das Zimmer einer Bordellwirtin«, herrschte er ihn an. »Stecken Sie's weg.« In Wirklichkeit war Hitler nur so empfindlich, weil Hanfstängl ihm ständig – sogar durch sein Lavendelwasser – zu verstehen gab, daß er in intellektueller und ästhetischer Hinsicht ein paar Stufen höher stand als die übrigen Leute aus der Umgebung des Führers[1].

Und man brauchte sich die Männer auf den anderen Sitzen nur kurz anzusehen, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Da war zum Beispiel Helmut Brückner, ein großer, kräftiger Ex-Hauptmann des deutschen Heeres, jetzt Hitlers Adjutant. Oder Schaub, ein plumper früherer Soldat mit einem Holzbein, den Hitler als eine Art Kammerdiener und Faktotum benutzte.

Der kleine Krause, ein Reporter von Goebbels' Zeitung ›Der Angriff‹, saß direkt vor mir und Goebbels gegenüber. Er hatte zu seiner Ziviljacke braune Cordbreeches und braune Reitstiefel angezogen, um seinem verachteten Gewerbe einen martialischen National-Sozialisten-Anstrich zu geben.

Sie alle – mit Ausnahme von Hanfstängl, mir und den Männern der Leibwache – schienen eifrigst bedacht, Hitlers Aufmerksamkeit durch irgendeine Handlung auf sich zu lenken, die ihren nationalsozialistischen Eifer für Führer und Vaterland bezeugte. ›Auwi‹ hielt Hitler die Titelseite des ›Völkischen Beobachters‹ hin, damit dieser die eindrucksvolle typographische Aufmachung seiner letzten Wahlrede bewundern konnte. Goebbels lehnte sich vor, um ihm mit gackerndem Gelächter eine pikante Anekdote zu erzählen, die er selbst offenbar für ungeheuer komisch hielt, die Hitler jedoch kalt ließ. Schaub kam und bot belegte Brote an. Hitler lehnte ab. Und es war eine rein mechanische

[1] Hitlers Minderwertigkeitskomplex gegenüber Hanfstängl datierte noch aus den turbulenten Tagen des gescheiterten Kapp-Putschs im Jahre 1920, in denen Putzi seinem Führer das Leben rettete, indem er einer Kommunistenstreife, die sie angehalten hatte, erklärte, er sei ein amerikanischer Diplomat und Hitler sein Diener. Hitler verzieh ihm das nie.

Geste, mit der er den Stapel Zeitungsausschnitte durchblätterte, den Goebbels ihm gereicht hatte.
Bald war Hitler in mürrische Apathie versunken. Er saß da und starrte teilnahmslos aus dem Fenster, das Kinn in die rechte Hand gestützt, Wattepfropfen in den Ohren. Nur hin und wieder veränderte er seine Stellung ein wenig oder kratzte sich im Nacken. Das war für mich ein völlig neues Hitler-Bild: das absolute Gegenteil des händeschüttelnden, auf Wirkung bedachten Mannes, der sich in Tempelhof von Magda Goebbels und den anderen verabschiedet hatte. Ich bin seitdem mit manchem großen Staatsmann gereist, aber bei keinem habe ich einen solchen Kontrast zwischen der öffentlichen und der privaten Persönlichkeit beobachtet wie bei Hitler.
Der Mann, den ich jetzt sah, war ein müder und nicht sehr erfolgreicher Handelsvertreter, der mit seinen Mustern zu einem Kunden flog, welcher keine große Lust hatte, sie anzusehen, und den zu besuchen er selbst keine große Lust hatte. Ich begann mich zu fragen, ob der Mann, den ich betrachtete, wohl der wirkliche Adolf Hitler war: der gescheiterte Künstler, der ewige Student, der nie ein Examen gemacht hatte, der Halbstarke, der lieber aus Österreich geflohen war, als sich der Disziplin und dem Zwang des Militärdienstes zu unterwerfen. War der andere Hitler nur eine Pose, das Produkt einer unglaublichen Anspannung von Wille und Phantasie?
Pose oder nicht, im Augenblick, da unser Flugzeug den Boden berührte, kam der andere Hitler wieder zum Vorschein. Unsere erste Station war Stolp, der alte pommersche Stapelplatz des Hansebunds, der infolge des Hitlerschen Angriffskriegs heute ein Teil Polens ist und einen polnischen Namen trägt: Słupsk.
Als die Tür des Flugzeugs geöffnet wurde, trat Hitler hinaus und nahm sofort, noch auf der obersten Stufe der Landungstreppe, die Führerhaltung ein – jene Haltung, die er seinem früheren Mentor und Meister Erich Ludendorff abgeguckt hatte. Da stand er: barhäuptig, aufrecht und ernst, die Schultern zurückgeschoben, der Mund Ausdruck kriegerischer Entschlossenheit, die Hand zum Gruß erhoben. Dann, als das Willkommensgeschrei der Menge immer lauter anschwoll, kam der Übergang zur zweiten Phase.
Seine Augen weiteten sich, so daß man das Weiße sehen konnte, und ein ›Licht‹ kam hinein. Ein Licht, das freundliches Verständnis für die Nöte seines Volkes ausdrücken sollte, furchtlose Zuversicht, das Licht in den Augen eines Messias, der berufen war, Deutschland zu seinem Platz an der Sonne zu führen. Ich kannte dieses Licht nur zu gut.

Seine Bedeutung war mir auf meiner Schule in Berlin mit Hilfe des Deutschen Lesebuchs für die Untertertia beigebracht worden. Man nannte es das ›leutselige Leuchten‹. In den Geschichtsbüchern meiner Schule hatten sämtliche Hohenzollern dieses ›leutselige Leuchten‹ an sich, wenn sie ihren ergebenen Untertanen begegneten. Und jetzt ›leuchtete‹ Hitler meisterhaft. Der uniformähnliche Trenchcoat, den er trug, verstärkte diese Wirkung noch. Er gab ihm genau den richtigen neuzeitlichen Anstrich des einfachen Mannes und ehemaligen Offiziers, der Tonfilm-Verkörperung von Siegfried, dem Lichtgott.
Von der Plattform schritt er die wippenden Stufen hinab, ohne zu Boden zu blicken; ununterbrochen hielt er die Menge im Bann seiner Augen. Cécile Sorel, die berühmte Schauspielerin von der Comédie Française mit ihrem *›les ai-je bien descendus?‹* hätte es nicht besser gekonnt.
Unten angelangt blieb er noch einmal stehen, um die Honoratioren, die zu seinem Empfang erschienen waren, mit halb erhobenem Arm und einem weiteren ›leutseligen Leuchten‹ zu begrüßen. Jeder der Herren trat einzeln vor und stand stramm, genau wie ein Offizier vor einem inspizierenden General.
All das machte großen Eindruck auf den jungen Reporter Delmer. Denn die Herren, die an diesem 5. April 1932, zehn Monate vor der ›Machtergreifung‹, auf den Flugplatz gekommen waren, um Hitler zu begrüßen, waren keineswegs alle Amtswalter der NSDAP. Fast sämtliche Honoratioren von Stolp hatten sich für Hitler hierher bemüht: der oberste Polizeichef, der Kommandeur der Reichswehr, die Spitzen der Justizbehörde und dazu eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern der Verwaltung. Nicht nur aus Stolp, sondern meilenweit aus der ganzen Umgebung. Sie alle waren gekommen, um sich dem Mann vorzustellen, von dem sie hofften oder fürchteten, daß er bald der Herr Deutschlands sein werde. Und sie alle redeten ihn mit ›mein Führer‹ an. Nie wieder habe ich eine eindrucksvollere Illustration des alten französischen Axioms erlebt: *›Le préfet travaille pour le gouvernement de demain‹* – der Präfekt arbeitet für die Regierung von morgen.

»Los! Schnell!« rief Hanfstängl, als wir aus unserem Wagen kletterten und hinter Hitler her in das ehemalige Fabrikgebäude liefen, in dem die Stolper Wahlversammlung stattfinden sollte. Wir galoppierten so eifrig, daß ich mich direkt hinter Hitler befand, als er zwischen zwei Mauern hochgereckter Arme und strahlender, verzückter Gesichter auf das Podium zuschritt. Einige der Gesichter schienen sogar mich ver-

ehrungsvoll anzustrahlen, weil ich dem Messias so nahe war, und eine Frau, die Hitlers Hand nicht hatte erhaschen können, bückte sich hastig, um nach der meinen zu greifen. Putzi schob sich rasch zwischen uns wie ein geschickter Fußballspieler.

Und dann saß ich dort oben auf einem harten Stuhl vor dem riesigen Hakenkreuzbanner, das von der Balustrade herabhing, und blickte hinunter in die Menge, die hier seit dem frühen Morgen auf Hitler gewartet hatte. Während der letzten zwei Stunden hatte keiner zu rauchen gewagt, weil der Messias keinen Tabakrauch mochte.

Die Rede? Es war dieselbe, die ich vor ein paar Tagen im Berliner Sportpalast aus seinem Mund gehört hatte und die ich während dieser Wahlreise bei allen Versammlungen hören sollte – jeweils entsprechend dem Ort, in dem wir uns befanden, mit geringfügigen Abwandlungen. Doch als ich so zuhörte und das Publikum beobachtete, schien es mir, als seien die Menschen gar nicht so sehr von dem beeindruckt, was Hitler sagte, sondern vielmehr von dem Zauber seiner physischen Gegenwart. Welche Ironie lag doch in der Tatsache, daß Kanzler Brüning dadurch, daß er sich über die demokratischen Spielregeln hinwegsetzte und Hitler den Zugang zum Rundfunk sperrte, ihn zu diesem so ungeheuer wirksamen direkten Appell an die Wählermassen zwang, während er selbst im Vertrauen auf sein Rundfunkmonopol und den Handel, den er mit den Sozialdemokraten geschlossen hatte, kalt, negativ und fern in seinem Büro saß! Selbst wenn Hitler jetzt nicht die nötige Stimmenzahl erhielt, um Hindenburg zu schlagen, so würde doch meiner Überzeugung nach seine Anziehungskraft auf die Massen durch diese Wahlkampfmethode so wachsen, daß Brüning sein Verhalten eines Tages gewiß bedauern würde.

Nach Beendigung seiner Rede stand Hitler mit erhobenem Arm und hochgerecktem Kopf da, atmete das hysterische Kreischen der sonst so sturen Pommern ein und schenkte ihnen allen eine reichliche Dosis an ›leutseligem Leuchten‹. Plötzlich aber war er fort. Putzi, die Mitglieder des Begleitkommandos und ich mußten kopfüber hinter ihm herstürzen wie Reisende auf einem Umsteigebahnhof, die noch den letzten Zug nach Hause erwischen wollen. Wir sprangen in den erstbesten unserer Wagen und rasten in irrsinnigem Tempo hinter Hitler her, hinaus zum Flugplatz. Hitler selbst schien diese Hetzjagd in Autos und Flugzeugen zu genießen. Sie gab ihm das Gefühl dramatischer Hochspannung und paßte großartig zu seiner Rolle als der Mann, der in zwölfter Stunde erscheint, um das deutsche Vaterland zu retten.

Doch an diesem 5. April 1932 ging nicht alles so glatt. Als wir in dem Ostseehafen Elbing, in dem es viele Arbeitslose und eine starke kommunistische Ortsgruppe gab, auf dem Weg zu der dritten Versammlung dieses Tages waren, gerieten wir in einen Hinterhalt der Kommunisten. Wir bogen im Industrieviertel um eine Ecke, und plötzlich standen auf beiden Seiten der schlüpfrigen, mit Kopfsteinen gepflasterten Straße Männer in Arbeitskleidung, rote Tücher um den Hals geschlungen, die Mützen tief in die Augen gezogen. »Nieder mit Hitler!« grölten sie. »Nieder! Nieder! Nieder!«

Die Demonstranten versuchten die Straße vor Hitlers Wagen zu sperren. Aber Julius Schreck, Hitlers Fahrer, war schneller als sie. Die große schwarze Limousine mit den verchromten Kompressorschlangen kurvte, schlitterte und rutschte, und schon war sie auf und davon. Unterdessen waren jedoch Hitlers mit Lederjacken bekleidete Leibwächter aus ihrem Wagen gesprungen und gingen mit Gummiknüppeln und Schlagringen auf die Arbeiter los. Steine flogen durch die Luft, Revolverschüsse knallten. Dann saßen Sepp Dietrichs Leute wieder in ihrem Wagen, und die Fahrt ging weiter.

Ich war recht erstaunt, daß Hitlers Polizeieskorte gar nicht zu bemerken schien, wie Dietrichs starke Männer das Gesetz in die eigenen Hände nahmen. Offenbar hielt die Polizei die Anwendung von Gummiknüppeln und Revolvern gegen pfeifende und johlende Menschen für gerechtfertigt. Nicht umsonst war der Polizeichef unter den Honoratioren gewesen, die zu Hitlers Begrüßung erschienen waren.

Die letzte für diesen Tag vorgesehene Stadt war Königsberg. Wir fuhren alle in ein Hotel, obwohl wir nicht hier die Nacht verbringen, sondern im Schlafwagen weiterreisen wollten. Als es jedoch Zeit war, zum Bahnhof zu fahren, vermißte ich den Koffer mit meinem Nachtzeug und den Notizbüchern.

»Ach was, wir fahren jetzt zum Bahnhof und warten dort«, meinte Putzi. »Der Koffer muß ja wieder auftauchen – wahrscheinlich ist er unter das Gepäck des Führers geraten.« Ich stand auf dem Bahnsteig, unterhielt mich mit Hitler und Goebbels und hatte mich schon völlig mit dem Verlust meines Koffers abgefunden, als Putzi kam und mich beiseite zog. Und da war mein Koffer: Ein lächelnder Mann mit einem kinnlosen Gesicht und einem Klemmer auf der Nase hielt ihn in der Hand. Ich war der Meinung, er sei ein Angestellter des Hotels oder des Fundbüros, dankte ihm und wollte ihm eben eine Mark Trinkgeld in die Hand drücken, als der stets wachsame Putzi herbeistürzte und mich wieder einmal vor einer großen Blamage rettete.

»Um Gottes willen, stecken Sie das Geld weg«, flüsterte er mir zu. Dann wandte er sich zu dem Mann mit dem Klemmer und sagte laut: »Parteigenosse Himmler, darf ich Ihnen Mr. Sefton Delmer vorstellen. Mr. Delmer, das ist Herr Heinrich Himmler, der Leiter des Sicherheitsdienstes von Herrn Hitler.«
Himmler hatte meinen Koffer entwendet, um ihn zu durchsuchen. In seiner Eigenschaft als Chef des Sicherheitsdienstes wollte er sich vergewissern, ob der Geheimagent Delmer auch keine Bomben oder andere Mordwerkzeuge in seinem Koffer hatte. Er gestand es mir bei einer späteren Gelegenheit, als er mit Röhm bei mir speiste und die gesellige Stimmung zu Vertraulichkeiten einlud.

Die Mahlzeiten mit Hitler auf dieser und anderen Reisen, auf denen ich ihn später noch begleitete, bedeuteten immer eine recht unangenehme Prüfung. Er aß lediglich vegetarische Gerichte – gewöhnlich einen riesigen Teller mit Karotten, Erbsen, Spargel, Zwiebeln, Lauch, Kohlrabischeiben und Kartoffeln, alles durcheinandergemengt und mit einer dicken weißen Sauce übergossen. Er trank keinen Tropfen Alkohol, und obgleich er seiner Umgebung nicht verbot, Fleisch zu essen und Wein zu trinken, verlieh seine Sonderdiät ihm doch eine Aura der Isolierung, die am ganzen Tisch eine gewisse Befangenheit verbreitete.
Hitler war bei seinen Mahlzeiten entweder vollkommen schweigsam oder er redete in selbstbewußtem Ton und erging sich mit dem ganzen dogmatischen Nachdruck des Autodidakten in weitschweifigen Erklärungen. Plaudern war eine ihm unbekannte Kunst. Und er mochte sie auch nicht bei anderen. Wenn Hanfstängl eins seiner bayrischen Wortspiele machte und ich lachte, blickte der Meister zu unserem Tischende herüber und runzelte mißbilligend die Stirn. Widerspruch war verboten. Nur Fragen waren willkommen. Und Hitlers Tischgenossen achteten sorgsam darauf, daß die Fragen, die sie an das Orakel stellten, ihm Gelegenheit gaben, mit einem Vortrag über eins seiner Lieblingsthemen zu beginnen. Am liebsten sprach er über den Krieg, den Krieg der Zukunft, den Krieg der Vergangenheit und speziell über den Ersten Weltkrieg.
Meinen größten Erfolg verbuchte ich, als ich Hitler bat, mir zu erzählen, wie er sich sein Eisernes Kreuz verdient hatte, indem er ganz allein fünfzehn Tommies gefangennahm – so wenigstens hatte das Pressebüro der NSDAP es berichtet. Hitler brach in ein entzücktes Gelächter aus.

»Mein lieber Herr Delmer«, begann er, während er sich ein Stück Schokoladentorte zu seinem zu stark gezuckerten Kaffee abschnitt, »diese fünfzehn Gefangenen, die ich gemacht habe, waren keine Engländer. Niemand weiß besser als ich, daß ich allein niemals fünfzehn englische Soldaten hätte gefangennehmen können. Diese Leute waren selbstverständlich Franzosen.«
›Da haben wir's!‹ dachte ich bei mir. ›Wieder mal der übliche Versuch, die Entente aufzuspalten!‹ Aber ich drängte Hitler weiterzureden. Und ich muß sagen, die Geschichte, die er nun erzählte, war durchaus überzeugend. Seltsamerweise tun die Historiker selbst heute noch so, als habe es mit Hitlers Eisernem Kreuz irgend etwas Geheimnisvolles auf sich. Mein Bericht erschien seinerzeit nur in der letzten Ausgabe des *Daily Express*, so daß er wohl vielen entgangen ist. Auf die Gefahr hin, vom Thema abzuschweifen, will ich daher an dieser Stelle noch einmal wiedergeben, was mir Hitler an jenem Nachmittag bei Kaffee und Kuchen erzählte, während seine Anhänger um ihn herumsaßen und mit weit aufgerissenen Augen der Geschichte ihres ›Chefs‹, wie sie ihn nannten, lauschten.
»Es war am 1. oder 2. Juni 1918«, berichtete Hitler, »an das genaue Datum kann ich mich nicht mehr erinnern. Unsere Truppe hatte gerade den kleinen Ort Vezaponin zwischen Anizy und Soissons im Sturm genommen. Ich war Meldegänger und hatte den Auftrag, die Verbindung mit dem rechten Flügel unserer vorrückenden Truppen herzustellen. Rechts von mir befand sich eine Anhöhe, die sowohl von unseren eigenen wie von den feindlichen Geschützen schwer unter Feuer genommen worden war.
›Dort werden unsere Jungens sein‹, dachte ich bei mir, ›hinter dieser Anhöhe.‹
Eben war ich hinaufgestiegen, als eine Granate explodierte. Als der Rauch sich verzog, blickte ich in einen Krater. Rings um mich war das ganze Feld gesprenkelt von Hunderten runder Stahlhelme, die wie Pilze aussahen. ›Du lieber Gott, Franzosen!‹ sagte ich zu mir selbst. ›Das ist das Ende des Gefreiten Hitler.‹
Ohne nur einen Augenblick nachzudenken, brüllte ich sie in schlechtem Französisch an: *›Vous êtes prisonniers!‹*[1] Gleichzeitig tat ich, als gäbe ich deutschen Soldaten, die sich hinter mir befanden, Befehle. Natürlich war kein einziger da, aber der Bluff tat doch seine Wirkung.«

[1] Es ist dies das einzige Mal, daß ich einen Satz in einer Fremdsprache aus Hitlers Mund hörte.

Hitler kicherte vor Vergnügen. Nichts auf der Welt machte ihm soviel Spaß wie ein gelungener Bluff.
»Diese Franzosen«, fuhr er fort, »kamen wie die Ratten eiligst aus ihren Unterständen hervorgekrochen, erst einer, dann ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter. Immer mehr kamen zum Vorschein. Ich hielt meine Pistole auf sie gerichtet. Aber mein Mut sank doch, als sie immer zahlreicher wurden.
Als sie alle herausgekommen waren, stellte ich fest, daß ich es mit fünfzehn Franzosen zu tun hatte: mit dreizehn Soldaten, einem Offizier und einem Unteroffizier. Vier meiner Gefangenen hatten Pistolen, die übrigen hatten ihre Waffen weggeworfen. Ich wollte den Bewaffneten zurufen, sie sollten ihre Pistolen ebenfalls wegwerfen, aber dazu reichte mein Französisch nicht aus. So brüllte und schrie ich nur mit ihnen herum und zwang sie, auf den Ort zuzumarschieren.
Bei jedem Schritt fürchtete ich, sie würden sich auf mich stürzen. Ich behielt die vier Kerle mit den Pistolen genau im Auge und war entschlossen, sofort zu schießen, sowie sie eine verdächtige Bewegung machten. Dabei sah ich mir die ganze Zeit die Augen aus nach irgendwelchen deutschen Soldaten, die mir zu Hilfe kommen konnten. Aber ringsum war alles wie ausgestorben.
Endlich bemerkte ich zwei unserer Funker und rief sie an. Sie waren unbewaffnet, aber wir schafften es doch zu dritt, die fünfzehn vor Angst zitternden Franzosen vor uns herzutreiben und in sicheres Gewahrsam zu bringen. Am 4. August 1918 bekam ich dafür das Eiserne Kreuz erster Klasse.«
Hitler erzählte seine Geschichte mit innerem Vergnügen, und als ich ihn um die Erlaubnis bat, sie veröffentlichen zu dürfen, grinste er über das ganze Gesicht. »Aber bitte! Aber bitte!« schrie er fast. »Die Engländer sollen nicht glauben, ich behauptete, ich hätte sie gefangengenommen, während ich doch in Wirklichkeit nur Franzmänner geschnappt habe.«

Ein anderer Wesenszug Hitlers, der mir während dieser Reise auffiel, war die vollkommene Selbstbeherrschung, mit der er seine magnetische Wirkung auf die Menschen an- und abschalten konnte. Wenige Tage nach unserem Besuch in Königsberg erlebte ich ein Beispiel dafür. Er hatte im Stadion von Koblenz eine Wahlrede gehalten und saß jetzt mit mir in seinem Eisenbahnabteil im Bahnhof von Koblenz. Wir unterhielten uns und warteten auf die Abfahrt des Zuges, der uns in die Stadt bringen sollte, in der die nächste Wahlversammlung stattfand.

Hitler setzte mir gerade auseinander, was er tun würde, falls nach seiner Machtergreifung ein Run auf die Reichsmark einsetzen sollte. Plötzlich wurde die Abteiltür aufgeschoben, und Hitlers riesiger Adjutant Brückner stand im Türrahmen, den er mit seiner mächtigen Gestalt ausfüllte.
»Mein Führer«, meldete Brückner, »zwei Mädel sind den ganzen Weg vom Stadion bis hierher gelaufen. Sie bitten dringend um die Erlaubnis, Ihnen huldigen zu dürfen.«
Hitler stand auf und trat in den Korridor. Ich hielt es für diskreter, ihm nicht zu folgen. Aber obgleich ich nichts sah, hörte ich unwillkürlich mit an, was draußen vor sich ging. Aus dem Korridor drangen krampfhafte Schluchzer, hysterische Schreie und seltsam geifernde Laute herein, als die Mädchen sich zu Boden warfen, um die Hände und die Stiefel ihres Führers zu küssen. Von Hitler hörte ich nicht ein einziges Wort. Dann kam er ins Abteil zurück. Er war außerordentlich bewegt. Ohne mir einen Blick zuzuwerfen, riß er den Vorhang beiseite, schob das Fenster hinunter und blickte zu den Menschen auf dem Bahnsteig hinaus. Er sah sie mit seinem mesmerisch starren Blick an, wandte seine Augen wie einen Scheinwerfer im Bogen von links nach rechts und übermittelte jedem, der ihn sehen konnte, die Erregung, die die beiden Mädchen in ihm erweckt hatten und die er nun an die Menge weitergab. Dann, während die Männer und Frauen auf dem Bahnsteig noch immer jubelten und ›Siegheil!‹ schrien, schob er langsam das Fenster wieder hoch, zog den Vorhang zu, setzte sich und nahm unsere Unterhaltung da wieder auf – wo er sie abgebrochen hatte.

Eine paradoxe Eigenschaft entdeckte ich an diesem Mann, der sich selbst seines eisernen Willens rühmte: eine tiefe Abneigung dagegen, unangenehme Entschlüsse zu treffen. Er floh buchstäblich davor. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür erzählte mir Putzi Hanfstängl. Eines Tages kurz nach Beendigung unserer Wahlreise kam in Berlin eine dringende politische Frage zur Diskussion. Sie betraf die Haltung der Partei gegenüber der Regierung. In seiner Zimmerflucht im Hotel Kaiserhof hielt Hitler eine Konferenz mit Göring, Röhm und Strasser ab. Göring vertrat eine Ansicht, Röhm eine andere und Strasser eine dritte. Hitler mußte sich für eine dieser Ansichten entscheiden. Plötzlich stand er auf und erklärte, er müsse kurz auf die Toilette gehen.
»Bin gleich wieder da«, murmelte er, als er aus der Tür ging. Fünfzehn Minuten verstrichen, zwanzig, dreißig. Schließlich ging Göring hinaus, um nach Hitler zu sehen.

»Ach, wußten Sie das gar nicht, Herr Hauptmann?« sagte der Portier des Kaiserhofs. »Herr Hitler hat das Hotel vor etwa fünfundzwanzig Minuten verlassen.« Wie ich gehört habe, hat Hitler auch später, als er nicht mehr Agitator, sondern Diktator und Kriegsherr war, den Mitgliedern seines Kabinetts und seinen Generalen immer wieder ähnliche Streiche gespielt. Es war nun einmal seine Gewohnheit, dringende Geschäfte hinauszuschieben und sich angenehmeren Ersatzbeschäftigungen zu widmen, etwa Texte für die von Hoffmann gemachten Fotos oder eine neue Siegesallee für Berlin zu entwerfen.
Ich erinnere mich daran, daß er Stunden damit zubrachte, die Entwürfe für die neuen Uniformen seiner SS-Leibwache zu begutachten. Sämtliche Mitglieder der kleinen Gruppe, die ihn auf seiner Wahlreise begleitete, mußten einer nach dem anderen die Mützen aufprobieren. Sogar ich wurde befragt, welche der Totenkopf-Mützen und Abzeichen mir als Engländer am besten gefielen. Und vielleicht war es gar nicht so unglaublich, wie es mir damals vorkam, daß meine Wahl als die des Vertreters einer Nation, die in der Herrenmode als maßgebend galt, schließlich akzeptiert wurde und die Uniform der Männer wurde, die meine jüdischen Freunde in die Gaskammern schicken sollten.

Als die siegreichen Alliierten 1945 die ›Re-education‹ Deutschlands in Angriff nahmen, sonderten sie als besonders belastete Gruppe von Nationalsozialisten jene Männer und Frauen aus, die schon vor Hitlers Machtergreifung in die NSDAP eingetreten waren – die Männer und Frauen also, die Hitler während seiner Wahlkampagnen in den Jahren 1931 und 1932 zu seiner Sache bekehrte und anwarb. Ich halte diese Einstufung für einen bedauernswerten Irrtum.
Aus allem, was ich in jenen Tagen sah und hörte, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die damals neugewonnenen Nationalsozialisten sich nicht so sehr von bestimmten Versprechungen in Hitlers Parteiprogramm angezogen fühlten, sondern vielmehr abgestoßen waren durch die von Hitler bloßgestellte Korruption und Unfähigkeit der damaligen deutschen Regierung. Diejenigen, die gewisse radikale Forderungen der Nationalsozialisten ablehnten wie z. B. die ›Abschaffung der Zinsknechtschaft‹ oder die ›Ausschließung der Juden aus der deutschen Volksgemeinschaft‹, waren nur allzu bereit, den privat vorgebrachten Entschuldigungen führender Parteimitglieder Glauben zu schenken, daß es sich hier um bloße Propagandaparolen handele, die man nicht ernst zu nehmen brauche, daß ›die einzigen Juden, die leiden würden, die kommunistischen Juden seien‹.

Gewiß gab es Tausende verbrecherischer kleinbürgerlicher Revolutionäre, die die antijüdischen Parolen wörtlich nahmen und es darauf absahen, jüdische Läden und Firmen übernehmen zu können, sobald Hitlers Tag gekommen war – genau wie die heute von den sogenannten ›Fortschrittlern‹ so gefeierten afrikanischen und algerischen ›Freiheitskämpfer‹ nur darauf warten, sich den Besitz der Weißen zu eigen zu machen. Die Mehrzahl der zu Hitlers Sache Bekehrten jedoch sahen in ihm nur den unbekannten Soldaten, der auf wunderbare Weise aus der Asche des besiegten und gedemütigten Deutschland aufgestiegen war, den Mann, der die ›Verräterrepublik‹ mit all ihren Durchstechereien, ihrer Korruption und ihrem unfähigen parlamentarischen System hinwegfegen und seine Anhänger mitsamt allen Volksgenossen aus dem Sumpf zu einer neuen Blüte, aus nationaler Machtlosigkeit zu nationaler Größe führen würde. Voller Begeisterung sprangen sie auf Hitlers Triumphwagen und fühlten sich damit als tapfere Patrioten.
Wie die meisten Deutschen hingen auch sie der Legende an, daß das siegreiche deutsche Heer 1918 durch die pazifistischen Verräter einen Dolchstoß erhalten habe. Sie glaubten daran, daß Deutschland im Jahre 1914 das unschuldige Opfer feindlicher Angriffe gewesen und der Versailler Friedensvertrag somit ungerecht sei, daß Deutschland diesen Vertrag zerreißen müsse, um seine Ehre und den Platz an der Sonne zurückzugewinnen. Und sie glaubten auch, daß man in der 1918 eingeführten ›demokratischen Lebensweise‹ die Wurzel allen Unglücks zu sehen habe, das über Deutschland gekommen war.
Die Sozialdemokraten hätten diese Legenden austilgen sollen, denn sie waren schließlich die Anführer der Novemberrevolution und die Schöpfer der deutschen Republik gewesen. Aber sie waren schwache, ängstliche und unbedeutende Persönlichkeiten. Seit den ersten Tagen der Weimarer Republik hatten die Führer der Sozialdemokraten wie Ebert und Noske sich den Generalen und ihren phantastischen Plänen untergeordnet. In ihrer Dankbarkeit, daß sie von Seeckt und seiner Armee geduldet wurden, taten die Sozialdemokraten nur wenig, um die Dolchstoßlegende zu bekämpfen. Und sie unternahmen auch nichts gegen die Propagandathese, Deutschland und Österreich trügen nicht die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, ja, sie liehen ihr sogar finanzielle Unterstützung. Aus der Staatskasse zweigten sie große Summen ab für die sogenannte ›Stelle zur Erforschung der Kriegsursachen‹ des Hauptmanns von Wegener in Berlin, deren Aufgabe es war, die deutsche Unschuld am Kriegsausbruch 1914

propagandistisch zu betonen. Die Propaganda hatte Erfolg. In den Augen der deutschen Jugend von 1932 waren die Sozialdemokraten infolgedessen Verräter, deren Staat gestürzt werden mußte. Und Hitler war hierfür der richtige Mann.
Ich kann den Durchschnittsdeutschen nicht tadeln, weil er die Dinge so sah. Ich tadle die Generale und ihre Verbündeten, die deutschen Industriellen. Diese Lügenpropaganda war ganz bewußt von ihnen geschaffen worden. Auf ihren Befehl hin wetterte Hitler gegen die Juden. Er war ihr bezahlter Agent.
Wenn man überhaupt Menschen wegen ihrer politischen Anschauung bestrafen soll – was ich immer für höchst fraglich gehalten habe –, dann verurteile ich viel schärfer jene Nationalsozialisten, die auf Hitlers Triumphwagen sprangen, als er zur Macht gekommen war und seine verbrecherischen Absichten für jeden sichtbar wurden. Für mich sind die ›Bekehrten‹ von 1940 viel verdammenswerter als die von 1932. Doch seltsamerweise sah man 1945 in den neuen Parteigenossen von 1940 harmlose Mitläufer, während die Menschen, die zur Zeit der von mir beobachteten Wahlkampagne von 1932 zur Partei stießen, wie Schwerverbrecher geächtet wurden.

15. Werkzeug der Mächte

Mein Rundflug mit Hitler und die Stunden, die ich mit Röhm in Berliner Nachtlokalen verbrachte, hatten ein unerwartetes Ergebnis: Auch mir wurde eine Rolle zugeschoben in diesem Drama der Intrigen und Gegenintrigen, der Bluffs und Gegenbluffs, das während der letzten Anstrengungen Hitlers, zur Macht zu gelangen, im Jahre 1932 in Berlin gespielt wurde. Es war eine sehr kleine Rolle, und ich war mir ihrer zumeist nicht bewußt – aber es war immerhin eine Rolle.
Gewisse hochgestellte Persönlichkeiten hatten bemerkt, daß Lord Beaverbrooks junger Mann in Berlin über persönliche Beziehungen zu Führern der NSDAP verfügte, an die normalerweise nur andere Nationalsozialisten, Politiker des rechten Flügels oder Großindustrielle herankamen. So begannen sie mich denn zu benutzen, manchmal mit meinem Wissen, manchmal ohne daß ich es wußte und zuweilen, indem sie lediglich meinen Namen ins Treffen führten. Ich hatte nichts dagegen. Für einen Reporter war es ein guter Weg, interessante Neuigkeiten einzuheimsen.

Schon wenige Tage nach meiner Rückkehr von dieser ersten langen Wahlreise mit Hitler wurde mir meine neue Rolle zugeteilt. Obgleich Hitler wie ein fahrender Spielmann durch die Lande gezogen war und trotz des beträchtlichen Stimmenzuwachses, mit dem diese Anstrengung belohnt wurde, war der vierundachtzigjährige Generalfeldmarschall von Hindenburg mit einer Mehrheit von drei Millionen Stimmen wieder zum Reichspräsidenten gewählt worden. Jetzt wollten Kanzler Brüning und seine Verbündeten im sozialdemokratischen Preußen und dem von der Zentrumpartei beherrschten Bayern diesen Sieg ausnutzen und die Vollmachten des alten Mannes dazu gebrauchen, Hitler mit einem einzigen vernichtenden Schlag zu beseitigen. Aber sie standen einer schwierigen Frage gegenüber. Würde der alte Herr mitmachen?

Hindenburg mochte Hitler nicht und mißtraute ihm. Aber zu seinem Kummer hatte er während der Wahlkampfzeit feststellen müssen, daß Hitler eben von den Männern unterstützt wurde, die er, Paul von Beneckendorff und Hindenburg, stets als aufrichtige Verfechter des vaterländischen deutschen Gedankens geachtet hatte, während er selbst von den Vertretern der Linken unterstützt wurde, die er als knieweiche Liberale, und, schlimmer noch, als Verräter verabscheute. Er wollte sich nicht auf einen Bürgerkrieg einlassen, in dem er gezwungen wäre, gegen seine Freunde zu kämpfen.

Und an diesem Punkt wurde ich ins Spiel gezogen. Es war am frühen Nachmittag des 12. April, zwei Tage nach Hindenburgs Wahlsieg. Mein Telefon klingelte. Am Apparat war Robert Weismann, der sozialdemokratische Staatssekretär im Reichsministerium des Innern, mit dem ich im Hause des Finanzmannes Hugo von Lustig Freundschaft geschlossen hatte.

»Könnten Sie wohl für einen Augenblick zu mir herüberkommen?« fragte Weismann. »Ich habe etwas für Sie.«

Acht Minuten später war ich bei ihm. Der große dunkelhäutige, auf etwas südländische Art gutaussehende Weismann wirkte eher wie ein Bankier denn wie ein preußischer Staatsbeamter. Er ließ mich auf einem Ledersessel an dem Fenster Platz nehmen, aus dem man auf die Wilhelmstraße blickte, bot mir eine Zigarre an und kam sofort zum Thema.

»Wir wollen die SA mit sofortiger Wirkung auflösen«, sagte er. »Es ist ein Präsidenten-Erlaß vorbereitet, den der Generalfeldmarschall nur noch zu unterschreiben braucht. Er wird entweder heute nacht oder im Laufe des morgigen Tages veröffentlicht werden. Der gesamte Besitz der SA, ihre Feuerwaffen, ihre Flugzeuge sowie alles andere Material wird beschlagnahmt. Ihre Büros und Kasernen werden von der Polizei durchsucht und geschlossen. Ein für allemal.«

Er machte eine Pause, um zu sehen, ob ich gebührend beeindruckt war. Ich war es.

»Gut. Das ist eine Nachricht, die ich einzig und allein Ihnen zukommen lasse. Kein anderer Reporter – weder ein deutscher noch ein ausländischer – hat bisher eine Ahnung davon.« Er zog an seiner Zigarre und sah mich noch einmal aufmerksam an.

»Aber Sie müssen mir dafür auch einen Gefallen tun.« Ich nickte zustimmend. »Sie kennen Hitler. Sie haben Zutritt zu ihm. Können Sie herausfinden, wie er die Sache aufnehmen wird? Wird er Widerstand leisten? Wird er versuchen, der Verordnung zu trotzen oder wird er

sie anerkennen? Von der Beantwortung dieser Frage hängt viel ab. Ich persönlich bin der Ansicht, daß Hitler nichts unternehmen wird. Das kann er gar nicht. Aber andere Leute sind anderer Meinung, und unter ihnen der Reichspräsident selbst. Er glaubt, daß Hitler kämpfen wird. Und er wünscht kein Blutvergießen.«

Ich stürzte zurück in mein Büro, ganz besessen von dem erregenden Glücksgefühl, das ein Reporter empfindet, wenn er meint, im alleinigen Besitz einer wichtigen Nachricht zu sein. Als erstes rief ich Röhm in München an, um zu erfahren, ob er eine Ahnung von der geplanten Maßnahme hatte. Eine Ahnung? Der fröhliche kleine Stabschef wußte nicht nur in großen Zügen um die Verordnung, seine Spione hatten ihm sogar ihren bisher streng geheimen Wortlaut übermittelt.

»Ich schicke Ihnen einen Adjutanten an den Apparat, damit er Ihnen den Text vorliest«, sagte er lachend. »Aber eins kann ich Ihnen versichern: Wir verlieren unsere Zeit nicht, sondern bereiten diese polizeiliche Durchsuchung ganz hübsch vor. Wenn diese einfältigen Herren in Blau kommen, um uns zu besuchen, werden sie nicht viel finden.«

Und dann fügte er hinzu: »Passen Sie auf. Der Führer fliegt eben jetzt nach Berlin, um die Sache in die Hand zu nehmen. Warum gehen Sie nicht selbst hin und sprechen mit ihm? Sie können ihm sagen, ich hätte Ihnen den Wink gegeben.«

Ich ging tatsächlich zu Hitler und traf ihn in seinem Schlafzimmer im Hotel Kaiserhof.

Er wechselte eben sein Hemd, als Putzi Hanfstängl mich hineinführte. Aber das hielt ihn nicht davon ab, sich anzuhören, was ich ihm zu berichten hatte. Und dann setzte er mir seine Ansichten auseinander. Mir war sofort klar, daß er nicht den geringsten Widerstand leisten würde. Erpresserische Drohungen würde er von sich geben – aber er würde keinen Versuch machen, seine SA zum Kampf aufzurufen, wie der alte Generalfeldmarschall befürchtete.

»Wenn die Regierung die SA auflöst«, sagte Hitler, während er seinen langen schwarzen Schlips aufnahm, der über dem Fußende seines Messingbetts hing, »dann bin ich damit die ganze Verantwortung für diese Leute los. Stellen Sie sich nur vor: vierhunderttausend SA-Männer und keiner, der sich um sie kümmert, ihnen Disziplin einhämmert und sie fest am Zügel hält. Und dabei sind dreihunderttausend dieser Leute Arbeitslose! Keine kleine Aufgabe, nach der die Herren von der Regierung sich so drängen. Aber mich werden sie nicht verantwortlich machen können, wenn etwas schiefgeht.« Seine Stimme wurde immer lauter. »Sollen sie doch ruhig meine SA auflösen und als illegal

erklären. Sie können den Männern nicht die Köpfe abhacken und ihnen das Herz aus der Brust reißen; und solange meine Leute Köpfe und Herzen haben, bleiben sie mir treu!«
Mir war klar, daß er im Begriff stand, eine größere Volksrede zu starten. Aber ich hatte bereits gehört, was ich hören wollte. Darum entschuldigte ich mich mit der Ausrede, ich müsse mit London telefonieren, woran mir im übrigen wirklich lag. Doch sobald ich meinen Bericht durchgegeben hatte, fuhr ich wieder zu Weismann. Er war über das, was ich ihm zu erzählen hatte, ebenso erfreut wie erstaunt. Erfreut über Hitlers passive Haltung gegenüber der Regierungsmaßnahme, erstaunt über die Tatsache, daß der so streng geheime Wortlaut der Verordnung hatte durchsickern können.
Aber Weismann hätte sich gar nicht so zu bewundern brauchen. Ich hätte ihm auf der Stelle zwei mögliche Quellen für Röhms Informationen nennen können, und zweifellos gab es noch andere. Die erste war Rudolf Diels, der adrette und umgängliche junge Ministerialrat, der unter Weismann dem politischen Dezernat vorstand. Er gab alle interessanten Mitteilungen, die in seinem Postkorb landeten, an Göring weiter, der ihn nach der Machtergreifung dafür belohnte, indem er ihn zum ersten Chef der neugegründeten Gestapo ernannte.
Die andere Quelle war der ebenfalls mitteilsame aber unendlich gefährlichere General Kurt von Schleicher, die ›feldgraue Eminenz‹, wie er genannt wurde, der jetzt alles daransetzte, Brüning und seinen eigenen Chef, den Verteidigungsminister General Groener, abzuschießen, um selbst der starke Mann eines autoritären Deutschland zu werden.
Schleicher hatte seine Intrige damit begonnen, daß er Groener gegenüber so tat, als sei er durchaus für die Auflösung der SA. Er riet seinem Minister, unverzüglich durchzugreifen. Gleichzeitig aber benutzte er die Verordnung, um Hindenburgs Vertrauen in Groener und Brüning zu untergraben. Mit unendlichem Geschick bestärkte er Hindenburgs Befürchtungen und Zweifel, ob er die Maßnahme ›vaterländisch verantworten‹ könne. »Die SA ist eine militärisch sehr brauchbare Truppe«, erzählte er dem alten Mann. »Die Leute sind zwar ein bißchen ungeschliffen, aber tapfer und hart. Und sie sind durch und durch national gesinnt. Wenn, was absolut möglich ist, die Entente sich damit einverstanden erklärt, daß wir die Reichswehr durch eine Miliztruppe aufforsten, dann würde uns die SA dafür sehr gelegen kommen. Ob allerdings ihre Eingliederung noch möglich ist, wenn sie erst einmal durch eine Auflösungsverordnung entehrt ist, erscheint mir sehr fraglich.«

Andeutungen über Schleichers Intrige hatte ich einerseits von Röhm gehört, der an dem Milizplan ebenso interessiert war wie Schleicher, andererseits von Werner von Alvensleben[1], einem abenteuerlustigen früheren Offizier aus einer ostelbischen Adelsfamilie, der Schleichers geheimer Mittelsmann zu Röhm war. Und als Hindenburg sich endlich entschloß und mit innerem Widerstreben die Verordnung unterzeichnete – hauptsächlich, wie Weismann mir versicherte, weil meine Auskunft ihn hinsichtlich Hitlers passiver Einstellung beruhigt hatte! –, war ich von der darauf folgenden Bumerang-Wirkung auf Groener und Brüning auch längst nicht so überrascht wie einige meiner Kollegen.

Auf jeden Fall hatten die verfrühte Übermittlung des Wortlauts an die Führer der NSDAP und die langen Verhandlungen, die der Unterzeichnung der Verordnung vorausgingen, jede Möglichkeit einer wirksamen Durchführung illusorisch gemacht. Als endlich am 13. April das Schlüsselwort ›Greif‹ an die wartenden Polizeieinheiten gefunkt wurde – sogar dieses Schlüsselwort hatte der lachende Röhm mir bereits mitgeteilt –, da gab es nichts mehr zu greifen. Beizende Wolken von Tränengas strömten den Polizisten entgegen, als sie tapfer die Türen der verlassenen SA- und SS-Hauptquartiere einschlugen.
Als ich an jenem Nachmittag im Hotel Kaiserhof vorsprach, fand ich Hitler zuversichtlicher denn je. Er war durch Röhm über Schleichers Pläne genau informiert worden und zweifelte nicht an deren Gelingen.
»Das Verbot der SA«, so sagte er zu mir, »kann nur eine vorübergehende Maßnahme sein. Bald sind meine Leute wieder da. Und wenn das Verbot aufgehoben wird, wenn meine SA wieder aufersteht, dann wird sich herausstellen, daß die vierhunderttausend Mann, die jetzt auf offiziellen Befehl ›gestorben‹ sind, in der Zwischenzeit auf mindestens sechshunderttausend Mann angewachsen sein werden.«
Mit dieser Vorhersage hatte er nur allzu recht. Als ich zehn Tage später zu Hitlers neuester Wahlversammlung in Wiesbaden fuhr, bemerkte ich, daß er genau wie immer von seiner SS-Leibwache begleitet wurde. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Leute nicht Breeches und Reitstiefel trugen, sondern braune Monteuranzüge.
»Ich dachte, Ihr wärt aufgelöst worden«, sagte ich zu Sepp Dietrich.

[1] Sein voller Name lautete Werner von Alvensleben-Neugattersleben. Er starb 1947 in Bremen.

»Sind wir ja auch«, grinste Dietrich. »Wir sind jetzt nur noch einfache Parteimitglieder.« Und dabei wies er auf das Parteiabzeichen, das an Stelle des früheren SS-Abzeichens an seiner Brust prangte.
Und auch die SA-Leute fehlten nicht bei dieser Versammlung. Sie waren zugegen wie stets: lange Reihen junger Männer, die die Straßen bewachten, durch welche Hitler zum Schauplatz der Versammlung fuhr. Nur trugen sie diesmal keine Braunhemden, sondern statt dessen weiße Armbinden, auf denen mit schwarzen Lettern das beruhigend bürgerliche Wort ›ORDNER‹ stand. Die Polizei erhob keinen Einspruch.

Die Auflösungsverordnung, die sich als Maßnahme gegen die SA oder gegen Hitler als völlig wirkungslos erwies, hatte sehr schnell die von Schleicher und Röhm beabsichtigten Folgen. Schleicher versicherte dem bedrückten Hindenburg, daß Brüning und Groener, die ihn dazu verleitet hatten, die Verordnung zu unterzeichnen, damit die Flüche aller ›national gesinnten‹ Deutschen auf sein greises Haupt herabbeschworen hätten. Und tatsächlich klang ein wahrer Chor von Verwünschungen aus den Rechtsblättern auf, die der alte Herr jeden Morgen zu lesen pflegte. Der schwerste Schlag für Hindenburg aber – der sich sogar auf seinem Präsidentenposten noch als treuer Diener des Hauses Hohenzollern fühlte – war die Tatsache, daß dieser Chor von dem früheren Kronprinzen angeführt wurde. Wilhelm sandte dem alten Generalfeldmarschall von seinem Schloß Oels in Schlesien aus ein Protesttelegramm, das er gleichzeitig in der Presse veröffentlichen ließ.
Groener mußte als erster gehen. Nach einer stürmischen Sitzung im Reichstag, bei der ein Abgeordneter von den Mitgliedern der NSDAP bei einem Krawall mitten in der Debatte fast totgeschlagen worden wäre, erschien Schleicher bei Groener. »Herr General«, sagte er zu seinem früheren Vorgesetzten, dessen Einfluß und Gunst er seine eigene Karriere verdankte, »ich bedaure, Euer Exzellenz davon in Kenntnis setzen zu müssen, daß Sie nicht mehr das Vertrauen des Heeres besitzen.« Das war die klassische Formel, die Groener selbst im November 1918 angewandt hatte, als er den Kaiser zur Abdankung zwang.
Reichskanzler Brüning überdauerte Groener nur um wenige Wochen. Am Sonntag, dem 29. Mai, erstattete er Hindenburg seinen politischen Lagebericht, als der alte Mann, der kaum zugehört hatte, ihm plötzlich ins Wort fiel.

»Mein lieber Herr Kanzler«, dröhnte er, »so kann es nicht weitergehen. Die letzten Wahlen in Preußen und den anderen Ländern haben gezeigt, daß das Volk nicht mehr hinter Ihnen steht. Wir brauchen neue Männer in der Regierung.«
Brüning erhob sich. »In diesem Fall bleibt mir nichts übrig, als zurückzutreten, Herr Reichspräsident«, sagte er. »Aber ich mache Sie auf eins aufmerksam: Der Mehrzahl des deutschen Volkes, das Sie vor sieben Wochen gewählt hat, weil es glaubte, Sie würden meine Regierung unterstützen, wird dieser Rücktritt etwas . . . verfrüht erscheinen.«
So ging alles seinen Gang. Zweifellos wären die Dinge auch nicht anders verlaufen, wenn ich Weismann nicht die beruhigende Mitteilung über Hitler gemacht hätte, die dann ihrerseits Hindenburg bestimmte, das unheilvolle Auflösungsdekret zu unterzeichnen.

Die SA wartete einen offiziellen Widerruf der Verordnung gar nicht erst ab. Noch bevor die Nachricht von Brünings Fall öffentlich bekannt wurde, marschierten die Kolonnen schon wieder durch die Straßen und brüllten ihre Rassenkampf-Slogans: »Deutschland erwache!« – »Juda verrecke!«
Fast direkt vor meinem Haus versuchte eine Gruppe begeisterter SA-Leute in Uniform sich einer Abteilung Marinesoldaten anzuschließen. Sie wollten mit den Matrosen zu Hindenburgs Präsidentenpalais marschieren, wo die Marine den Jahrestag der Skagerrakschlacht, des ›großen Siegs über die englische Flotte‹ vom Jahre 1916, zu feiern gedachte. Aber das war der Polizei denn doch zuviel. Als die SA-Leute dem Befehl, auseinanderzugehen, nicht nachkommen wollten, eröffneten die Schupos das Feuer. Die SA-Leute schossen zurück.
Als die Schießerei vorüber war, sah ich drei schwerverwundete Frauen auf dem Pflaster liegen. Der Inhalt ihrer Einholetaschen war über den Asphalt verstreut.
Welch ein Tag für die Nationalsozialisten! Völlig Fremde grüßten einander jubelnd in den Straßen mit hochgerecktem Arm und Heil-Hitler-Rufen. Und von den Balkonen wehten die Fahnen, genau wie zur Kaiserzeit – nicht die Fahnen der Republik, sondern die Hakenkreuzbanner Hitlers. Jetzt wollten alle auf Hitlers Triumphwagen aufspringen. Denn nun, da Schleicher Reichswehrminister war und Schleichers Marionette, der fast unbekannte frühere Diplomat und Generalstabsoffizier Franz von Papen, das Kanzleramt übernommen hatte, jetzt würde es, wie alle glaubten, im Höchstfall noch ein paar Wochen dauern, bis Hitler selber die Macht ergriff.

Alle hatten es geglaubt, angefangen mit Hitler, Göring und Röhm. Hitler beschenkte von Alvensleben mit einem schönen neuen hellbraunen Horch-Kabriolett als Belohnung für seine Vermittlung bei Schleicher. Und als von Papen einen Polizeileutnant und sieben Mann vorschickte, um den sozialdemokratischen preußischen Ministerpräsidenten aus seinem Amtsbüro hinauswerfen zu lassen, und selbst, mit einer Vollmacht des Reichspräsidenten versehen, die Regierung in Preußen übernahm, sah Hitler auch darin noch eine freundschaftliche Vorarbeit zu seinen Gunsten.
Ich befand mich an jenem Tag zufällig auf einer Reportagefahrt in der Nähe von Kiel. Da Hitler am Abend in Kiel sprechen sollte, fuhr ich hinaus zum Flugplatz in der Hoffnung, ihn bei seiner Ankunft abfangen zu können. Es gelang mir. Ich kam eben an, als das Flugzeug landete. Hitler hatte noch nichts von den neuesten Ereignissen gehört, aber er nahm sie gleichmütig auf. Julius Schaub hingegen war äußerst bestürzt.
»Aber so etwas darf Papen doch nicht machen«, sagte Schaub zu Hitler. »Das wäre unsere Sache gewesen. Wir haben bei den preußischen Wahlen die höchste Anzahl von Sitzen errungen. Eigentlich hätten wir die Sozis aus Preußen hinausfeuern und die Regierung übernehmen müssen und nicht Papen!« Aber Hitler ließ sich nicht erschüttern.
»Das gehört alles zur logischen und unerbittlichen historischen Entwicklung«, verkündete er. »Herr von Papen übernimmt jetzt als Treuhänder des Reichspräsidenten die Macht. Aber das ist lediglich eine Interimslösung. Nach den nächsten Wahlen sind wir an der Reihe.«

Allmählich jedoch kam Hitler der Verdacht, daß Schleicher versuchte, ihn hineinzulegen, genau wie auch er selbst bemüht war, Schleicher hochzunehmen. Der erste Hinweis darauf, daß die Flitterwochen zwischen Papen und Hitler vorüber waren, erschien mir mehr als deutlich.
Graf Helldorf, der Führer der Berliner SA, ein lustiger, unbekümmerter Soldat und Spieler, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete (Hitler ließ ihn am 15. August 1944 wegen seiner Teilnahme an der Generalsverschwörung gegen ihn hinrichten), hatte mich aufgefordert, eine Wahlrede mit anzuhören, die er bei einer Versammlung vor dem früheren kaiserlichen Schloß halten wollte. Er nahm mich mit in die Wohnung von Dr. Goebbels am Reichskanzlerplatz – das Messingschild an der Tür trug die diskrete Gravierung ›Dr. G.‹ –, damit ich

anschließend mit Goebbels und ihm selbst zur Versammlung fahren konnte.
»Nun, mein lieber Helldorf«, sagte Goebbels, während er den Mokka in hübsche kleine Rosenthal-Tassen eingoß, »was gedenken Sie nun in Ihrer Rede zu sagen? Wir wollen uns doch nicht gegenseitig widersprechen oder auch wiederholen, nicht wahr?« Helldorf mochte weder Goebbels noch irgendeinen anderen der NS-Politiker. Wie ein ungezogener Schuljunge begann er Goebbels aufzuziehen, indem er behauptete, er habe sich noch nicht überlegt, was er sagen werde, und wolle es der Eingebung des Augenblicks überlassen.
»Aber hören Sie«, wandte Goebbels verdrießlich ein, »wir müssen das doch ein bißchen klären. Also worüber wollen Sie sprechen?«
»Ach«, meinte Helldorf mit gutgespielter Gleichgültigkeit, »ich spreche einfach über die beschissene Regierung und so. Wie üblich.«
Ich spitzte die Ohren. Denn bis zu diesem Augenblick hatten die Nationalsozialisten die Regierung Papen noch nie als ›beschissen‹ bezeichnet. Das war neu. Und tatsächlich: Hier zeichnete sich eine neue Richtung ab. Sowohl Helldorf wie Goebbels griffen an diesem Nachmittag in ihren Reden Papen und die anderen Regierungsbarone an und machten sich über sie lustig. Ein neuer Kampf hatte begonnen.

In jenen heißen Augusttagen kam noch ein anderes Abenteuer auf mich zu, nämlich in dem Augenblick, als Hitler, der in der Zwischenzeit bei den allgemeinen Wahlen eine noch größere Stimmenzahl erreicht hatte, von Hindenburg forderte, ihn auf diesen Wahlsieg hin mit dem Kanzlerposten zu betrauen. Mit geradezu erstaunlicher Offenherzigkeit erzählte mir Röhm unverblümt, daß man sich darauf vorbereite, die Macht durch einen Staatsstreich an sich zu reißen, falls der alte Generalfeldmarschall nicht tun werde, »was recht und billig ist«.
»Nehmen Sie ihren Wagen, mein lieber Delmer«, sagte er, indem er mich mit seinen fröhlichen kleinen Augen anblinzelte, »und unternehmen Sie mal eine Rundfahrt um die Außenbezirke von Berlin. Machen Sie ordentlich die Augen auf, dann werden Sie sehen, wie unsere SA mobilisiert hat und nur noch auf das Zeichen wartet.«
Am 12. August, dem Tag, an dem er und Hitler bei Hindenburg vorsprachen, arrangierte Röhm für mich ein Essen bei Helldorfs Stabschef Oberst Joachim von Arnim draußen auf Schloß Monchoix bei Harnekop im Nordosten von Berlin, einer Art Offiziersschule für SA-Führer. Als ich dort anlangte, rannte ein Trupp SA-Führer über eine

speziell für Sturmangriffe hergerichtete Bahn, während andere eine Felddienstübung unternahmen. Muskulöse junge Männer – Ausbilder von der Reichswehr, wie ich hörte – leiteten den Unterricht. Wie zur Vervollständigung des Bildes brauste eine Staffel des SA-Fliegersturms in ihren leichten Übungsflugzeugen über unsere Köpfe hinweg. Im Hinblick auf das, was Röhm mir über seine Vorbereitungen erzählt hatte, kam mir das alles höchst bedrohlich vor. Aber es war nichts gegen das, was ich aus Arnims Mund zu hören bekam, als die Übungen beendet waren.

»Es ist durchaus möglich«, so sagte er zu den versammelten Offizieren und SA-Führern, die vor ihm angetreten waren, »daß ihr schon in den nächsten Stunden aufgerufen werdet, um diese gleichen Übungen in bitterem Ernst und auf dem harten Asphalt von Berlin durchzuführen. Mein Befehl für diesen Fall lautet folgendermaßen: Wenn ihr irgendwo auf ernstlichen Widerstand treffen solltet, greift nicht an, sondern umgeht die betreffenden Gebäude. Laßt euch nicht aufhalten. Erfüllt die euch gestellten Aufgaben.«

Daraufhin gab er noch weitere Hinweise, wie eine Stadt eingenommen werden müsse, und fügte dann hinzu: »Ich glaube nicht, daß es zu einem Kampf kommt. Aber wenn der alte Herr dickköpfig sein und dem Führer nicht die Macht geben sollte, die ihm gebührt, dann werden wir handeln. Es ist alles vorbereitet. Der Führer braucht nur auf den Knopf zu drücken, und die Maschine läuft an.«

Der einzige ernstliche Widerstand, so fuhr Arnim fort, könnte von der Reichswehr kommen, von jenen alten verkalkten Offizieren, die neidisch waren auf das junge Volksheer der SA. »Wahrscheinlich werden sie nicht schießen. Wenn sie es aber tun sollten, dann werden wir sie über den Haufen rennen und unsere Ziele trotzdem erreichen. Wir müssen eben bereit sein, ein paar Tote auf die Decke zu schmeißen.«

Es war die gleiche Art Rede, wie man sie vor Hitlers Staatsstreich im Jahre 1923 in München schon einmal gehört hatte. Auch damals hatten die Nationalsozialisten damit gerechnet, daß die Reichswehr sich weigern werde, auf frühere deutsche Soldaten zu schießen. Aber es war doch unglaublich leichtsinnig, eine solche Rede vor Offizieren der Reichswehr und dem Reporter einer ausländischen Zeitung zu halten.

Ich raste zurück in mein Büro, fiebernd auf das, was nun kommen würde. Wie ich bei meiner Rückkehr erfuhr, hatte Hindenburg Hitler und Röhm wieder abgewiesen. Und jetzt hielten sie drüben am Reichskanzlerplatz, in der Wohnung des kleinen Dr. Goebbels, einen Kriegsrat ab. Ich rief mehrere Male an, um zu hören, wie die Dinge standen. Schließlich, um halb elf Uhr abends, kam Röhm persönlich an den Apparat.

»Eine bittere Enttäuschung für mich«, sagte er in seinem knappen Soldatendeutsch. »Aber der Führer hat sich geweigert, auf den Knopf zu drücken. Wir bleiben bei unserer legalen Haltung. Zum Verrücktwerden. Gehen Sie zu Bett!«

Der nächste Spieler in diesem Drama von 1932, der mich einspannen wollte – diesmal ganz ohne mein Wissen –, war Franz von Papen, der aalglatte katholische Konservative, den Schleicher nach Brünings Sturz als seine Marionette vorgeschoben hatte. Als Papen meine Dienste in Anspruch nahm, war es bereits Dezember, und er war nicht mehr Kanzler.

Kurt von Schleicher, der schon drei seiner Vorgesetzten von der Reichswehr hintergangen und torpediert hatte, um zur Macht zu gelangen, hatte unterdessen auch Papen beiseite geschoben und war selbst Kanzler geworden.

Aber er fühlte sich auf diesem Posten nicht recht wohl. Ein starker Mann, auch wenn er ein General ist, muß sich auf gewisse Schichten des Volkes stützen können, und das konnte Schleicher nicht. Der junge Hans Zehrer[1] jedoch, ein fähiger junger Journalist des rechten Flügels, der mit seinen Freunden vom sogenannten ›Tat‹-Kreis eine Art ›Brains Trust‹ für den Kanzler-General leitete, hatte sich eine Lösung ausgedacht, die so recht nach Schleichers Herzen war.

Wenn sie funktionierte, würde sie eine ganze Kettenreaktion auslösen, ein Feuerwerk von Intrigen und Parteiaufsplitterungen. Zehrers Idee war es, hinter Schleicher eine neue nationale Front aufzubauen, die sich auf die Gewerkschaften und deren Führer stützen und von dem Sozialdemokraten Theodor Leipart bis zu Gregor Strasser und seinen norddeutschen Nationalsozialisten reichen sollte. Der stämmige, breitschultrige Gregor Strasser war seit eh und je Hitlers Rivale im Ringen um die Gunst der Massen gewesen. Daneben war er einer der besten Organisatoren der Partei und verwaltete als Hitlers Gauleiter das Ruhrgebiet.

Schleicher war bereit, Strasser den Posten eines Vizekanzlers anzubieten, wenn dieser einverstanden war, daß Leipart im selben Kabinett einen Schlüsselposten übernahm. Und nun kam die großartige

[1] Heute Chefredakteur der Tageszeitung ›Die Welt‹.

Neuigkeit: Strasser schien anzubeißen. Er hatte zugesagt, zu kommen und mit Schleicher zu sprechen.
Papen war während des Ersten Weltkriegs als deutscher Militärattaché in Washington gewesen. Sein Aufenthalt dort hatte nicht gerade unter einem günstigen Stern gestanden, aber er hatte dabei doch etwas über politisches Intrigenspiel gelernt. Jetzt war er hinter dieser Gregor-Strasser-Intrige her wie ein Frettchen, das ein Karnickel wittert. Als er noch Kanzler war, hatte er den Plan der Strasser-Leipart-Front als unmöglich abgelehnt, und jetzt wollte er nicht zulassen, daß Schleicher ihn durchführte – ausgerechnet dieser Schleicher, der ihm so gemein seinen Posten weggeschnappt hatte! Und er wußte auch genau, wie er es anfangen wollte: Hitler mußte erfahren, was Schleicher und Strasser vorhatten, und den Plan zunichte machen. Dann würde Hitler auf Strasser losgehen. Nur durfte er dabei nicht wissen, daß die Nachricht von Papen stammte.
Und so kam es denn, daß an jenem Nachmittag des 3. Dezember 1932, als Strasser mit Schleicher in der Wohnung des Generals auf der Alsenstraße zusammentraf, eine gewisser Walter Bochow bei mir im Büro erschien. Bochow war ein Mann, der in Papens politischem Sekretariat arbeitete. Ich hatte schon öfter feststellen können, daß er gut und verläßlich informiert war.
»Gregor Strasser verhandelt in diesem Augenblick mit Schleicher«, erzählte er mir. »Ich möchte nur wissen, ob Onkel Adolf dieses Zusammentreffen autorisiert hat oder ob Strasser eigenmächtig handelt. Irgendwie kommt mir die Sache spanisch vor.«
Ohne zu ahnen, daß ich jetzt genau das tat, was Bochow von mir wollte, nahm ich sofort den Telefonhörer auf und rief Putzi Hanfstängl im Braunen Haus in München an.
»Hempstalk«, sagte ich, indem ich unser Lieblingsspiel spielte, deutsche Namen ins Englische zu übersetzen, »unser alter Freund Gregory Streeter hält eben jetzt einen kleinen Schwatz mit dem Creeper in seiner Privatwohnung in der Alsonstreet. Wissen Sie zufällig, ob diese Unterhaltung mit Wissen und Willen Ihres Chefs geführt wird oder ob Gregory etwa einen kleinen Ausflug auf eigene Faust unternimmt? Bastelt er da was zusammen, damit ihr alle doch noch in Creepers Kabinett kommt, oder was ist eigentlich los?«
Hanfstängl erklärte ziemlich aufgeregt, diese Nachricht sei ihm neu. Er werde herausfinden, wie alles zusammenhinge, und mich wieder anrufen.
Papen hatte also recht mit seiner Vermutung, daß Hitler nichts über

die Sache wußte. Aber Hanfstängl rief nicht noch einmal an, um mir die ersehnten Informationen zu geben. Mir wurde lediglich eine etwas geheimnisvolle Botschaft durch einen seiner Untergebenen zuteil. »Ich soll Ihnen ausrichten«, sagte der Mann, »der Führer läßt danken!«
Goebbels schrieb in seinem Buch über die damalige Zeit[1] bei der Behandlung der Zusammenkunft zwischen Strasser und Schleicher: »Durch einen Zufall erfuhren wir auch den wahren Grund der Strasserschen Sabotagepolitik: er hat am Sonntagabend eine Unterredung gehabt, in deren Verlauf ihm der General den Posten eines Vizekanzlers anbot.« Aber ganz so zufällig, wie Goebbels meinte, war die Benachrichtigung nicht gewesen. Papen und Bochow hatten sie genau so geplant. Mir hingegen war es nicht so sehr um Hitlers oder Papens Dank zu tun, sondern vielmehr um eine Story. Immerhin schaffte ich es mit Bochows Hilfe, einen leidlich interessanten Bericht über diese Intrige nach London durchzugeben.
Was Strasser und Schleicher betraf, so erwies sich der Plan ganz im Papenschen Sinne als eine Fehlzündung. Hitler, der infolge meines Anrufs im Bilde war, ließ das ganze Gewicht seiner schauspielerischen Persönlichkeit auf Strasser niedersausen. Er berief eine Sondersitzung der Führer der NSDAP ein und forderte sie auf, zwischen ihm und Strasser zu wählen. Sie entschieden sich für Hitler. Woraufhin Strasser aus der Partei austrat – genau wie Schleicher gehofft hatte. Aber er trat allein aus. Keiner folgte ihm.
Am 28. Januar 1933 mußte Schleicher, der niemanden mehr hinter sich hatte, das Rennen aufgeben und zurücktreten.

Jetzt, da Schleicher ausgeschaltet und Hitlers Macht noch mehr gefestigt war, spielte sich ein weiteres unwahrscheinliches Melodrama ab, das ich hinter den Kulissen beobachten konnte. Sein Hauptdarsteller war der adlige Agent Werner von Alvensleben-Neugattersleben, den ich schon häufig bei Röhm getroffen hatte. Er war der Mittelsmann zwischen Röhm und Schleicher gewesen, als diese ihr übles Komplott gegen Brüning schmiedeten.
Wenn je ein Mann ein politisches Vabanquespiel spielte, so war es dieser große, hagere, ein wenig gebückt gehende ostelbische Aristokrat, der Bruder des gesetzten und vorsichtigen Präsidenten des ultrakonservativen Herrenklubs in Berlin. In seiner Jugend hatte Alvensleben, wie er mir einmal erzählte, sein eigenes Pferd beim ›Grand National‹

[1] Joseph Goebbels, *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, S. 216.

in Aintree geritten und in Britisch-Kolumbien eine Ranch betrieben. Im Ersten Weltkrieg war er während des kurzlebigen deutschen Protektorats in der Ukraine Offizier im Stab des Generals Eichhorn gewesen. Seitdem hatte Alvensleben an jedem Putsch und jeder Verschwörung teilgenommen, die das Deutschland der Nachkriegszeit zu bieten hatte.

Als ich ihm zum erstenmal begegnete, war er Geschäftsführer des ›Bundes zum Schutze der abendländischen Kultur‹ – eine jener idealistisch internationalen Bezeichnungen, hinter denen sich deutsche Ultra-Nationalisten so gern verstecken, wenn sie auf irgend etwas besonders Ungeheuerliches aus sind. Das Büro der Gesellschaft, das Herr von Alvensleben gleichzeitig als Privatwohnung benutzte, lag in der Magdeburger Straße, nur durch den Landwehrkanal von dem großen Sandsteingebäude getrennt, das das Reichswehrministerium beherbergte. Und hier, in diesem dunklen Büro, in dem überall Papiere und Zeitungen herumlagen und dessen Tür Alvenslebens hübsche kettenrauchende Sekretärin, Fräulein Vollmer, streng bewachte, trafen sich im Mai 1932 Hitler und Schleicher. Hier schlossen die beiden Intriganten ihren schlüpfrigen Pakt.

Aber Alvensleben war nicht nur der Agent eines Doppelintriganten, er war selber einer. Das bekam ich eines Abends heraus, als ich ihn aus dem Haus meines Freundes Hugo von Lustig schleichen sah, während ich selbst hineingehen wollte.

»Hallo«, sagte Alvensleben, »was machen Sie denn hier? Ich wußte gar nicht, daß Sie den alten Hebräer kennen.« – »Oh, er ist ein guter Freund von mir«, erwiderte ich. »Und obendrein einer der klügsten und am besten informierten Männer, die ich kenne.« – »Na, schön«, meinte Herr von Alvensleben, »mein Freund ist er nicht. Wissen Sie, was er sich eben geleistet hat? Er hat den Weismann zu sich eingeladen, um zu sehen, ob Weismann und ich nicht ein politisches Geschäft abschließen können. Unerhört!«

Als ich das Haus betrat, fand ich tatsächlich Weismann in der Bibliothek vor. Aber er und Lustig erzählten mir eine ganz andere Geschichte. Es war Alvensleben gewesen, der darum gebeten hatte, mit Weismann zusammenzutreffen. All dies hielt jedoch Herrn von Alvensleben, als ich ihn einige Tage später bei Röhm traf, nicht davon ab, über die Lustigs zu sprechen, ihr Haus, ihre Kristallsammlung und ihre Teppiche zu loben und lachend dem Stabschef zu erklären, daß hier ein guter Fang für sie beide zu machen sei, wenn die NSDAP erst einmal zur Macht gekommen wäre.

An dem Tag nun, an dem Hindenburg kapituliert und Hitler an Schleichers Stelle als Kanzler vereidigt hatte, erhielt ich – als einziger ausländischer Korrespondent! – die Nachricht, daß Göring den abenteuerlustigen Herrenreiter hatte festnehmen lassen. Der dicke Hermann, so erfuhr ich, war wütend darüber, daß Röhm und Alvensleben einen so erfolgreichen Einbruch in sein ureigenstes Gebiet der politischen Intrige unternommen hatten. Jetzt behauptete Göring, Alvensleben habe versucht, in letzter Minute einen Marsch der Potsdamer Garnison gegen Berlin zu organisieren, um Schleicher zu einem Staatsstreich zu verhelfen. Er hielt Alvensleben drei Tage im Gefängnis fest. Dann holte Röhm ihn wieder heraus.

Sowie Alvensleben wieder auf freiem Fuße war, ging ich zu ihm in die Magdeburger Straße. Er war außer sich vor Wut, aber so keß und selbstbewußt wie eh und je. Ich mußte ihn bewundern.

»Gucken Sie mal da rüber auf die andere Seite der Straße, alter Freund«, sagte er und legte den Arm um meine Schulter, freundschaftlicher als ich ihn je erlebt hatte. »Da, im dritten Stock der Nummer zehn – diese Kerle mit den Feldstechern. Sehen Sie sie? Das sind Kriminalbeamte, die mich überwachen sollen. Mich! Den Mann, dem Hitler es zu verdanken hat, daß er heute Kanzler ist! Ich und ganz allein ich war es, der die Nachricht lanciert hat, daß die Potsdamer Garnison nach Berlin marschieren wolle, um Schleicher als Militärdiktator einzusetzen. Und nur diese Drohung hat Hindenburg schließlich soweit gebracht, Hitler als Kanzler zu akzeptieren.«

Diese Behauptung traf tatsächlich zu. Es ist eine historische Tatsache, daß das Gerücht von dem drohenden Staatsstreich Schleichers der entscheidende psychologische Anlaß war, der den alten Generalfeldmarschall umfallen ließ und ihn veranlaßte, schleunigst Hitler zu vereidigen. Und Alvensleben gab mir gegenüber zu, daß er die Möglichkeit dieses Marsches mit Schleicher und anderen Offizieren diskutiert habe – die ihrerseits prompt die Neuigkeit durchsickern ließen. »Ich habe das absichtlich getan«, sagte er, »um das Gerücht in Umlauf zu setzen. Ich wußte genau, welche Wirkung es auf den alten Herrn haben würde.«

Welche Motive aber hatte Alvensleben wirklich bei dieser Angelegenheit? Intrigierte er hier gegen seinen Herrn und Gebieter Schleicher – oder gegen seinen Klienten Hitler? Ich nehme fast an, er wußte es selber nicht.

Staatssekretär Weismann hatte meine Hilfe in Anspruch genommen,

um herauszufinden, ob Hitler sich gegen die Auflösung seiner SA zur Wehr setzen würde. Papen hatte mich benutzt, um Hitler die Nachricht über Schleichers Zusammentreffen mit Strasser zuzuspielen. Jetzt fehlte es nur noch, daß Hitler persönlich mich einspannte. Und er tat es wahrhaftig – wenn auch auf ganz andere Weise als die anderen zwei.

Es war im November 1932. Hitlers Ansehen war im Schwinden begriffen. Er hatte mit den Führern der Deutschnationalen gebrochen, die nun Papen und Schleicher unterstützten. Hugenberg hatte ihm die Unterstützung durch seinen publizistischen Apparat entzogen. Bei den letzten Wahlen hatten die Nationalsozialisten vier Prozent ihrer Stimmen verloren – die Stimmen der Deutschnationalen. Die Parteikasse leerte sich. Bis dahin hatte ich Hitler nur erlebt, wenn er von der Strömung immer höher getragen wurde. Darum fuhr ich jetzt nach Weimar, um zu sehen, wie er sich ausnahm, wenn die Umstände einmal gegen ihn arbeiteten. Und nun saß ich hier mit ihm an einem Tisch im Hinterzimmer des Hotels zum Elefanten und hörte zu, wie er ruhig und ganz ohne seine üblichen theatralischen Ausbrüche die Gründe für seine unerschütterliche Zuversicht darlegte. Und er wirkte auch tatsächlich zuversichtlich.

Plötzlich richtete er seine außergewöhnlichen Augen auf mich und stellte mir eine Frage, die nichts mit dem bisherigen Gesprächsthema zu tun hatte.

»Schauen Sie her«, sagte er mir, »mir ist berichtet worden, daß die englische Regierung es gern sähe, wenn hier in Deutschland die Monarchie wieder eingeführt würde und daß sie es begrüßen würde, wenn ich eine solche Restauration unterstützte. Was wissen Sie darüber? Ist das tatsächlich die Ansicht Ihrer Regierung?«

»Ich habe bis heute noch nie davon gehört, daß die englische Regierung eine solche Ansicht verträte, Herr Hitler«, erwiderte ich und fügte dann diplomatisch hinzu: »Die englische Regierung dürfte an einer solchen Maßnahme nur dann interessiert sein, wenn sie zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Deutschland beitragen würde.«

»Ganz richtig, ganz richtig!« erklärte Hitler jetzt mit dröhnender Stimme. »Deutschland würde in Flammen aufgehen, wenn jemand versuchen wollte, die Hohenzollern zurückzuholen. Und ich habe bestimmt nicht die Absicht, als Rennpferd für einen kaiserlichen Jockey zu dienen, der ausgerechnet in dem Augenblick, in dem ich die Ziellinie passiere, auf meinen Rücken springen will.«

Ich versuchte herauszubekommen, wer ihm wohl erzählt hatte, daß die

englische Regierung die Hohenzollern wieder auf dem deutschen Thron zu sehen wünsche. Aber er wollte es mir nicht sagen. Kurz darauf hörte ich jedoch, daß Hitler einigen seiner Anhänger erzählt hatte, er habe in dieser Angelegenheit bei ›einem der wichtigsten Agenten der englischen Regierung‹ Erkundigungen eingezogen. Der Mann habe ihm mitgeteilt, die Engländer wünschten keine Restauration des Hauses Hohenzollern, da ein solcher Schritt die Stabilität des deutschen Staats erschüttern müsse!

Für mich waren Hitlers gegen die Monarchie und die Hohenzollern gerichteten Worte von größtem Interesse. Denn während seiner ganzen demagogischen Laufbahn hatte Hitler mit den Monarchisten geliebäugelt und sie zu der Annahme veranlaßt, er werde die Monarchie wieder einführen, sobald er zur Macht gekommen sei. Prinz August Wilhelm war in die NSDAP eingetreten, weil er erwartete, daß Hitler entweder ihm oder seinem Sohn, Prinz Alexander, zum Thron verhelfen werde. Alexander selbst hatte sich als einfacher SA-Mann der Bewegung angeschlossen. Der Ex-Kaiser, der stets bereit war, einen Wundermann zu unterstützen, mochte dieser nun Schappeller oder Hitler heißen, schrieb einen begeisterten Lobesbrief an Hitler und steuerte eine ansehnliche Summe für seinen Parteifonds bei. Und obgleich ›Klein-Willi‹, der ehemalige Kronprinz, mir einmal erklärte, daß er die ›theatralischen Nazi-Posturen‹ seines Bruders August Wilhelm mißbillige und persönlich den ›soldatischeren‹ Stahlhelm vorziehe, hatte auch er Hitler gegen Hindenburg auf den Schild gehoben, und ich bin überzeugt, daß er die höchsten Erwartungen hegte, als Hitler und die monarchistischen Barone die Regierung übernahmen.

Wilhelm II. seinerseits vertraute so fest auf Hitlers Bereitwilligkeit, die Hohenzollern wieder einzusetzen, daß er seine Gattin Hermine gewissermaßen als Sonderbeauftragte nach Berlin schickte, damit sie hier die nötigen Abmachungen treffen konnte. Ich zweifle nicht daran, daß er selbst gekommen wäre, wenn nicht ein Artikel der Weimarer Verfassung ihm verboten hätte, deutschen Boden zu betreten.

›Kaiserin‹ Hermine, eine stattliche, selbstbewußte Dame – sie war die außerordentlich wohlhabende zweite Frau des Kaisers –, traf vierzehn Tage, nachdem der frühere Gefreite ihres Gatten die Macht übernommen hatte, in Berlin ein. Sie äußerte den Wunsch, ihn sofort zu sprechen. Aber Hitler drückte sich und wich ihr aus.

Vizekanzler von Papen hingegen machte ihr am Sonntag, dem 19. Februar, seine Aufwartung und versicherte als treuer Monarchist, der er

war, galant der ›Kaiserin‹, daß er alles tun werde, was in seiner Macht stünde, um die Restauration der Hohenzollern zum erstmöglichen Zeitpunkt durchzusetzen. Noch immer jedoch weigerte sich der allmächtige Hitler, mit Hermine zusammenzutreffen, als Frau Victoria von Dirksen, die Stiefmutter eines der profiliertesten Botschafter Hitlers[1] und zugleich eine der glänzendsten Gastgeberinnen Berlins, eine großartige Idee hatte. Schließlich war sie sowohl der Kaiserin wie Hitler treu ergeben. Sie wollte eine große Abendgesellschaft geben und beide dazu einladen.

Pünktlich um acht Uhr versammelten sich am 22. Februar 1933 die Gäste im Hause der Dirksens in der Margaretenstraße – ganz in der Nähe meiner Wohnung. Zehn Minuten nach acht erschien Hermine. Sie war der festen Meinung, daß Herr Hitler sie hier zusammen mit den anderen Gästen erwarte, so wie es sich ziemt, wenn Fürsten ihre Untertanen besuchen. Aber Herr Hitler war nicht da. Frau von Dirksens schöne englische Standuhr aus dem 17. Jahrhundert schlug die Viertelstunde – dann die halbe Stunde. Arme Hermine! Würde er kommen? Würde er nicht kommen?

Ein Viertel vor neun Uhr endlich betrat Hitler ohne ein Wort der Entschuldigung den Raum. Mit seinem Frack, der weißen Binde und der sorgfältig geölten Stirnlocke wirkte er wie der Direktor eines Provinzzirkus. Frau von Dirksen erwog eine schwierige Protokollfrage: Sollte sie die Kaiserin dem Kanzler oder den Kanzler der Kaiserin vorstellen? Hitler löste das Problem für sie. Elegant schritt er auf Hermine zu, knallte die Hacken seiner Lackschuhe zusammen, verbeugte sich steif und sagte: »Hitler!« – »Heil Hitler, Herr Hitler!« erwiderte Hermine nervös, als der Führer ihr galant die Hand küßte.

Während des Essens hatte Hermine keine Gelegenheit, Adolf für sich und ihre Sache einzunehmen. Die beiden saßen an den entgegengesetzten Enden der Tafel. Nach Tisch jedoch gelang es ihr, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

Und was sagte Hitler zu ihr, als sie meinte, es sei doch nun an der Zeit, etwas für die Wiedereinführung der Monarchie zu tun oder wenigstens dem Kaiser die Rückkehr in sein Vaterland zu ermöglichen?

»Ich wäre stolz darauf, wenn ich etwas zu der Rückkehr Ihrer erhabenen Herrscherfamilie an den ihr rechtlich zukommenden Platz

[1] Dr. Herbert von Dirksen, nacheinander Botschafter in Moskau, Tokio und – von Mai 1938 bis zum Ausbruch des Krieges – in London.

beitragen könnte«, sagte Hitler. »Niemand ist sich der großen Verdienste, die sich das Haus Hohenzollern um das Vaterland erworben hat, klarer bewußt als ich. Aber leider ist die Zeit noch nicht reif. Im gegenwärtigen Moment würde eine solche Maßnahme im ganzen Land nur Unruhe und Aufruhr heraufbeschwören. Und auch die ausländischen Mächte, deren Haltung wir in unserer heutigen delikaten Situation berücksichtigen müssen, würden einen Umschwung dieser Art keineswegs begrüßen. Ich kann Eurer Kaiserlichen Majestät im strengsten Vertrauen eröffnen, daß ein äußerst wichtiger englischer Agent mich, noch bevor wir die Regierung übernommen haben, dahingehend informiert hat, daß die englische Regierung jeden Versuch, die Monarchie in Deutschland wiedereinzuführen, mit größter Besorgnis betrachten würde . . .«

In diesem Augenblick griff Victoria von Dirksen in das Gespräch ein und rettete sowohl ihre Kaiserin wie ihren Führer vor weiteren Peinlichkeiten.

Ich hörte die Geschichte noch in derselben Nacht durch einen der Gäste Frau von Dirksens. Meine Zeitung brachte sie am nächsten Morgen auf der Titelseite. Und so kam es, daß die Berliner erst aus London erfuhren, daß die ›Kaiserin‹ unter ihnen geweilt hatte.

All dies beweist, daß es sich für einen Reporter auszahlt, wenn er sich ab und zu als Werkzeug der politischen Mächte mißbrauchen läßt.

16. Kanzler in Handschellen

»Hitler ist Kanzler«, sagten meine Freunde bei den Botschaften im Februar 1933. »Aber er ist ein Kanzler in Handschellen. Er ist der Gefangene Papens und Hindenburgs.«

Sie wiesen darauf hin, daß eine der Bedingungen für Hitlers Ernennung dahin lautete, daß er nur in Papens Gegenwart von Hindenburg empfangen werden dürfe. Papen war aber zugleich Reichskommissar in Preußen, und diese Tatsache verlieh ihm eine echte Macht über Hitler. Also!

Gewiß waren die Abmachungen ursprünglich so gedacht. Nur funktionierte dieses System nicht. Die Welt mußte erst noch von Hitler und Stalin lernen, daß es sinnlos ist, Menschen dieser Art als Kompromiß einen Anteil an der Macht zu geben und dann zu erwarten, daß sie sich mit diesem Anteil begnügen. Sie werden ihn stets dazu benutzen, die ganze Macht an sich zu reißen.

Papen war Diktator von Preußen, aber Hitlers Gefolgsmann Hermann Göring war zum preußischen Innenminister ernannt worden. Als solcher warf er sich sofort zum Herrn der Polizeimacht auf. Er entließ die anti-nationalsozialistischen Beamten und besetzte die Stellen mit seinen eigenen Leuten. Seit Jahren hatten die Spione der NSDAP in der Polizei Buch darüber geführt, wer hier für Hitler war und wer nicht. Es gab sogar einen geheimen Verband der nationalsozialistischen Polizeibeamten. Daneben stellte Göring Tausende von SA-Männern als Hilfspolizisten ein und versah sie mit Waffen. Binnen vierzehn Tagen war die preußische Polizei fest in Görings Hand. Papen mochte Hitlers Gefängnisdirektor sein, aber Göring besaß die Schlüssel zu diesem Gefängnis.

Für mich war Hitlers Machtergreifung keine solche Überraschung wie für einige meiner Kollegen. Ich hatte vorausgesehen, daß Deutschland früher oder später eine so bedrohlich extreme Haltung einnehmen

würde – ich wußte es, seit mir klargeworden war, daß Paris und London entschlossen waren, die geheime Wiederbewaffnung Deutschlands und den Verschwörerpakt zwischen der Reichswehr und der Roten Armee zu ignorieren. »Deutschland stellt die Uhren zurück!« schrien manche meiner Kollegen empört. So wie ich die Dinge sah, hatte Deutschland noch nie zugelassen, daß die Uhren weitergingen. Die liberalen Posen der Weimarer Regierung und Dr. Stresemanns waren in meinen Augen nie etwas anderes gewesen als eine Tarnung, hinter der die Generale den Zweiten Weltkrieg vorbereiteten.

Doch wenn ich hinsichtlich meiner Gefühle zu dieser Zeit ganz ehrlich sein soll, muß ich zugeben, daß ich über die Wendung der Dinge sogar ein wenig erfreut war. Ich empfand die Genugtuung eines Unglückspropheten, der sieht, daß die von ihm vorausgesagte Katastrophe wirklich eintrifft. Doch wie groß meine Genugtuung auch sein mochte, sie wurde ausgelöscht durch meine noch viel düstereren Vorahnungen dessen, was nun kommen würde.

Wenn ich mich umsah, mußte ich bemerken, daß die Deutschen wieder einmal eine ihrer immer wiederkehrenden kritischen Perioden der Verzückung durchlebten, in denen Super-Chauvinismus, herausforderndes Gebrüll und opportunistisches Jasagertum den Tag regierten. Die Straßen von Berlin schienen angefüllt von wandernden Eisenbahnsignalen: Einer begrüßte den anderen – wie zur ›Abfahrt‹ – mit hochgerecktem Arm und einem ekstatischen ›Heil Hitler!‹, um zu beweisen, was für ein hundertfünfzigprozentiger Nationalsozialist er war. Es waren dieselben Leute, die vor wenigen Wochen noch, als sie Hitler für erledigt hielten, ›diesen Clown‹ mit einem verächtlichen Achselzucken abgetan hatten. Hakenkreuzbanner und die schwarz-weiß-roten Fahnen aus der Kaiserzeit wehten von Fenstern und Balkonen herab. Sogar meine jüdischen Freunde flaggten schwarz-weiß-rot, in der Hoffnung, ihr so bewiesener teutonischer Patriotismus werde sie vor den Nationalsozialisten schützen.

Bis in meine eigene Wohnung drang die Woge des nationalsozialistischen Triumphs. Ich ertappte meinen Diener Krebs dabei, wie er unserem grauen Papagei beibringen wollte, ›Heil Hitler‹ zu krächzen. Glücklicherweise konnte ich noch rechtzeitig eingreifen.

»Krebs«, sagte ich, »Popitzschka ist ein britischer Untertan. Wenn er ›Heil Hitler‹ ruft, so ist das eine unerlaubte Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten. Verstanden?« Und Krebs, der Feldwebel bei der Reichswehr gewesen war, knallte die Hacken zusammen und sagte: »Jawoll!«

Unaufhörlich zogen Abteilungen der SA durch die Straßen und bedrohten jeden, der vor den Hakenkreuzbannern nicht strammstand und den Hut abnahm. Mit besonderer Vorliebe verlegten die SA-Führer ihre Aufmärsche in die kommunistischen Bezirke Berlins, zum Beispiel in die Gegend des Bülowplatzes, weil sie hofften, die Roten so zu einem Kampf provozieren zu können. Aber die Roten verhielten sich ruhig.

Tausende und aber Tausende von Kommunisten verließen in diesen Wochen die Bataillone der ›Roten Front‹ und traten in die SA ein – manche von ihnen zweifellos mit ausdrücklicher Genehmigung der kommunistischen Führer, die darin eine Möglichkeit sahen, die nationalsozialistische Partei zu unterwandern.

Aber es gab noch eine andere Körperschaft, die Kommunisten aufnahm und neu organisierte: die Reichswehr. Ich erfuhr es durch die Kommunisten von der Kösliner Straße, mit denen ich ständige Verbindung hielt, seitdem ich bei meinem Einbruch in ihre Hochburg zusammen mit Godfrey Nicholson verprügelt worden war.

Um diese Leute davor zu bewahren, von den Nationalsozialisten aufgeschluckt oder umgebracht zu werden, hatte Ludwig Neumann, ein junger ostpreußischer Freund von mir, die Besten von ihnen in einem ›Jugendverband‹ zusammengefaßt. Er hatte das unter dem Schutz der Reichswehr bewerkstelligen können, da einige ihrer Offiziere jetzt offensichtlich bedauerten, daß sie Hitler gestattet hatten, sich so der Jugend Deutschlands zu bemächtigen. In Lastwagen, die die Reichswehr stellte, schaffte Neumann seine Rekruten von den üblen Mietskasernen und den Kaschemmen der Kösliner Straße fort auf das Truppenübungsgelände von Reinickendorf am Rand von Berlin. Hier hatten die Reichswehroffiziere Neumann einige leerstehende Baracken zur Verfügung gestellt.

Neumann hatte zweifellos viel Geschick, mit diesen jungen Burschen umzugehen. Auf seine Einladung hin besuchte ich sie in ihrem Lager und konnte voller Erstaunen feststellen, wieviel innere Haltung und Disziplin er in knapp vierzehn Tagen diesen angsterfüllten kleinen Slumratten beigebracht hatte.

Hier draußen auf dem mit Buschwerk bewachsenen Gelände von Reinickendorf lernte ich ein weiteres von der Reichswehr gefördertes Unternehmen kennen – ein Unternehmen, das in den letzten Jahren des Hitler-Krieges für London unheilvolle Früchte tragen sollte. Neumann führte mich zu ein paar Schuppen, die fast Tür an Tür mit den Baracken seiner Jungkommunisten lagen. Hier traf ich einen Ingenieur

namens Nebel, der eifrig an einem sonderbaren kegelförmigen Gegenstand aus Metall herumbastelte. Wie er mir erzählte, war er dabei, eine Superrakete für die Reichswehr zu konstruieren. Neben ihm stand ein junger Mann in einem Monteuranzug. »Von Braun«, stellte sich der Raketenlehrling vor.

»Eines Tages«, erklärte Nebel, während Braun ihn mit der Ergebenheit des Jüngers für den Meister ansah, »eines Tages werden Raketen wie diese hier Artilleriegeschütze und sogar Bombenflugzeuge in die Rumpelkammer der Geschichte verweisen.«

Ich hielt Nebel für einen Verrückten und war nur erstaunt, daß die Reichswehr bereit war, Geld für seine Zwecke auszugeben. Aber die Worte, die Nebel an jenem kalten, frostigen Februarnachmittag des Jahres 1933 zu mir sprach, sollten sich als nur allzu wahr erweisen. Denn Nebels Rakete war die Mutter der V 1, der V 2 und aller Langstreckengeschosse von heute – und die Großmutter der russischen und amerikanischen Satelliten, die in unseren Tagen die Erde umkreisen. Viele von ihnen wurden später von seinem Schüler Wernher von Braun konstruiert.

Ja, dieser Februar 1933, jene Zeit unmittelbar nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, war schon ein erstaunlicher Monat! Auf der Wilhelmstraße und Unter den Linden sah man Gruppen wild und entschlossen dreinblickender Männer mit grünen Lodenmänteln und Hüten, an denen rasierpinselähnliche Dachshaarbüschel steckten. Es waren nationalsozialistische Funktionäre aus der Provinz, die nach Berlin gekommen waren, um hier Regierungsposten und regierungseigene Betriebe als Belohnung für ehemalige treue Dienste zu fordern. Im Büro von Rudolf Heß, dem Mann mit den buschigen Brauen, der als Hitlers Stellvertreter innerhalb der Partei fungierte, warteten lange Schlangen dieser Rasierpinselhut-Brigade. Denn Heß befehligte den neu geschaffenen ›Verbindungsstab zwischen Partei und Regierung‹, dessen Aufgabe es war, die nicht nationalsozialistisch gesinnten Verwaltungsbeamten auszusortieren und durch gute Nationalsozialisten zu ersetzen.

Hitler selbst? Ich besuchte ihn in der Reichskanzlei, zwei oder drei Tage nach seiner Machtübernahme. In den Korridoren schien größte Verwirrung zu herrschen: Nationalsozialisten in Parteiuniform drängelten sich zwischen die alten Regierungsbeamten, die ich noch aus den Zeiten Brünings und Papens kannte.

Einer von ihnen, ein hochgewachsener Beamter des Außenministeriums

namens Wolfgang von Putlitz, den ich von Cocktailparties und anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen her kannte, faßte die allgemeine Stimmung der alten Garde zusammen, indem er mit zynischem Lächeln sagte: »Talleyrand hat drei verschiedene politische Regimes überlebt. Warum sollte ich das nicht auch können?«[1]

Als ich in Hitlers Arbeitszimmer geführt wurde, traf ich bei ihm einen weiteren Möchtegern-Talleyrand, einen gewissen Dr. Lammers, den Hitler zu meinem Erstaunen zum Chef seiner Privatkanzlei ernannt hatte. Ich hatte stets gehört, daß Lammers ein ausgemachter Feind der Nationalsozialisten sei. Jetzt aber diente er Hitler, als sei dies die natürlichste Sache der Welt. (Mehr noch, er blieb bis zum bitteren Ende in seinem Amt.)
Ich wußte, daß Hitler Zweifel hatte, ob er den verwaltungstechnischen Aufgaben eines Reichskanzlers gewachsen sein würde. Im Gegensatz zu einigen anderen NS-Ministern besaß er keinerlei Erfahrung auf dem Gebiet der Verwaltung. Während des Krieges hatte er nicht einmal einen Offiziers-Stellvertreterposten innegehabt, geschweige denn ein höheres Kommando. Seine Laufbahn war die eines Agitators und Propagandisten gewesen, der keine eigene Verantwortung trägt. Ich sprach ihn deshalb auf dieses Thema an. »Herr Reichskanzler«, sagte ich, »wie fühlt man sich als Reichskanzler?«
Hitler grinste. »Wissen Sie was, Herr Delmer?« erwiderte er. »Ich habe eine große Entdeckung gemacht. An diesem Regierungsgeschäft ist gar nichts dran. Überhaupt nichts. Alles besorgen die anderen.« Damit lächelte er schlau zu Lammers hinüber. »Man setzt einfach seinen Namen auf das Blatt, das sie vor einen hinlegen, und damit hat sich's.«
Nun, anfänglich mochte Hitler es vielleicht so gehalten haben – und wahrscheinlich war es ein diplomatischer Trick von ihm, derartige Äußerungen zu tun, damit seine Untergebenen ihn als bequemen Chef betrachteten. Aber das sollte sich bald ändern: Nach kurzer Zeit begann Hitler sich selbst um die kleinsten Details zu kümmern.

Die Juden hielten sich in diesen ersten Tagen und Wochen so weit wie möglich im Hintergrund. Einige meiner jüdischen Freunde machten es

[1] Putlitz hat auch nach dem Zweiten Weltkrieg sein Talleyrand-Talent bewiesen, indem er, nach einem Gastspiel in England während des Krieges als deutscher Antimilitarist, zu Ulbricht nach Ostberlin überging.

ähnlich wie Dr. Schnur, der Tabakgroßhändler, der sein Büro in dem Haus in der Victoriastraße hatte, in dem ich wohnte. In den ersten Wochen ließ Schnur seinen Rolls-Royce zu Hause in der Garage und kam mit dem Taxi ins Büro. Mit der Zeit konnte man den Stand der Dinge genau an diesem Rolls-Royce ablesen. Wenn Schnur das Gefühl hatte, daß die revolutionäre Stimmung sich beruhigte, wartete der Rolls-Royce mit dem dicken blau uniformierten Chauffeur draußen vor unserer Tür. Wurden die Zeiten wieder bedrohlicher, ließ Schnur den Rolls zu Hause und fuhr im unauffälligen Taxi in sein Büro.
In diesem Anfangsstadium des Dritten Reichs hatte die SA es vor allem auf die Ostjuden abgesehen, die seit 1918 nach Deutschland eingewandert waren. Die polnische Botschaft übergab mir eine sorgfältig aufgestellte Liste mit den Namen von mehr als 250 polnischen Juden, deren Geschäfte, Büros oder Wohnungen von Angehörigen der SA geplündert worden waren. Die Juden selbst hatte man in die SA-Keller verschleppt, wo sie geschlagen, gefoltert und in manchen Fällen sogar umgebracht wurden. Ich schickte einen langen und ausführlichen Bericht darüber an meine Zeitung, der jedoch aus mir unbekannten Gründen nie erschien. Nun übergab ich meine Informationen Professor Lindemann – dem späteren Lord Cherwell – mit der Bitte, sie an die zuständigen Stellen in London weiterzuleiten.
Professor Lindemann war nach Deutschland gekommen, um jüdische Wissenschaftler für England anzuwerben – ein Unternehmen, das den Sieg der Alliierten im Zweiten Weltkrieg noch entscheidender fördern sollte als Lord Cherwells zweifellos sehr wertvolle Arbeit als wissenschaftlicher Berater Churchills.
Der Professor und ich besuchten oft gemeinsam die ›Katakombe‹, ein politisches Kabarett, das in der Nähe meiner Wohnung in der Bellevuestraße lag. Hier wirkte der damals noch junge Werner Finck als Conferencier. In seiner satirischen Art brachte er unter Stottern und Stammeln die gewagtesten Witze über das Hitler-Regime vor, sprach jedoch jeweils nur Dreiviertel des Satzes aus und überließ es seinem Publikum, sich den gefährlichen Rest hinzuzudenken. »Beinahe Tegel«, pflegte Finck zu sagen und schlug sich mit der Hand vor den Mund, während das Publikum seine Bemerkung mit schallendem Gelächter quittierte. ›Beinahe KZ-reif‹, wollte er damit ausdrücken. Es war, als beobachte man einen Drahtseiltänzer bei dem Versuch, die Niagara-Fälle ohne Netz zu überqueren. Lindemann, in Frankfurt am Main geboren, sprach fließend deutsch und konnte Fincks anzügliche Witze verstehen. Er lachte, bis ihm die Tränen kamen.

Wir alle, einschließlich Professor Lindemann, glaubten, der revolutionäre Übereifer der Deutschen werde sich, genau wie bei früheren Gelegenheiten, nach einigen Wochen abkühlen und die Judenverfolgungen würden damit ein Ende finden. Doch diesmal sollten unsere Hoffnungen enttäuscht werden. Das noch verhältnismäßig kleine Pogrom dieser ersten Monate des Jahres 1933 wuchs sich bald zum regelrechten Rassenmord aus.

Auch einige Männer, die hohe Posten im NS-Regime bekleideten, waren damals entsetzt über das Treiben der SA und seine Wirkung auf die Meinung der Weltöffentlichkeit. Sie bemühten sich, diese Tendenz einzudämmen – allen voran Göring und der junge Rudolf Diels, der Staatssekretär Weismanns rechte Hand gewesen war. Jetzt war er zum ersten Chef von Görings neu geschaffener Gestapo – der Geheimen Staatspolizei – ernannt worden.
Ich hatte Diels im Hause eines Freundes kennengelernt. Er war ein gut aussehender junger Mann vom modernen Managertyp mit rascher Auffassungsgabe und einem ungewöhnlichen Konzentrationsvermögen. Diels wäre bestimmt ein erfolgreicher Anwalt oder Industrieführer geworden. Zu seinem Unglück wurde er in die übelste Laufbahn gedrängt, die es in einem diktatorisch regierten Staat geben kann.
Obgleich Diels ein Opportunist war, bin ich doch überzeugt, daß er es ehrlich meinte, als er mir sagte, er tue sein Bestes, um dem Terror der SA Grenzen zu setzen. Er wandte dabei das Rezept des alten englischen Sprichworts an: "Set a thief to catch a thief" – »Setz einen Dieb auf die Spur, wenn du einen Dieb fangen willst.« Er hatte sich das wüsteste und gefürchtetste SA-Bataillon genommen und als eine Art Militärpolizei über die anderen SA-Truppen eingesetzt. Und das Rezept schien auch zu wirken. Die Zustände beruhigten sich ein wenig. Es hätte noch besser gewirkt, wenn nicht der fanatische kleine Klumpfuß Dr. Joseph Goebbels gewesen wäre.
Goebbels liebte seine Berliner SA und feuerte sie an, ihre glorreiche Revolution immer weiter voranzutreiben. Denn Goebbels war ein echter Radikaler, ein Jakobiner, der dem Umsturz der alten Ordnungen ebenso leidenschaftlich entgegenfieberte wie irgendein Kommunist. Mit dem Stolz eines Vaters, der über die Streiche seines frühreifen fünfjährigen Söhnchens berichtet, erzählte er Geschichten von den Bestialitäten der SA.
Ich erinnere mich noch lebhaft an die Anekdote, mit der Goebbels die Umstehenden auf der Rollbahn des Flughafens Tempelhof unterhielt, als wir wieder einmal im Begriff standen, Hitler auf einer seiner Wahlreisen zu begleiten. Goebbels gab den ›erschütternd komischen Ausspruch‹ eines ›seiner SA-Jungens‹ wieder, den er am Vorabend gehört hatte, als er einen SA-Keller besuchte.
»Der Junge war schwer damit beschäftigt, hinten in der Ecke irgendeinem Kerl eine ›Abreibung‹ zu geben«, berichtete Goebbels gackernd. »Er hatte sein Koppel abgeschnallt und benutzte es als Schlagriemen. Und was glauben Sie, hat er zwischen den einzelnen Schlägen gesagt? Darauf kämen Sie nie! Es war wirklich unglaublich komisch!« Goebbels lachte immer mehr. »Er sagte: ›Jetzt werden wir euch Atheisten das Beten beibringen!‹«
Goebbels wiederholte den Satz noch einmal und rollte ihn genußvoll auf seiner Zunge wie einen köstlichen Leckerbissen. Was ihn daran – abgesehen von dem Sadismus – so entzückte, war die Alliteration der Vokale in ›euch Atheisten‹ und der Konsonanten in ›Beten beibringen‹.
Ja, Goebbels wußte die Schönheit eines Satzes zu würdigen. Als wir im Flugzeug Platz genommen hatten, mußte er ihn unbedingt auch Hitler berichten. Ich photographierte ihn dabei und habe das Bild noch heute.
Bevor ich das aber tat, stellte ich ihm eine Frage über den Zwischenfall. »War der Atheist, der verprügelt wurde, ein jüdischer Atheist?« erkundigte ich mich unschuldig. Aber nicht unschuldig genug. Goebbels witterte sofort die Gefahr.
»Nein«, knurrte der Giftzwerg und funkelte mich wütend an. »Es war ein Kommunist. Wir verprügeln keine Juden – abgesehen natürlich von jüdischen Kommunisten.«

Unterdessen bereiteten Hitler und seine Gefolgsleute die Wahl vom 5. März mit einem Eifer vor, der alle ihre bisherigen Bemühungen in den Schatten stellte. Es ging Hitler darum, nicht nur eine klare Majorität für seine Koalition zu erringen. Er wünschte sich eine Zweidrittelmehrheit im Reichstag, die es ihm ermöglichen würde, ein Ermächtigungsgesetz durchzubringen, auf Grund dessen die Sitzungen des Reichstags bis auf weiteres verschoben werden konnten und die Regierung autoritäre Vollmachten erhielt.
Doch dann, am 27. Februar, geschah etwas, das den Wahlkampf fast überflüssig machte und Hitler die Möglichkeit gab, sich den Beschränkungen zu entziehen, die seine deutschnationalen und adligen Verbündeten ihm noch immer auferlegten.
Das pompöse, mit einer vergoldeten Glaskuppel überwölbte Gebäude

des Deutschen Reichstags wurde in Brand gesteckt. Zugleich mit ihm ging alles, was in Deutschland an staatsbürgerlicher Freiheit noch übriggeblieben war, in Flammen auf.

17. Der Reichstagsbrand

Ich habe den Reichstagsbrand nicht nur von außen, sondern auch von innen erlebt – im wahrsten Sinne des Wortes. Und auf Grund dieser persönlichen Erfahrung habe ich mir über seinen Ursprung eine Meinung gebildet, die von den bisher üblichen Ansichten der Historiker beträchtlich abweicht.

Die Nachricht, daß der Reichstag brannte, erhielt ich von einem der vielen Tankstellenwärter, denen ich meine Karte mit der Bitte gegeben hatte, mich anzurufen, wenn in ihrer Nähe irgend etwas Berichtenswertes passieren sollte. Weit und breit war kein Taxi zu sehen, und meinen Wagen hatte ich bereits in die Garage gebracht, die ein ganzes Ende von meiner Wohnung entfernt lag. So setzte ich mich denn in Trab und rannte und rannte – die ganzen zwei Kilometer von meiner Wohnung bis zum Reichstagsgebäude.

Ich langte ein Viertel vor zehn dort an – genau vierzig Minuten, nachdem der erste Feueralarm gegeben worden war. Es standen bereits eine Anzahl Leute herum und beobachteten die Flammen, die, eine Säule aus Feuer und Rauch, durch die große Glaskuppel wie durch einen Schornstein emporfegten. Ununterbrochen rasten mit gellendem Läuten neue Feuerwehrzüge heran.

»Einen von den Brandstiftern haben sie schon erwischt«, berichtete mir ein aufgeregter Polizist. »Einen jungen Mann, der nur eine Hose anhatte. Offenbar hat er sein Hemd und seine Jacke dazu benutzt, das Feuer anzulegen. Aber es müssen noch andere von den Kerlen drin sein. Sie suchen jetzt nach ihnen.«

Während ich weiter umherpatrouillierte, lief mir Douglas Reed von der *Times* in die Arme. Er erzählte mir, wie er es fertiggebracht hatte, in das Gebäude zu gelangen, dann aber schnurstracks von Göring wieder hinausbefördert worden war. ›Mein Gott, welche Schande!‹ dachte ich. ›Geschlagen von dieser langweiligen alten Postkutsche, der *Times*! Schrecklich!‹ Ich wanderte weiter um das Gebäude herum und sprach

alle möglichen Leute an, um herauszufinden, was eigentlich geschehen war. Und dann entdeckte ich unter den Bäumen des Tiergartens, direkt gegenüber dem Hauptportal des Reichstags, eine mir wohlbekannte Gestalt: Dr. Alfred Rosenberg, den Chefredakteur des ›Völkischen Beobachters‹ und Hitlers wichtigsten Ratgeber in Auslandsangelegenheiten. Rosenberg war, wie er mir erzählte, in seinem Wagen durch den Tiergarten gefahren, als er plötzlich den Brand bemerkte.

»Ich hoffe nur, unsere Leute haben nichts damit zu tun«, sagte er düster. »Das wäre genau die Dummheit, zu der ein paar von ihnen imstande wären!«

Wie Sie, verehrte Leser, über die Ursachen des Brandes auch denken mögen, dieser Ausspruch beweist doch, daß es zumindest einen führenden Nationalsozialisten gab, der nichts damit zu tun hatte!

Und dann kam Karl Hanke, der bärtige Sekretär von Dr. Goebbels, keuchend und außer Atem angetrabt. Er war gezwungen worden, aus seinem Wagen zu steigen, weil die Polizei ihn nicht durch die Absperrung lassen wollte. (Wir waren noch in den ersten Tagen des Dritten Reiches!)

»Hallo, Hanke«, sagte ich. »Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich gehe rein, um nachzusehen, was los ist«, erwiderte Hanke. »Ich muß dem Führer berichten. Er ist oben am Reichskanzlerplatz bei Goebbels.«

»Na, wenn Sie wieder rauskommen, hätte ich dann auch gern einen Bericht von Ihnen.«

»Kriegen Sie, mein Lieber, kriegen Sie«, lachte Hanke und stürzte davon.

Die näheren Gründe für Hankes Erscheinen erfuhr ich erst später. Hanfstängl, der sich in seinem Zimmer in Görings Reichstagspräsidentenpalais gegenüber dem Reichstag ins Bett gelegt hatte, um eine Grippe auszuschwitzen, war durch den Lärm der Feuerwehr geweckt worden. Er blickte aus dem Fenster, sah das Feuer und stürzte ans Telefon, um Goebbels anzurufen.

»Der Reichstag brennt!« schrie er in den Hörer. »Sagen Sie dem Führer Bescheid!«

»Ach Putzi, lassen Sie doch diesen Blödsinn. Darüber kann ich nicht mal lachen«, antwortete Goebbels.

»Aber ich erzähle Ihnen die Wahrheit!«

»Und ich mag jetzt keinen Ihrer albernen Witze mehr hören. Gehen Sie wieder ins Bett! Gute Nacht.« Damit hängte Goebbels ein.

Nun hatte genau vor vier Tagen der lustige kleine Possenreißer Goebbels, um Hitler zu amüsieren, Hanfstängl einen Streich am Telefon gespielt. Als jetzt Hanfstängl ihn mit seiner Alarmnachricht anrief, dachte Goebbels natürlich, dies sei Putzis Retourkutsche.

Aber Hanfstängl rief gleich noch einmal an. »Hören Sie zu! Was ich Ihnen da gesagt habe, ist die reine Wahrheit. Es ist Ihre Pflicht, es dem Führer zu melden. Wenn Sie es nicht tun, garantiere ich Ihnen einen Mordsärger!« Selbst jetzt wollte Goebbels ihm noch nicht glauben. Immerhin gab er diesmal die Nachricht an Hitler weiter, der im Nebenzimmer saß und sich dort mit der hübschen Magda und einem blonden Filmsternchen unterhielt, das Magda für ihn eingeladen hatte. (Hitler empfand es, wie seine Paladine mir häufig versicherten, als eine Nervenberuhigung, schöne Blondinen *anzusehen*.) Jetzt schickte Hitler Hanke los, damit dieser feststellte, ob Hanfstängl die Wahrheit gesagt hatte. Hanfstängl hatte übrigens auch in meinem Büro angerufen, um mir Bescheid zu sagen. Aber ich war bereits unterwegs.

Ich wartete immer noch darauf, daß Hanke wieder herauskam und mir einen Augenzeugenbericht über die Lage im Innern des Reichstagsgebäudes gab, als zwei schwarze Mercedeswagen durch die Absperrung fuhren. Diese Wagen kannte ich.

»Ich wette, das ist Hitler!« sagte ich zu dem Mann neben mir. Schnell kroch ich unter dem Seil hindurch, das die Polizei eben gespannt hatte, um die Schaulustigen zurückzuhalten, und lief hinüber, um mich zu vergewissern. Ich erreichte das Portal Nummer zwei genau in dem Augenblick, in dem Hitler aus seinem Wagen sprang. Er hatte seinen weichen schwarzen Künstlerhut tief ins Gesicht gezogen, die Schöße seines Trenchcoats flatterten, als er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufstürmte, hinter ihm Goebbels und die Männer der Leibwache.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich mitkomme?« fragte ich Sepp Dietrich. »Versuchen Sie's«, grinste Sepp. »Schlängeln Sie sich mit durch.«

Im Eingang stand Göring, eine mächtige Gestalt im braunen Kamelhaarmantel, die Beine gespreizt wie ein friderizianischer Wachtposten in einem Ufafilm. Sein weicher brauner Hut war nach der sogenannten Potsdamer Fasson vorn aufgeschlagen. Er war sehr rot im Gesicht und starrte mich mißbilligend an. Am liebsten hätte er mich wohl auch hinausgeworfen, genau wie Douglas Reed. Aber Hitler hatte eben gesagt: »Abend, Herr Delmer«, und das war meine Eintrittskarte.

Göring machte Hitler Meldung, während Goebbels und ich daneben standen und gespannt zuhörten.

»Das ist zweifellos das Werk der Kommunisten, Herr Reichskanzler«, sagte Göring. »Mehrere kommunistische Abgeordnete waren zwanzig Minuten vor Ausbruch des Feuers hier im Gebäude. Wir haben einen der Brandstifter festnehmen können.«

»Wer ist der Mann?« fragte Goebbels aufgeregt dazwischen.

Göring wandte sich zu ihm um. »Das wissen wir noch nicht«, kam es giftig aus seinem Haifischmund. »Aber keine Angst, Doktor, wir werden es schon aus ihm herausquetschen!« Es klang gereizt, so als betrachte er Goebbels' Frage als eine Kritik an seiner Tüchtigkeit.

Jetzt stellte Hitler eine Frage: »Sind die anderen öffentlichen Gebäude gesichert?«

»Ich habe jede erdenkliche Sicherheitsmaßnahme getroffen«, erklärte Göring. »Ich habe die gesamte Polizei mobilisiert. Jedes öffentliche Gebäude hat jetzt einen besonderen Polizeischutz. Wir sind auf alles vorbereitet.«

Ich bin überzeugt, daß er es ernst meinte und nicht nur Theater spielte. Sowohl Hitler wie Göring fürchteten zu jener Zeit noch die Möglichkeit eines kommunistischen Staatsstreichs. Mit sechs Millionen Stimmen bei der letzten Wahl und einer zahlreichen Anhängerschaft in den Gewerkschaften verkörperten die Kommunisten noch immer eine ansehnliche Macht. Und sie hatten in den vergangenen Jahren mehrfach versucht, gewaltsam die Macht an sich zu reißen – genau wie die Nationalsozialisten.

Dann, nachdem Göring mit seinem Bericht fertig war, machten wir uns auf einen Rundgang durch das Gebäude. Zwischen Wasserlachen, verkohlten Trümmern und Wolken beizenden, übelriechenden Rauchs bahnten wir uns einen Weg durch Säle und Wandelhallen. Jemand öffnete eine gelb lackierte Eichentür, und für einen Augenblick spähten wir in die lodernde Hölle des Plenarsaals. Es war, als habe man die Luke eines Hochofens geöffnet. Obgleich die Feuerwehrleute mit ihren Schläuchen dem Brand tapfer zu Leibe gingen, schlugen die Flammen mit solch rasender Wut zur Kuppel empor, daß wir hastig die Tür wieder schlossen.

Göring hob einen Fetzen auf, der neben einer verkohlten Gardine auf dem Fußboden lag. »Da, hier können Sie selbst sehen, wie sie gearbeitet haben, Herr Reichskanzler[1]«, sagte er. »Sie haben mit Benzin getränkte Tücher über die Möbel gehängt und sie dann angezündet.«

[1] Hitler und Göring nannten sich nicht bei ihren Vornamen. Sie hingen viel zu sehr an ihren Titeln.

Man bemerke dieses ›sie‹. ›Sie‹ hatten dies getan, ›sie‹ hatten das getan. Für Göring stand es außer Frage, daß mehr als ein Brandstifter am Werke gewesen sein mußte. Es mußten mehr als einer gewesen sein, denn nur so war Görings Überzeugung aufrechtzuerhalten, daß der Brand das Ergebnis einer kommunistischen Verschwörung war. Er brauchte unbedingt eine ganze Bande von Brandstiftern. Doch als ich mir die Fetzen und die anderen Beweise ansah, entdeckte ich nichts, was nicht auch das Werk eines einzelnen Menschen gewesen sein konnte.

Wir kamen in einen von dichtem Rauch erfüllten Vorraum. Ein Polizist trat vor und versperrte uns mit ausgestreckten Armen den Weg. »Hier können Sie nicht durch, Herr Reichskanzler. Der Kronleuchter kann jeden Augenblick herunterkrachen.« Und damit wies er hinauf zu dem riesigen Kristallkronleuchter.

Im nächsten Korridor blieb Hitler ein wenig hinter den anderen zurück und trat zu mir. Er war prophetisch gestimmt. »Gott gebe«, sagte er, »daß dies das Werk der Kommunisten ist! Sie erleben jetzt den Beginn einer neuen großen Epoche in der deutschen Geschichte, Herr Delmer. Dieser Brand ist der Auftakt dazu.«

In diesem Augenblick stolperte er über einen Schlauch.

»Sie sehen dieses Gebäude«, sagte er, nachdem er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. »Sie sehen, wie es lichterloh brennt« – und damit beschrieb seine Hand einen weiten Kreis. »Wenn die Kommunisten die Macht in Europa erringen sollten, dann steht binnen sechs Monaten – was sage ich! – binnen zwei Monaten der ganze Kontinent in Flammen wie jetzt dieses Gebäude.«

Wir stiegen einige Stufen zum ersten Stock hinauf, und einen Augenblick später erschien Herr von Papen. Er kam vom Herrenklub herüber, wo er den alten Reichspräsidenten von Hindenburg zu einem Diner eingeladen hatte. Hitler trug, wie gesagt, einen Trenchcoat und seinen weichen schwarzen Hut. Papen näherte sich, ganz und gar Aristokrat, einen erstklassig geschnittenen grauen Tweedmantel über seinem Abendanzug, einen schwarz-weißen Schal um den Hals geschlungen, den schwarzen Homburg in der behandschuhten Hand.

Hitler ging aufgeregt auf ihn zu, ergriff Papens Hand, die er ununterbrochen wie einen Pumpenschwengel schüttelte, und sagte in seinem österreichischen Tonfall: »Das ist ein gottgegebenes Zeichen, Herr Vizekanzler! Wenn dieser Brand, wie ich glaube, das Werk der Kommunisten ist, dann müssen wir diese Mörderpest mit eiserner Faust vernichten!«

Herr von Papen zog vorsichtig seine Hand zurück. In diesem Augenblick war er wirklich der vollendete Diplomat.
»Äh . . . ja, gewiß«, sagte er, indem er kühl Hitlers unvornehmen Eifer zurückwies. »Wie ich höre, sind die Gobelins gerettet, und auch die Bibliothek ist glücklicherweise verschont geblieben.«
Mit wenigen Worten hatte Herr von Papen so die ganze Angelegenheit aus dem Gebiet der Politik in jenen rein materiellen Bereich hinüberlanciert, in dem es nur um Feuerschäden, Versicherungspolicen, Mark und Pfennige ging.
Hitler war so aufgeregt, daß er es gar nicht bemerkte. Oder wenn er es bemerkte, wollte er es doch nicht zeigen. Er lud den Vizekanzler herzlich ein, mit ihm in Görings Präsidentenbüro zu treten, um dort mit ihm und Göring eine Besprechung abzuhalten. »Wir wollen gerade die Maßnahmen beschließen, die als nächstes getroffen werden müssen, Herr Vizekanzler. Wollen Sie nicht mit hineinkommen?«
Aber Papen mußte wohl ahnen, daß dieser Brand jeder einschränkenden Gewalt, die er über Hitler haben mochte, ein Ende setzte. Er wollte sich in dieser Nacht nicht in die Höhle des Löwen begeben.
»Besten Dank, Herr Kanzler«, erwiderte er. »Sehr liebenswürdig von Ihnen. Aber ich glaube, ich muß zunächst einmal dem Herrn Generalfeldmarschall Bericht erstatten.«
Das war ein letzter Schuß. Gemeint war mit diesen Worten: »Welche Maßnahmen Sie und Göring auch treffen mögen, es gibt noch immer eine höhere Instanz, die befragt werden muß.«
Als ich – kurz nachdem Papen gegangen war – das Gebäude verließ, traf ich draußen eine ganze Reihe von NS-Führern, die hineinzugelangen versuchten. Prinz August Wilhelm, der einen langen SA-Mantel trug, stritt sich mit den Polizisten herum, die ihn nicht durchlassen wollten. Als ich über die Straße zum Tiergarten hinüberging, um in mein Büro zurückzulaufen und meine Story durchzugeben, blickte ich noch einmal zurück und sah ihn mit langen Schritten die Stufen hinaufeilen.
Und dabei sollte schon bald das Gerücht umgehen, Prinz August Wilhelm habe zu jenen Nationalsozialisten gehört, die angeblich das Feuer angelegt hatten!

Ich erwartete aus London ein Lob für diese Reportage, mit der ich alle meine Kollegen geschlagen hatte. Aber keine Rede davon.
»Ist die Story okay?« fragte ich den Redakteur am Telefon, ungeduldig nach einem Kompliment angelnd.

»Na ja«, erwiderte er ohne Enthusiasmus, »ich denke, sie wird schon so in Ordnung sein. Aber wir wollen nicht diesen ganzen politischen Kram. Wir möchten mehr über den Brand. *United Press* berichtet, daß jetzt fünfzehn Löschzüge an der Brandstelle eingesetzt sind und daß die Kuppel eingestürzt ist.«
Und die Herren Redakteure in London kürzten meinen Bericht und strichen die großartigen Dämpfer heraus, die Papen Hitler versetzt hatte.
In Manchester jedoch probierte Beaverbrook gerade einen neuen Redakteur aus: Arthur Christiansen. Und während Baxters Leute in London mir nur zwei Spalten eingeräumt hatten, brachte Christiansen meinen Bericht vierspaltig. Nicht lange danach übernahm Christiansen Baxters Posten in London. Selbstverständlich war die Behandlung, die meiner Reportage zuteil geworden war, nur einer unter den vielen Gründen für dieses Revirement.

Hitler und Göring beschlossen in ihrer Konferenz, daß das ›gottgegebene Zeichen‹ unverzüglich befolgt werden müsse. Noch in derselben Nacht begann die politische Polizei auf Görings Befehl mit einer Aktion gegen die Kommunisten. Man holte die Listen der kommunistischen Funktionäre, der kommunistischen Reichstags- und Landtagsabgeordneten, der kommunistischen Gewerkschaftsführer und der kommunistischen Gemeinderatsmitglieder vor, die Weismann bereits vor Jahren für seinen sozialdemokratischen Chef Karl Severing im Hinblick auf einen derartigen Notfall angelegt hatte. Binnen anderthalb Stunden hatten Hunderte von Männern in Zivil, jeder in Begleitung zweier mit Maschinenpistolen bewaffneter Polizeibeamter, alle führenden Kommunisten aufgespürt und ins Gefängnis abgeschleppt. Einigen gelang es, zu entkommen, darunter einem jungen Funktionär namens Walter Ulbricht – dem Mann, der nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs der gefürchtete und vielgehaßte Satrap der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands werden sollte.

Am Morgen des 28. Februar, während die Zeitungen mit schreienden Schlagzeilen die ›kommunistische Verschwörung‹ anprangerten, gingen Hitler und Papen zu Hindenburg. Nach verzweifelten Beratungen mit seinen konservativen Freunden hatte Herr von Papen wie gewöhnlich klein beigegeben. Und jetzt legten die beiden, der aalglatte Aristokrat Franz und der durchtriebene Bohémien Adolf, dem alten Reichspräsidenten eine Notverordnung zur Unterschrift vor.

Hindenburg überflog den Inhalt, dann unterschrieb er. Er unterschrieb das Todesurteil dessen, was sich deutsche Demokratie nannte. Denn durch diese Verordnung wurden die in der Weimarer Verfassung verankerten staatsbürgerlichen Rechte aufgehoben und ein Polizeistaat ins Leben gerufen. Es war so, wie Hitler es mir in der vergangenen Nacht prophezeit hatte: Für Deutschland war ein neues Zeitalter angebrochen.

Kaum hatten Papen und Hitler sich auf den Stufen von Hindenburgs Präsidentenpalais voneinander verabschiedet, als auch schon zur Ausführung der Verordnung Lastwagen voller SA-Männer ausrückten, die in aller Eile zu ›Hilfspolizisten‹ ernannt worden waren. Den ganzen Tag über beobachtete ich diese Männer bei ihrer Arbeit. Überall drangen sie in die Wirtschaften und Wohnungen ein, die als Schlupfwinkel der Kommunisten bekannt waren, und schleppten jeden fort, den sie hier antrafen. Manchmal brachten sie die Leute ins Gefängnis, in den meisten Fällen jedoch nahmen sie sie in ihre SA-Keller mit, in deren einem Goebbels damals zugesehen hatte, wie seine ›Jungens‹ den Atheisten das Beten beibrachten.
Andere Trupps von SA-Leuten waren damit beschäftigt, überall die kommunistischen Wahlplakate abzureißen und an ihrer Stelle Plakate der NSDAP aufzukleben. Wieder andere machten die Runde bei den Zeitungsverkäufern, um die kommunistischen Blätter zu beschlagnahmen. Göring hatte ihr Erscheinen für die nächsten Wochen – also faktisch bis zum Termin der Wahl – verboten.
Aber nicht nur Kommunisten wurden zusammengetrieben und verhaftet. Tausende von Nicht-Kommunisten wurden ebenfalls festgenommen: Anwälte, Ärzte, Schauspieler, Journalisten, alles Männer und Frauen, die für ihre pazifistische oder anti-nationalsozialistische Einstellung bekannt waren. Die neu eröffneten Konzentrationslager begannen sich zu füllen.
Hitler verbot jedoch nicht die Kommunistische Partei als solche – noch nicht. Dazu war er viel zu schlau. Er verschob das ausdrückliche Verbot der Kommunistischen Partei auf die Zeit nach der Wahl, da er damit rechnete, daß die Kommunisten weiterhin die Wählerschaft des linken Flügels aufsplittern würden. Wenn er dann nach der Wahl die Partei und die kommunistischen Abgeordneten ausschaltete, konnte er die nötige Zweidrittelmehrheit für das von ihm ersehnte Ermächtigungsgesetz gegenüber dem Reichstag erlangen. Sein Plan funktionierte ausgezeichnet. Es kam alles so, wie Hitler es gewünscht hatte.

Doch während die Version von der Verschwörung der Kommunisten und ihrer Schuld am Reichstagsbrand in Deutschland ungeheuren Erfolg hatte und Hitler die erwünschte politische Hebelkraft verlieh, begann sich im Ausland eine ganz andere Tendenz abzuzeichnen. Kein Mensch außerhalb Deutschlands wollte glauben, daß dieser Brand nicht eine abgekartete Sache gewesen sei. In der ganzen Welt nahm man an, daß der Mann ohne Hemd, den man im Reichstagsgebäude festgenommen hatte, als er versuchte, den Brand zu schüren und weiterzutragen – ein junger holländischer Landstreicher namens Marinus van der Lubbe –, ein Werkzeug der Nationalsozialisten war.
Görings und Hitlers hartnäckige Behauptung, nicht van der Lubbe allein, sondern eine Gruppe von Männern müsse hier am Werke gewesen sein, hatte im Ausland genau die entgegengesetzte Wirkung. Man akzeptierte es als eine Tatsache, daß es mehr als zweier Hände bedurft hatte, um einen so großen Brand zu entfachen, und folgerte, daß die anderen Hände die Hände von Nationalsozialisten gewesen waren.
Am 2. März, drei Tage vor der Wahl, sprach ich bei Hitler vor, um zu hören, was er zu dieser nicht gerade überraschenden Bumerangwirkung zu sagen hatte. Hitler war wütend. So wütend, daß er Dinge aussprach, die meiner Meinung nach nicht nur töricht waren, sondern auch ihm und seiner Sache schaden mußten.
»Am liebsten möchte ich diesen Kommunisten, den sie im Reichstag geschnappt haben, am nächsten Baum aufhängen!« wetterte er. »Damit wäre es wenigstens ein für allemal aus mit dieser gemeinen Verleumdung, er sei ein Agent von uns gewesen.«
Eine unglaublich unrealistische Einstellung. Denn wenn die Nationalsozialisten van der Lubbe vor dem Reichstagsbrandprozeß umgebracht hätten, so hätte die Welt außerhalb Deutschlands darin nur eine Bestätigung ihres Verdachts gesehen, daß er ein Werkzeug der Nationalsozialisten gewesen war, das diese nun aus dem Wege räumen wollten.
Hitler fuhr fort in seiner deklamatorischen Rede. Er erklärte, Europa solle ihm lieber dankbar sein für sein tapferes Einschreiten gegen den gemeinsamen bolschewistischen Feind, anstatt ihn des Betrugs zu bezichtigen.
»Wenn Deutschland kommunistisch geworden wäre – und diese Gefahr lag nahe genug, bevor ich Kanzler wurde –, dann hätte es nicht mehr lange gedauert, bis der Rest des zivilisierten Europa dieser asiatischen Pest zum Opfer gefallen wäre.« Der Reichstagsbrand, so sagte er, sei nur eine Aktion in einer ganzen Reihe von Terrormaßnahmen

gewesen, die, wie die Polizei beweisen könne, von den Kommunisten geplant worden seien. Als einen weiteren Fall erwähnte er die versuchte Brandstiftung im alten kaiserlichen Schloß. (Spätere Untersuchungen ergaben, daß auch diese Brandstiftung das Werk van der Lubbes war.)
»Wir haben im Geheimkeller des kommunistischen Hauptquartiers am Bülowplatz zentnerweise Material sichergestellt«, sagte Hitler. »Daraus geht einwandfrei hervor, daß diese Brände als Fanal für eine Kampagne von Bombenattentaten, Brandstiftungen und Massenmorden in ganz Deutschland gedacht waren. Ja, diese bolschewistischen Verbrecher haben sogar Vorbereitungen getroffen, das Trinkwasser zu vergiften!«
Und dann kam der unausbleibliche Vergleich mit England. »Nehmen Sie an, Herr Delmer«, sagte Hitler, »die Kommunisten hätten versucht, den Buckingham-Palast anzuzünden, und es sei ihnen tatsächlich gelungen, das Parlamentsgebäude niederzubrennen. Ihre Regierung hätte genauso gehandelt, wie ich gehandelt habe.«
Ich sagte ihm, daß die Woge der Verhaftungen sowohl in Berlin wie im Ausland das Gerücht aufgebracht habe, er plane ein großes Blutbad unter seinen Feinden, eine Art deutscher Bartholomäusnacht. Wieder gab mir Hitler eine Antwort, die seiner Sache kaum nützen konnte.
»Ich brauche keine Bartholomäusnacht«, spottete er. »Mit Hilfe der Notverordnung zur Verteidigung von Volk und Staat (die Reichspräsident von Hindenburg am 28. Februar unterzeichnet hatte) haben wir Gerichtshöfe eingesetzt, die alle Staatsfeinde unter Anklage stellen und so mit ihnen verfahren werden, daß es ein für allemal aus ist mit den Verschwörungen.« Das hieß mit anderen Worten, daß er ein legales Blutbad unter seinen Feinden anrichten wollte. Ich fragte ihn, ob die Aufhebung der staatsbürgerlichen Freiheiten in Deutschland für die Dauer vorgesehen sei. Diesmal war seine Antwort diplomatischer und wesentlich weniger aufrichtig.
»Nein«, sagte er. »Wenn einmal die kommunistische Bedrohung ausgeschaltet ist, wird die normale Lage wiederhergestellt werden. Unsere Gesetze waren allzu liberal und machten es mir unmöglich, wirksam und rasch mit diesen bolschewistischen Untermenschen aufzuräumen. Aber mir selbst ist sehr viel daran gelegen, möglichst bald die normalen Zustände wiederherstellen zu können. Nur muß zunächst einmal der Kommunismus ausgerottet werden.«
Das war ein sehr elastisches Versprechen. In Wahrheit wurden die staatsbürgerlichen Freiheiten, die durch die Verordnung nach dem

Reichstagsbrand abgeschafft wurden, zu Hitlers Lebzeiten nicht wiederhergestellt. Und ich glaube auch nicht, daß er je die Absicht hatte, sie wieder einzuführen. Denn er brauchte den Polizeiterror, um dem deutschen Volk die nötige Disziplin für den kommenden großen Revanchekrieg beizubringen.

Wo lag die Wahrheit im Streit um den Reichstagsbrand? Wer war wirklich dafür verantwortlich? Die Nationalsozialisten beschuldigten die Kommunisten, und die Kommunisten beschuldigten die Nationalsozialisten. In der ganzen Welt wurden die Behauptungen der Kommunisten widerspruchslos akzeptiert – sogar von erfahrenen Geschichtsschreibern.
Ich jedoch war stets der Ansicht, daß weder die Nationalsozialisten noch die Kommunisten diesen Brand angelegt hatten, daß aber beide Parteien ihn für ihren politischen Kampf ausnutzten. Die Nationalsozialisten verfolgten dabei den unmittelbaren Zweck, jede Opposition in Deutschland zu unterdrücken – die Kommunisten das weiter gesteckte Ziel, die Welt gegen die Nationalsozialisten aufzuhetzen. Meine eigene Ansicht habe ich 1939 in einem Artikel über Hitler und den Reichstagsbrand ausgesprochen. Ich sagte darin: »Meine Vermutung geht dahin, daß es tatsächlich nur ein Brandstifter war, der das Feuer anlegte – der wahnsinnige van der Lubbe.«
Heute vermute ich es nicht nur, ich bin sicher.

Der junge Mann ohne Hemd, den man in der Nacht des 27. Februar 1933 im brennenden Reichstagsgebäude festnahm, wurde, in Decken gehüllt, sofort zur Abteilung IA im Polizeipräsidium am Alexanderplatz gebracht. Dort führte man ihn ohne Verzug dem Kriminalkommissar vom Dienst vor, dem damals neununddreißig Jahre alten Helmut Heisig[1]. In Heisigs Raum wurde Marinus van der Lubbe seinem ersten Verhör unterworfen. Bei diesem ersten wie bei allen folgenden Verhören erklärte van der Lubbe, daß er ganz allein den Brand im Reichstag gelegt habe. Er habe es völlig aus eigener Initiative und ohne die Hilfe oder Suggestion anderer getan. Er wollte damit, wie er sagte, die deutschen Arbeiter veranlassen, ›etwas wegen Hitler

[1] Heisig war kein Nationalsozialist, wie verschiedentlich behauptet wurde. Im Gegenteil, er stand auf der schwarzen Liste der geheimen nationalsozialistischen Organisation innerhalb der Polizei, weil er eine von Göring geleitete Versammlung im Berliner Sportpalast hatte auflösen lassen.

zu tun‹, bevor es zu spät war. Van der Lubbe war jedoch kein Kommunist Moskauer Prägung. Er gehörte einer holländischen marxistischen Splittergruppe an, die sich ›Internationale Kommunisten‹ oder ›Raden-Kommunisten‹ nannten und die in scharfem Gegensatz zu Moskau standen.

Wieder und wieder befragten Heisig und sein Vorgesetzter Dr. Zirpins van der Lubbe. Sie überprüften alle seine Aussagen darüber, wo er in den Tagen vor dem Brand gewesen war, wie er diese Zeit verbracht hatte, wie er nach Deutschland gekommen war, wie und in welchen Geschäften er die Kohlenanzünder gekauft hatte, die er dann im Reichstag verwendete. Van der Lubbe beantwortete offen und ehrlich alle an ihn gerichteten Fragen. Er zeichnete einen Plan, um zu zeigen, wie er in das Reichstagsgebäude eingedrungen war – er hatte ein Fenster eingeschlagen und war dabei beobachtet worden –, wie er dann von Raum zu Raum geeilt war, um eine Feuerspur zu legen, bis ihm schließlich die Kohlenanzünder ausgingen und er sein eigenes Hemd und seine Jacke benutzte. Es stimmte alles. Heisig und Zirpins ließen ihn sogar im Reichstag selbst den ganzen Vorgang wiederholen und überprüften mit Hilfe einer Stoppuhr, ob van der Lubbe all das, wovon er berichtet hatte, in der ihm zur Verfügung stehenden Zeit hatte ausführen können. Die beiden kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß van der Lubbe die Wahrheit sprach und daß er ganz allein den Brand gelegt hatte. Und Heisig, der heute, da ich diese Zeilen schreibe, noch am Leben ist, hält noch immer an dieser Überzeugung fest.

Diese Ansicht der Kriminalbeamten paßte jedoch nicht in Görings und Hitlers Konzept. Die Brandstiftung mußte das Werk einer Bande, und zwar einer kommunistischen Bande, gewesen sein. War sie das nicht, so wurde dadurch die ganze moralische Grundlage ihres neuen Polizeistaats untergraben. Als Heisig, den man nach Leiden in Holland geschickt hatte, um dort die Hintergründe von van der Lubbes Existenz zu erforschen, holländischen Reportern gegenüber erklärte, nach seiner Meinung sei van der Lubbe der einzige Täter, geriet Göring in rasende Wut und ließ Heisig auf der Stelle zurückrufen.

Der Untersuchungsrichter, der den Fall bearbeitete, ein gewisser Dr. Paul Vogt, war sich klar, daß seine Karriere davon abhing, ob er den gleichen Standpunkt einnahm wie Hitler und Göring. Er weigerte sich, den Bericht seiner ›unfähigen‹ Kriminalbeamten zu akzeptieren, und lud gefügigere Sachverständige vor, unter anderen Branddirektor Wagner. Dieser erklärte, alle theoretischen und praktischen Erfahrungen

sprächen dagegen, »daß bei der zur Verfügung stehenden Zeit der Brand im Plenarsaal den Umfang hätte annehmen und so hätte verlaufen können ... wenn nicht eine besondere Vorbereitung des Saales für die Inbrandsetzung vorangegangen wäre«. Der Gerichtschemiker Dr. Schatz behauptete in seinem Gutachten, zur Präparierung des Plenarsaals sei »wahrscheinlich ein Petroleumderivat ... nämlich entweder Leuchtpetroleum oder Schwerbenzin in Gestalt eines Autobetriebsstoffes verwendet worden«. Das »petroleumgetränkte Material (Lumpen, Werg oder dergleichen)« sei zwischen den aufgeklappten Sitzen und Lehnen angebracht gewesen. »Dieses so verstaute Material muß dann mit einer selbstentzündlichen Flüssigkeit begossen worden ... sein.« Trotz derart phantasievoller Kombinationen der Sachverständigen mußte die Anklageschrift, in der die Gutachten zitiert wurden, feststellen: »Über die Art und Weise, wie der Plenarsaal für die Brandlegung vorbereitet worden ist und welche Zündmittel dabei verwendet worden sind, haben die mit großer Sorgfalt vorgenommenen Aufräumungsarbeiten im Plenarsaal keine Anhaltspunkte erbracht. Ebensowenig haben sich Spuren feststellen lassen, die darauf hindeuten könnten, daß zu der Brandlegung irgendwelche leicht brennbaren Flüssigkeiten, wie z. B. Petroleum, Benzin, Benzol oder Äther, verwendet worden sind.«

Doch selbst dieses negative Ergebnis der chemischen Untersuchung der Brandstätte hielt den Untersuchungsrichter nicht davon ab, auf seiner Theorie von einer kommunistischen Brandstifterbande zu beharren. Im deutschen Rechtswesen – das heute leider noch dasselbe ist wie damals – sind Staatsanwälte und Richter Staatsbeamte. Nominell sind sie unabhängig, doch ihre Karriere wird maßgeblich davon bestimmt, wie sie bei ihrem Ministerium angeschrieben sind, so daß viele von ihnen verhältnismäßig leicht durch eine höhere Autorität zu beeinflussen sind. Dr. Vogt führte seine Untersuchung im einmal begonnenen Sinne weiter. Denn jetzt hatte er es nicht mehr allein mit van der Lubbe zu tun, sondern dazu noch mit dem kommunistischen Abgeordneten Torgler, der das Reichstagsgebäude als letzter vor dem Ausbruch des Brandes verlassen hatte, sowie mit drei bulgarischen Agenten der Komintern: Popow, Tanew und Dimitroff[1]. Alle vier waren festgenommen und der Brandstiftung bezichtigt worden.

[1] Dreiundzwanzig Jahre später konnte ich erleben, wie die Rollen vertauscht waren. Göring saß auf der Anklagebank in Nürnberg, während ich in Sofia Dimitroff als neuen Ministerpräsidenten der kommunistischen Republik Bulgarien interviewte.

Für Dr. Vogt spielte es keine Rolle, daß Tanew, Popow und Dimitroff sich in der Brandnacht meilenweit von Berlin entfernt befanden und daß Torgler seine Unschuld beweisen konnte. Und es machte ihm auch nichts aus, daß diese vier Angeklagten schließlich freigesprochen werden mußten – wie dies bei der späteren Verhandlung vor dem Reichsgerichtshof in Leipzig dann auch geschah. Ihm ging es einzig um seine Karriere. Und seine Karriere hing davon ab, daß er seinen Herrn und Meistern zuliebe die Version von der kommunistischen Verschwörung aufrechterhielt.

Die Nationalsozialisten hatten ihre wissenschaftlichen Sachverständigen unter Druck gesetzt und Beweise gefälscht, nur um nachzuweisen, daß van der Lubbe unmöglich allein den Brand hatte anlegen können, wie er behauptete und wie die Kriminalisten, die seine Aussagen überprüft hatten, es bestätigten. Die Nationalsozialisten bestanden darauf, daß eine ganze Bande von Brandstiftern am Werke gewesen sein müsse. Jetzt griffen die Kommunisten diese These der Nationalsozialisten erfreut auf und benutzten sie als Grundlage für ihre Behauptung, die Nationalsozialisten hätten das Feuer gelegt und van der Lubbe sei ihr Werkzeug gewesen.

Der Hauptautor dieser ›Hitler, Göring und Goebbels waren die Brandstifter‹-Geschichte war Willy Münzenberg, das Propagandagenie der deutschen Kommunistischen Partei. In der Brandnacht hielt er sich in Köln auf, und so war es ihm gelungen, der Razzia vom 28. Februar zu entgehen und nach Paris zu flüchten. Münzenberg, ein energischer kleiner Kerl voller Charme und Phantasie, dem ich später in Paris begegnen sollte, richtete sich schon bald im Studentenviertel am linken Seine-Ufer ein. Dann begann er mit Hilfe eines kleinen Teams von Mitarbeitern eine Anzahl von Geschichten zusammenzuschustern, die sämtlich beweisen sollten, daß der Reichstagsbrand das Ergebnis eines nationalsozialistischen Komplotts gewesen sei. Jede kleinste Tatsache, auf die das Team stieß, wurde verdreht, herausgeputzt und der ›Akte‹ einverleibt, deren Inhalt kurz darauf in zwei ›Braunbüchern‹ veröffentlicht wurde.

Das Rezept, nach dem das Team arbeitete, war sehr einfach. Als zum Beispiel Oberbranddirektor Walter Gempp, der Chef der Berliner Feuerwehr, der die Löscharbeiten im brennenden Reichstag persönlich geleitet hatte, entlassen wurde, weil er hohe Bestechungsgelder von einer Firma angenommen hatte, die Feuerlöscher herstellte, machten Willy Münzenberg und seine wackere Schar schnurstracks einen tapferen anti-nationalsozialistischen Märtyrer aus ihm. Gempp, so erklärten sie, sei abgeschoben worden, weil er zuviel über die Beteiligung der Nazis an der Brandstiftung wußte und weil er sich öffentlich darüber beschwert habe, daß die NS-Leute ihn bei der Bekämpfung des Brandes behindert hatten. Er habe erklärt, so führten Münzenberg und seine Mitarbeiter aus, daß seine Feuerwehrleute, als sie ins Reichstagsgebäude eindrangen, hier bereits mindestens zwanzig SA-Männer vorgefunden hätten.

Ein glänzende Erfindung. Allerdings ließ sie sich durch keinerlei Beweise stützen. Ich hingegen kann mich dafür verbürgen, daß wir bei unserem Rundgang durch das brennende Gebäude lediglich auf Polizeibeamte stießen und keinen einzigen SA-Mann gesehen haben. Doch Münzenbergs Version wurde allgemein als Wahrheit akzeptiert.

Am 7. Mai 1933 beging Ernst Oberfohren, der Fraktionsvorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei und ein entschiedener Gegner des Bündnisses zwischen seinem Chef Alfred Hugenberg und Hitler, aus Kummer über die Entwicklung in Deutschland Selbstmord. Sofort entwarf Münzenberg ein Geheimdokument, das Oberfohren, wie er behauptete, hinterlassen und in dem er die ›wahre Geschichte‹ des Reichstagsbrandes erzählt habe. Auch dieses Dokument tat seine Wirkung. Mein Kollege vom *Manchester Guardian* fiel darauf herein und schrieb einen ausführlichen Bericht, in dem er das ›Dokument‹ als Beweis für die Schuld der Nationalsozialisten anführte.

Sofort erkundigte sich mein Chefredakteur bei mir, warum ich nicht auch einen solchen Bericht geschickt habe. Ich sagte ihm am Telefon, daß mir, abgesehen von verschiedenen anderen Unwahrscheinlichkeiten, die das angebliche ›Dokument Oberfohren‹ enthielt, einer der Punkte, die darin als Beweis für die Schuld der Nationalsozialisten angeführt wurden, ganz besonders zweifelhaft erscheine. Dieser ›Punkt‹ war in dem Bericht des *Manchester Guardian* nicht enthalten, wohl aber in der Abschrift des Dokuments, die mir vorgelegen hatte.

»Ich glaube, Sie werden mit mir übereinstimmen, daß er die Glaubwürdigkeit der angeblichen Enthüllungen des Herrn Oberfohren recht fragwürdig erscheinen läßt – falls das Dokument überhaupt von Oberfohren stammt. Hören Sie bitte!« Und dann las ich meinem Chefredakteur den folgenden Passus vor:

»... Alles war vorbereitet. Montag, den 27. Februar, war der ganze Propagandastab der Nationalsozialisten merkwürdigerweise nicht auf Wahlagitation. Herr Hitler, der unermüdliche Redner, Herr Goebbels, Herr Göring befanden sich in Berlin. Bei ihnen war der Berichterstatter

des *Daily Express* Sefton Delmer. So warteten in trautem Kreise die Herren auf ihren Brand.«[1]

Mein Chefredakteur gab zu, daß man uns hier vielleicht doch nicht mit einer authentischen Meldung geschlagen hatte.

Münzenberg und sein Team würzten ihre Erfindungen freigebig mit den Namen von Nationalsozialisten, um ihnen so den Stempel der Authentizität zu verleihen. So behaupteten sie, der SA-Führer Heines sei mit einem Trupp seiner Leute durch einen unterirdischen Gang, der von Görings Palais in das Reichstagsgebäude führte, dort eingedrungen. Daraufhin hätten er und seine Leute die Bänke im Plenarsaal mit Benzin übergossen. Diese Geschichte wurde in der ganzen Welt geglaubt. Die Tatsache, daß Heines zu dem Zeitpunkt, an dem dies angeblich geschehen sein sollte, sechshundert Kilometer entfernt von Berlin, nämlich in Gleiwitz in Schlesien, in einer Wahlversammlung eine Rede hielt, schien niemanden zu stören.

Münzenbergs Team behauptete weiter, das von den Kommissaren Heisig und Zirpins während der Vernehmungen van der Lubbes aufgesetzte und von ihm unterschriebene Protokoll sei vernichtet worden, weil es die Aussage van der Lubbes enthielt, daß er den Brand im Plenarsaal nicht gelegt habe. ›Das muß jemand anderes getan haben‹, soll van der Lubbe gesagt haben. Er selbst habe nur im Restaurant und in den Wandelgängen Feuer gelegt. Tatsächlich aber ist das Protokoll niemals vernichtet worden. Es existiert noch heute, und vor kurzem erst wurden Auszüge daraus veröffentlicht. Van der Lubbe erklärt darin, wie bereits gesagt, daß er für alle Brandherde im Gebäude allein verantwortlich gewesen sei und keine Helfer gehabt habe. Und er hat bei den Verhandlungen immer wieder seine alleinige Verantwortung für den Brand beteuert – bis zum letzten Augenblick.

Als die Nationalsozialisten versuchten, die in den ›Braunbüchern‹ enthaltenen Beschuldigungen zu widerlegen, war es dafür zu spät. Die Welt war so entsetzt über ihre grauenvollen Verbrechen an den Juden und so empört über die Zügellosigkeit der SA, daß sie nur allzu bereit war, zu glauben, daß auch der Reichstagsbrand ihr Werk war.

[1] Der *Manchester Guardian* ließ diesen Punkt bei seiner Wiedergabe der ›Oberfohren-Denkschrift‹ aus. Der Schriftsteller Heinz Liebman hingegen zitiert ihn in seinem Buch mit dem Titel *›Murder made in Germany‹*. Ich habe daraufhin ihn und seinen Londoner Verleger wegen Verleumdung verklagt und erlangte bei der Verhandlung Schadenersatz, Einziehung des Buches, Widerruf der Beschuldigung und volle Ehrenerklärung.

Die Legende, die Münzenberg als erster erfunden hatte, wuchs und wuchs. Nach Hitlers Sturz wurde es ein beliebter Trick früherer Koryphäen des Dritten Reiches, sich selbst ein Alibi zu verschaffen, indem sie irgendeinen neuen ›Beweis‹ dafür erbrachten, daß die Nationalsozialisten den Reichstag in Brand gesteckt hätten. Doch in fast allen Fällen schmückten sie dabei nur irgendeinen Punkt in dem Märchen aus, das Willy Münzenberg so genial ersonnen hatte.

Selbst heute, da der Oberregierungsrat im Niedersächsischen Innenministerium Fritz Tobias mit seiner sorgfältigen und genauen historischen Untersuchung die ›Hitler, Göring und Goebbels haben's getan‹-Legende restlos zerstört hat[1], wird sie, so fürchte ich, noch weiterleben unter dem historischen Gerümpel, das die Köpfe der meisten Menschen füllt.

Aber hoffentlich nicht die Köpfe derjenigen, die dieses Buch gelesen haben.

[1] Fritz Tobias, *Der Reichstagsbrand, Legende und Wirklichkeit*, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Rastatt/Baden.

18. Olga und Valentina

Nun, im Frühjahr 1933, war meine Zeit in Berlin fast abgelaufen. Lord Beaverbrook hatte mich gebeten, das Büro der Zeitung in Paris zu übernehmen, und ich hatte nach einigem Zögern zugesagt. Jetzt galt es, meine Abreise vorzubereiten.

Ich hatte gezögert, weil mir schien, als sei nun meine Mühe sinnlos geworden – die Mühe, die ich darauf verwendet hatte, persönliche Beziehungen zu den Männern anzuknüpfen, die jetzt an die Macht gekommen waren. Aber Beaverbrook hatte mir die schmeichelhaftesten Dinge gesagt, so daß meine zögernden Bedenken vor seiner honigsüßen Überredungskunst dahinschwanden.

»Tom«, hatte er mit dem ihm eigenen wunderbar sonoren Baß in tiefster Aufrichtigkeit gesagt, »Sie sind der beste Auslandskorrespondent, den unsere Zeitung je gehabt hat. Ich möchte einen Spezial-Reporter für alle großen Weltereignisse aus Ihnen machen. Sie müssen jetzt andere Hauptstädte und andere Länder kennenlernen. Nicht nur Berlin. Fürs erste möchte ich Sie nach Paris schicken. Dann sollen Sie eine Weile in New York arbeiten. Und danach werden wir weiter sehen. Wie steht es mit Ihrem Französisch?«

Ich sagte es ihm. »Na gut, sehen Sie zu, daß Sie Ihre Kenntnisse ein bißchen aufpolieren.«

Das war im März in London gewesen. Nun war ich wieder in Berlin, brachte meine Angelegenheiten in Ordnung und bereitete mich auf den Umzug nach Paris vor, eine Stadt, die ich nur von einigen Urlaubsreisen und einem kurzen Ferienkurs an der Sorbonne kannte. Ich hatte dort keine einflußreichen Freunde wie hier in Berlin. Ich sah in dieser Versetzung eine Art Herausforderung. Würde ich sie bestehen können? Ich hatte düstere Befürchtungen.

Gleichzeitig war ich froh, daß ich aus Deutschland fortkam. Denn eins hatte ich bereits festgestellt: Es war etwas anderes, ob man sich mit den Nationalsozialisten gut stand, solange sie in der Opposition waren,

oder ob man mit ihnen befreundet war, wenn sie die Macht innehatten und sich so benahmen, wie sie es jetzt taten. Trotzdem führte ich zunächst mein bisheriges Leben weiter, lud die Führer der NSDAP an meinen Tisch und dazu Hohenzollernprinzen wie Louis Ferdinand, um dem Snobismus der Nazigrößen zu schmeicheln, und hübsche Mädchen, um sie gesprächig zu machen und zum Prahlen herauszufordern. Göring kam zum Abendessen und erzählte mir, wie er soeben Dr. Günther Gereke, den Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung, habe festnehmen lassen. Dr. Gereke stand unter der Anklage der Unterschlagung und der passiven Bestechung.

»Das wird der Welt beweisen«, erklärte Göring mit pompöser Wichtigtuerei, »daß wir Nationalsozialisten nicht davor zurückschrecken, sogar amtierende Minister zu verhaften, wenn sie sich eines Verbrechens schuldig machen.« Mit Görings gnädiger Erlaubnis gab ich eine kurze Mitteilung darüber nach London durch, der ich Görings Ausspruch beifügte. Aber ich fügte auch einige Sätze bei, aus denen hervorging, daß Gerekes Verhaftung wohl kaum Hitlers Mißfallen erregen werde, da Gereke während des Wahlkampfes um den Posten des Reichspräsidenten einer der erbittertsten Gegner Hitlers auf seiten der Konservativen gewesen war.

Göring war ein guter Gast. Um seine Tierliebe zu beweisen, holte er Popitzschka, meinen Papagei, aus dem Käfig und setzte ihn auf seine Schulter. Und er lachte nur, als Popitzschka das elegante Dinnerjacket des künftigen Reichsmarschalls prompt als Guano-Ablage benutzte.

Röhm brachte Himmler mit, und wir unterhielten uns über Konzentrationslager. Himmler, der jetzt Polizeichef in Bayern war, erklärte ausdrücklich, das Lager, das er in Dachau eröffnet habe, sei eine Mustereinrichtung. Sämtliche Berichte über Greuel, die dort verübt würden, seien erfunden.

»Aber wenn das der Fall ist, Herr Himmler, könnten Sie doch gestatten, daß ich einmal ein paar Tage dort verbringe«, schlug ich vor. »Ordnen Sie an, daß ich genauso behandelt werde wie die anderen Häftlinge. Mal sehen, was mit mir geschieht. Wenn alles so ist, wie Sie sagen, wäre das doch ein idealer Weg, alle Lügenmärchen zu widerlegen. Was sagen Sie dazu?«

»Gewiß«, meinte Himmler, »das klingt recht vernünftig. Ich werde es arrangieren.«

»Eine großartige Idee!« lachte Röhm. »Wir werden Sie den ganzen Prozeß durchmachen lassen, von der Tracht Prügel zum Empfang bis zum Erschießen auf der Flucht. Prost!« Und mit dröhnendem Ge-

lächter schütteten wir alle einen weiteren Wodka hinunter. Wir alle, außer Himmler, der eine etwas argwöhnische Miene zog. Er hob nur sein Glas, trank es aber nicht aus.
»Wann ließe sich das machen, Herr Himmler?« drängte ich ihn. Ich wußte, ›Delmer in Dachau‹ wäre ein fabelhafter Titel für eine Story. Und ich würde bestimmt eine ganze Menge über die Lebensbedingungen im Lager herausbekommen, so sehr man sich auch bemühen würde, alles Wesentliche vor mir zu verbergen. »Könnten Sie es für dieses Wochenende einrichten?«
Jetzt war Himmler schon weniger bereitwillig. »Ich glaube, wir verschieben es am besten bis nach Ostern«, sagte er. »Wenn ich wieder in München bin, setze ich einen Termin für Sie fest. Nach Ostern, das wird am richtigsten sein.«
»Prost, Herr Himmler! Nach Ostern!« Und wieder floß eine Runde Wodka die Kehlen hinunter.
Doch als ich Himmler am Dienstag nach Ostern anrief, wich er wieder aus. Er kam nicht einmal ans Telefon, sondern schickte einen seiner Adjutanten an den Apparat. »Herr Himmler bedauert unendlich, Herr Delmer«, sagte dieser. »Aber im Augenblick wäre es nicht günstig für Sie, nach Dachau zu fahren. Wir haben Cholera im Lager.«
»Cholera?« wiederholte ich. »Oh, das tut mir leid. Haben Sie viele Todesfälle?«
»Die genaue Zahl weiß ich nicht, aber eine Reihe von Toten hat die Seuche doch schon gefordert«, antwortete der Adjutant. Er glaubte, ich sei noch immer an meinem Besuch interessiert, während sich mein Interesse in Wirklichkeit bereits einer neuen Schlagzeile zugewendet hatte: ›Cholera in Dachau. Epidemie wütet in Himmlers KZ!‹
»Wie lange wird es Ihrer Ansicht nach dauern, bis sich mein Besuch einrichten läßt?« fragte ich. »Hat man zusätzlich Ärzte und Krankenschwestern ins Lager geschickt?« Als ich den Hörer auflegte, hatte ich aus Himmlers Adjutant ungefähr alles herausgeholt, was ich für eine gute Story brauchte. Und die Story wurde noch besser, nachdem unser Münchner Reporter einige weitere Einzelheiten beigesteuert hatte.
Dieses und ähnliche Ereignisse vermittelten mir den Eindruck, daß mein Kredit bei den Herren in Schwarz- und Braunhemden demnächst erschöpft sein dürfte, und wenn ich noch so viel Wein und Liebenswürdigkeit an sie verschwendete. Deshalb würde es vielleicht ganz gut sein, wenn ich mich – Lord Beaverbrooks Wunsch entsprechend – einmal auf anderen Gebieten versuchte und den Rest des Prestiges, der mir noch geblieben war, für spätere Gelegenheiten aufsparte – für die

Zeit, in der ich in meiner neuen Eigenschaft als ›Sonderkorrespondent‹ nach Deutschland zurückkehren würde.
Doch es warteten noch ein paar interessante Stories auf mich, bevor ich Berlin endgültig den Rücken kehrte. Eine davon war die sonderbare Episode mit dem ›Mädchen, das war – und nicht war‹.

Der unangenehmste Teil der Reportertätigkeit sind die Fälle, in denen man sich dort aufdrängeln muß, wo man unerwünscht ist. Wir alle sind zuweilen dazu gezwungen, ganz gleich ob wir zu Hause oder im Ausland arbeiten. Mir ist es immer äußerst zuwider gewesen und wird es auch weiterhin bleiben.
Aber es hat mir nie etwas ausgemacht, mich bei Schwindlern oder Spionen einzumogeln. Darum hatte ich an jenem schönen Nachmittag des 13. Mai 1933 nicht das leiseste Bedenken, einen falschen Namen und einen falschen Akzent anzunehmen und vorzugeben, jemand zu sein, der ich gar nicht war, um bei einer Familie namens Israel in der eleganten Bendlerstraße eingeladen zu werden. Ich wollte dort das hübsche zweiundzwanzigjährige Fräulein Olga, die Tochter des Hauses, interviewen.
Ich wollte mit ihr sprechen, weil ich glaubte, daß Fräulein Olga Israel als Agentin für die Reichswehr tätig war. Ich vermutete, daß sie das geheimnisvolle Fräulein Marie Louise war, dessen Name immer und immer wieder in dem Strafprozeß gegen Leutnant Norman Baillie-Stewart aufgetaucht war – einen britischen Offizier, dem man nachgewiesen hatte, daß er den Deutschen englische Militärgeheimnisse preisgegeben hatte. ›Marie Louise‹ hatte ihm neunzig Pfund übersandt. Seit sechs Wochen, genau seit jenem Tag, an dem ihr Name zum erstenmal bei dem Prozeß gegen Baillie-Stewart genannt wurde, hatten meine Kollegen und ich ganz Berlin nach ›Fräulein Marie Louise‹ abgesucht, und jetzt glaubte ich sie endlich gefunden zu haben. Keinerlei Skrupel würden mich daran hindern, Olga alias ›Marie Louise‹ durch einen kleinen Betrug zu einem Gespräch – und wenn möglich, zu einem Geständnis – zu veranlassen.
Aber nie während meiner ganzen Karriere habe ich einen peinlicheren Fehler begangen. Nie habe ich mich dessen, was ich getan hatte, mehr geschämt als in dem Augenblick, da ich meinen Irrtum erkennen mußte. Denn es stellte sich heraus, daß Olga tatsächlich Baillie-Stewarts ›Marie Louise‹ war – aber in einem ganz anderen Sinne, als ich gedacht hatte.
Leutnant Baillie-Stewart, ein hübscher, leicht entflammbarer junger

Offizier von erstaunlicher Naivität, war nach Berlin gefahren, um hier seinen Sommerurlaub zu verbringen. Während General von Schleicher, der Meisterintrigant der Reichswehr, damit beschäftigt war, Hitler und Papen einzuwickeln, bemühten sich auf einem niedrigeren Niveau Schleichers Leute darum, den mittellosen, sexhungrigen Schotten zu ködern, dessen Ankunft der aufmerksame Geschäftsführer seines kleinen bescheidenen Hotels der Berliner Dorotheenstadt ihnen gemeldet hatte.

Baillie-Stewart schluckte den Köder ebenso willig, wie eine Forelle nach einer Fliege schnappt. Aber die Deutschen hatten nicht viel Freude an ihm. Denn schon bald nach seiner Rückkehr nach England fiel der englischen M. I. 5 die lebhafte Korrespondenz auf, die Baillie-Stewart mit einem Mann namens Otto Waldemar Obst in Berlin und einem Mädchen führte, das er mit ›Dearest Marie Louise‹ anredete. Das Mädchen schickte Baillie-Stewart zuerst einen Brief mit fünfzig Pfund in Fünfpfundnoten und dann einen weiteren mit vierzig Pfund in Zehnpfundnoten. In ihren Briefen bezeichnete sie dieses Geld als die Rückzahlung einer Summe, die Baillie-Stewart ihr freundlicherweise in Berlin geliehen habe.

Der englische Geheimdienst fand dies merkwürdig. Denn man wußte hier, daß Baillie-Stewart nur über seine Löhnung und den bescheidenen monatlichen Zuschuß von fünf Pfund verfügte, den er von seinem Vater erhielt. Man überprüfte sein Bankkonto und stellte fest, daß Baillie-Stewart niemals eine Summe besessen hatte, die annähernd an hundert Pfund heranreichte. Wie hatte er dann neunzig Pfund verborgen können? Und noch auffallender war die Tatsache, daß diesen ›Rückzahlungen‹ – für deren ›Promptheit‹ Baillie-Stewart Marie Louise ausdrücklich gedankt hatte – jeweils ein heimlicher und nicht autorisierter Ausflug Baillie-Stewarts nach Holland folgte, von dem er nach vierundzwanzig Stunden zurückkehrte. Die weitere Untersuchung ergab, daß Baillie-Stewart ungewöhnliches Interesse an gewissen neuen und noch geheimen Amphibien-Panzern und ebenso an den letzten vertraulichen Handbüchern über die Taktik des Panzerkriegs gezeigt hatte. Man fand sogar heraus, daß er sich von einem Kameraden ein Foto des Geheimtanks geborgt hatte, das er vergrößern ließ.

Das alles war nicht von sensationeller Wichtigkeit. Aber für unsere Intelligence-Leute war es ein ungemütlicher Gedanke, daß es der deutschen Abwehr gelungen war, einen britischen Offizier anzuwerben. Darum wurde Baillie-Stewart sorgsam beschattet und schließlich festgenommen und in den Tower von London gebracht.

Bei seiner Vernehmung erzählte er, er habe während seines Urlaubs in Berlin Marie Louise kennengelernt, ein hübsches blondes Mädchen aus einer guten und recht wohlhabenden deutschen Familie. Er habe mit ihr getanzt, sei mit ihr in Nachtlokale gegangen und habe ihr in ihrem Ruderboot auf dem Wannsee zärtliche Liebesdienste erwiesen. Ich fand diese Behauptungen recht kurios.

Als die zweiundzwanzigjährige Marie Louise entdeckt habe, wie wenig Geld er hatte, so erzählte Baillie-Stewart weiter, habe sie großzügig darauf bestanden, sämtliche Ausgaben zu bestreiten. Das Geld, das sie ihm nach England geschickt habe, sei nicht, wie sie es in ihren Briefen ausdrückte, die ›Rückzahlung einer Schuld‹ gewesen, sondern – so lauteten erstaunlicherweise Baillie-Stewarts eigene Worte – »eine Bezahlung für erwiesene Dienste«. Die Anklage vertrat die Ansicht, daß ›Marie Louise‹ in Wirklichkeit gar nicht existierte, sondern daß man diesen Namen als Decknamen für Baillie-Stewarts Korrespondenz mit seinen deutschen Auftraggebern erfunden habe. Meine Redaktion in London wollte sich jedoch dieser Theorie nicht ohne weiteres anschließen. Der Gedanke an dieses arme reiche Berliner Mädchen, das einen britischen Offizier für ein paar Schäferstündchen in ihrem Boot bezahlte, erregte die Gemüter meiner Redakteure.

»Laß alles andere beiseite«, lautete meine Order. »Vergiß Hitler. Finde Marie Louise!«

Fast alle meine Kollegen hatten von ihren Redaktionen ähnliche Instruktionen erhalten.

Es war eine verzweifelte und hoffnungslose Jagd. Wir bekamen nicht einmal den Anfang dieses Ariadne-Fadens in die Hand, denn wir konnten nicht herausfinden, wo Baillie-Stewart in Berlin gewohnt hatte. Normalerweise war nichts einfacher als eine solche Ermittlung; denn in dem gut organisierten Berlin mußten sämtliche Ankommenden, gleichgültig ob sie sich ständig oder nur für einige Tage in der Stadt aufhalten wollten, einen Meldezettel ausfüllen, der dann in eine Zentralkartei im Einwohnermeldeamt wanderte, wo man ihn gegen eine geringe Gebühr einsehen konnte.

Ich ging zum Einwohnermeldeamt, zahlte die Gebühr und bat um Baillie-Stewarts Meldezettel. Es war keiner vorhanden. Offensichtlich war er auf Veranlassung seiner Auftraggeber von der deutschen Abwehr entfernt worden.

Mit viel Glück gelang es mir schließlich, Otto Waldemar Obst aufzuspüren, einen undurchsichtigen, pausbäckigen kleinen Mann, der alles abstritt.

»Ich ein Spion?« protestierte er lebhaft. »Dazu bin ich viel zu arm. Sehen Sie sich doch nur diese elende Wohnung an. Würde ich hier hausen, wenn ich ein Spion wäre? Spione sind nie arm.«
»Och«, meinte ich, »Sie könnten ja auch ein armseliger Spion sein. Übrigens, welchen Beruf haben Sie eigentlich, Herr Obst?«
Obst sah sich rasch im Zimmer um, als suche er nach einer Inspiration. Sein Blick fiel auf den Heizkörper. »Ich bin Zentralheizungs-Ingenieur!« Und er grinste mich mit einem triumphierenden Lächeln an, als wolle er sagen: »Frag doch weiter!« Überflüssig zu sagen, daß er leugnete, jemals Baillie-Stewart oder Marie Louise gekannt zu haben. Er behauptete, diese Namen seien ihm vor dem Prozeß nie zu Ohren gekommen.
Ich versuchte es in einer Unzahl von Hotels. Ohne Erfolg. Ich hatte bereits jede Hoffnung aufgegeben, als ich eines Tages Anfang Mai Rudolf Heß in seinem Verbindungsstab in der Wilhelmstraße besuchte.
Im Vorzimmer traf ich unter den Wartenden einen jungen Engländer. Er trug graue Flanellhosen und ein schwarzes Hemd, die Uniform der englischen Faschisten, der Partei Sir Oswald Mosleys. Wir kamen ins Gespräch, und ich lud den jungen Mann zum Mittagessen in meine Wohnung ein. Ich wollte ihn über den Zweck seines Besuches bei Heß aushorchen, konnte ihm jedoch keinerlei Auskünfte entlocken. Statt dessen erzählte er mir etwas, das für mich unendlich aufregender und wertvoller war.
»Wo wohnen Sie denn hier?« fragte ich ihn.
»In einem kleinen Hotel in der Dorotheenstraße. Sie werden es kaum kennen, aber es ist recht ordentlich – Hotel Stadt Berlin heißt es. Baillie-Stewart hat dort gewohnt, als er letztes Jahr in Berlin war.«
Ich ließ mir nicht anmerken, welch wichtige Information er mir damit gegeben hatte. Aber als mein Mosley-Jünger Berlin verlassen hatte – und das war am folgenden Tag der Fall –, begab ich mich umgehend zu dem Hotel. »Jawohl! Leutnant Baillie-Stewart hat hier gewohnt«, bestätigte mir der Portier, ein großer stämmiger Kerl mit gierigen kleinen Schweinsaugen in einem schwammigen Gesicht.
»Ich habe Herrn Stewart oft gesehen, als er hier war«, sagte er. »Ein netter Herr! Sind Sie ein Freund von ihm?«
»Ja«, log ich. »Und ich möchte gern versuchen, ihm zu helfen. Ist er eigentlich hier in Berlin mit vielen Frauen zusammengekommen?« Bei diesen Worten zückte ich einen Zwanzigmarkschein und steckte ihn dem Portier zu, um sein Gedächtnis aufzufrischen.
»Nein«, sagte der Portier. »Ich glaube nicht, daß er viel mit Frauen

zusammen war. Nicht, daß ich wüßte. Herr Stewart ist lieber so in der Stadt herumgebummelt.«
Meine Hoffnung sank.
»Aber warten Sie mal«, fuhr der Portier fort, »da war doch eine junge Dame, mit der er oft telefoniert hat. Er hat sie gleich am ersten Tag nach seiner Ankunft angerufen.«
»Ach, wirklich?« sagte ich und zog noch einen Zehnmarkschein aus meiner Brieftasche. »Vielleicht ist das die Frau, nach der ich suche. Wissen Sie zufällig ihren Namen und ihre Adresse?«
»Nein, an den Namen kann ich mich wohl nicht erinnern. Lassen Sie mich mal überlegen.« Er machte eine Pause und schielte auf den Zehnmarkschein. »Ich glaube, Olga hieß sie. Ja, stimmt – Olga. Warten Sie«, fügte er aufgeregt hinzu, »ich muß ihre Telefonnummer in meinem Buch haben. In dem Buch vom letzten Jahr. Ich suche sie Ihnen heraus.«
Er ging fort und war bald wieder da. »Da ist sie«, verkündete er. »Lützow 7562.« Ich gab ihm die zehn Mark und raste zurück in mein Büro. Eine Anfrage bei der Auskunft ergab, daß der Anschluß Lützow 7562 einer »Israel, Frau S., Bendlerstraße 7, W 10« gehörte. Diese Adresse überzeugte mich vollends. Denn auf der Bendlerstraße lagen die meisten der höchst geheimen Nebenstellen des großen grauen Tempels, der das Reichswehrministerium beherbergte.
Ich rief bei den Israels an. *"Could I speak to Miss Olga please?"* fragte ich. Aber die Frau am anderen Ende der Leitung sprach nicht englisch. Darum fuhr ich auf deutsch fort, nahm einen starken englischen Akzent an und würzte meine Sätze mit entsprechenden grammatikalischen Fehlern.
»Ich bin eine Freund von der Leutnant Baillie-Stewart«, sagte ich, »Norman hat mich Ihre Adresse gegeben. Ich bin übergekommen speziell, um Miss Olga zu sehen.«
»Mein Gott!« Die Frau schien zu Tode erschrocken. »Der arme, unglückliche Leutnant! Wann können Sie kommen? Fräulein Olga wird um halb fünf wieder hier sein. Könnten Sie dann wohl herkommen?«
»Mit Vergnügen. Ich werden um halb fünf dort sein.«
Und das war ich. Das Haus Bendlerstraße 7 war keines der üblichen Berliner Etagenhäuser. Es war eine jener Villen, die die alten jüdischen Patrizierfamilien sich während der glücklichen achtziger Gründerjahre in dieser vornehmsten und exklusivsten Gegend Berlins gebaut hatten.

Ein hageres Fräulein mittleren Alters in einem steifen schwarzen Kleid mit weißem Stehkragen ließ mich ein. »Sind Sie der Freund dieses unglücklichen jungen Offiziers?« fragte sie. »Ich bin Fräulein von Haberland, die Gesellschafterin von Fräulein Olga. Bitte treten Sie näher. Wir erwarten Sie.«

Sie führte mich zu einem Sofa, auf dem eine schöne, aristokratisch aussehende ältere Jüdin saß.

»Frau Israel«, stellte die Gesellschafterin vor, »das ist Mr. Ollmer, der heute nachmittag angerufen hat – der Freund von Leutnant Baillie-Stewart.«

Frau Israel sah mich aus klugen, freundlichen Augen an. »Es ist wirklich eine Tragödie«, sagte sie. »Er war so ein netter junger Mann.« Ich hatte bereits das Gefühl, als müsse ich in den Boden versinken. Denn ich konnte einfach nicht glauben, daß diese freundliche distinguierte jüdische Dame zur Reichswehr-Spionage gehören sollte.

Doch in diesem Augenblick kam Olga selbst die Treppe herunter in die Diele, in der wir saßen. Sie trug eine weiße Bluse und einen blauen Rock und machte den Eindruck eines typischen sportlichen Berliner jungen Mädchens aus guter Familie. Und sie begrüßte mich mit einem Lächeln, das aus den offensten, freundlichsten, blauesten aller blauen Augen strahlte. Ihr Haar war blond, die Spitze der kecken kleinen Nase ein wenig nach oben gebogen. Alles an ihr entsprach genau der Beschreibung, die Baillie-Stewart von Marie Louise gegeben hatte. Ich entschloß mich, trotz allem meine Rolle weiterzuspielen.

"*Norman said you spoke quite good English*", sagte ich.

"*Did he?*" erwiderte sie lachend. "*Well, I have forgotten most of my English. I learned it from my English governess. It was she, by the way, who told Lieutenant Baillie-Stewart to look me up when he was in Berlin. She lives in Southsea.*"

"*Ah, yes. That is where Norman's parents live.*"[1]

»Aber wir müssen deutsch sprechen«, fiel Olga ein, »damit meine Mutter und Fräulein von Haberland uns verstehen können.«

[1] »Norman hat mir gesagt, Sie sprächen sehr gut Englisch.« – »Hat er das?« lachte sie. »Na, ich habe fast mein ganzes Englisch vergessen. Ich habe es bei meiner englischen Gouvernante gelernt. Übrigens war sie es, die Leutnant Baillie-Stewart veranlaßt hat, mich hier in Berlin aufzusuchen. Sie lebt jetzt in Southsea.« »Ach richtig, dort leben ja auch Normans Eltern.«

›Na gut‹, dachte ich, ›möglicherweise ist sie wirklich eine Spionin, obgleich sie überhaupt nicht so aussieht, wie ich mir eine Spionin vorstelle. Dazu wirkt sie viel zu unkompliziert und ehrlich.‹

»Ich bin hier in Berlin«, sagte ich in meinem englischsten Deutsch, »weil ich will versuchen zu sehen viel zu spät, wie ich fürchte –, ob ich kann finden etwas, um zu helfen, das Urteil gegen der arme Norman aufheben. Glauben Sie, daß Sie können helfen?«

»Ich will herzlich gern alles tun, was in meiner Macht steht. Aber was könnte ich denn für ihn tun?«

»Er hoffte, Sie würden antworten seine Briefe, die er Sie geschrieben hat aus der Tower, während er dort wartete für das Urteil. Aber Sie haben nicht. Vielleicht Sie würden jetzt?«

»Ich soll Briefe von ihm erhalten haben?« rief sie. Ihre großen, kindlichen blauen Augen waren in ehrlichem Erstaunen auf mich gerichtet. »Ich habe nie irgendeinen Brief von ihm bekommen. Außer einem, den er mir letztes Jahr kurz nach seiner Rückkehr nach England schrieb. Das war nur ein höflicher Dankbrief, ich habe ihn nie beantwortet. Und seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört, kein Wort!« Sie blickte mich sichtlich verwirrt an.

Ich entschloß mich, jetzt aufs Ganze zu gehen. »Dann sind Sie also nicht Marie Louise?«

»Marie Louise? Nein – ganz bestimmt nicht!« Sie lachte erleichtert auf. »Obgleich ich Ihnen etwas Sonderbares erzählen muß. Ich habe das Gefühl, daß er mich beschrieb, als er bei der Verhandlung Marie Louise beschrieben hat.«

Natürlich, das war es! Die Abwehr hatte Marie Louise erfunden, und als es Baillie-Stewart darum ging, dieser Erfindung Fleisch und Blut zu geben, hatte er Olga beschrieben.

»Alles, was er von ihr sagte, schien haargenau auf mich zu passen«, berichtete sie lachend weiter. »Ich bin blond. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. Ich war mit ihm zum Tanzen auf dem Eden-Dachgarten und dann auch im Haus Vaterland – genau wie er es von dieser Marie Louise erzählt hat. Und ich habe auch mit ihm auf dem Wannsee gerudert. Ich habe ihn in den ersten zehn Tagen, die er in Berlin verbrachte, häufig gesehen.«

»Ja«, fiel Frau Israel ein, »ich habe Leutnant Baillie-Stewart, glaube ich, schon am dritten Tag seines hiesigen Aufenthalts zu uns zum Essen eingeladen. Als Mutter mußte ich das tun. Dieser junge britische Offizier war viel mit meiner Tochter zusammen, und darum wollte ich ihn natürlich kennenlernen.«

»Natürlich!« bestätigte ich und kam mir dabei wie ein ausgemachter Hundsfott vor.
»Es war ein furchtbarer Schock für uns«, fuhr Frau Israel fort, »als in den Zeitungen die Meldung von der Beschuldigung erschien, die man in England gegen den Leutnant erhob. Und noch entsetzlicher wurde es, als wir merkten, daß das Modell für die Figur dieser mysteriösen Marie Louise, die er in seiner Aussage beschrieb, einwandfrei meine Tochter war.«
Du lieber Gott. Es klang völlig einleuchtend. In meiner Bestürzung verlor ich beinahe meinen englischen Akzent.
»Ich kann mich sehr gut in Ihre Lage versetzen«, sagte ich in merklich besserem Deutsch, dem ich erst beim letzten Wort noch einen leichten englischen Anklang verlieh. Aber Fräulein von Haberland wurde doch etwas stutzig.
»Wo haben Sie so gut Deutsch gelernt, Mr. Ollmer?« erkundigte sie sich.
»Ach«, meinte ich, »so gut ich spreche es gar nicht. Aber ich habe in Oxford ein bißchen Deutsch studiert, bei Professor Fiedler – Sie wissen doch, Hermann Fiedler, der Professor für deutsche Sprache am *Taylorian Institute*.«
Das beruhigte die Damen.
»Haben Sie nicht daran gedacht, an Norman zu schreiben, als der Prozeß begann, Fräulein Israel?«
Diesmal antwortete Frau Israel, bevor Olga den Mund auftun konnte. »Olga wollte sogar zur Britischen Botschaft gehen und sich erbieten, nach London zu fahren, um auszusagen, falls man es von ihr wünschte. Aber dann kamen wir zu der Überzeugung, daß sie Herrn Baillie-Stewart doch nicht helfen konnte, eher im Gegenteil. Und wir wollten dem unglücklichen jungen Mann auf keinen Fall schaden.«
»Würden Sie mir erlauben, Sie zu fragen eine sehr persönliche und sehr impertinente Frage, Fräulein Israel«, sagte ich. In ihre blauen Augen kam ein Ausdruck amüsierter Neugier. »War Baillie-Stewart verliebt in Sie und hat er jemals mit Ihnen . . . geliebt?«
Ein klingendes Lachen war die Antwort. »Nein, nein, nein«, schrie sie fast und schüttelte den Kopf mit dem hellen, lockigen Haar. »Weder er war in mich verliebt noch ich in ihn. Ehrlich gesagt, ich fand ihn mit der Zeit ein bißchen langweilig. Und nach zehn Tagen habe ich mich nicht mehr mit ihm getroffen. Ich habe mich einfach verleugnen lassen, wenn er anrief. Aber trotzdem tut er mir sehr leid, und ich würde alles für ihn tun, was ich irgend kann.«

»Da ist noch ein Punkt, den ich würde gern klären«, sagte ich. »Er ist auch ziemlich impertinent. Aber wer hat bezahlt, wenn Sie ausgingen in Eden-Dachgarten und Haus Vaterland?« Diesmal errötete Olga. »Ja, das erstemal hat er bezahlt«, antwortete sie. »Aber später, als ich sah, wie schlecht er bei Kasse war, habe ich meinen Anteil bezahlt und er seinen. Er nannte das, glaube ich, ›Dutch treat‹, die holländische Art.«
»Verzeihen Sie, Mr. Ollmer«, mischte sich jetzt die Mutter ins Gespräch. »Ich weiß nicht, warum Sie alle diese Fragen stellen. Aber ich möchte an Sie als an einen englischen Gentleman appellieren. Bitte lassen Sie den Namen meiner Tochter aus dieser ganzen Sache heraus. Ich glaube nicht, daß sie dem Leutnant irgendwie helfen kann. Ihre Verbindung mit diesem ganzen Fall ist rein zufällig. Und Sie wissen sicher, wie unangenehm es für ein junges Mädchen ist, wenn sie im Zusammenhang mit einer solchen Angelegenheit ins Gerede kommt. Haben Sie eine Schwester, Mr. Ollmer? Ja? Was würden Sie dazu sagen, wenn der Name Ihrer Schwester bei einer solchen Sache in aller Munde wäre?«
»Ich werde natürlich berichten meine Freunde, was Sie und Ihre Tochter mir so liebenswürdig haben erzählt«, sagte ich. »Ich muß klar machen sie, daß Fräulein Israel nichts tun kann für Norman. Aber ich verspreche, daß ihr Name nicht wird genannt, soweit das bei mich liegt.«
Damit verabschiedete ich mich. Olga brachte mich zur Tür. Ich hatte das Gefühl, daß sie wahrscheinlich zugesagt hätte, wenn ich sie gebeten hätte, sich noch einmal irgendwo mit mir zu treffen. Vielleicht hätte ich dann noch etwas mehr über das Leben Leutnant Baillie-Stewarts in Berlin erfahren, als sie mir in Gegenwart ihrer Mutter erzählen wollte. Aber sie war nicht Marie Louise, sie war keine Spionin, und ich schämte mich wegen meines Betrugs. Darum sagte ich nichts.
»Ich würde sehr gern einmal nach England fahren«, sagte sie, als sie mit mir vor der Haustür stand und der Wind ihr helles, lockiges Haar zerzauste. »Ich hoffe, das werden Sie«, antwortete ich. »Ich würde mich freuen, Sie in England wiederzusehen.«
Ich hielt mein Versprechen hinsichtlich ihres Namens. In meinem Bericht, den ich noch am selben Abend durchgab, erwähnte ich weder ihren Nachnamen noch ihre Adresse. Ich nannte sie einfach »Olga, das Mädchen, das Marie Louise war und doch nicht war«.

Als Hitler 1938 sein erstes großes Pogrom entfesselte, versuchte ich

herauszufinden, ob Olga und ihre Mutter ins Ausland hatten flüchten können. Seltsamerweise jedoch hatte keiner meiner vielen Freunde unter den deutschen Emigranten aus Berlin je etwas von den Israels aus der Bendlerstraße gehört.
Was Baillie-Stewart betrifft, so saß er seine Haftstrafe von sieben Jahren ab. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, ging er nach Österreich. Während des Krieges arbeitete er für die Deutschen; er sprach in den Rundfunksendungen für England. Seit dem Kriege lebt er in Irland und ist mit einer Irin verheiratet. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Vertreter für deutsche Firmen.

Bei der Abwicklung meiner Angelegenheiten in Berlin ergab sich ein Zwischenfall, der die britische Spionageabwehr in den frühen dreißiger Jahren veranlaßte, eine neue Akte anzulegen. Sie trug die Aufschrift: »Delmer, Denis Sefton, von Geburt britischer Staatsbürger, geboren in Berlin am 24. Mai 1904, Journalist. Steht im Verdacht, ein Agent der deutschen Abwehr zu sein...«
Jawohl, seit dem Spätsommer 1933 verdächtigten mich nicht nur die Deutschen, ein englischer Spion zu sein, sondern die Engländer vermuteten ihrerseits in mir einen deutschen Spion. Und alles nur wegen Valentina – der langbeinigen Valentina mit den hohen Brüsten und dem honigfarbenen Haar, die aus Tambow in Rußland, wo ihr Vater, ein General, als Statthalter des Zaren residiert hatte, über Schanghai und Istanbul nach Berlin gekommen war. Ich liebte Valentina. Aber ihre Liebe war allzu russisch für mich, allzu kompliziert, allzu anstrengend. Als ich daher meine Berliner Angelegenheiten abwickelte, hielt ich das für eine günstige Gelegenheit, auch Valentina ›abzuwickeln‹. Sie jedoch widersetzte sich diesem Plan.
Als ich ihr eines Abends törichterweise erzählte, daß ich nicht die Absicht hätte, sie nach Paris mitzunehmen, ging sie schnurstracks in mein Badezimmer, öffnete dort den Medizinschrank, entnahm ihm eine Flasche mit Jodtinktur und trank sie aus. Dann kam sie wieder zu mir zurück und verkündete mit heiterem Lächeln: »Dein Jod ich getrunken haben. Jetzt du fahren nach Paris allein, wie du wollen. Ich sterben. Hier sein zwei Mark für deine Jod.«
Das Jod richtete keinen dauernden Schaden an, obwohl der Mann vom Rettungsdienst in der Eichhornstraße, den ich herbeiholte, ein aufreizend sturer preußischer Beamter, sich weigerte, Valentina den

Magen auszupumpen. »Ich kann einen Magen nur mit dem Einverständnis seines Eigentümers auspumpen«, erklärte er steif und fest. Und Valentina, die Eigentümerin eines bezaubernd weichen und zugleich muskulösen Magens, den ich oft bewundert hatte, weigerte sich, ihn auspumpen zu lassen.
Nach vierzehntägiger Bettruhe – sogar Valentinas zähe slawische Eingeweide benötigten diese Zeit, um die durch das Jod verursachten Verbrennungen zu überwinden – war sie wiederhergestellt und hatte sich inzwischen eine Kompromißlösung ausgedacht.
»Ich werden kommen mit dich nach Paris nur für Autofahrt«, erklärte sie. »Dann ich wieder zurück nach Berlin. Und du bleiben in Paris. Ich nur fahren nach Paris für Kollektionen und um kaufen Toiles für meine Geschäft.«
Valentina besaß eins der elegantesten Modeateliers Berlins, das sie mit viel Geschick und Erfolg leitete. Mit den ›Toiles‹, die sie kaufen wollte, meinte sie jene aus Sackleinwand hergestellten Schnitte der Modellkleider, welche die Pariser Couturiers an auswärtige Modesalons verkaufen. Valentinas Wunsch war so einleuchtend, daß ich ihn anständigerweise nicht ablehnen konnte.
»Na gut«, sagte ich. »Aber erst im September, wenn ich endgültig nach Paris übersiedle. Zunächst mache ich Urlaub in Frankreich, um Französisch zu lernen – und zwar allein!«
Und damit begann erst die eigentliche Aufregung. Denn ich hatte bemerkt, daß einer der jüngeren Diplomaten von der Britischen Botschaft – ich will ihn hier Charles nennen, obgleich das nicht sein wirklicher Name war – sich sehr für Valentina interessierte. Bei meinen Parties saß er auf dem Boden zu ihren Füßen. Er tanzte mit ihr, er lud uns beide ein und ging mit uns aus. Charles verfaßte Sonette auf Valentina, und zwar ausnehmend gute Sonette. Ich begann hier eine Lösung meines Problems zu sehen.
Sooft es sich einigermaßen unauffällig einrichten ließ, erklärte ich, daß ich zuviel zu tun habe und nicht fortkönne, und forderte Valentina und Charles auf, ohne mich auszugehen. Charles war ein sympathischer junger Mann, groß, schlank, mit einem rosigen Gesicht, einem aristokratischen Spatzenkopf und schönen, kühlblickenden blauen Augen. Er war gern vergnügt und tanzte gut, genau wie Valentina. Und mein Plan funktionierte. Valentina verliebte sich in Charles. Sie war wieder glücklich. Charles war glücklich, und ich war glücklich.
Eines Abends jedoch, an dem Valentina und Charles mit anderen jungen Leuten zu einem Bummel durch die Berliner Nachtlokale losgezogen

waren, trat Nemesis, die Göttin der Rache, mit dröhnendem Schritt bei mir ein – so wie sie es unweigerlich tut, wenn ich glaube, daß alles in Ordnung ist. Charles verlor seine Schlüssel. Und zwar nicht etwa die Schlüssel zu seiner Wohnung und zu der Garage, in der er seinen alten Bentley unterstellte, sondern den Schlüssel zu seinem Büro in der Botschaft und den Schlüssel zu dem Safe in diesem Büro – zu dem Safe mit der Geheimchiffre für alle Telegramme des Foreign Office.

Natürlich meldete Charles diesen Verlust seinem Botschafter. Und der Verdacht fiel zuerst auf Valentina und dann auf mich. Der ›Vertrauensmann‹ der britischen Spionageabwehr in Berlin war dazumal ein recht durchschnittlicher kleiner früherer Captain der Kontrollkommission, der in Deutschland geblieben war und nun eine untergeordnete Stellung im Konsulat bekleidete. Ich wußte, daß er zur Spionageabwehr gehörte, da er mich direkt nach Hitlers ›Machtergreifung‹ einmal zum Essen im Restaurant Peltzer eingeladen und es mir dort an der Bar erzählt hatte.

»Wahrscheinlich wissen Sie es schon, Tom«, hatte er gesagt. »Aber ich muß Sie trotzdem bitten, darüber Schweigen zu bewahren. Ich vertrete hier den SIS[1]. Wir würden es gern sehen, wenn Sie uns ein bißchen behilflich sein würden. Sie kennen sämtliche Nazibonzen. Wenn Sie von denen mal was hören, das für uns von Interesse sein könnte, sagen Sie es mir. Ich gebe es dann direkt an den Außenminister weiter.« Und als ich ihn unschuldig fragte, was für Material er denn haben wolle, sah er sich vorsichtig um, um sich zu vergewissern, daß der Barmixer auch nicht zuhörte, und flüsterte mir nur zwei Worte zu: »Den Code!«

Ich hatte den Eindruck, daß der Mann zu viele Kriminalromane gelesen hatte, und ließ ihn seine Arbeit allein tun[2].

Als der frühere Captain jetzt von dem Verlust der Schlüssel und von Valentina hörte, stand es für ihn fest, daß ich Valentina absichtlich Charles zugeführt hatte, damit sie ihm seine Geheimnisse und seine Schlüssel abluchste. Valentina war so gut wie sicher eine Spionin, folgerte der kleine Captain. Schließlich war sie eng befreundet mit einer anderen russischen Besitzerin eines Modeateliers, Katja Berberian, und Katja wiederum war die Geliebte des polnischen Spions Graf Sosnowski, der sich darauf spezialisiert hatte, mit Hilfe schöner Frauen

[1] Secret Intelligence Service.

[2] Nur sehr dumme Journalisten lassen sich in Friedenszeiten darauf ein, mit der Spionageabwehr zu arbeiten.

zu arbeiten. Sowohl Sosnowski[1] wie Katja Berberian waren häufige Gäste bei meinen Parties. Der gute Mann hatte es selbst beobachtet.

Das genügte. Dem armen Charles wurde streng verboten, Valentina wiederzusehen – ein Verbot, das er mannhaft ignorierte –, und man legte eine Akte an über »Delmer, Denis Sefton, von Geburt britischer Staatsangehöriger, geboren in Berlin am 24. Mai 1904, Journalist. Steht im Verdacht, ein Agent der deutschen Abwehr zu sein . . .«

Nun, wahrscheinlich hatten die Leute allen Grund, vorsichtig zu sein. Der Gedanke, daß ich ein deutscher Spion sein könne, war für die Leute, die mich nicht kannten, immerhin eine entfernte Möglichkeit.

Selbstverständlich wußte ich damals nichts von der Akte. Aber da sie nun einmal angelegt war, hatte sie wie alle Akten die Tendenz, anzuwachsen. Im Laufe der Zeit sammelten sich in ihr alle Arten seltsamer Beweise: Tatsachen, abgehörte Gespräche, Erdichtungen, Wahrheit und Verleumdung, alles bunt durcheinander. Bei Ausbruch des Krieges hatte die Akte Delmer, wie ich später erfuhr, im Büro der Engländer schon fast denselben Umfang erreicht wie die im Büro der deutschen Spionageabwehr.

Was wurde aus Valentina? Sie ist heute eine Matrone, die glücklich und zufrieden mit ihrem Sohn und ihrem Enkel zusammenlebt. Und welchen Namen mußte sie ihrem Sohn unbedingt geben? Sie nannte ihn Tomka – zweifellos nach der geheimen Gasschule der Reichswehr in der Sowjetunion! Charles fiel im Krieg.

[1] Sosnowski, ein Rittmeister der polnischen Armee, arbeitete sowohl für den polnischen Spionagedienst wie für das französische ›Deuxième Bureau‹. Im September 1934 wurde er von den Deutschen festgenommen. Zwei Sekretärinnen des Reichswehrministeriums, die ihm militärische Aufmarschpläne verschafft hatten, wurden hingerichtet. Er selbst wurde später gegen zwei deutsche Spione ausgetauscht, die den Polen in die Hände gefallen waren.

19. Als Reporter in Paris

Der Urlaub in Frankreich, in dem ich, Lord Beaverbrooks Weisung entsprechend, mein Französisch aufpolieren wollte, hatte nicht den Erfolg, den ich mir erhofft hatte.

Wo und wie ich mich auch umsah – in den Cafés, in den Nachtlokalen oder auf den Stühlen im Jardin du Luxembourg –, ich konnte nirgends eine passende ›Politur‹ finden. Als daher drei Tage von den drei Wochen, die ich für meine Studien vorgesehen hatte, verstrichen waren, beschloß ich, bei meiner Suche professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich ging in ein Büro, dessen Annonce ich in *Le Sourire*, einer illustrierten Wochenschrift, entdeckt hatte.

Mme. de Courcelles erbot sich in ihrer Annonce, *›Unions, mariages et relations‹* zu arrangieren. Und die Bezeichnung *›relations‹* klang durchaus nach dem, was ich brauchte.

»Bitte sehr, Madame«, stammelte ich in meinem sorgfältigsten Friedrichswerder-plus-St.-Paul's-plus-Sorbonne-Französisch, »ich suche eine anziehend aussehende, gesprächige junge Dame, die mich auf eine vierzehntägige Urlaubsreise in meinem Wagen begleiten würde.«

Madame war eine etwas streng aussehende Citoyenne mit einem altmodischen Dutt zimtfarbenen Haars, der hoch auf ihrem Kopf thronte, und einer großen schwarzen Handtasche. Dieser Beutel war mit einer silbernen Kette an dem breiten schwarzen Lackledergürtel befestigt, der die hochgeschlossene weiße Bluse mit dem glatten schwarzen Rock verband. Einen Augenblick lang musterte sie mich durch ihren goldgeränderten Klemmer. Dann beugte sie sich nieder und zog aus der Tasche ein Notizbuch mit einem schwarzen Lackledereinschlag.

»Ich habe jede Art von Damen in meinem Buch, Monsieur«, sagte sie. »Alles, was sich Monsieur nur wünschen kann – Prinzessinnen, Filmstars, Akrobatinnen, Schlangendamen, Studentinnen, Verkäuferinnen . . .«

»Lassen wir die Prinzessinnen und die Schlangendamen einmal beiseite,

Madame«, erwiderte ich in edler Entsagung. »Mir geht es nicht um Rang und Stand. Ich suche lediglich *une jeune femme bien faite et bien bavarde*, die Lust hat, für vierzehn Tage mit mir zu verreisen und mir Französisch beizubringen.«

»*Très bien, Monsieur.* Kommen Sie morgen nachmittag um drei Uhr wieder, dann können Sie selbst wählen.«

Und sie hatte mir für den nächsten Tag tatsächlich ein Sortiment zusammengestellt – es bestand aus drei Damen. Wie ein Pascha interviewte ich eine der Kandidatinnen nach der anderen – eine streng dreinblickende Frau von etwa fünfunddreißig Jahren und zwei Teenager, die eine sehr schüchtern und verführerisch *bien faite*, die andere etwas *maigre*, aber ungeheuer *bavarde*.

›Das hier ist kein Vergnügen, mein Junge, das ist Pflicht‹, sagte ich zu mir selbst. ›Und deine Pflicht ist es, möglichst viel Französisch zu sprechen und zu hören. Außerdem, wer weiß, vielleicht stellst du fest, daß du für die Mageren doch etwas übrig hast. Zumindest wäre das etwas Neues.‹

Und so wählte ich denn gegen die Stimme meiner Sinne die Magere, Geschwätzige und nicht die Schweigsame, Mollige.

Meine Wahl entpuppte sich als entsetzlicher Mißgriff. Drei ganze Tage hielt ich es mit meiner Lehrerin aus, bevor ich sie ungalant in den Zug nach Paris verfrachtete. Ich reiste mit ihr durch einige der schönsten Provinzen Frankreichs. Aber die ganze Zeit über saß meine flachbusige Gefährtin neben mir und kläffte, kläffte und kläffte. Sie erzählte mir von ihrem unbefriedigenden Dasein als Telefonistin in einer Heilanstalt für Nervenkranke und beklagte sich über alles: über die heiße Sonne, über die staubigen Straßen, über das Essen und über mich. Die Landschaft erschien mir so düster und bedrückend wie das finsterste Kohlenrevier. Erst als sie sicher im Zug nach Paris saß, hellte die Gegend sich wieder auf und gewann etwas von der Schönheit zurück, die sie mir bis dahin vorenthalten hatte.

Während ich allein weiterfuhr, rechnete ich mir aus, daß dies – mit den Beträgen, die ich Mme. de Courcelles für die Vermittlung und meiner Lehrerin für ihre Dienste bezahlt hatte – der teuerste Sprachunterricht meines Lebens gewesen war.

Denn das Französisch, das ich dabei gelernt hatte, bestand aus zwei Sätzen: *»Ça c'est moche ça!«* und *»Tu me fais mal!«*

Meine erste Wohnung in Paris war eine möblierte Etage auf der Isle St. Louis, einer Insel inmitten der Seine, die einen der ältesten be-

wohnten Teile von Paris darstellt. Aus meinen Fenstern sah ich hinab auf den mit Kopfsteinen gepflasterten Kai, wo die Angler saßen und mit ihren Angelruten zum gegenüberliegenden Flußufer wiesen, auf dem die grünen einstöckigen Autobusse wie emsige Käfer an der langen Reihe der alten Häuser entlangeilten. Manchmal wurde es abends neblig. Dann schimmerten die Laternen in einem matten Goldton durch das Grau, und die Motorkähne ließen ihr Signalhorn aufheulen, wenn sie an Nôtre Dame vorbeituckerten. Es gefiel mir auf der Isle St. Louis.

Doch selbst auf der Isle St. Louis mit ihren dunklen Gäßchen, ihren kleinen Kneipen, den romantisch duftenden Läden und den Handwerkern, die tagein, tagaus hämmerten und sägten, selbst hier kreisten meine Gedanken ständig um Hitler-Deutschland. Denn beim Anblick dessen, was in Paris rings um mich vorging, tauchte in mir die Frage auf, ob sich vielleicht hier eine Wiederholung dessen zusammenbraute, was ich in Berlin erlebt hatte.

Sämtliche Zutaten schienen vorhanden. Die erste Sensation lieferte Joseph Stavisky, ein ostjüdischer Finanzmann vom gleichen Schlag wie die Schwindler Barmat, Kutisker und Sklarek, die in Berlin Herrn Goebbels' Rassenhaßkampagne Nahrung gegeben hatten. Stavisky war die Hauptfigur in einem großen Obligationenschwindel, der sich vor allem in Bayonne abspielte, aber auch andere Teile Frankreichs in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Genau wie im Fall der deutschen Bankskandale stellte sich bald heraus, daß wichtige Mitglieder der Regierungsparteien, Richter und sogar Minister sich von Stavisky hatten bestechen lassen. Als Stavisky erschossen aufgefunden wurde, und zwar unter Umständen, die darauf hinwiesen, daß der Mörder ein Polizeiinspektor war, der auf Veranlassung eines Ministers gehandelt hatte, brach die Hölle los. Wieder einmal geriet ich in Keilereien und Straßenschlachten und mußte mich Kugeln und Gummiknüppeln aussetzen, um meine Nachrichten einzuholen. Schauplatz der Kämpfe war in diesem Fall die Place de la Concorde. Mit ihren Brunnen und Statuen und den nahen Parkanlagen, die den Kämpfenden als Schutzwälle und als Sammelplätze dienten, war sie zum Schlachtfeld geradezu prädestiniert.

Stichtag war der 6. Februar 1934. Genau wie seinerzeit in Berlin eröffnete die Polizei das Feuer, woraufhin die Demonstranten zurückschossen. Ursprünglich gingen die Demonstrationen von rechtsorientierten früheren Soldaten aus, den Mitgliedern der ›Feuerkreuz‹-Bewegung, welche die Deputiertenkammer stürmen und gegen ›parlamentarische Mißstände‹ und ›Korruption‹ protestieren wollten. Doch als der Kampf begann, mischten sich auch die Kommunisten ein. Sie waren es, die mit Pistolen und Gewehren gegen die Polizei vorgingen.

Die Aufständischen rissen die runden Blechwände der öffentlichen Bedürfnisanstalten aus dem Boden und benutzten sie bei ihrem Vormarsch gegen die Polizei als Schilde – die merkwürdigste Verwendung einer ›Vespasienne‹, die ich je in Frankreich erlebt habe. Sie stürzten Autobusse um und steckten sie in Brand. Sie bauten Barrikaden aus Pflastersteinen, Sieldeckeln, Bänken, Laternenpfosten, Kaffeehaustischen und allem, was ihnen in die Hand fiel.

Mein Bericht über die Straßenschlacht brachte mir meine ersten Unannehmlichkeiten mit der französischen Polizei ein. Ich hatte darin geschildert, wie ich von einem Hotel in der Rue de Rivoli aus telefonierte, in dem gerade ein Ball stattfand, und wie die Männer und Frauen hier tanzten, ohne von dem Blutvergießen draußen auf der Straße etwas zu ahnen. Die Redaktion in London brachte den Artikel mit der Überschrift »Frauen tanzen, während auf Straßen Blut fließt«. Am selben Morgen noch gab der Londoner Korrespondent von *Paris Midi* telefonisch diese Schlagzeile mit einer kleinen Änderung durch. Jetzt hieß es »Frauen tanzen auf Straßen, während Blut fließt«.

Drei Tage später sprach ein kleiner Mann in meinem Büro in der Rue de la Paix vor. Er trug einen schwarzen steifen Hut, einen schwarzen Regenmantel, einen schwarzen Anzug, schwarze Schuhe und schwarze Gamaschen. Ich hatte noch nie schwarze Gamaschen gesehen, und der kleine Herr erregte infolgedessen sofort mein Interesse.

»Monsieur Delmer?« sagte er, während er ein Exemplar des *Paris Midi* aus seiner schwarzen Aktentasche zog.

»*Le même*«, erwiderte ich und kam mir ungeheuer französisch vor.

»Ich bin Inspektor Barré von der Sûreté«, fuhr der kleine Herr fort, »und ich hätte gern von Ihnen erfahren, wie Sie dazu kommen, Ihrer Zeitung zu berichten, daß bei den Unruhen kürzlich Frauen auf den Straßen getanzt hätten. Wir haben Ihre Behauptung genau nachgeprüft und feststellen müssen, daß sie völlig unzutreffend ist.«

»Aber mein lieber Inspektor, was veranlaßt Sie zu dem Glauben, ich hätte einen solchen Bericht durchgegeben?«

Wie vorausgesehen wies der Inspektor auf die Meldung im *Paris Midi*. Ich lachte. »Aber ich bitte Sie, Monsieur, Sie sollten doch wissen, daß man nicht alles glauben kann, was in einer französischen Zeitung steht!« Und dann erklärte ich ihm das Versehen, das dem Korrespondenten des *Paris Midi* unterlaufen war.

Doch das hielt ihn nicht ab, mir weitere Ermahnungen zu erteilen. Und obwohl er nicht leugnen konnte, daß ich und mein Assistent die Ereignisse wahrheitsgetreu geschildert hatten, verabschiedete er sich doch mit einem warnenden: »Tun Sie so etwas nicht noch einmal!« Und er bot mir damit erneute Veranlassung zu der Frage, ob die Dinge sich wohl in Frankreich ähnlich entwickeln würden wie in Deutschland.
Ich ging in die Salle Wagram, die große Sportarena, zu einer Versammlung der ›Feuerkreuzler‹, um hier ihren Führer sprechen zu hören. Viele Franzosen sahen damals in Casimir de la Rocque den Mann, der berufen war, Frankreich aus der Krise herauszuführen. Ich fand an ihm wenig Ähnlichkeit mit Hitler. Er hatte im Stab des großen Marschalls Lyautey in Nordafrika Dienst getan. Nun wollte er den soldatischen Patriotismus Lyauteys mit all seiner Mystik auf ganz Frankreich übertragen. Ebenso wie Hitler wollte auch de la Rocque mit dem korrumpierenden Einfluß des Parteiensystems aufräumen. Wie Hitler war auch er ein von der Armee unterstützter militärischer Propagandist. Aber er war kein echter Demagoge, er konnte die Massen nicht in seinen Bann zwingen. Dafür war sein Kopf zu schmal und ausdruckslos, seine Stimme zu hoch, seine Redeweise zu gewählt und elegant. Seine Gesten waren die eines romantischen Schauspielers, nicht die eines Volkstribunen. Er war zu vornehm.
Trotzdem durfte ich den Oberst de la Rocque und seine ›Feuerkreuzler‹ nicht unterschätzen. Der Fehler, den ich gemacht hatte, als ich Hitler zum erstenmal hörte, sollte mir nicht noch einmal passieren. Auch wenn de la Rocque kein geborener Demagoge war, so vertrat er mit seiner Bewegung doch die Anschauungen vieler patriotisch gesinnter Franzosen, die die ewigen Krisen satt hatten, in welche das System der Proportionswahlen mit seinen vielen Splitterparteien und Interessengruppen Frankreich stürzte.
Und meine Einstellung war richtig. Sie befähigte mich, vierundzwanzig Jahre später in General de Gaulle den großen Nachkriegsführer und das Idol dieser gleichen Kräfte in Frankreich zu erkennen. Als ich in der Juninacht 1958, der großen Siegesnacht von de Gaulle, die Pariser beobachtete, die in ihren Wagen durch die jubelnden Menschenmassen auf den Champs Elysées fuhren und ihre Hupen wie eine Fanfare ihres Triumphs im Takt ertönen ließen, mußte ich wieder an den eleganten Oberst und die Männer denken, die an jenem kalten Abend des 6. Februar 1934 zum Protestmarsch angetreten waren.
De la Rocques Marschierer verursachten damals den Sturz der Regierung. Es wurde eine Untersuchung der Stavisky-Affäre eingeleitet, die

ein grelles Licht auf die skandalöse Verquickung von Geschäft und Politik warf. In England hätte das genügt, um die Schuldigen ein für allemal aus der Politik auszuschalten. Nicht aber im Frankreich der Dritten Republik. Sechs Jahre später waren sie wieder in Amt und Würden – gerade noch rechtzeitig, um sich an dem großen Ausverkauf in München zu beteiligen.

Mein Interesse für Deutschland wurde nicht allein durch die oberflächliche Ähnlichkeit zwischen Stavisky und Barmat, zwischen den Straßenkämpfen auf der Place de la Concorde und denen vom Bülowplatz und den Folgerungen genährt, die man daraus ableiten konnte. Deutschland selbst war es, das mich immer wieder beanspruchte.
Hitler war in den Besitz einer Macht gelangt, die die Generale in zwölf Jahren illegaler Wiederbewaffnung aufgebaut hatten. Nun, da er diese Macht benutzte, um einen Schlag nach dem anderen gegen die Siegermächte von 1918 zu führen, ergab sich für mich die Notwendigkeit, immer weniger Zeit in Paris und immer mehr Zeit auf Reisen zu verbringen. Genf mit seinem Völkerbund, Rom, Venedig und Madrid erforderten meine Gegenwart, und zwischendurch Berlin, der Ausgangspunkt aller Aufregungen.
Ich hatte nichts dagegen. Denn um die Wahrheit zu sagen: Ich fand die Beschaffung der Berichte, die meine Redaktion aus Paris anforderte, ein wenig lästig. Ich mußte über die Parties der Woolworth-Erbin Barbara Hutton berichten, durchgegangenen englischen Liebespaaren nachspüren, den Abschluß englischer Kriminalfälle in Paris verfolgen und ein wachsames Auge auf die britischen Touristen und Ausflügler werfen. Darum waren mir die Aufträge, die mich aus Frankreich wegführten, stets willkommen. Sie hatten fast immer einen politischen Geschmack, jenen Geschmack, der mir am meisten zusagte.
Als daher am Abend des 12. Juni 1934 mein Chefredakteur mich in letzter Minute bat, nach Venedig zu fliegen, um noch rechtzeitig zu dem historischen ersten Treffen zwischen Hitler und Mussolini am 14. Juni dort zu sein, wandte ich mit keinem Wort ein, es sei zu spät, um noch einen Flugzeugplatz zu buchen. Ich packte einfach meine Koffer und fuhr los. Und ich bin noch heute froh, daß ich es tat. Denn dieser Besuch in Venedig sollte sich als hochinteressant erweisen.

20. Ich wittere eine Krise

Ich bin 1,84 m groß, und meine Freunde behaupten, ich hätte genau das richtige Gesicht und die passende Figur, um in einem Gangsterfilm einen Polizeibullen aus Chicago zu spielen. Trotzdem bin ich nie auf den Gedanken gekommen, jemand könne mich für eine der ausgesuchten Schläger- und Revolvertypen halten, aus denen sich Hitlers Leibwache zusammensetzte.

Doch eben dafür hielten mich die italienischen Beamten des Flughafens Venedig, als ich am Nachmittag des 13. Juni 1934 dort eintraf. Von meinem englischen Paß nahmen sie überhaupt keine Notiz. Für sie zählte nur die Tatsache, daß ich mit einem Flugzeug der Deutschen Lufthansa gekommen war, das – abgesehen von mir – nichts als das Gepäck für Hitlers Delegation und die Mitglieder seiner Leibwache befördert hatte. Darum gehörte ich für die Italiener selbstverständlich zu diesem kleinen Vortrupp, der hergeschickt worden war, um das Treffen zwischen Hitler und Mussolini vorzubereiten, das am folgenden Tag in Venedig stattfinden sollte.

Sieben lehrreiche Stunden hindurch wurde ich von den Italienern mit jener höflichen, aber etwas verächtlichen Gastlichkeit behandelt, die die italienische faschistische Regierung (und die Leitung des Hotels) diesem ersten offiziellen Besuch ihrer nördlichen Plagiatoren zuteil werden ließen. Ich bekam ein Zimmer in dem Sonderflügel des Grand Hotel angewiesen, der für Hitler reserviert war, und man händigte mir einen ganzen Stapel Programme und Instruktionen aus.

Sepp Dietrich und seine Leute unternahmen nichts, um die Italiener aufzuklären. Sepp hatte mich schon bei so vielen Wahlreisen Hitlers in Deutschland gesehen, daß er wahrscheinlich dachte, ich gehöre auch diesmal zur Begleitung des Führers.

Doch als die Italiener ihren Irrtum schließlich entdeckten und begriffen, daß ich nicht einer von Hitlers ›Kerlen‹ war, zerbarst das Eis der Förmlichkeit. Der Geschäftsführer entschuldigte sich mit breitem

Grinsen für den »entsetzlichen und ganz unbegreiflichen Irrtum«, und das Hotelpersonal schaffte meine Koffer unter lautem Gelächter in den nicht-hitlerschen Flügel. Ich sah darin ein interessantes Symptom für die Gefühle, welche die italienische Öffentlichkeit diesem Treffen entgegenbrachte.

Wie aber war ich in das Flugzeug gelangt, das Hitlers Leibwache beförderte? Durch einen jener absurden Zufälle, die im Leben eines Zeitungsreporters eine so ungeheure Rolle spielen.

Da meine Redaktion sich so spät entschlossen hatte, mich nach Venedig zu schicken, blieb mir als einzig mögliche Luftverbindung nur noch die Route über München. Als ich jedoch in München anlangte, war die Maschine nach Venedig bereits abgeflogen. Und wie ich hörte, war es die letzte gewesen. Jetzt war der Luftweg nach Venedig gesperrt für sämtliche Flugzeuge außer für diejenigen, die Hitler und seine offiziellen Begleiter beförderten.

»Heute fliegt nur noch eine einzige Maschine von hier nach Venedig. Sie startet in wenigen Stunden«, sagte der Angestellte der Lufthansa. »Aber das wird Ihnen auch nichts nützen; sie ist von der Reichsregierung gechartert und bringt das Gepäck des Führers und seine Leibwache nach Italien.«

»Wer leitet die Transport-Arrangements für den Führer?« erkundigte ich mich. »Oberleutnant Brückner«, lautete die Antwort. »Er hat eben erst angerufen.«

Ich rief Brückner an, den ich natürlich gut kannte. Und Brückner erklärte sich sofort einverstanden, daß ich mitflog. Als Sepp Dietrich kam, begrüßte er mich wie einen alten Kameraden. Und es war nicht seine Schuld, daß dieser Flug alles andere als angenehm werden sollte. Als die Maschine über den Alpen immer höher und höher kletterte, wurde das Atmen zu einer schmerzhaften Qual. Es gab damals noch keine Druckausgleichskabinen, und die Sauerstoffapparate arbeiteten nicht richtig. Ich fühlte mich entsetzlich elend.

»Hoffe, es geht uns nicht wie Hermann Göring, als er neulich von Rom zurückflog«, keuchte Sepp Dietrich.

»Wieso? Was war los?« konnte Reporter Delmer eben noch mühsam zurückkeuchen.

»Sie sind alle umgekippt, Passagiere und Mannschaft«, sagte Dietrich. »Umgekippt, während die Kiste hoch über den Alpen war. Irgendwas mit der Sauerstoffzufuhr war nicht in Ordnung.«

Görings Flugzeug war dann, wie Dietrich erzählte, von selbst über

die Adria abgeschwenkt. Als es an Höhe verlor, kam der Flugzeugführer wieder zur Besinnung. »Noch dreißig Sekunden, und sie hätten im Bach gelegen.«
Die Geschichte war nicht gerade dazu angetan, den sauerstoffhungrigen Delmer aufzuheitern. Und als ich aus dem Fenster auf die Alpen rings um uns blickte, konnte ich es kaum begreifen, daß Görings Flugzeug nicht gegen einen der Gipfel geprallt war. Ich war sehr erleichtert, als wir landeten.

Kaum waren wir vom Flughafen im Hotel angelangt, als die ganze Gesellschaft in wildeste Aufregung geriet. Irgend jemand hatte entdeckt, daß keine Uniformen eingepackt waren.
»Das ist ganz in Ordnung so. Es sollen keine Uniformen getragen werden«, erklärte ein mir unbekannter Beamter der Deutschen Botschaft in Rom. »So ist es mit den Italienern vereinbart. Der Duce wird auch in Zivil erscheinen.« – »Nach meinen Informationen wird er Uniform tragen«, versicherte ein anderer Beamter.
Anrufe in Rom. Anrufe in München. Es war offensichtlich eine ernste Krise. Schließlich kam von der Deutschen Botschaft der endgültige Bescheid: »Keine Uniformen. Der Duce und der Führer kommen beide in Zivil.«
Als jedoch am nächsten Morgen Hitler in seinem rehbraunen Trenchcoat und dem schwarzen weichen Künstlerhut aus dem Flugzeug stieg, wurde er von einem Duce in Uniform, Schwarzhemd und Stiefeln empfangen, der den sich sichtlich unbehaglich fühlenden und unbedeutend wirkenden Zivilisten Hitler mit martialischem Pomp begrüßte und ihn zur Rollbahn führte, auf der die italienische Ehrengarde angetreten war.
Die Hotelleitung hatte recht daran getan, Hitler einen eigenen Flügel anzuweisen. Selbst so hatten die Gondolieri unter Hitlers Fenster Gelegenheit, mit ehrfürchtigem Schrecken die donnernde Rede mit anzuhören, in der der Führer seine Adjutanten wegen ihrer ›noch nie dagewesenen Schlamperei‹ herunterputzte, die ihm eine ›nicht wiedergutzumachende Demütigung‹ eingebracht hatte.

Hitler verfolgte mit seinem Besuch in Venedig zwei Ziele. Erstens wollte er Mussolini bestimmen, »die schützende Hand zurückzuziehen, die er bisher über Österreich gehalten hatte«, damit die Nationalsozialisten Schlüsselstellungen in der neuen österreichischen Regierung beziehen konnten. Zweitens wollte er ein Bündnis oder doch wenigstens eine Annäherung zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien in die Wege leiten.

Ich war gespannt darauf, wie Hitler mit diesem ersten Probestück an persönlicher Diplomatie zurechtkommen würde. Ich wußte, daß er mit einem großen Sieg rechnete. Denn Mussolini hatte ihn seit geraumer Zeit moralisch unterstützt – schon lange bevor die NSDAP zur Macht gekommen war.
So hatte ich zum Beispiel am 10. Oktober 1931 Oberst Renzetti von der Italienischen Botschaft bei dem großen Treffen in Bad Harzburg gesehen, auf dem Hugenbergs Deutschnationale, die Stahlhelmer und die SA ihr neues Bündnis feierten. Der italienische Diplomat hatte damals neben Hitler, Hugenberg, Schacht und den anderen auf der Tribüne gesessen und dem Aufmarsch mit einer solchen Begeisterung zugesehen, daß man fast annehmen mußte, seine Regierung sei in dem neuen Harzburger Bund auch mit dabei.
Ich erinnerte mich auch daran, daß Signor Cerutti, der italienische Botschafter, in den ersten Tagen nach Hitlers Machtergreifung der einzige Diplomat gewesen war, der für den neuen Kanzler ein Essen gab. Er und seine hübsche ungarische Frau waren oft in Hitlers Begleitung in der Öffentlichkeit zu sehen. Einmal luden sie auch mich ein, mit ihnen und Hitler ein Konzert des berühmten Pianisten Wilhelm Backhaus in der Berliner Philharmonie zu besuchen.
Es war ein phantastisches Konzert. Als Backhaus das Podium betrat, war er sich offensichtlich unschlüssig, ob er den Hitlergruß anwenden solle oder nicht. Schließlich verbeugte er sich und machte eine etwas unsichere und schlaksige Armbewegung, bevor er sich an den Flügel setzte. Hitler saß andächtig in der ersten Reihe fast direkt unter dem Flügel. Er hielt die Hand ans Ohr, als sei er taub. Irgend jemand hatte ihm einmal gesagt, dies sei die beste Art, Musik zu hören. Und während des ganzen Konzerts, selbst bei Backhaus' donnerndsten Passagen, verharrte er in dieser Stellung.
Das Ehepaar Cerutti war diplomatisch genug, Hitler zu seinem Musikverständnis zu beglückwünschen. Die deutsch-italienische Freundschaft erreichte einen neuen Höhepunkt.
Doch hier in Venedig – einer Stadt, die der italienische Diktator wenig schätzte und die er jetzt zum erstenmal seit elf Jahren besuchte – entwickelte sich die Lage ganz anders, als Hitler gehofft hatte. Das Verhalten des Hotelpersonals gegenüber den Nationalsozialisten war wirklich ein Symptom gewesen.
Mussolini stimmte Hitlers Ansicht bei, daß die Engländer ein Haufen

lächerlicher Dilettanten seien, die keinen einzigen Staatsmann aufzuweisen hätten, und daß die Franzosen dekadent seien und keine politische Linie besäßen. Aber er widersetzte sich Hitlers Absichten im Hinblick auf Österreich. Mussolini verteidigte den österreichischen Kanzler Dollfuß, den Hitler abzuschieben wünschte. Ja, er äußerte sogar einige warnende Worte über die Schwierigkeiten, die durch Hitlers Haltung gegen die Juden entstanden seien. Und was im Hinblick auf die kommenden Ereignisse das Wichtigste war: Er gab Hitler den ›kollegialen‹ Rat, sich seiner ›wilden Männer‹ zu entledigen.
»Es gibt immer Leute, die sehr nützlich sind, wenn es darum geht, eine Revolution zu starten«, sagte Mussolini zu Hitler. »Wenn jedoch der Sieg errungen ist, sind sie gefährlich und müssen ausgeschaltet werden.«
Abgesehen von seinen Befürchtungen hinsichtlich Hitlers österreichischen Ambitionen – deren Erfüllung ihm an seiner Nordgrenze anstatt eines schwachen einen mächtigen Nachbarn bescheren würde – war Mussolini sich offenbar durchaus nicht sicher, ob Hitler als Verbündeter einen Aktivposten für ihn darstellen werde. Und die Gerüchte über gewisse Vorgänge in Deutschland, die mir selber während jener Tage aus dieser und jener deutschen Quelle zugingen, schienen mir Mussolinis Zweifel an der Stabilität des Hitlerstaates zu rechtfertigen. All das war so wichtig und aufregend, daß ich beschloß, nicht in mein Pariser Büro zurückzukehren, sondern nach London zu fliegen und mit meinem Chefredakteur zu sprechen.
Die wichtigste Nachricht lautete dahin, daß Ernst Röhm, der Führer der jetzt drei Millionen starken SA, mit Hitler gebrochen habe. Er säße grollend wie Achill in seinem Zelt, so hieß es, ein verärgerter und enttäuschter Mann. Der stets geschäftige Werner von Alvensleben bastelte an dem Plan eines neuen Bündnisses zwischen Röhm und dem gestürzten General von Schleicher, der diesen beiden wieder zur Macht verhelfen sollte.

Arthur Christiansen, der vor einem Jahr an Baxters Stelle den Posten des Chefredakteurs übernommen hatte, zeigte sich für das, was ich ihm erzählt hatte, sehr interessiert.
»Ich glaube, du gehst am besten zum alten Herrn und berichtest ihm das alles«, sagte er, als ich geendet hatte. »Er hat sicher seine eigenen Ansichten darüber.«
Eine Stunde später wurde ich im *Stornoway House* in einen großen taubengrauen Raum geführt. In seiner Mitte stand ein Sofa, auf dem

Lord Beaverbrook saß. Der Fußboden rings um ihn war mit Papieren und Zeitungen bedeckt. Beaverbrook stand auf, streckte mir stocksteif seinen Arm entgegen und forderte mich auf, Platz zu nehmen.
»Ich freue mich, Sie zu sehen, Tom«, sagte er. »Ich höre, Sie wollen nach Deutschland fahren und sich ansehen, was dort vorgeht. Warum?«
Ich erzählte ihm, was ich in Venedig gehört hatte.
»Ich würde vorschlagen, Sir, daß ich eine Art Urlaubsreise nach Deutschland unternehme«, fügte ich hinzu. »Ich habe noch immer mein Ruderboot in Berlin, das ich gern nach Paris rudern möchte. Nach meiner Ankunft könnte ich zunächst die Lage sondieren. Wenn nichts Besonderes vorliegt, mache ich weiter Urlaub. Wenn ich eine Story aufspüre, der ich nachgehen möchte, begebe ich mich an die Arbeit.«
»Das scheint mir eine gute Idee«, sagte Lord Beaverbrook. »Aber das ist eine Sache für Christiansen. Besprechen Sie es mit ihm.«
Er stand auf und lehnte sich gegen den Kamin – ein kleiner Mann mit einem großen Kopf und scharfen Augen, die mich durchdringend anblickten.
»Ich werde Ihnen jetzt ein großes Geheimnis erzählen, Tom. Sie dürfen keinem Menschen ein Wort darüber sagen. Nicht einem einzigen, verstehen Sie?«
Ich gelobte Schweigen.
»Dr. Brüning, der frühere deutsche Reichskanzler, ist zu einem geheimen Besuch in London gewesen«, begann Beaverbrook. »Er sagt, es werde bald ein Versuch gemacht werden, Hitler loszuwerden und an seiner Stelle eine konservative Regierung einzusetzen, die sich auf die Reichswehr stützt.«
»Will die Reichswehr einen Putsch inszenieren, Sir?«
»Möglich. Mehr kann ich Ihnen darüber nicht sagen. Gehen Sie bei Ihren Berichten bitte lediglich von den Tatsachen aus, die Sie durch eigene Untersuchungen und auf Grund Ihrer persönlichen Beziehungen herausfinden. Sie dürfen nicht annehmen, daß die Nachricht, die ich Ihnen eben mitgeteilt habe, zutrifft. Überprüfen Sie sie gründlichst. Und tun Sie es, ohne daß jemand merkt, was Sie wissen. Können Sie das?«
»Das kann ich, Sir.«
»Also dann viel Glück! Ich verlasse mich auf Sie.«
So kam es, daß ich zu einem Zeitpunkt, da ich eigentlich als Korrespondent in Paris hätte sitzen müssen, nach Berlin flog, um einen der größten Wendepunkte der deutschen Geschichte mitzuerleben: das Scheitern des letzten ernsthaften Versuchs der Konservativen, Hitlers

Macht zu brechen, und die Mordorgie vom 30. Juni 1934. Und ich konnte bei dieser Gelegenheit mit einem Exklusivknüller aufwarten. Denn am 29. Juni brachte meine Zeitung auf der Titelseite eine Meldung, in der ich die bevorstehende Krise ankündigte. Sie trug in Riesenlettern die Überschrift »Hitlers Diktatur in Gefahr . . .« Es war genau der richtige Zeitpunkt, um die Welt auf die Krise aufmerksam zu machen, die zu dem Blutbad vom 30. Juni führen sollte.

21. Das Ende Ernst Röhms

Als ich in Berlin ankam, war fast ein Jahr verstrichen, seit ich von hier nach Paris abgereist war. Abgesehen von der kurzen Zwischenlandung in München bei meinem Flug nach Venedig, hatte ich während dieser ganzen Zeit keinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt. Es würde nicht einfach sein, die Fäden der Geschehnisse aufzunehmen. Philip Pembroke Stevens, mein Nachfolger in Berlin, war nicht mehr da, um mir zu helfen. Er war zuerst verhaftet und dann ausgewiesen worden, weil er für Görings Geschmack den Geheimnissen der deutschen Wiederbewaffnung etwas zu nahe gekommen war.

Putzi Hanfstängl befand sich in den Vereinigten Staaten, wo er an einem Alt-Herren-Treffen seines Jahrgangs an der Harvard-Universität teilnahm. Röhm war nicht in Berlin, und Werner von Alvensleben ebenfalls nicht. Hugo von Lustig war in die Tschechoslowakei geflüchtet. Und meine Freunde vom linken Flügel saßen alle im Gefängnis. Einer jedoch war in Berlin: Walter Bochow, mein Verbindungsmann zu Papen. Und als ich ihn endlich erwischte, war er so voller Neuigkeiten, daß er vor Aufregung förmlich schwitzte.

"*The situation is absolute dynamite*"[1], sagte er in dem ausgezeichneten Englisch, das er als Kautschukpflanzer in Malaya gelernt hatte. Wie viele Deutsche sprach er gern englisch – besonders wenn er nötigenfalls in die deutsche Sprache hinüberwechseln konnte und wußte, daß sein Partner ihn verstand. »Aber wenn Sie das berichten, was ich Ihnen jetzt erzähle, und es kommt heraus, daß Sie Ihre Auskünfte von mir haben, bringen sie mich um.«

»Wer ist ›sie‹?«

»Na, die Himmler-Göring-Clique natürlich. Sie werden doch sicher wissen, daß die beiden sich neuerdings verbrüdert haben. Und daß Göring seine Gestapo an Himmler übergeben hat.«

[1] »Die Lage ist zum Platzen gespannt.«

Ich nickte.
»Sie haben ihre Spione nicht nur in unserem Büro; draußen auf der Straße stehen Gestapobeamte mit Filmkameras, die jeden aufnehmen, der da ein- und ausgeht.«
Ich lachte.
»Ich kann Ihnen versichern, da gibt es gar nichts zu lachen. Wir tragen jetzt alle Revolver bei uns. Hier, sehen Sie mal!« Und er zog einen Revolver aus einem Halfter, das er sich unter den Arm geschnallt hatte.
Dann schien ihm plötzlich der Gedanke zu kommen, daß auch in meiner Telefonanlage versteckte Mikrophone der Gestapo angebracht sein könnten, und er bestand darauf, mit mir in den nahen Tiergarten zu gehen.
Und während wir hier, wo die Gärtner den süß duftenden Rasen sprengten und die Kinder ihre Reifen über die Wege trieben, unter den Ulmen und Buchen einherspazierten, erzählte Bochow mir von den letzten Schritten, die sein Chef Papen unternommen hatte – Schritte, die darauf abzielten, Hitler mit der Hilfe Hindenburgs und der Reichswehr zu stürzen und die Hohenzollern wieder auf den deutschen Thron zu bringen.
Der alte Generalfeldmarschall lag, wie Bochow berichtete, im Sterben. Erst vor einem Tag war Professor Sauerbruch von der Berliner Charité nach Neudeck, Hindenburgs Gut in Ostpreußen, gerufen worden. Die Ärzte hatten Papen gesagt, daß der alte Herr höchstens noch einige Monate zu leben habe.
»Und jetzt stehen wir schon mitten im Hindenburgischen Nachfolgekrieg.« Bochow grinste anerkennend über seinen Geschichtsbuch-Ausdruck. »Auf der einen Seite will Hitler den Posten des alten Herrn selbst übernehmen und sich zum absoluten Diktator von Deutschland aufschwingen. Auf der anderen Seite bemühen sich Papen und seine konservativen Freunde im Kabinett, Hitler zu stoppen. Ihrer Ansicht nach ist der Augenblick gekommen, an dem der Kronprinz zunächst eine Art Regentschaft antreten kann; das wäre dann der erste Schritt zur Wiedereinführung der Monarchie. Der Reichspräsident unterstützt sie bei diesem Plan, und das hat meinem eifrigen Wühler von Chef mächtigen Auftrieb gegeben.«
Bochow lächelte mit zynischer Geringschätzung. Er hielt nicht viel von Papen, obgleich er für ihn arbeitete.
»Papen ist überzeugt, daß die Situation jetzt für ihn so günstig ist wie noch nie. Allein wegen dieses Riesenkrachs zwischen Hitler und

Röhm. Sie kennen doch von Tschirschky, Papens ersten Adjutanten, nicht wahr? Na, und der war ausgerechnet am 4. Juni, als Hitler Röhm so runtergeputzt hat, im Kanzlerbüro. Tschirschky hat Papen erzählt, daß er draußen im Vorzimmer hören konnte, wie die beiden sich gegenseitig angebrüllt haben.«
»Um was ging es denn?«
»Ach, immer um den alten Quatsch. Röhm ist wütend, weil er nicht General geworden ist wie Göring. Und auch, weil er nur Minister ohne Geschäftsbereich ist. In der Hauptsache aber, weil er will, daß seine drei Millionen SA-Leute unter seinem Befehl und dem seiner Pupenjungen in die Reichswehr eingegliedert werden. Die Generale wollen das um keinen Preis zulassen. Hitler aber weiß, daß er nur Chancen hat, Hindenburgs Nachfolger zu werden, wenn die Reichswehr hinter ihm steht. Und deshalb hat er jetzt Röhm den Befehl gegeben, die SA in Urlaub zu schicken. Und Röhm hat es getan.«
»Wann hat er das gemacht?«
»Direkt nach dem langen und aufgeregten Tête-à-tête, das Tschirschky mit angehört hat. Aber mein Lieber«, fügte Bochow hinzu, »glauben Sie nicht etwa, daß Röhm das alles so stillschweigend hinnimmt. Bevor er seine Kerls auf Urlaub schickte, hat er noch eine Proklamation erlassen, in der er versprochen hat, daß im August nach Ablauf dieses Urlaubs – bitte sehr, das sind seine eigenen Worte! – ›die Feinde der SA zu der Zeit und in der Form, in der es notwendig erscheint, die gebührende Antwort erhalten werden‹. Und dann hat er seine Leute noch ermahnt, sich für ›neue Aufgaben‹ bereitzuhalten. Jeder glaubt natürlich, daß Röhm mit diesen neuen Aufgaben die sogenannte ›zweite Revolution‹ meint, die er und Goebbels gefordert haben. Diese ›zweite Revolution‹ ist das Hauptthema, das Papen und seine Verbündeten für die große Abrechnung auf die Diskussionsliste gesetzt haben.«
Die große Abrechnung sollte, wie Bochow erzählte, bei der nächsten Kabinettssitzung stattfinden, die für Dienstag, den 3. Juli, angesetzt war. Papen würde sie mit der Forderung erzwingen, daß Hitler unverzüglich wirksame Schritte unternehmen müsse, um ein für allemal die terroristische Anarchie der SA-Gangster zu unterdrücken und sich von seinen Radikalen, die nach einer ›zweiten Revolution‹ riefen, loszusagen. Wenn Hitler sich weigerte oder sich unentschlossen zeigte, würden Papen und seine Freunde geschlossen zurücktreten. Der Reichspräsident hatte versprochen, daß er in diesem Fall Hitler abberufen und die Exekutivgewalt in die Hände der Reichswehr legen werde.

»Ganz gleich, wie es kommt«, lachte Bochow, »mein Chef ist überzeugt, daß er Hitler in der Zange hat. Wenn Hitler die Forderung annimmt, ist er seine Macht los. Und wenn er sich weigert, ist die Reichswehr an der Reihe. Ich hoffe nur, daß er sich weigert. Selbst wenn das Bürgerkrieg bedeuten sollte.«

Papen rechnete, wie Bochow erzählte, mit Sicherheit auf die Unterstützung des deutschen Volkes. Dieser Optimismus gründete sich auf die Unzahl begeisterter Zuschriften zu seiner Rede, die er zehn Tage zuvor, am 17. Juni, vor den Studenten und Professoren der Universität Marburg gehalten hatte. In dieser Rede hatte Herr von Papen, obgleich er selbst Vizekanzler in Hitlers Kabinett war, das nationalsozialistische Regime mit erstaunlicher Kühnheit und Offenheit angegriffen. Goebbels hatte sofort allen Zeitungen und Zeitschriften verboten, die Rede zu veröffentlichen und diejenigen, die es bereits getan hatten, beschlagnahmt. Trotzdem waren Abschriften der Rede von Hand zu Hand gegangen. Überall in Deutschland begrüßten die Menschen sich mit ›Heil Marburg!‹ anstatt mit ›Heil Hitler!‹.

Auch Himmler hatte auf Papens Herausforderung reagiert. Vor drei Tagen hatte er Dr. Edgar Jung festnehmen lassen, einen hervorragenden jungen katholischen Schriftsteller, der Papen Ideen lieferte.

»Die Gestapo scheint irgendwie herausgekriegt zu haben, daß es Jung war, der die Rede des Chefs verfaßt hat«, sagte Bochow. »Alle Versuche, die Papen unternommen hat, um Jung herauszuholen, sind fehlgeschlagen. Darum hat er jetzt Jungs Verhaftung auch für die Debatte bei der Kabinettssitzung aufs Programm gesetzt. Ich kann den nächsten Dienstag schon kaum mehr erwarten.«

Aber er brauchte gar nicht mehr so lange auf die ›Abrechnung‹ zu warten.

Denn eins hatte Bochow mir nicht erzählt – und möglicherweise wußte er es nicht einmal: daß vor genau einer Woche, nämlich am 2. Juni, Hitler nach Neudeck gefahren war, um den greisen Reichspräsidenten über seine Besprechungen mit Mussolini zu informieren. Aber er kam nicht einmal dazu, das Wort Venedig auszusprechen. Bevor er überhaupt den Mund auftun konnte, hatte ein strenger und feindseliger Hindenburg begonnen, seinen früheren Gefreiten abzukanzeln. Wenn es jemals eine Verkörperung des Zorns gegeben hat, so war es dieser alte Herr, dessen weißes Haar, dessen weißer Schnurrbart und dessen leichenblasses Gesicht einen geisterhaften Kontrast zu dem Schwarz seines Gehrocks bildeten.

Hindenburg stellte dem entsetzten Hitler fast das gleiche Ultimatum, das Papen und seine Barone für die nächste Kabinettssitzung vorbereitet hatten. Und es verlor nichts von seiner Eindringlichkeit durch die Tatsache, daß es in Gegenwart des NS-freundlichen Verteidigungsministers in Hitlers Kabinett, General von Blomberg, gestellt wurde. Denn diesmal war Blomberg nicht der liebenswürdige Höfling, mit dem so leicht umzuspringen war, daß Hitler ihn den ›Gummilöwen‹ getauft hatte. Diesmal zeigte auch Blomberg sich verschlossen und feindselig.

»Entweder Sie sagen sich von Röhm los und bringen seine SA zur Raison, oder Sie treten zurück", erklärte Hindenburg. »Ich denke nicht daran, einen Parteistaat innerhalb des Staates oder eine Privatarmee neben der Reichswehr zu dulden.«

So lautete Hindenburgs Ultimatum, dem Hitler sich unverzüglich beugte. Und er tat dies um so williger, als er bereits mit den Führern der Reichswehr und der Kriegsmarine, Blomberg, Fritsch und Raeder, ein Geheimabkommen des Inhalts getroffen hatte, daß er Röhm und die SA ausschalten und die Reichswehr zum alleinigen Waffenträger machen werde. Dafür wollten seine Vertragspartner ihn als Nachfolger Hindenburgs anerkennen. In dem Augenblick, als Bochow und ich zwischen den Kinderwagen und Kindermädchen im Tiergarten, in unsere Unterhaltung vertieft, umherspazierten, traf Hitler seine letzten Vorbereitungen für den Schlag gegen Röhm.

Ich verbrachte den frühen Morgen des 30. Juni auf einem der Havelseen, ruderte in meinem Boot herum und trainierte mich ein wenig für meine geplante Fahrt von Berlin nach Paris. Ich hatte nämlich die Absicht, bis zur Saale zu rudern, dann das Boot über Land bis zum Main zu verfrachten und von dort aus weiterzurudern. Es war ein herrlicher, sonniger Morgen, kein Windhauch kräuselte das Wasser, und ich freute mich, feststellen zu können, daß ich immer noch einigermaßen in Form war, obgleich ich seit mehr als einem Jahr nicht in einem Ruderboot gesessen hatte. Doch jedesmal wenn ich ausruhte, quälte mich eine nagende Sorge, die nichts mit meinem Boot oder meinem Rudern zu tun hatte.

»Da habe ich mir was Hübsches eingebrockt mit meinem ›Hitlers Diktatur in Gefahr‹«, sagte ich zu mir selbst. ›Was passiert jetzt, wenn nichts passiert?‹

Doch schon als ich vom Bootshaus in mein Büro zurückfuhr, wurden meine Sorgen behoben. Es *war* etwas passiert.

Am Skagerrakplatz wurde mein Taxi durch eine Polizeisperre aufgehalten. Und zwar hatte ich nicht die übliche blau uniformierte Schupo vor mir, sondern Görings grüne ›Feldpolizei‹, die mit Stahlhelmen, Gewehren und Maschinenpistolen ausgerüstet war.

»Hoffentlich gibt's keinen Krawall«, sagte der Fahrer und sah sich nervös um. »Was? Ein Krawall in Hitlers friedlichem Berlin?« fragte ich. Ich wollte ihn damit zum Weiterreden provozieren, hatte aber keinen Erfolg. Offenbar hielt er Hitlers Berlin keineswegs für so friedlich. Und an diesem Tag war es das auch nicht.

Ich stellte fest, daß die grüne Feldpolizei Röhms Berliner Hauptquartier umzingelt hatte, das in einer früheren Millionärsvilla an einer Ecke der Tiergartenstraße lag. Die Mitglieder der SA, einfache SA-Männer wie höhere Chargen, die man hier angetroffen hatte, waren festgenommen und weggebracht worden. Jetzt belud man Lastwagen mit dem beschlagnahmten Material – Akten, Waffen, Munition.

Die Leute auf der Straße erzählten, man habe auf dem Dach des Gebäudes Minenwerfer gefunden, die auf das nahe Reichswehrministerium eingestellt waren. Und jemand wollte wissen, daß die Polizei in Hamburg eine ganze Ladung Waffen und Munition eben noch abgefangen habe, bevor sie von Röhms Leuten in Empfang genommen werden konnte.

Langsam sickerten die Nachrichten über die Geschehnisse durch, bis dann am späten Abend ein ausführlicher amtlicher Bericht herauskam. Ernst Röhm, so besagte das Kommuniqué, habe mit anderen SA-Führern einen Putsch geplant, um die Macht an sich zu reißen. Hitler und Göring hätten die Verschwörung aufgedeckt und rechtzeitig niedergeschlagen. Röhm und die anderen Anführer des Putschs seien hingerichtet worden. Unter den Namen der Getöteten war auch der des Generals Kurt von Schleicher angeführt, dessen angebliche Verschwörung mit Röhm der ursprüngliche Anlaß meiner Berlinreise gewesen war. Eine Abteilung von Himmlers SS war in das Haus des Generals in einem Berliner Vorort eingedrungen und hatte ihn und seine Frau in ihrem Wohnzimmer erschossen.

Wie nahm die deutsche Öffentlichkeit die Nachricht von diesem Morden auf? Sie reagierte mit grimmiger Genugtuung. Niemand liebte Röhm und die Emporkömmlinge, mit denen er sich umgab, diese früheren Kellner, Hotelportiers und Klempnerlehrlinge, die sich dem gemeinen Volk gegenüber hochfahrender benahmen als je ein Gardeoffizier zur Kaiserzeit. Der kleine Mann auf der Straße fürchtete und haßte diese Leute und ihre nagelneuen eleganten Wagen, in denen sie

rücksichtslos umherrasten. Man erzählte sich flüsternd Geschichten über ihre Zügellosigkeit, ihre üppigen Feste und Bankette, ihre Korruption. Hitler, der wie ein Racheengel auf diese Leute niederfuhr, machte sich damit zum Helden des durchschnittlichen Staatsbürgers. Und selbst später, als die abstoßenden Einzelheiten über das blinde, unterschiedslose Hinschlachten vieler Unschuldiger bekannt wurden, die als Opfer persönlicher Fehden und Rachegelüste ermordet worden waren, tat dies der Zustimmung, die die Massen Hitlers Aktion zollten, keinen Abbruch.

Im Ausland betrachtete man Hitler als einen Gangster, der seine Gangsterrivalen umlegte. In Deutschland war er ein neuer Siegfried, der den gefürchteten und verhaßten Drachen tötete.

Reichspräsident von Hindenburg sandte ein tiefbewegtes Glückwunschtelegramm an Hitler. Die Reichswehr war außer sich vor Freude. Und obgleich das Offizierskorps gegen die Erschießung von Schleicher und General von Bredow, Schleichers erstem Adjutanten, protestierte, ließ man sich nur allzu willig beschwichtigen, als Hitler sich bei einer auf den engsten Kreis begrenzten Zusammenkunft entschuldigte und die Erschießung dieser Offiziere als einen bedauerlichen Irrtum bezeichnete. Denn schließlich hatte Hitler seine Abmachung mit den Generalen eingehalten. Er hatte seinen ältesten Freund und Verbündeten Ernst Röhm, den einzigen NS-Führer, mit dem er auf dem vertraulichen Duzfuß stand, liquidiert, und er hatte die SA als Rivalen der Reichswehr ausgeschaltet. Jetzt waren die Generale ihrerseits bereit, Hitler als Hindenburgs Nachfolger zu akzeptieren und Papen nebst seinen monarchistischen Freunden über die Klinge springen zu lassen.

Papen bekam dies sofort zu spüren. Nicht nur, daß er selbst am Morgen des 30. Juni unter ›Hausarrest‹ gestellt wurde – ein Trupp SS-Männer drang in sein Büro ein und erschoß Bochows unmittelbaren Vorgesetzten von Bose. Tschirschky, Papens Adjutant, kam in ein Konzentrationslager. Edgar Jung wurde ermordet. Und als es schließlich zu der Kabinettssitzung am Dienstag kam, war der so tapfere Herr Papen, der nun wieder auf freiem Fuß war, sehr kleinlaut geworden und äußerte kein Wort des Protests gegen die Ermordung seiner nächsten Mitarbeiter.

Für mich bedeutete die Nachricht von Röhms Ende einen doppelten Schock. Einerseits hatte ich den lustigen und mitteilsamen kleinen Gangster trotz der von ihm autorisierten Willkürakte und trotz seines zügellosen Privatlebens gern gehabt. Andererseits aber wäre ich um

ein Haar selbst unten in Wiessee gewesen. Ich hatte die Absicht gehabt, Röhm zu besuchen, um ihn nach dem Stand der Dinge und seinen Ansichten darüber zu befragen. Glücklicherweise hatte ich so viel zu tun gehabt, daß ich erst an jenem Morgen, als es schon zu spät war, in München anrief. Hätte ich ihn sofort nach meiner Ankunft angerufen, so hätte er mir sicher vorgeschlagen, nach Bayern zu kommen und ihn zu besuchen. In diesem Fall wäre ich möglicherweise mit den anderen umgebracht worden. Denn vermutlich hätte es recht gut in Hitlers Konzept gepaßt, wenn ich als ›Beweis‹ für Röhms Verschwörung mit einer ausländischen Macht ›versehentlich‹ erschossen worden wäre.
Ich erinnerte mich jetzt, was der Mann, der in Röhms Münchner Büro an den Apparat gekommen war, gesagt hatte: »Der Stabschef ist im Augenblick nicht in seinem Büro. Er wird heute auch nicht zurückerwartet.« Das war das Non plus ultra der Untertreibung.

An diesem letzten Junitag und während der ersten Juliwoche kam es in ganz Deutschland zu Erschießungen und Morden. Unter Berufung auf ›nationale Notwendigkeit‹ war Mord zeitweise zugelassen.
In Berlin ließ Göring SA-Führer auf dem Kasernenhof der Kadettenanstalt Lichterfelde, in der er selbst einst Kadett gewesen war, erschießen. Gestapobeamte erschienen bei Dr. Klausener, dem Leiter der ›Katholischen Aktion‹, und erschossen ihn in seinem Büro. SS-Mörder knallten Gregor Strasser ab und nahmen damit eine verspätete Rache für die Intrige, die er zwei Jahre zuvor mit Schleicher gesponnen hatte. Prinz August Wilhelm, der nationalsozialistische Sohn des früheren Kaisers, wurde in seinem eigenen Schloß in Schutzhaft genommen.
Überall in Deutschland waren Menschen auf der Flucht. Unter ihnen Walter Bochow. Alle meine Bemühungen, mit ihm in Verbindung zu treten, waren fehlgeschlagen, und ich fürchtete schon, er habe das Schicksal der anderen Mitglieder von Papens Büro geteilt. Am 2. Juli jedoch rief er mich plötzlich an. »Könnten wir uns wohl in der Eckkneipe an der Potsdamer Brücke treffen?« sagte er. »Ich bin in einer schrecklichen Lage. Und bringen Sie doch bitte etwas Bargeld mit.«
Als ich kam, saß er in der dunkelsten Ecke der Kneipe vor einem Glas Cinzano. Sein ganzes Selbstbewußtsein war dahin. Sein Anzug war zerdrückt, der Hemdkragen und die Manschetten schmutzig.
»Ich bin seit Samstag nicht zu Hause gewesen«, sagte er. »Ich kam ins Büro, direkt nachdem sie Bose erschossen hatten. Als ich sah, was los war, bin ich gar nicht erst reingegangen, sondern bin sofort umgekehrt

und habe gemacht, daß ich fortkam. Ich muß raus aus Deutschland. Könnten Sie mir mit ein bißchen Geld aushelfen? Alles, was ich bei mir hatte, habe ich heute morgen ausgegeben, um meine Lebensversicherung zu bezahlen.« Als ich die letzten paar hundert Mark hervorzog, die in unserer Bürokasse gewesen waren, stellte er mir eine andere Frage. »Wenn sie mich schnappen und hinterher sagen, es sei Selbstmord gewesen – glauben Sie, daß die Versicherung dann zahlt?«
Aber seine trüben Ahnungen sollten sich nicht verwirklichen. Bochow gelangte heil und sicher nach Österreich[1].
Auch für mich ergab sich eine kritische Situation. Tag für Tag hatten Hitler und das Propagandaministerium immer wieder versprochen, eine Liste der Personen zu veröffentlichen, die bei der ›Säuberung‹ ums Leben gekommen waren. Aber die Liste erschien nicht. Darum entschloß ich mich am 6. Juli, Hitler diese Arbeit abzunehmen. In einer Meldung, die auf der Titelseite meiner Zeitung erschien, verkündete ich: »Da Reichskanzler Hitler seine Liste nicht veröffentlichen will ... habe ich mein Möglichstes getan, um eine provisorische Liste der Toten zusammenzustellen. Sechsundvierzig Menschen wurden, wie bereits amtlich zugegeben wurde, liquidiert. Wie ich höre, beläuft sich die wirkliche Ziffer jedoch zur Zeit auf einhundertacht Personen.« Und dann ließ ich meine Liste folgen.
Das war das Ende meiner schönen Freundschaft mit Hitler. Zwei Tage nach der Veröffentlichung von ›Delmers Totenliste‹ erschien ein großer, blonder junger Mann in einem grauen Tweedanzug in meinem Büro.
»Herr Denis Sefton Delmer?« fragte er in inquisitorischem Ton. »Der bin ich«, erwiderte ich. »Was kann ich für Sie tun?« – »Geheime Staatspolizei! Kommissar Butzburg[2]«, stellte der junge Mann in Grau sich vor, klappte die Hacken zusammen, verbeugte sich und zog gleichzeitig eine Metallmarke, die an einer silbernen Kette hing, aus seiner Hosentasche. »Ich überbringe Ihnen den Befehl, daß Sie binnen achtundvierzig Stunden das deutsche Reichsgebiet zu verlassen haben, da Ihre Tätigkeit die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Vereinigten Königreich gefährdet. Würden Sie

[1] Als ich ihn vier Jahre später in Wien traf, war er Mitglied der nationalsozialistischen Partei und arbeitete in Papens Propagandabüro. Papen nennt ihn in seinen Memoiren einen Spion der Gestapo. Das ist eine Vermutung. Ich bin jedoch so sicher, wie man irgend sein kann, daß Bochow im Juni und Juli 1934 kein Agent Himmlers war.

[2] So ungefähr hörte sich der Name an. Ich weiß nicht, ob ich ihn richtig verstand.

bitte die Liebenswürdigkeit haben, diese Empfangsbestätigung zu unterschreiben.«
Es war das erstemal, daß ich aus einem Land ausgewiesen wurde. Seitdem bin ich aus so vielen Staaten ausgewiesen worden, weil ich die Wahrheit über sie berichtet habe, daß ich mir gar nicht mehr die Mühe gemacht habe, über jeden einzelnen Fall in meiner Zeitung zu berichten, geschweige denn darüber Buch zu führen. Doch diese erste Ausweisung in meiner Reporterkarriere ärgerte mich beträchtlich. Da mein Kollege Pembroke Stephens erst vor wenigen Monaten ausgewiesen worden war, erschien sie mir als das Gegenteil einer guten Story. Solange ich der Sache nicht einen neuen Aufhänger geben konnte, war meine Ausweisung im Vergleich mit der seinen eine langweilige Routinenachricht. Da gab es nur eins: Widerstand leisten und die Angelegenheit ein bißchen dramatisch aufbauschen.
Ich rief Lord Beaverbrook an, um seine Genehmigung einzuholen. »Ich schlage vor, Sir, daß ich den Befehl ignoriere und dableibe«, sagte ich. »Wenn die Herren wollen, können sie mich ja mit Gewalt hinaussetzen.« Während ich das sagte, konnte ich fast den elektrischen Schock fühlen, den diese Ankündigung in den Ohren der Gestapobeamten auslöste, die mein Telefongespräch pflichtgemäß abhörten.
Lord Beaverbrook machte sofort mit. »Jawohl, sehr richtig!« nahm er mein Stichwort auf. »Bleiben Sie da, Tom, und warten Sie, bis man Sie gewaltsam hinauswirft.« Und dann fügte er für den Gestapo-Abhördienst noch hinzu: »Wir werden Ihnen jede Unterstützung zukommen lassen.«
Ich befolgte seinen Rat, indem ich das Propagandaministerium anrief und den für die britischen Korrespondenten zuständigen Beamten zu sprechen verlangte. Diesem teilte ich mit, daß ich nicht gewillt sei, freiwillig Deutschland zu verlassen, sondern daß man mich mit Gewalt hinausbefördern müsse. Und dann versuchte ich es mit einem kleinen Nervenkrieg.
»Ich muß Ihnen sagen, Herr Doktor, daß ich Ihre Haltung als sehr töricht und unfreundlich empfinde«, erklärte ich. »Ich wollte eigentlich in Urlaub gehen, sobald die Lage hier wieder einigermaßen ruhig ist. Aber nun, da Sie mich mit einem solchen Eklat hinauswerfen, wird man natürlich von mir verlangen, daß ich eine ganze Artikelserie über die ›Säuberung‹ schreibe, – na, und über alles, was mir sonst zu Ohren gekommen ist. Das ist wirklich zu ärgerlich! Denn Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr mir an einem Urlaub gelegen ist, in dem ich mal von dieser lästigen Artikelschreiberei befreit bin.«

Das war plump! Aber es wirkte. Besonders da meine kleine Erpressung noch durch ernste Vorstellungen seitens der Britischen Botschaft unterstützt wurde. Und es war auch die Botschaft, die mich über das Abkommen unterrichtete, das man getroffen hatte.
Die Gestapo würde den Ausweisungsbefehl nicht formell zurücknehmen. Er würde offiziell in Kraft bleiben. Aber man würde nicht auf meiner Abreise bestehen, – wenigstens vorläufig nicht. Ich war nicht sehr zufrieden mit dieser Regelung und bin mir selbst heute noch nicht recht im klaren, ob ich sie als einen kleinen Sieg in der psychologischen Kriegführung buchen soll oder nicht.

Die Nachricht, daß ich in Ungnade gefallen war, machte unter meinen deutschen Freunden sehr schnell die Runde. Und sie hatte durchschlagende Wirkung – wenngleich die Einzelnen sehr verschieden darauf reagierten. Für die strebsamen jungen Herren im deutschen Außenministerium zum Beispiel, die mich, den Mann mit den richtigen Verbindungen, noch vor einem Jahr ehrerbietig um Rat gefragt hatten – »Sagen Sie, Tom, soll ich nun lieber in die SA eintreten oder in die SS?« –, für sie hatte ich über Nacht aufgehört zu existieren. Aber es gab auch Menschen, die sich ganz anders verhielten.
Zu ihnen gehörte Lilo, die blonde Madonna, die ich seinerzeit so oft zum Sechstagerennen begleitet hatte. Ohne weiter zu überlegen, verlangte sie mit mir in Urlaub zu fahren.
»Los, wir fahren in die Pyrenäen und fangen Flöhe!« lachte sie. »Der Führer bietet eine Mark für jeden Floh[1]. In den Pyrenäen muß es Hunderte geben. Wir fangen sie, stecken sie in eine Flasche und überreichen sie dem Führer« – hierbei machte sie einen ehrfurchtsvollen Hofknicks –, »wenn wir zurückkommen, damit du über Hindenburgs Tod berichten kannst.«
Und genau das taten wir, als ich lange genug in Berlin geblieben war, um meinen Sieg über den Ausweisungsbefehl zu demonstrieren. Lilo und ich fuhren los, passierten die Grenze, ohne daß die Polizei auch nur die leiseste Andeutung über meinen Status als unerwünschter Ausländer machte, und gingen in den Hostelerías an der Grenze von Andorra auf Flohjagd.
Doch ach, nur allzubald mußte ich Hals über Kopf zurück nach Berlin. Der Todesfall, den Lilo vorausgesagt hatte, war eingetreten.

[1] Hitler unternahm tatsächlich einen Versuch, die Flöhe auszurotten, und zahlte ein Kopfgeld für jeden Floh.

Mein Boot und mein Plan, von Berlin nach Paris zu rudern? Ich stach tatsächlich in See – das heißt in die Havel –, nachdem ich pflichtgetreu über Hindenburgs Tod berichtet hatte und darüber, wie Hitler zusätzlich zu seinen bisherigen Ämtern auch noch die Vollmachten des Verstorbenen als Staatsoberhaupt übernahm. Doch ich kam nur bis zu dem kleinen Ort Schönebeck an der Elbe. Dort lief mein dünnwandiges Boot gegen ein Hindernis unter Wasser und sank.
Schwimmend schob ich mein Boot vor mir her bis zu einer kleinen Badeanstalt. Die Leute dort versprachen, das Boot für mich reparieren zu lassen. Ich weiß nicht, ob sie es taten. Denn ich kam nie wieder, um es zu abzuholen. Und heute liegt Schönebeck hinter dem Eisernen Vorhang.
Unter den Gegenständen, die ich bei diesem Schiffbruch einbüßte, befand sich ein Exemplar der seltenen ersten unzensierten und ungekürzten Ausgabe von Röhms Memoiren, die dieser mir geschenkt hatte. ›Geschichte eines Hochverräters‹ lautete der Titel des Buches. Auf das Vorsatzblatt hatte Röhm eine Widmung geschrieben: »Für Sefton Delmer in der Hoffnung, daß er verständnisvoll über unsere Bewegung berichten wird.«
Ich meine, das habe ich getan.

22. Isabel - und die Saar

Haben Sie sich schon einmal in eine Romanfigur verliebt? Ich habe es oft getan. Im Jahre 1934 jedoch entstammte die letzte Leidenschaft meiner Phantasie nicht einem Roman. Ihr Gegenstand war Jacob Epsteins Bronzebüste ›Isabel‹ – ein Mädchen mit langem Hals, dem das dichte Haar auf die nackten Schultern fiel, einem vorgewölbten, fast negroiden Mund, hohen Backenknochen und schrägstehenden Nofretete-Augen. Diese Art Augen haben es mir stets angetan – an lebenden Frauen wie an Bronzebüsten – seit dem Tag, da ich mich als junger Student in Oxford zum erstenmal in ein solches Augenpaar verliebte.
Als ich in der Tate Gallery die Büste erblickte, reagierte ich keineswegs wie ein Kunstkenner, sondern wie ein sehr beeindruckbarer junger Mann. »Du«, sagte ich zu der Büste, »du bist das Mädchen, das ich heiraten werde – falls ich überhaupt jemals heiraten sollte.« Und trotz der Flohjagd in den Pyrenäen mit Lilo und manch anderen Abenteuern, die ich mir seitdem geleistet hatte, spukte im Herbst 1934 noch immer Epsteins Bildnis der exotischen Isabel in meinem Kopf.
Jetzt aber trat eins jener überraschenden Ereignisse ein, die ein mit allen nötigen Unterlagen und einem Elektronenrechner versehener Nachrichtenoffizier zweifellos hätte voraussagen können, die wir gewöhnlichen Sterblichen jedoch, je nach unserer philosophischen Einstellung, entweder dem Zufall, dem Schicksal oder der göttlichen Vorsehung zuschreiben. Ich sage, es war Zufall.

Ende September, als ich von meinen Reisen wieder nach Paris zurückgekehrt war, war ich eines Abends zu später Stunde nach Montparnasse hinaufgefahren und saß allein an einem Tisch im Café du Dôme.
Für mich war es immer ein Vergnügen, hier auf der Terrasse des Dôme oder der Coupole vor einem Glas Cognac und einer kleinen Flasche Perrier zu sitzen, gleichgültig ob allein oder in Gesellschaft. Ich mochte jeden, den ich hier sah: die kleine bucklige Wiener Jüdin, die von

Tisch zu Tisch ging und Romane von Henry Miller verhökerte, den alten Monarchisten Père Burnand, der in seinem schmutzigen alten Regenmantel, die Baskenmütze auf dem Kopf, einem Kreis von Jugendlichen Vorträge hielt, die spanischen und deutschen Kommunisten, die einander im gelbbraunen Licht der Bar von den Ungeheuerlichkeiten ihrer Polizeistaaten erzählten, die Maler und Bildhauer, die zusammenhockten und fachsimpelten.

Ich blätterte gerade die soeben erschienenen ersten Morgenausgaben der Pariser Tageszeitungen durch, um festzustellen, ob ich mir irgend etwas hatte entgehen lassen, als meine Augen unwillkürlich auf drei Mädchen fielen, die zwei Tische von mir entfernt saßen und sich in der unwahrscheinlichsten aller Sprachen unterhielten: Englisch. Unwahrscheinlich deshalb, weil keines der Mädchen wie eine Engländerin aussah. Die eine sah aus wie eine Araberin oder eine Türkin, die zweite wie eine Russin. Die dritte, die bisher noch nicht gesprochen hatte, trug ein schwarzes Samtcape. Ihr Gesicht mit den hohen Backenknochen war sehr weiß und umrahmt von einem Strom rostroten Haares, das auf ihre Schultern niederfiel und fast die beiden Spiralen aus Golddraht verhüllte, die von den Ohren herabhingen. Dann aber, als ich ihre schrägstehenden Augen über dem roten vorgewölbten Mund sah, erwachte in mir ein Verdacht, der rasch zur Gewißheit wurde. Das war sie, Isabel, das Mädchen von der Bronzebüste. Ich war so überwältigt, daß ich fast meinen Tisch umriß, als ich aufstand, um hinüberzugehen und sie anzusprechen.

»Bitte, Mademoiselle, verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit«, begann ich in meiner besten Berufsmanier. »Ich bin Sefton Delmer, der Pariser Korrespondent des *Express*. Ich habe Sie angesehen und bin jetzt fast sicher, daß Sie die berühmte Isabel sind, von der Epstein diese herrliche Büste geschaffen hat. Sind Sie es?«

Isabel starrte mich aus weit geöffneten freundlichen Augen an, und dann begann die fleischgewordene Bronzebüste zu sprechen. Ihre Stimme versetzte mir einen solchen Schock, daß ich fast nicht verstand, was sie sagte. Anstatt der vollen, klingenden Musikalität, mit der ich sie in meinen Träumen ausgestattet hatte, hörte ich Laute, die, wie mir schien, aus einem blechernen Kehlkopf kamen. Zuerst einen entzückten Schrei, dann Worte.

»Allerdings bin ich Isabel«, lachte sie. »Aber das ist ja wirklich phantastisch! Sie sind Sefton Delmer? Morgen früh wollte ich Sie anrufen. Ich habe einen Brief von Gordon Beccles für Sie mit. Wir sind erst heute abend in Paris angekommen.«

Dann stellte sich mich ihren beiden Freundinnen vor. Ahmed, die ich für eine Araberin oder eine Türkin gehalten hatte, war eine Libanesin aus Beirut, deren Eltern in London lebten. Und Ena, die ich für eine Russin gehalten hatte, war Schottin. Nach dieser Einführung war es nicht mehr schwer, Isabel zu überreden, sich von mir Paris zeigen zu lassen.

Und damit begann ein neues Kapitel in meinem Leben. Denn wenige Monate später schon hatte ich das Versprechen erfüllt, das ich der Bronzebüste in der Tate Gallery gegeben hatte. Isabel und ich heirateten. Ich hatte jetzt eine neue Wohnung im vierten Stock eines Hauses in der Rue de Castiglione, aus deren Fenstern man nicht auf die Seine, sondern auf das klassische Viereck der Place Vendôme mit seiner hohen römischen Säule blickte.

Isabel, die Malerin ist, hatte ein Atelier im Hofraum, in dem sie mit Pinsel und Staffelei arbeitete, wenn sie nicht gerade ihre oder meine Freunde unterhielt. Diese bildeten eine erstaunlich bunte Gesellschaft. Inspektoren von Scotland Yard, die in Paris waren, um hier den Hintergründen eines Mords in Soho nachzuspüren, fanden sich plötzlich im Gespräch mit einem bemähnten surrealistischen Bildhauer oder einem deutschen Diplomaten. Meine russische Sekretärin, Prinzessin Scherbatoff, erschien mit einigen aristokratischen russischen Schönheiten aus dem Salon Balenciaga, während ich mich mit französischen Politikern oder einem Journalisten unterhielt. Isabel steuerte das alles mit geschickter Hand, so daß es wie von selbst zu laufen schien, und steckte jeden mit ihrer überschäumenden Begeisterung an.

Sie hatte allerdings einen bewundernswerten Personalstab zu ihrer Hilfe: Nikita, meinen griechisch-türkischen Butler und die Köchin Anna, die früher ›Cuisinière‹ bei der farbigen Tänzerin Josephine Baker gewesen war und uns bei jeder Gelegenheit daran erinnerte. Wenn Anna eine Omelette surprise servierte, dann wußten wir stets, woraus die ›Surprise‹ bestehen würde – aus einer kleinen nackten Josephine-Puppe, die sich schamhaft zwischen den Zuckerpflaumen verbarg.

Später begleitete Isabel mich oft auf meinen Auslandsreisen und war mir mit ihrer Fröhlichkeit und ihrem Charme eine große Hilfe bei der Anknüpfung gesellschaftlicher Beziehungen. Leider konnte ich sie jedoch nicht mitnehmen, als ich wenige Tage nach unserem ersten Zusammentreffen Paris verlassen und hinunter an die gesperrte spanisch-französische Grenze nach Hendaye fahren mußte, um zu versuchen, von hier aus nach Madrid zu gelangen, wo die sogenannte Oktober-

revolution von 1934 – ein Aufstand der Linken – ausgebrochen war. Aber ich fühlte mich auf eine wunderbare Weise verzaubert, als ich, Isabel an einem Arm, ihre Freundin Ahmed am anderen, auf dem Bahnsteig der Gare d'Orsay vor der Abfahrt auf und ab spazierte. Und nachdem ich am nächsten Tag erfolgreich die Grenzsperre durchbrochen hatte, blickte ich aus meinem Taxi mit den Augen eines Verliebten auf die runden grünen Hügel von Navarra. Sie erschienen mir als die rundesten, grünsten und schönsten Hügel, die ich je gesehen hatte. Ich beschloß, daß Isabel sie auch sehen und malen müsse.
Und Isabel begleitete mich auch nicht – sie war nach England zurückgefahren –, als ich im Dezember 1934 von Paris ins Saarland fuhr, in jenes Kohlen- und Erzbecken an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, das bisher unter einer aus Mitgliedern des Völkerbunds und Franzosen zusammengesetzten Verwaltung gestanden hatte und dessen Zukunft im Januar 1935 durch eine Volksabstimmung entschieden werden sollte. Würde es französisch werden oder zu Deutschland zurückkehren? Oder würden die Einwohner die dritte Lösung wählen und unter dem Kuratorium des Völkerbunds bleiben?

Auch abgesehen von der steten Aufmerksamkeit, mit der ich Hitlers Plan verfolgte, das Versailler Vertragssystem Stück um Stück zu zertrümmern, interessierte mich die Saarlandfrage, in die wesentliche wirtschaftliche und politische Probleme Europas hineinspielten. Ich wußte um die engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Großindustrie und war mir klar, daß der deutsche Saarkommissar von Papen, der selbst mit der saarländischen Industrie verschwägert war, es ganz ehrlich meinte, als er mir bei einem Besuch in Wallerfangen erzählte, daß er die ganze Angelegenheit durch ein freundschaftliches Abkommen mit den Franzosen und ohne Volksabstimmung zu regeln wünsche. Aber nun war die Saarlandfrage zu einer Prestigefrage geworden, und weder die französischen Politiker noch Hitler wollten auf Papen hören.
Jetzt bemühten sich auf der einen Seite die deutschen Gegner der Nationalsozialisten mit offener Unterstützung der französischen Regierung darum, die Volksabstimmung zu einer ersten freien Volksentscheidung gegen Hitler zu gestalten; auf der anderen Seite war Hitler entschlossen, der Welt zu beweisen, daß alle Deutschen hinter ihm standen, mochten sie nun innerhalb oder außerhalb der deutschen Reichsgrenze leben. Auf diese Weise mußte das Saarland zum gefährlichsten Explosivgebiet Europas werden.

Aus England, Frankreich, Italien und einem halben Dutzend anderen Ländern waren Truppen ins Saargebiet entsandt worden. Es war zu heftigen Kämpfen zwischen den saarländischen Nationalsozialisten und ihren Gegnern gekommen, bei denen es Tote und Verwundete auf beiden Seiten gegeben hatte. Der Völkerbund hatte eine ganze Armee von Referendum- und Volksabstimmungsexperten unter der mütterlichen Leitung von Miss Sarah Wambaugh geschickt. Geoffrey Knox, der britische Vorsitzende der vom Völkerbund ernannten Regierungskommission, hatte persönlich eine internationale Polizeitruppe aus Mitgliedern der nicht in den Streit verwickelten Nationen rekrutiert und an ihre Spitze Major Arthur Hemsley gestellt, einen deutschsprechenden ehemaligen englischen Offizier, der zuletzt in der Kontrollkommission Dienst getan hatte. Die Polizeitruppe hatte die Aufgabe, taktvoll und neutral Ruhe und Ordnung zwischen den streitenden Parteien aufrechtzuerhalten.
Arthur Hemsley und einige seiner britischen Untergebenen nun meinten, der beste Weg, die saarländische Bevölkerung zu beruhigen, bestünde darin, die dramatische Lage zu entgiften, indem man ihr das verlieh, was Hemsley als ›den sorglosen Anstrich‹ bezeichnete. Und sorglos benahmen diese Herren sich tatsächlich, obgleich sie damit hochdramatische Wirkungen erzielten.
Am Abend meiner Ankunft in Saarbrücken ging ich ins Excelsior-Hotel, um mit dem Polizeichef Arthur Hemsley zu sprechen. Ich werde den Herrn Major in der Bar antreffen, sagte man mir. Und das war auch der Fall. Der Herr Major war in seiner ›sorglosesten‹ Stimmung.
Er und eine Anzahl meiner Kollegen saßen um einen Tisch herum und taten, als seien sie ein Haufen alter schwerhöriger Generale im Ruhestand, die einander dauernd mißverstanden und aneinander vorbeiredeten. Es war das, was man ›zum Brüllen komisch‹ nennt – und es wurde auch reichlich gebrüllt. Die Deutschen an den Nachbartischen starrten in düsterer Empörung zu uns herüber. Ihr Nationalstolz war zutiefst verletzt durch diese britische Leichtfertigkeit in einem Augenblick, den Hitler »von lebenswichtiger Bedeutung und für die nationale Zukunft Deutschlands entscheidend« genannt hatte.
Die ›schwerhörigen Generale‹ brüllten sich noch immer an, als ein Hotelpage an unseren Tisch kam. »Herr Major«, sagte der Boy, indem er zackig salutierte, »ein Anruf für Sie. Kabine Nr. 2.«
Das war allzu verlockend für Hemsley. »Was? Schon wieder ein Putsch? Mit dem werden wir gleich fertig werden!« schrie er mit gespielter Forschheit. Und dann brach er in ein dröhnendes Gelächter

aus. Die Deutschen waren wütend. Daß der Polizeichef der Saar sein Amt und damit das ganze Saarproblem als einen Witz hinstellte – wirklich, das war zuviel!

Aber der Major ließ sich durch die finsteren Blicke nicht stören. »Wir sehen uns nachher im Theatercafé«, sagte er fröhlich, bevor er davonschritt.

Das Theatercafé war das bei weitem amüsanteste Nachtlokal in Saarbrücken. Aber es war zugleich der beliebteste Treffpunkt der linken Intellektuellen und der »Status-Quo-iten«, der Antinazis, die die Völkerbundverwaltung (mitsamt Major Hemsley und seiner internationalen Polizei) im Saarland behalten und somit verhindern wollten, daß das Gebiet dem Hitlerstaat angegliedert wurde.

Hemsley war noch nicht im Theatercafé, als ich dort ankam. Aber ich wurde freundlich aufgefordert, mich mit an einen Tisch zu setzen, an dem bereits zwei junge Männer und ein hübsches blondes Mädchen saßen. Das Mädchen war eine Saarländerin und hieß Käthchen Braun. Die beiden Männer waren Engländer. Der eine, ein junger Gardeoffizier namens Lord Aylesford, war erst vor einem Tag ins Saargebiet gekommen, um ›zu sehen, was hier los war‹. Der andere war ein untersetzter, breitschultriger und verwegen aussehender junger Mann namens James Robertson Justice. Er erzählte mir, daß er Hauptmann in Major Hemsley Polizeitruppe sei, den Sektor Hamburg befehlige und diesen Abend dienstfrei habe. (Vielleicht sollte ich noch hinzufügen, daß es ein Samstagabend war.)

Wir waren eine fröhliche Gesellschaft. Als einmal ein Glas umfiel, probierte Justice die Stärke unserer Getränke aus, indem er ein Streichholz an den kleinen See hielt, der sich auf dem Tisch gebildet hatte. Sofort züngelte eine schöne blaue Flamme auf wie von einem Weihnachtspudding. »Prima, dieser Kirsch!« freute sich Justice.

Justice berichtete mir, daß er in seinem kurzen Leben bereits fast alles getan habe, was es zu tun gab. Er war vor dem Mast zur See gefahren, er hatte an der Slade-Akademie[1] studiert, er war Motorrad-Rennfahrer gewesen. Aber er war noch nie Polizeioffizier gewesen. Er rühmte sich, der erste Polizeioffizier Europas zu sein, der im Dienst zur Uniform Sandalen trug. Der Kommissionsvorsitzende Geoffrey Knox selber hatte Justice, wie dieser mir erzählte, seinen Posten verschafft, als er ihn in dem Schloß, das Knox bewohnte, überfallen und um einen Job gebeten hatte.

[1] The Slade School of Art ist eine berühmte Kunstakademie in London.

Was Hemsley, seinen Vorgesetzten, betraf, so erklärte Justice, er sei ein ›King Man‹. »Ich würde alles für ihn tun, ihm überallhin folgen!« Und tatsächlich hatte ich schon von vielen Seiten gehört, wie großartig Hemsley sein Amt verwaltete. Er trug nur in den seltensten Fällen Uniform und hatte nie eine Waffe bei sich. In seiner alten braunen Jagdjacke und grauen Flanellhosen, den braunen Schlapphut auf den Kopf gedrückt, ein elegantes Stöckchen unter dem Arm, trat er in die erregteste politische Versammlung, machte ein paar Witze und befahl dann den Leuten, ruhig nach Hause zu gehen. Und sie gehorchten ihm.

»Der Gordon der Saar[1]!« versicherte Lord Aylesford. »Ein absoluter King Man!« fügte Justice hinzu und kippte noch einen Kirsch herunter.

In diesem Augenblick erschien der King Man persönlich. Er betrat das Lokal und sprang mit einem Satz auf einen der Tische.

»Kikeriki! Kockadudeldu!« schrie der King Man und verschränkte die Hände über dem Kopf. »Kikeriki! Ich bin der Polizeichef der Saar! Der Saaaaaar!« Und damit begann er im Takt der Musik auf dem Tisch zu tanzen.

Lachend und winkend drängten sich die Tänzer um ihn. Die hübsche Kellnerin stürzte herbei und bat den ›Herrn Polizeipräsidenten‹, doch vom Tisch herunterzukommen.

Aber Hemsley kam nicht vom Tisch herunter. Statt dessen machte er einen mächtigen Satz und landete mit erstaunlicher Behendigkeit auf der schmalen hölzernen Trennwand zwischen zwei Sitznischen. Jetzt beschloß James Robertson Justice, daß er dem Beispiel seines Vorgesetzten folgen müsse. Er fuhr von unserem Tische auf, sprang auf die andere Trennwand und krähte seinerseits den Major an.

Dann kam die Katastrophe. Hemsley, der den Gästen in den Sitznischen unter ihm höflich mit Kirsch zugeprostet hatte, verlor das Gleichgewicht. Holzplatten und Glasscheiben splitterten, und unter ungeheurem Getöse kippte der Herr Polizeipräsident von der zusammenbrechenden Wand herunter in ein Blumenfenster. Zu meinem Erstaunen wurde niemand verletzt, weder Hemsley noch die Deutschen in den Sitznischen. Da saß Hemsley zwischen den Blumen, ließ die Beine vom Fensterbrett herunterbaumeln und lachte und lachte. Die Deutschen, die zuerst empörte Gesichter gemacht hatten, stimmten schließlich in sein Lachen ein.

[1] Ein englischer General um 1890, der in China dadurch berühmt wurde, daß er, nur mit einem kleinen Stöckchen bewaffnet, seine Chinesen in den Kampf führte.

Doch selbst damit war diese Demonstration der ›Sorglosigkeit‹ noch nicht zu Ende. Denn genau in dem Augenblick, in dem Hemsley herunterkrachte, betrat Hubertus Prinz zu Löwenstein[1] das Theatercafé.

Der Prinz, ein glühender Gegner der Nationalsozialisten, war entsetzt über das, was er sah. »Das ist unerhört!« sprudelte er heraus und wies mit dramatischer Geste zuerst auf den hilflosen Hemsley und dann auf James Robertson Justice, der immer noch krähend auf seiner Trennwand hockte. »Das wird der Sache des Status quo schwersten Schaden zufügen. Ein unglaubliches Benehmen! Um Gottes willen, kommen Sie da herunter und sehen Sie zu, daß Sie wieder nüchtern werden. Sie sind ja beide völlig betrunken!«

Mit einem Gorillasatz kam Justice von seiner Wand herab. Aber nicht etwa, um wieder nüchtern zu werden. Er wollte »diesen unverschämten Kerl in Stücke reißen«, der sich so unehrerbietig über seinen ›King Man‹ geäußert hatte.

Die Kellner stürzten herzu, und mit Hilfe einiger kräftigerer Gäste trennten sie den stämmigen Justice von dem ziemlich schwächlich aussehenden Prinzen.

Aber damit war die Sache für den Prinzen noch nicht abgetan. Er verließ das Theatercafé und fuhr spornstreichs den Hügel hinauf zum Schloß. Und hier stattete er Knox Bericht ab. Der Vorsitzende der Regierungskommission hörte entgeistert zu. Dann schickte er Hemsleys Stellvertreter, einen gewissen Major Hennessey, hinunter ins Theatercafé, um dort Ordnung zu schaffen. Hennessey tat es, indem er Hemsley und Justice befahl, das Café auf der Stelle zu verlassen.

Doch noch nicht einmal jetzt hatte diese Sonderschau der ›Sorglosigkeit‹ ihren Höhepunkt erreicht. Justice, Lord Aylesford und Käthchen Braun quetschten sich alle zusammen in Justices Rennwagen, einen Peugeot, um Käthchen nach Hause zu bringen. Sie rasten die Göbenstraße hinunter, als Käthchen plötzlich rief: »Halt! Ihr seid zu weit gefahren! Umkehren!«

Justice bog mit dem Schneid eines Rennfahrers in eine Seitenstraße, um hier seinen Wagen zu wenden. Unglücklicherweise jedoch hatte er beim Einbiegen etwas zu viel Schwung, so daß er nicht allein einen Mann, der an der Ecke stand, streifte und zu Boden riß, sondern obendrein noch einer Frau über die Zehen fuhr.

[1] Der Prinz, mit vollem Namen Hubertus zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, war 1953–1957 Mitglied des Deutschen Bundestages.

Justice hielt seinen Peugeot an, sprang heraus und sagte auf deutsch zu dem Mann: »Tut mir furchtbar leid. Ich hoffe, Sie sind nicht verletzt?«

Der Mann stand wieder auf und machte ein ganz freundliches Gesicht.

»Mir ist nichts weiter passiert«, sagte er. »Aber wenn Sie ein Kavalier sind . . .«

Jetzt mischte Käthchen sich ein. Sie hatte den Sinn der Bemerkung verstanden.

»Ja, ja«, sagte sie. »Gib ihm Geld. Gib ihm fünfzig Francs.«

Eben wollte Justice dem Mann, einem Arbeiter namens Schank, die fünfzig Francs in die Hand drücken, als aus der Gastwirtschaft an der Ecke eine Anzahl Männer herausstürmten, die hier eine Weihnachtsfeier abgehalten hatten. Es war eine nationalsozialistische Wirtschaft, und die Männer waren Parteigenossen. Sie waren von der Frau geholt worden, der Justice über den Fuß gefahren war. Diese, eine gewisse Frau Steig, war in die Wirtschaft gehinkt und hatte um Hilfe gerufen.

»Nicht weglassen, den Kerl!« rief einer der Männer. »So was läßt sich nicht einfach mit fünfzig Francs abmachen!«

Die Männer scharten sich um den Wagen, und einer von ihnen, ein arbeitsloser Fahrlehrer, verlangte Justices Führerschein zu sehen. Justice empfand das als eine Zumutung und sagte es dem Mann auch. Dann schüttelte er seinem Opfer die Hand und wollte wieder in seinen Wagen steigen und abfahren.

»Nichts da! So schnell geht das nicht«, rief der Fahrlehrer. »Sie fahren hier nicht weg, bevor die Polizei kommt und den Fall aufnimmt!«

Justice reckte sich zu seiner vollen Höhe von ein Meter achtzig empor. »Die Polizei bin ich«, erklärte er.

Aber die Menge ließ sich dadurch nicht beeindrucken. Justice wies seine Polizeimarke vor. Die Leute wichen und wankten nicht. Die Lage begann kritisch zu werden. Justice zog seinen Polizeirevolver heraus – »meine Knallbüchse« nannte er ihn, als ich ihn am nächsten Tag im Krankenhaus besuchte – und forderte die Leute auf, zurückzutreten.

»Stecken Sie den Revolver weg!« rief einer der Deutschen, ein gewisser Georg. »Um Gottes willen, stecken Sie das Ding weg! Das gibt ein Blutbad!«

Nun gab Justice einen Warnschuß ab, »um's ihnen zu zeigen«, wie er sagte.

Käthchen rannte herbei, um Justice zu helfen. Aber sie erntete damit

nur einen Schlag gegen den Kopf, einen Fußtritt gegen ihr Hinterteil und die Frage, was sie, ein deutsches Mädchen, sich mit diesen »englischen Schweinen« herumzutreiben habe. Georg sprang auf Justice zu und versuchte ihm den Revolver wegzunehmen. Während die beiden miteinander rangen, ging der Revolver los. Eine Kugel streifte den Bauch eines Deutschen namens Neumeister.
»Ich habe nicht abgedrückt«, versicherte Justice mir bei meinem Besuch an seinem Krankenbett. »Das Ding ist von selbst losgegangen.«
Irgend jemand schaffte es, Justice den Revolver aus der Hand zu winden. Ein anderer hieb ihm mit einem Schlagring über den Kopf. Er sackte hin. Der Mob bearbeitete den Bewußtlosen mit Fußtritten. Auch Lord Aylesford wurde zu Boden geschlagen. Ein schwerer Stiefel krachte gegen sein linkes Auge. Die Polizei traf eben noch rechtzeitig ein, um die Verletzten ins Krankenhaus zu schaffen.
Für die Nationalsozialisten war die ganze Sache, wie Prinz Löwenstein zu Recht befürchtet hatte, ein gefundenes Fressen. Der ›sorglose Anstrich‹ lieferte ihnen genau das gewünschte Propagandamaterial – obgleich keiner der Beteiligten ernstlich verletzt worden war. »Wir Saarländer«, donnerte Dr. Nietmann, einer der Führer der nationalsozialistischen Deutschen Front, »wir Saarländer sind keine Nigger, und wir lassen es uns nicht gefallen, wenn man uns wie Nigger behandelt!«
Knox bat uns Zeitungsreporter, »um des englischen Prestiges willen« den Zwischenfall zu verschweigen. Ich fürchte, meine Antwort auf seine Bitte verstimmte Seine Exzellenz beträchtlich. »Ich bin nicht der Ansicht, Sir, daß das englische Prestige auch nur das geringste mit dieser Sache zu tun hat«, erklärte ich. »Lediglich das Prestige einiger recht eigenartiger Beamter des Völkerbunds und vielleicht auch das des englischen Diplomaten, der diese Herren für ihre Posten ausgewählt hat.«
Aber es war kein großer Schaden angerichtet worden. Alle Verletzten waren bald wieder hergestellt. Hemsley nahm seinen Abschied, Geoffrey Knox wurde trotz allem Sir Geoffrey. Hitler gewann die Saar und damit einen Zuwachs zu Deutschlands wirtschaftlichem und strategischem Potential, der ihn seinem Revanchekrieg um ein gutes Stück näher brachte. James Robertson Justice zog zu neuen Abenteuern aus und ist heute ein auch in Deutschland bekannter Filmschauspieler.

»Das letzte sorglose Zwischenspiel« nannte Hemsley die Volksabstimmung im Saarland, als ich während der Luftangriffe auf London im Herbst 1940 wieder mit ihm zusammentraf. Auf seine Weise hatte er vielleicht recht damit.
Nun, da Hitler die Saar sicher in seinen Klauen hatte, konnte er uns zeigen, daß kein Grund zur Sorglosigkeit mehr bestand. Zehn Wochen nach der Volksabstimmung zerriß er das, was vom Versailler Vertrag noch übriggeblieben war, indem er am 9. März 1935 die Wiedergeburt der deutschen Luftwaffe und gleich darauf, am 16. März 1935, die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht verkündete. Im folgenden Jahr marschierte er in das entmilitarisierte Rheinland ein.

23. Ich lasse mir einen Knüller entgehen

Eins dürfte im Verlauf dieses Buches schon klargeworden sein: Ich habe gern und häufig meine Freunde bei mir zu Gast. Und ich habe mir auch einen sehr zufriedenstellenden Vernunftgrund dafür zurechtgelegt, indem ich mir selbst versichere, daß meine Arbeit als Zeitungsreporter es einfach von mir verlangt, Menschen zu bewirten, da sie sich eines Tages als wichtige Nachrichtenquellen erweisen können. Das stimmt auch. Es gibt keine bessere Art, einem Menschen die Zunge zu lösen, als ihn zu einem guten Glas oder einem guten Essen einzuladen.

Darum hatte ich in Paris nicht nur eine gute Köchin und ein hübsches Eßzimmer, sondern ich richtete mir auch eine Bar ein. Diese Bar war ein gut proportionierter kleiner Raum mit zwei hohen französischen Fenstern, aus denen man auf die Place Vendôme blickte. Isabel mochte die Aufmachung nicht, die aus weißgestrichenen Wänden und einer weißen Decke bestand, einem verchromten Tisch mit einer schwarzen Glasplatte, schwarzen Wachstuchgardinen, einem mit einer schwarzen Glasplatte bedeckten Kamin, auf dem vor einem Spiegel die Flaschen standen, einem weißen Linoleumfußboden und einer verchromten Lampe. Ich nannte die Bar wegen ihres etwas klinikähnlichen Dekors meinen ›Operationsraum‹. Isabel bezeichnete sie als vulgär, und das war sie wahrscheinlich auch. Aber die Bar machte mir Spaß, und sie war praktisch. Vor allem praktisch; denn sie lag am einen Ende der Wohnung, während am entgegengesetzten Ende die Räume lagen, in denen ich mein Büro eingerichtet hatte. Auf diese Weise konnte sich Desmond Chadwick, mein unbezahlter freiwilliger ›Gesellschaftssekretär‹, in liebenswürdiger Weise in der Bar meiner Gäste annehmen, und ich konnte ungestört arbeiten. Eine gute Lösung? Großartig war sie.

Aber brachte sie mir auch Nachrichten ein? Zuweilen. Vor allem bekam ich auf diese Weise eine Menge nützlichen Klatsch zu hören, ohne

selbst allzu viele Gesellschaften besuchen zu müssen. In einer Riesenstadt wie Paris kann ein Auslandskorrespondent es sich einfach nicht leisten, zu oft auszugehen. Er gerät sonst mit seinen Berichten ins Hintertreffen. Die Bar in meinem Haus hatte obendrein die erfreuliche Wirkung, daß ich mir damit einen immer größeren Kreis von Freunden gewann, an die ich mich mit der Bitte um Hilfe und Information wenden konnte.

Das alles hatte nur einen Nachteil: Wenn meine Freunde selbst in den Wirbel der Zeitgeschichte gerieten und zum Material für einen Zeitungsbericht wurden, baten Sie mich meistens, das große Ereignis geheimzuhalten, und da ich ihr Freund war, entsprach ich ihrem Wunsch – wenn ich konnte.

Ein typisches Beispiel dafür war einer meiner deutschen Freunde in Paris, der junge Prinz Bernhard von Lippe-Biesterfeld. Als sein Name eines Tages in allen Zeitungen stand, wußte ich längst um diese Angelegenheit und hatte mir trotzdem die Story entgehen lassen, die ich als Knüller hätte bringen können.

Der wohlerzogene, witzige, gutaussehende und fröhliche ›Benno‹, wie wir ihn nannten, war ein gerngesehener Gast bei uns. Und wenn er in Paris war, kam er regelmäßig zwei- oder dreimal in der Woche. Er hatte ein ungeheuer ansteckendes Lachen, sprach ebensogut englisch und französisch wie deutsch und machte mit jungenhafter Begeisterung jedes Abenteuer mit, das sich bot. Wenn es irgendeinen Krawall oder einen Streik gab, bei dem ich ein paar ›Sonderpatrouillen‹ für die entsprechenden Bezirke brauchte, brauste Benno mit uns allen in seinem Wagen davon, um nachzusehen und zu berichten, was vorlag.

Sein Wagen, ein graues Ford-V8-Zweisitzerkabriolett, war seine große Leidenschaft. Er hielt ihn makellos sauber, tat alle nötigen Handgriffe selbst, und fuhr ihn geschickt und schnell. Seine zweite Leidenschaft war seine Arbeit im Pariser Büro des IG-Farben-Konzerns. Er zeichnete sich in seinem Beruf derartig aus, daß seine Vorgesetzten in Frankfurt ihm prophezeiten, er würde, noch bevor er dreißig Jahre alt sei, zum Direktor avancieren.

Als Benno mir davon erzählte, war ich etwas erstaunt. Denn wie alle deutschen Firmen, die Rüstungsaufträge für Hitlers Kriegsvorbereitungen hatten, unterstützte die IG-Farben die NSDAP in mehr als loyaler Weise. Die meisten ihrer Direktoren legten Wert darauf, sich als hundertfünfzigprozentig gesinnungstüchtige Anhänger des Führers zu erweisen.

Benno hingegen war zwar ein durchaus national gesinnter junger Deutscher, aber bei weitem kein begeisterter Nationalsozialist. Ihm lag der genormte Patriotismus und die konformistische Aufdringlichkeit der jetzt zur Macht gekommenen Bewegung nicht. Vor allem aber war er entsetzt über das, was man den Juden im Namen seines Volkes antat. All das wußte ich aus vielen Gesprächen über Deutschland, die wir in unseren ernsteren Augenblicken geführt hatten. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wie er es zum Direktor bringen sollte, wenn seine lauwarme Einstellung zum Dritten Reich bekannt würde.

»Ach, das deichsele ich schon!« lachte Benno und zwinkerte mich durch seine runden stahlgefaßten Brillengläser an, die in seinem Aristokratengesicht wie zwei Monokel wirkten. »Das deichsele ich, genau wie damals die Sache auf der Universität.«

An der Berliner Universität hatte Benno, wie er mir erzählte, bald herausgefunden, daß Studenten, die nicht das Braunhemd der Partei trugen, nur ihre Examina bestanden, wenn sie dreimal so hart arbeiteten wie die anderen und mindestens doppelt so intelligent waren.

»Ich war nie dafür, den schwierigsten Weg zu wählen«, erklärte Benno. »Deshalb ließ ich mich zusammen mit zwei Freunden, die den Nazis gegenüber genauso eingestellt waren wie ich, als SA-Anwärter einschreiben, und damit hatten wir das Recht, bei den Vorlesungen und zum Examen in dem magischen Kostüm zu erscheinen, das im Dritten Reich alle Türen öffnete. Als wir dann aber vollwertige Mitglieder der SA werden sollten, traten wir zurück und ließen uns in dem neuen, halbmilitärischen Fliegersturm einschreiben, den Göring aufgezogen hatte, um junge Flieger für die Luftwaffe auszubilden.«

Er flog ein paarmal und hatte eine Bruchlandung. Sogar jetzt in Paris trug er in seiner Brieftasche noch immer einen Talisman mit sich herum: ein kleines lackiertes Stück Preßholz von dem Wrack seiner Maschine.

»Nach dem Unfall haben sie mich aus dem Fliegersturm rausgeworfen. Und dann fing die alte Leier von vorn an, und ich wurde wieder mal Anwärter, diesmal beim SS-Motorsturm. Du kennst doch sicher die Kneipe in der Rankestraße, direkt gegenüber von Ciro. Meine Freunde und ich haben dort oft nach einer Party noch ein letztes Glas Bier getrunken. Walter Wunderlich, der Sohn des Besitzers, war Sturmführer eines SS-Motorsturms, deren Mitglieder sich regelmäßig in der Wirtschaft trafen. Er sagte, er würde die Sache schon durchboxen, wenn ich mich als Anwärter melden wollte. Es war alles ganz einfach.«

Es klang fast zu einfach. Aber ich wußte, was für Snobs die Nationalsozialisten waren. Um einen echten Prinzen in ihren Reihen zu haben, würden sie fast jedes Zugeständnis machen.

»Ich brauche lediglich eine Art Kotau vor dem Regime zu machen«, sagte der optimistische Benno, »dann ist alles erledigt, und ich werde nicht in diesen ganzen Dreck mit reingezogen.«

Ich war nicht überzeugt.

»Na schön, Onkel, warten wir's ab.«[1]

Doch glücklicherweise brauchten wir es nicht erst abzuwarten. Denn als Benno im März 1936 von einem Wintersporturlaub in Igls zurückkehrte, hatte dieser junge Mann, von dem ich nie vermutet hatte, daß er je im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehen könnte, eine persönliche Nachricht für mich, die nicht nur eine große Überraschung war, sondern zugleich eine Tantalusqual. Eine Tantalusqual deshalb, weil er sie nicht dem Reporter, sondern dem Freund Sefton Delmer erzählte, dessen Rat er in einer Frage erbat, die für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung war. Und ich hatte natürlich sofort versprochen, sein Geheimnis nicht nur meiner Zeitung, sondern auch allen anderen Menschen gegenüber zu wahren.

»Was würdest du sagen, wenn ich mich mit Prinzessin Juliana von Holland verlobte?« fragte er. Und er grinste entzückt über mein erschrockenes Staunen. (Man vergesse nicht, daß dies lange vor der Zeit von Mr. Armstrong-Jones war. Und obgleich Bernhard ein Prinz war und zwar ein sehr bezaubernder Prinz, war er doch nur das Mitglied einer ziemlich verarmten[2] jüngeren Linie der Familie Lippe und, was seinen Lebensunterhalt betraf, auf seine Fähigkeiten und seine Stellung bei der IG-Farben angewiesen.) Aber ich hatte mich rasch gefaßt.

[1] Ich war damals erst 32 Jahre alt, hatte jedoch bereits derartig zugenommen – wie ich mir selbst einredete, nicht etwa infolge meiner gastfreien und geselligen Lebensweise, sondern weil ich mein hartes Rudertraining aufgegeben hatte! –, daß meine Freunde anfingen, mich ›Onkel‹ oder ›Onkel Tom‹ zu betiteln.

[2] Viele Jahre später erzählte mir Prinz Bernhard, daß er im Jahre 1936 durchaus nicht der ›mittellose Prinz‹ war, wie allgemein behauptet wurde, sondern daß er etwa 120 000 Mark an Familienvermögen besaß und außerdem der Erbe des Familiengutes Reckenwalde in Schlesien war. Als ich dieses Schloß im Jahre 1959 besuchte, war es ein baufälliges Kinderheim der polnischen Regierung, 1936 jedoch betrug sein Wert mindestens 700 000 Mark.

»Mein lieber Junge«, sagte ich, »das ist ja eine großartige Neuigkeit! Meinen herzlichsten Glückwunsch! Wann ist denn das passiert?«
»Vorläufig ist es noch gar nicht passiert. Aber es wird mit größter Wahrscheinlichkeit passieren. Ich habe Lula in Igls getroffen« – ich bemerkte, daß er bereits den im engsten Familienkreis üblichen Kosenamen von Prinzessin Juliana benutzte –. »Sie war dort zum Skilaufen, und wir haben uns sehr oft gesehen. Weißt du, in Wirklichkeit ist sie viel hübscher als auf ihren Bildern. Sie ist wirklich ganz reizend.«
Obgleich ich nicht die Absicht hatte, eine Story darüber zu schreiben, zwang mein Reporterinstinkt mich doch, eine Reihe von Fragen zu stellen.
»Hast du bei deiner Abreise schon gewußt, daß du sie in Igls treffen würdest?«
»Na ja, ich wußte es schon. Der holländische Botschafter hier in Paris hatte mir vorgeschlagen, nach Igls zu fahren und die Prinzessin dort kennenzulernen. Es war eine Art königlicher Befehl.«
»Aber das ist doch phantastisch! Wann wollt ihr die Verlobung bekanntgeben?«
»Oh, soweit ist es noch längst nicht! In drei Wochen soll ich einen Besuch im Haag machen. Sie wollen mich dort erst noch einmal unter die Lupe nehmen, bevor etwas Endgültiges entschieden wird.«
Er hatte sich mir nur anvertraut, weil er sich unbedingt mit jemandem aussprechen mußte. Er brauchte einen Menschen, dem er dieses große Geheimnis, das ihn mit Freude, Stolz und Zweifel erfüllte, erzählen konnte.
Ich konnte mir wohl vorstellen, welche Zweifel ihn bewegten. Als Mitglied des Königshauses der Niederlande würde er nie wieder ein wirkliches Privatleben führen können. Er würde ein für allemal eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens sein. Er würde zu jener tristen Schar gehören, die Bänder zerschneiden, Kränze niederlegen, Bäume pflanzen und Champagnerflaschen gegen Schiffswände schleudern. Dieser lebhafte, fröhliche und gesellige junge Mann würde der Gefangene eines strengen Hofes werden und nie wieder imstande sein, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Aber bei alledem war nur eine Frage wirklich von Bedeutung. Ich stellte sie.
»Mein lieber Benno, liebst du die Prinzessin?« fragte ich ihn mit der ganzen onkelhaften Autorität meiner einhundertundfünf Kilo.
»Ich glaube schon. Sie ist ganz bezaubernd. Und ich glaube, sie mag mich auch.«

»Dann darfst du nicht zögern, Benno. Fahr nach Holland und komm als Sieger wieder!«
Ich bin sicher, daß Benno, längst bevor er mich ins Vertrauen zog, denselben Entschluß gefaßt hatte. Immerhin ermutigte ich ihn, so gut ich konnte. Ich sagte ihm, daß es seine Aufgabe sein werde, den Hof zu modernisieren, dem Königtum etwas von seiner herkömmlichen Steifheit zu nehmen, das abgeschlossene Leben der Prinzessin etwas fröhlicher und weniger formell zu gestalten, als es bisher war, und den Hof dem Volke näherzubringen.
»Die Prinzessin und du, ihr könntet der ganzen Welt vorführen, wie eine demokratische Monarchie im zwanzigsten Jahrhundert aussehen muß. Du könntest der ›Prinz der menschlichen Beziehungen‹ werden. Das ist eine ungeheuer verlockende Aufgabe, und du wärst genau der richtige Mann dafür.«
Und dann kam ein etwas hinterhältiger Satz. Ich weiß nicht, ob Prinz Bernhard sich noch an diese scheinbar harmlose Bemerkung von mir erinnert.
»Es gibt noch einen anderen Grund, warum du Prinzessin Juliana heiraten solltest«, sagte ich. »Als ihr Gemahl wärst du in der Lage, zugunsten deines eigenen Landes insgeheim einen gewissen Einfluß in Holland auszuüben.«
Damit wollte ich sondieren, ob dieser junge Angestellte der IG-Farben vielleicht halb unbewußt bei seiner Brautwerbung die üblichen teutonischen Expansionsgelüste verspürt hatte. Die Alldeutschen machten kein Geheimnis daraus, daß sie die Niederlande als einen Teil jenes Großdeutschen Reiches betrachteten, das der Führer eines Tages unter seiner Herrschaft vereinen würde. Und ich war sicher, daß auch die IG-Farben sich einen Profit davon erhoffen würde, daß einer ihrer Angestellten in Holland zu königlichen Würden aufstieg.
Aber Benno zerstreute meine Befürchtungen.
»Wenn ich Prinzessin Juliana heirate, werde ich holländischer Untertan. Wenn ich der niederländischen Krone erst einmal den Treueid geschworen habe, muß ich alle Pflichten gegen mein Geburtsland vergessen. Dann bin ich Niederländer und sonst nichts. Und eben darum erscheint mir diese Heirat als ein sehr gewichtiger Schritt.«
Nie zuvor hatte ich meinen lustigen jungen Freund so gedankenvoll und ernst gesehen.

Ich hoffte noch aus einem anderen Grund, daß Prinzessin Juliana und Bernhard heiraten würden. In meinem zynischen Reporterherzen emp-

fand ich schon seit langem Sympathie für die einsame Prinzessin im Haag, die auf all ihren Bildern immer so unvorteilhaft und schüchtern wirkte. Ich erinnerte mich daran, wie ich vor ein paar Jahren als erster eine ziemlich häßliche Story über sie gebracht hatte. Der junge Wolff Heinrich Fürst und Graf zu Stolberg-Stolberg hatte damals im letzten Augenblick, als sie bereits mit ihrer Mutter in Schierke war, von einer Verlobung mit ihr Abstand genommen[1] und statt dessen 1933 ein hübsches junges Mädchen namens Irma Erfert, die Tochter eines Oberförsters seiner Familienjagd geheiratet. Der Gedanke, daß etwas Ähnliches noch einmal geschehen könne, war mir unangenehm. Daher freute ich mich sehr, als Benno mir bei seiner Rückkehr aus Holland erzählte, daß nun alles in Ordnung sei.

»Eine offizielle Bekanntgabe wird vorläufig noch nicht stattfinden, denn ich möchte zunächst einmal ganz privat in Holland leben und arbeiten. Ich muß Holländisch lernen und mich ein bißchen auf meine neuen Aufgaben vorbereiten, die viel bedeutender und umfangreicher sein werden, als du denkst. Aber ich verspreche dir, daß du ein paar Tage vor der offiziellen Bekanntgabe über unsere bevorstehende Verlobung berichten darfst. Damit hast du einen Trumpf in der Hand!«

Fast unmittelbar darauf verließ Benno Paris und ging nach Holland, um Holländisch zu lernen und in der Nähe seiner Prinzessin zu sein. Es gab nur einen Punkt bei seiner weiteren Ausbildung, der mich vermuten ließ, daß die Herren Direktoren der IG-Farben vielleicht doch noch hofften, ihre Beziehungen zu dem jungen Prinzen für ihre eigenen Zwecke auswerten zu können. Denn Dr. Max Ilgner, Bennos bisheriger Vorgesetzter, verschaffte ihm eine Stellung in der Hollandse Koopmans Bank in Amsterdam, die mit der IG-Farben in Verbindung stand. Hier sollte Benno von den IG-Farben-Experten in Holland eine Art Privatunterricht über holländisches Finanzwesen und holländische Industrie erhalten. Doch wenn hier ein bestimmter Plan der Herren von der IG-Farben vorlag, so sollte er nie zur Ausführung kommen. Lange vor der endgültigen Probe auf das Exempel im Jahre 1940 mußte Hitler feststellen, daß er in Holland keinen entschiedeneren Gegner hatte als Prinz Bernhard, den ehemaligen Anwärter seiner SA und SS.

Benno blieb auch nur wenige Wochen in der Koopmans Bank. Er

[1] Der niederländische Hof war sehr für diese Heirat, weil damit der magische Name Juliana Stolbergs, der Mutter Wilhelm des Schweigers, des Begründers der Dynastie, wiederauferstanden wäre.

spürte selbst die politischen Gefahren einer, wenn auch noch so schwachen, Bindung zu den IG-Farben und schied aus der Firma aus. Dafür trat er in die Nederlands Handels Maatschapij ein, um von Holländern anstatt von Deutschen alles Nötige über Bankwesen und Handel in den Niederlanden zu erlernen.

Ich konnte den Knüller, den Prinz Bernhard mir versprochen hatte, niemals bringen. Aber das war nicht seine Schuld. Als Anfang September 1936 die Verlobung bekanntgemacht werden sollte, befand ich mich fern von Paris, tief im spanischen Bürgerkrieg. Bernhard tat sein möglichstes, um mit mir in Verbindung zu treten. Doch keine Nachricht, selbst wenn der Absender eine königliche Hoheit war, konnte mich erreichen. Und ich war so beschäftigt mit Schießereien, Bombenangriffen, Offensiven und Gegenoffensiven, daß ich völlig vergaß, ihn anzurufen und mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen.

Benno lud Isabel und mich zu seiner Hochzeit ein, bei der die Angehörigen aller alten Herrscherhäuser Europas erschienen[1]. Ich fuhr direkt aus dem belagerten und hungernden Madrid hin und wurde dort beim großen Empfang Prinzessin Juliana vorgestellt.

Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie auf dem Sofa hinter einem Pfeiler saß, hochrot, aufgeregt, hingeschmolzen vor Glück und Stolz über ihren jungen Prinzen, der ihr, genau wie ich es gehofft hatte, die Tür auftat zu jener Welt des Alltags, die ihr bisher unzugänglich gewesen war. Offenbar hatte ein Teil von Bernhards Glorie sich auch auf mich übertragen.

»Bernilo hat mir von Ihnen erzählt«, sagte sie, fast zu Tränen gerührt. »Sie haben die ganze Zeit über von unserem Geheimnis gewußt und es nie preisgegeben. Das war wundervoll von Ihnen. Sie sind ein wirklicher Freund.«

Mir war bei diesen Worten nicht ganz behaglich zumute. Denn in meinem innersten Herzen mochte ich es nicht, daß man mich lobte, weil ich ein schlechter Reporter gewesen war und mir eine Story hatte entgehen lassen.

[1] Unter ihnen befand sich auch jenes schrullige Original, der Großherzog von Mecklenburg. Bevor wir in den Bankettsaal gingen, bemerkte ich, wie er sein Gebiß auswechselte. Er erzählte mir, er habe eins zum Lächeln und Reden und eins für die ernstere Beschäftigung des Essens.

24. Rote und Rebellen

Ein Auslandskorrespondent, der seinen Posten wirklich ausfüllt, muß nicht nur ein ausgezeichneter Reporter, sondern auch ein erstklassiger Nachrichtenredakteur sein. Er muß eine Nase dafür haben, wo sich etwas Wichtiges ereignen wird und rechtzeitig an Ort und Stelle sein.
Der Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges war voraussagbar. Ich habe ihn auch vorausgesagt. Aber ich hatte den Zeitpunkt nicht richtig abgeschätzt. Er kam früher, als ich erwartet hatte, und darum befand ich mich bei Kriegsausbruch zwar in Spanien, aber nicht allein und unbelastet, wie es sich für einen Kriegsberichterstatter gehört, sondern ich hatte Isabel, ihren Siamkater ›Pilbul‹, ihre Staffelei und ihren Malkasten bei mir. Wir wollten gerade einen Urlaub beginnen, in dem ich für die Unruhen, die ich kommen sah, schnell noch ein bißchen Spanisch zu lernen gedachte.

Schon einmal hatte ich erfahren, was für eine Explosivmischung Spanien war – damals, als ich über den Oktoberaufstand von 1934 berichtete. Dieser Aufstand gab mir einen Vorgeschmack von dem Fanatismus der spanischen Revolutionäre und jener erstaunlichen Mischung aus Verzücktheit, Fatalismus und purer Zerstörungswut, die die Einstellung dieser Menschen zu Leben und Tod bestimmte.
Ich hatte zugesehen, wie in Madrid eine Handvoll Männer aus den Seitenstraßen auf die riesige, von Trambahnschienen durchzogene Asphaltfläche der Puerta del Sol hinauströpfelte, quer über sie hinstürmte und den irrsinnigen Versuch unternahm, sich mit Revolvern und Handgranaten den Eingang in das solide, von dicken Mauern geschützte Bollwerk des Innenministeriums zu erzwingen. Soldaten mit Maschinengewehren trieben sie zurück – einen verlorenen Haufen armseliger kleiner Männer in blauen Overalls und abgetragenen Anzügen. Alle viere von sich gestreckt, lagen sie auf dem Asphalt zwischen den glitzernden Straßenbahnschienen und den Nelken, die aus dem

Korb eines Blumenmädchens gefallen waren. Das Mädchen war zwischen die Parteien geraten und ebenfalls erschossen worden.
Und dann war ich Ende April 1936 noch einmal nach Madrid gekommen und hatte dort festgestellt, daß die linksradikalen Gruppen, deren Niederlage ich 1934 erlebt hatte, bei der letzten Wahl gesiegt hatten. Infolge der seltsamen Marotten des spanischen Wahlsystems war das Ergebnis die Einsetzung einer liberalen linksrepublikanischen Regierung als Marionette der Linksradikalen. Streiks und Enteignungen waren an der Tagesordnung. Wenn ein Arbeitgeber die Forderungen der Gewerkschaften ablehnte, ordnete die Regierung an, daß er seinen Betrieb an die Arbeiter zu übergeben habe. Kam er diesem Befehl nicht nach, so wanderte er ins Gefängnis.
Mir war klar, daß es so nicht weitergehen konnte. Entweder würde die radikale Linke stark genug werden, um die ganze Macht an sich zu reißen, oder die Armee startete eine Gegenrevolution zugunsten der Großgrundbesitzer, der Kirche und der bürgerlichen Mittelklasse. Und ich muß zugeben: Beim Anblick dessen, was hier im Namen der Freiheit und Demokratie geschah, konnte ich niemanden tadeln, der den Versuch unternahm, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. Erstaunlicherweise aber waren es, wie ich bald herausfand, nicht nur die Armee und die Konservativen, die dieser Anarchie ein Ende machen wollten. Unter den Linksgruppen, die sich untereinander heftig bekämpften, gab es eine, die ebenfalls Autorität und Disziplin wiedereinführen wollte – die damals zahlenmäßig noch unbedeutende Kommunistische Partei.
Ich war erst zwei Tage in Madrid, als ich erlebte, wie der Mob Amok lief. Wie ein tropischer Wirbelsturm raste er durch die nördlichen Vororte und setzte Kirchen und Klöster in Brand. Irgendein Agitator hatte das Gerücht ausgestreut, man habe die Nonnen dabei ertappt, wie sie vergiftete Bonbons an die Proletarierkinder verteilten. Ich sah, wie eine Nonne von ihren Rettern in einen Torweg gezogen wurde. Die hysterische Menge hatte sie bewußtlos geschlagen, weil sie eine Tüte Kekse bei sich hatte.
Vor einem brennenden Priesterseminar in Chamartín erzählte mir ein Mädchen, das die rote Bluse der sozialistischen Miliz trug, lachend und begeistert: »Einer von diesen schwarzen Pfaffenlehrern hat versucht, hier als Polizist verkleidet rauszukommen. Aber wir haben ihn erkannt. Wir haben ihm ein Stück nach dem anderen ausgezogen, bis er so nackt dastand wie eine geschälte Banane, und dann haben wir ihm Beine gemacht. Leider kam Polizei und hat ihn mitgenommen.«

Dieser Priester hatte noch Glück gehabt. Denn bei den Kirchen, Klöstern und Priesterseminaren, die ich an jenem Nachmittag brennen sah, war kein Polizist zu sehen, und wenn einer da war, schaute er in eine andere Richtung. Nur einmal erlebte ich es, daß jemand eingriff. Dieser ›Jemand‹ war, wie ich später herausfand, ein Kommunist.
»Schluß mit diesem Unfug!« schrie er dem rasenden Mob zu. »Ihr verbrennt euren eigenen Besitz. Nehmt den faulen Priestern die Kirchen weg und macht Versammlungsräume für das Volk daraus! Macht aus jedem Kloster eine Casa del Pueblo! Aber brennt sie nicht nieder!« Zu meinem Erstaunen hörte die Menge auf ihn. Die Männer holten Feuerwehrschläuche herbei und löschten den Brand.

Ich interviewte führende Persönlichkeiten der Rechten und der Linken. Die Führer der Rechten besuchte ich im Gefängnis, die der Linken in ihren Privatwohnungen und Büros.
Über die breite Castellana fuhr ich hinaus zum neuerbauten Cárcel Modelo, dem großen Gefängnis, und verlangte hier José Antonio Primo de Rivera zu sprechen, den ältesten Sohn des spanischen Militärdiktators der zwanziger Jahre. José Antonio war der Begründer, der Führer und das politische Orakel der Falange Española, einer radikalen faschistischen Bewegung, die, ebenso wie Hitlers NSDAP, Patriotismus, Nationalismus und Egalitarismus zu verbinden suchte, um das Proletariat vom internationalen Marxismus abzuziehen.
Ich hatte erwartet, daß die Gefängniswärter auf meine Bitte, José Antonio sprechen zu können, sich erkundigen würden, wer ich und mein Dolmetscher seien und warum wir ihn sehen wollten. Aber nein, es wurde keine Frage gestellt. Ein Aufseher führte mich in den Besuchsraum.
José Antonio, ein hochgewachsener, schlanker junger Spanier, der einen blauen Mechanikeranzug mit einem Reißverschluß trug, stand mit seinen Mitgefangenen in einer Art riesigem Löwenkäfig. Die Frauen, Brüder und politischen Freunde der Gefangenen unterhielten sich mit ihnen durch die Eisenstäbe und fütterten sie mit belegten Broten und heißem Kaffee, den sie in Thermosflaschen mitgebracht hatten. Als ich José Antonio sagte, daß ich ihn gern interviewen würde, war er begeistert. Da stand er hinter den Stangen seines Käfigs und verkündete vor den Ohren seiner lauschenden Wärter, daß er die Absicht habe, das spanische Regime zu stürzen – nötigenfalls mit Gewalt.
»Ich bin voller Zuversicht«, sagte José Antonio, »daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen wird, Spanien aus den Händen der Marxisten

und Anarchisten zu befreien, selbst wenn ich den Kampf von hier aus leiten und dabei mein Leben einbüßen müßte[1].«
»Stimmt es, daß Sie Ihre Bewegung von hier aus leiten?« fragte ich ihn.
»Natürlich!« bestätigte er und grinste mich dabei an wie ein mutwilliger Schuljunge. »Ich sehe hier während der Besuchsstunden meine Stellvertreter und gebe ihnen meine Direktiven und Anweisungen.«
»Aber sind Sie denn auch genügend informiert über alles, was draußen vorgeht?«
»Selbstverständlich. Ich bin hier genauso gut informiert wie vorher, als ich draußen und frei war.«
»Und warum sind Sie hier?« José Antonio zuckte die Achseln. »Zur Zeit bestraft man mich für einen Artikel, den ich hier im Gefängnis geschrieben und durch einen meiner Freunde hinausgeschmuggelt habe. Er war für den Geschmack unserer freiheitsliebenden Regierung etwas zu scharf. Aber der ursprüngliche Vorwand für meine Inhaftierung war die Tatsache, daß die Regierung meine Wahl zum Abgeordneten für den Bezirk Cuenca als illegal erklärt hat, obgleich ich mit überwältigender Mehrheit gewählt wurde. Sie wollen mich aus dem Weg haben und inzwischen eine neue Wahl ausschreiben[2].«
Ich weiß, daß es unmodern ist, so etwas zu schreiben, aber ich muß trotzdem sagen, daß mir der junge Primo de Rivera bei dieser Unterhaltung im Cárcel Modelo in Madrid sehr gut gefiel. Und mir gefiel auch das, was er mir über seine Wünsche und Absichten hinsichtlich seiner Falange-Bewegung und des von ihm geplanten korporativen Staates erzählte. Ich war nie der Ansicht, daß die parlamentarische Demokratie englischer Prägung notwendigerweise die beste und einzig mögliche Regierungsform für alle Länder und Völker ist. Ich glaube, daß die Falange, wenn dieser junge Mann ihr Führer geblieben wäre, nie zu dieser Horde von Verbrechern und Drahtziehern geworden wäre, die sie heute ist.
In einem winzigen Büro hoch über einem lärmenden Madrider Markt-

[1] Diese Vorahnung seines Todes sollte sich nur allzu bald erfüllen. Als der Bürgerkrieg ausbrach, wurde José Antonio Primo de Rivera in das Gefängnis von Alicante an der Mittelmeerküste überführt und dort am 6. Juni 1936 erschossen.

[2] Durch eine einfache Abstimmung erklärten die Mitglieder der Volksfront eine Anzahl der zu Abgeordneten der Cortes gewählten Angehörigen des rechten Flügels als illegal gewählt und erkannten ihnen ihre Sitze im Parlament ab. Zu ihnen gehörte José Antonio Primo de Rivera.

gäßchen sprach ich dann bei dem Mann vor, der Primo de Riveras Gegenspieler auf dem linken Flügel war: bei Francisco Largo Caballero, dem Führer der mächtigen Arbeitergewerkschaft, der sozialistisch eingestellten Unión General de Trabajadores. Er war ein plumper, kleiner kahlköpfiger Mann mit einem glatten Mönchsgesicht und den lebhaft glitzernden grauen Augen eines machthungrigen Industriemagnaten.
Ebenso wie der Führer der Falange erklärte auch Largo Caballero, daß er mit den Zuständen unzufrieden und entschlossen sei, seine Pläne nötigenfalls gewaltsam durchzusetzen. Und ebenso wie José Antonio war auch Largo Caballero dabei, junge Spanier für den Bürgerkrieg zu rekrutieren, auszubilden und zu bewaffnen.
»Die gegenwärtige bürgerliche Regierung«, so sagte er, »ist bei weitem nicht die sozialistische revolutionäre Regierung, die wir fordern. Solange diese Herren sich einigermaßen anständig benehmen und ihre Abmachungen einhalten, werden wir sie tolerieren – vorläufig. Die Reformmaßnahmen jedoch, die sie einführen, sind gleich Null. Damit ist niemandem geholfen. Das ist, als gäbe man einem Menschen, der Blinddarmentzündung hat, ein Aspirin. Spanien ist ein Kranker, der auf den Operationstisch gehört. Diese Operation, mein Lieber, muß und wird durchgeführt werden. Und wenn wir das nicht auf legale Weise schaffen, na ja, dann greifen wir eben zu – anderen Mitteln!«
Damit brach er in ein brüllendes Gelächter aus und ließ seine Maurerfaust auf den Tisch krachen, daß das Tintenfaß erschrocken in die Höhe sprang.

Ja, alles war bereit für die große Auseinandersetzung. Ich hatte vor kurzem in Frankreich die Einsetzung einer marxistischen Volksfrontregierung erlebt. Würde Rotspanien nun zusammen mit Frankreich einen langen marxistischen Korridor an Europas Atlantikküste bilden, der sich eines Tages zu sowjetischen Staaten konsolidieren könnte? Oder würde Spanien faschistisch und damit ein Verbündeter Italiens und Nazideutschlands gegen Frankreich werden? Keine dieser Aussichten gefiel mir. Aber beide Seiten waren zum Kampf entschlossen. Und ich war meinerseits entschlossen, hinzufahren und über diesen Kampf zu berichten.
Darum fragte ich Isabel bei meiner Rückkehr nach Paris, was sie von einem Urlaub auf Mallorca hielte. Sie hopste vor Begeisterung im Zimmer herum wie eine Heuschrecke. So schrieb ich denn an einen meiner Freunde, der auf dieser schönen Insel wohnte, die damals noch

nicht das Touristenmonstrum von heute war, und er mietete für mich die Villa von Madame Natascha Rambowa, der Witwe des Filmstars Rodolfo Valentino.
Doch gerade als wir nach Mallorca abfahren wollten, kamen Nachrichten aus Spanien, die darauf hindeuteten, daß die Explosion näher bevorstand, als ich gedacht hatte. José Calvo Sotelo, der Führer der konservativen Opposition, war durch einen Stoßtrupp der roten Polizei verhaftet und beim Abtransport brutal ermordet worden. Hunderte von Falangisten, Monarchisten und Mitgliedern der Acción Nacional wurden Tag für Tag festgenommen und eingesperrt. Aus Spanisch-Marokko kamen bedrohlich klingende Berichte über Gegenmanöver der Rechten.
Aber Isabel wollte nicht auf die geplante Reise verzichten. Nicht einmal als unsere Köchin Anna erklärte, sie werde auf keinen Fall mitkommen, da sie im Traum unser Kätzchen mit abgeschnittenem Kopf in einer Blutlache habe liegen sehen. So vereinbarten Isabel und ich denn, daß, falls während unseres Aufenthalts in Spanien der Bürgerkrieg ausbrechen sollte, Isabel nach Paris zurückfahren würde, während ich dableiben würde, um darüber zu berichten.

Am Morgen des 10. Juli 1936, einem Sonntag, fuhren Isabel, Pilbul mitsamt seinem Körbchen, die Staffelei, der Malkasten, meine Schreibmaschine und ich in meinem Ford-V8-Kabriolett von Paris aus los. Als wir jedoch bei Puigcerdá die spanische Grenze erreichten, wollten die Posten uns nicht durchlassen.
»Die Grenze ist geschlossen«, erklärten sie. »Revolution! Hier darf keiner durch.«
Jawohl, Revolution! Es stimmte. Während wir durch Südfrankreich rollten, hatten General Franco, seine Verbündeten und seine Truppen auf den Kanarischen Inseln und in Spanisch-Marokko rebelliert. In ganz Spanien einschließlich Barcelonas waren andere Generale seinem Beispiel gefolgt. Die Linke hatte sich ihrerseits diesen Militärputsch zunutze gemacht, um ihre eigenen Pläne zur Machtergreifung in die Tat umzusetzen. Der Bürgerkrieg hatte begonnen.
Und das bedeutete natürlich, daß ich unter allen Umständen diese geschlossene Grenze passieren mußte, um herauszubekommen, was hier vorging. Was Isabel betraf, so wollte sie mich um keinen Preis allein fahren lassen. Sie bestand darauf mitzukommen. Ich holte also mein ›Sesam öffne dich!‹ für geschlossene Grenzen hervor und probierte es an den Herren Carabineros aus.

»Völkerbund!« rief ich, zuerst auf französisch, dann in einer Sprache, die ich auf Grund der Linguaphon-Stunden, welche ich auf meinem Grammophon genommen hatte, für Spanisch hielt. *»Exterritorial! Diplomático!«* Und dabei wedelte ich den Wachtposten mit einer wunderhübschen kleinen Karte vor der Nase herum, die in einem Umschlag aus schwarzem Ziegenleder steckte und mein Foto sowie die Unterschrift von Joseph Avenol, dem Generalsekretär des Völkerbundes, zeigte. Sie beglaubigte meine Eigenschaft als Zeitungskorrespondent dieser erhabenen Behörde und enthielt die Bitte an alle offiziellen Stellen, mich in meiner Arbeit zu unterstützen. Mit anderen Worten: Es war ein ganz gewöhnlicher Presseausweis.

Aber die Worte ›Société des Nations‹ auf dem Umschlag schafften es. Mit einem bewillkommnenden Lächeln und einer höflichen Verbeugung erkannte der Hauptmann der Carabineros Isabel, Pilbul und mich als unmittelbare Mitglieder des Völkerbunds an, und nachdem er uns darauf aufmerksam gemacht hatte, daß wir auf eigene Gefahr reisten und daß diese Reise sehr gefährlich sei, ließ er die Zollschranke hochgehen. Wir rollten nach Spanien hinein.

Auf endlose Meilen hin war unser Wagen der einzige auf dieser schönen alten Pyrenäenstraße, die sich aus den Bergen von Cerdaña in die grünen und fruchtbaren Täler Kataloniens hinunterschlängelt. In den Ortschaften sahen wir kein Anzeichen von der üblichen spanischen Sonntagspromenade, bei der die Mädchen Arm in Arm kichernd die Hauptstraße entlangspazieren, während die jungen Burschen in der entgegengesetzten Richtung daherkommen und im Vorbeigehen schmeichelhafte Bemerkungen fallen lassen. Statt dessen lungerten stoppelbärtige Männer vor den Geschäften herum, die durch große improvisierte Schilder als die örtlichen Leitstellen der Anarchisten oder einer der großen Gewerkschaften gekennzeichnet waren. Einige dieser Männer hatten sich die schwarz-roten Tücher der Anarchisten nach Piratenart um den Kopf geschlungen. Lastwagen, die von den Revolutionskomitees beschlagnahmt waren, wurden mit heiser grölenden, teils bewaffneten, teils unbewaffneten jungen Leuten beladen.

»Nieder mit den Faschisten! Nieder mit den Pfaffen!« schrien sie. »Es lebe die Revolution!« Wir hoben zum Gruß die geballte Faust und fuhren weiter.

Dreimal wurden wir durch Polizeisperren angehalten. Aber jedesmal übte der Ausweis des Völkerbunds seinen magischen Zauber aus. Und dann, eben als ich dachte, nun sei alles ausgestanden und wir würden ungeschoren nach Barcelona kommen, trafen meine Scheinwerfer auf

eine Gruppe junger Männer in weißen Hemden, die drohend mitten auf der Straße standen.

»Para! Para!« riefen sie, – und das bedeutete ›Halt!‹, wie ich dank meiner Linguaphonstudien wußte. Als ich stoppte, sprangen sie auf das Trittbrett und richteten ihre Pistolen auf unsere Köpfe. Diesmal versagte der Völkerbund-Ausweis. Diese Pistolenmänner konnten nicht lesen. Sie hatten in ihrem Leben noch nichts von einem Völkerbund gehört. Und auch das Wort ›Diplomático‹ sagte ihnen nichts. Sie zwangen uns, die Arme zu heben und auszusteigen, während sie unseren Wagen durchsuchten. Diese Durchsuchung war es, die uns rettete. Denn als sie den Genossen Pilbul entdeckten, der friedlich in seinem Körbchen schlief, brachen sie in ein entzücktes Gelächter aus.

»Un gato! Un gato!« riefen sie.

»Sí! Sí!« bestätigte ich in meinem etwas eigenartigen Spanisch. *»Un gato muy anarquista, muy peligroso! Muy corazón!* Eine sehr anarchistische Katze, sehr gefährlich! Und sehr tapfer!«

Sie hielten das für einen großartigen Witz und legten ihre Pistolen weg, um Pilbul zu streicheln. Er war der erste Siamkater, den sie je gesehen hatten. Aber sie wollten uns nicht nach Barcelona weiterfahren lassen, so überzeugend ich auch beteuerte, ich wüßte genau, wie ich mich in einer Revolution zu verhalten hätte. Nein, das käme gar nicht in Frage, erklärten sie. Dafür kletterte ein Bursche mit sonnengebleichtem Haar in einem zerfetzten weißen Hemd, Hanfsohlenschuhen und einem Paar Hosen, die bestimmt einst seine besten gestreiften Sonntagshosen gewesen waren, in unseren Wagen und lotste uns bis zum nächsten Marktflecken. Dabei fuchtelte er dauernd mit einer bildschönen antiken Duellpistole herum, deren Hahn zu meinem Schrecken dauernd gespannt war. Der Ort, in den der Bursche uns brachte, hieß Mollet.

Ich wurde sofort dem Sekretär des anarchistischen Ortskomitees vorgeführt, einem schurkisch aussehenden Piraten mit einem Plierauge, der sich das Büro des Bürgermeisters angeeignet hatte. Der Bürgermeister war im Laufe des Tages ermordet worden. Genosse Plierauge erklärte augenblicklich meinen Wagen für beschlagnahmt.

»Sämtliche Wagen werden zum Zwecke der Volksverteidigung enteignet«, informierte er mich mit boshaftem Grinsen. »Sie haben eine gute Kutsche, die können wir ausgezeichnet gebrauchen. Sie und Ihre Señora müssen in Mollet bleiben. Was weiter mit Ihnen geschieht, wird sich morgen entscheiden.«

»Schön, aber wo sollen wir hier bleiben? Das Hotel ist besetzt.«

»Ach«, meinte er mit gleichgültigem Achselzucken, »die Plaza ist noch nicht voll. Dort können Sie genauso gut schlafen wie die anderen.«
Ich hatte die Plaza, den Marktplatz, beim Hereinfahren in den Ort gesehen. Jeder Zollbreit ihres Kopfsteinpflasters war belegt mit Reisenden und Touristen, die hier neben ihrem Gepäck hockten, unter ihnen zwei Busladungen französischer Schulmädchen, die eine Studienfahrt nach Spanien machten. Ich nehme an, daß sie bei dieser Reise wirklich etwas zu studieren bekamen!
Schließlich fand unser Führer für uns ein Zimmer in einem Privathaus direkt gegenüber dem Büro des anarchistischen Komitees. In der Wirtschaft, in der wir dann sogar etwas zu essen bekamen, war die Rede von nichts anderem als von Barcelona. Der dortige Militärkommandant habe, wie einige Gäste erzählten, die Stadt im Handstreich nehmen wollen, aber dieser Versuch sei fehlgeschlagen. Einige Garnisonen jedoch hielten noch aus, darunter San Andrés de Palomar, das die Hauptstraße nach Norden beherrsche. Ein Mann, der soeben aus Barcelona gekommen war, berichtete, daß es dort bei den Straßenkämpfen, die mit Maschinengewehren ausgefochten wurden, Tausende von Verwundeten und Hunderte von Toten gegeben habe. Wie eine Bekräftigung seiner Worte vernahmen wir aus der Ferne das dumpfe Dröhnen der Artillerie. Es hörte die ganze Nacht nicht auf.
Doch auch ohne das Geschützfeuer, dessen Echo von Barcelona herüberdrang, wären Isabel und ich in dieser ersten Nacht des spanischen Bürgerkriegs nicht zur Ruhe gekommen, so müde wir auch nach unserer langen Fahrt von Paris her waren. Bis Mitternacht brachte ein Lautsprecher des Rundfunks ununterbrochen Aufrufe, Anweisungen, Nachrichten und revolutionäre Musik. Und als das Radio endlich schwieg und die Leute nach Hause gegangen waren, begannen die anarchistischen Compañeros ihre Gefangenen einzubringen. Wir standen hinter den vorgezogenen Gardinen unserer Fenster und beobachteten, wie die schreienden und sich wehrenden Gefangenen von den Wagen heruntergezogen und in das Haus uns gegenüber geschleppt wurden, in dem – wie ich am nächsten Morgen erfuhr – ein Standgericht zusammengetreten war.
Auch über die Urteile, die dieses Gericht fällte, konnten wir nicht im Zweifel bleiben. Dreimal während dieser Nacht hörten wir die Gewehrsalven der Exekutionstrupps und das Schreien und Stöhnen der Opfer. Ein Mann wurde bereits, bevor er das Haus betrat, auf der Straße erschossen.
Am nächsten Morgen sahen wir auf dem Pflaster den roten Blutfleck.

Ich fragte einen der Männer, die hier herumstanden, was geschehen sei.
»Ein faschistischer Ausbeuter«, sagte er und spuckte auf den Blutfleck. »Er ist liquidiert worden.«
Wir sahen auch den mit dem schwarz-roten Anarchistenbanner bedeckten Tisch, an dem das Tribunal gesessen hatte. Denn hinter diesem Tisch saß jetzt der neue Gebieter von Mollet, als ich kam und ihn um die Genehmigung bat, Mollet zu verlassen.
Genosse Plierauge habe Mollet »mit einem bestimmten Auftrag verlassen«, teilte der neue Herr mir mit. Während ich mit ihm sprach, verteilte er Gewehre und Pistolen, die auf dem Fußboden des Raumes gestapelt waren, an die jungen Leute, welche ununterbrochen hereinströmten. Meiner Ansicht nach waren diese altertümlichen Jagdflinten und Karabiner mit den zerbrochenen Kolben, die er ihnen da aushändigte, recht gefährliche Waffen – gefährlich für diejenigen, die sie benutzen würden. Denn die meisten dieser Schießeisen waren so alt und verrostet, daß sie bestimmt beim ersten Schuß, den man damit abgab, auseinanderplatzen würden.
Aber die jungen Leute waren rührend glücklich und stolz darüber. Und wieder einmal erkannte ich die tragische Bereitschaft der europäischen Jugend, sich für Demagogen und Schwindler zu opfern.
Ich bat den Chef – ›el responsable‹, der Verantwortliche, wurde er genannt –, mir meinen Wagen wiederzugeben und mir einen Geleitschein auszustellen, damit ich nach Barcelona fahren könne. Aber sein grobes, stoppelbärtiges Gesicht war finster und ablehnend.
»Niemand darf nach Barcelona«, sagte er streng, »gleichgültig ob Journalist oder nicht.« Und dann verzog sich seine Miene zu einem Lächeln. »Aber wenn Sie nach Frankreich zurückzukehren wünschen, um dort über den glorreichen Kampf unseres Volkes gegen die faschistischen Unterdrücker zu berichten, dann gebe ich Ihnen einen Geleitschein für Sie, die Señora – und den Kater. Wo haben Sie denn Ihren anarchistischen Kater? Ha ha ha! Ho ho ho!«
Nachdem der große Chef der Roten von Mollet Pilbul gebührend gestreichelt und bewundert hatte, wurde mir endlich ein Geleitschein ausgehändigt und mein Wagen zurückerstattet. Doch mein Wagen hatte sich über Nacht seltsam verändert. Auf der Windschutzscheibe und auf beiden Türen prangten in dicken weißen Strichen als Zeichen der Beschlagnahme die Buchstaben CNT und UGT – die Initialen der vereinigten anarchistischen und sozialistischen Gewerkschaften.
Als wir, zwei weißbehemdete Freiwillige der Miliz mit ihren gefähr-

lichen Schußwaffen neben uns, Mollet verließen, sah ich die französischen Schulmädchen in ihre Busse steigen. Auch sie durften abreisen. Aber sie erhielten dabei noch eine letzte kleine Lektion. Der ›Responsable‹ hatte angeordnet, daß sie einen ganzen Zug seiner CNT-UGT-Miliz mitnehmen müßten. Und so waren die beiden Busse jetzt zum Bersten vollgestopft mit Schulmädchen und Anarchisten. Aus den Fenstern ragten die Läufe der Gewehre und Donnerbüchsen wie die Stacheln eines Stachelschweins. Die Fahrer hatten den Auftrag, zuerst die Soldaten an die ›Front‹ zu befördern, bevor sie die Mädchen an die französische Grenze und nach Hause brachten.

In London war man hocherfreut über meinen Bericht, den ich von Perpignan aus telefonisch durchgab. Es war die erste unzensierte Meldung eines englischen Reporters, der persönlich auf dem Schauplatz der Ereignisse gewesen war. Aber mein Chefredakteur hatte bereits einen neuen Auftrag für mich – zu Isabels höchster Empörung. Denn dieser Auftrag bedeutete, daß es jetzt keinen Urlaub geben werde und daß sie allein nach Paris zurückfahren und dort warten mußte, bis wir zu einem neuen Urlaub starten konnten.
»Ich möchte, daß du zu General Franco fliegst, der sich in Sevilla festgesetzt haben soll«, sagte Christiansen mir am Telefon. »Wir haben ein Flugzeug gechartert, das dich zusammen mit einem Kollegen vom *Paris Soir* und einem vom Hearst-Konzern hinbringen wird. Allerdings haben wir keinen Ausweis oder so etwas für dich; aber du wirst es schon fertigbringen, dich da irgendwie durchzumogeln, was? Könntest du morgen früh gegen sieben Uhr dreißig auf dem Flugplatz in Toulouse sein?« – »Natürlich.«
Isabel und ich standen also vor Morgengrauen auf, legten den ganzen Weg im Rekordtempo zurück und waren eine ganze Weile vor halb acht auf dem Flugplatz von Toulouse. Selbstverständlich war keine Spur von unserem Flugzeug zu entdecken. Auf Grund langjähriger Flugerfahrung habe ich festgestellt, daß die Herren Flieger um so später abfliegen, je früher sie einen aus dem Bett holen.
Als die Maschine endlich eintraf – etwa um zwei Uhr mittags –, fand ich an Bord zu meiner Freude zwei alte Freunde vor: den rothaarigen H. R. Knickerbocker vom Hearst-Konzern und Louis Delaprée vom *Paris Soir*. Ich wollte sofort von hier aus nach Sevilla fliegen. Aber unser Pilot schüttelte den Kopf.
»Ausgeschlossen, das schafft die Maschine nicht«, sagte er. (Man vergesse nicht: Wir schrieben das Jahr 1936!) So flogen wir denn statt

dessen nach Biarritz. Und selbst von dort aus konnten wir bestenfalls bis Burgos kommen, von Burgos bis zu irgendeinem Flughafen in Portugal und schließlich von Portugal nach Sevilla.
Aber auch dieser Plan war von einem Fragezeichen bedroht, und zwar von einem recht gefährlichen: Wer hielt Burgos – die Rebellen oder die Roten? Kein Mensch in Biarritz wußte es. Doch das war nicht die einzige Komplikation.
Problem Nummer zwei war Señora Ansaldo. Ihr Mann, ein Pilot der spanischen Luftwaffe, war abgestürzt, als er den General José Sanjurjo Sacanell, der das Kommando über die Rebellen übernehmen sollte, aus seinem Exil abholte und mit ihm von einem Flugplatz in Portugal aufstieg. Sanjurjo Sacanell war bei dem Unfall ums Leben gekommen, aber der junge Ansaldo hatte nur zwei schwere Beinbrüche davongetragen. Jetzt befand sich Señora Ansaldo, eine kleine, hübsche, aber ungewöhnlich willensstarke junge Frau, mit ihrer De Havilland Pussmoth auf dem Flugplatz von Biarritz. Sie hatte die feste Absicht, damit nach Burgos zu fliegen, um dort alles für ihren Mann zu regeln, – immer vorausgesetzt, daß Burgos sicher in den Händen der Nationalisten war. Aber war es das wirklich?
»Hören Sie zu«, sagte sie zu mir. »Ich habe eine ausgezeichnete Idee. Wenn Sie jetzt aufsteigen, werde ich mit meiner Pussmoth nachkommen. Dann bin ich bald nach Ihrer Landung über dem Flugplatz von Burgos. Wenn er in den Händen unserer Leute ist, geben Sie mir ein Zeichen – so!« Damit streckte sie ihre Arme zur Seite, so daß sie aussah wie ein kleines Kreuz. »Sollten aber diese roten Verbrecher da unten sein, geben Sie mir kein Zeichen, und ich fliege wieder ab. Einverstanden?«
Das war eine Situation, die Takt erforderte. Denn Señora Ansaldo war nicht nur eine sehr reizvolle und bezaubernde Frau, sie verfügte auch über beträchtlichen Einfluß bei unseren vermutlichen Gastgebern vom rechten Flügel. Andererseits war die Sache mit unserer Landung in Burgos ohnehin heikel genug, gleichgültig wer im Besitz der Stadt war, und sie würde dadurch, daß wir vom Erdboden aus einem unbekannten Flugzeug oben in der Luft Zeichen gaben, nicht gerade vereinfacht werden. So begann ich denn mit einer langen Rede, um die Señora von ihrem Plan abzubringen.
»Ich bin selbstverständlich gern bereit, alles für Sie zu tun, was ich irgend kann, Madame«, sagte ich. »Aber die Wetterleute hier sagen, daß über Burgos wahrscheinlich eine dichte Wolkendecke liegt. Sie müßten schon sehr tief herunterkommen, wenn Sie mich sehen wollen. Und für den Fall, daß die falschen Herrschaften den Flugplatz be-

setzt haben, wäre das sehr gefährlich. Wenn Burgos in den Händen der Freunde Ihres Gatten ist, werde ich diese bitten, Ihnen eine telegrafische Nachricht nach Biarritz zukommen zu lassen.«
»Aber das Telegrafenamt arbeitet ja nicht«, sagte sie. »Nein, ich fliege hinter Ihnen her. Und Sie müssen mir ein Zeichen geben. Ich weiß, daß Sie mich nicht im Stich lassen werden. Sie sind doch Engländer!«
Belastet mit dieser zusätzlichen Komplikation der Señora Ansaldo, ihrer Pussmoth und der Signale, die wir geben sollten, stiegen wir endlich auf. Als wir immer höher über dem Rollfeld kreisten, sah ich sie unten stehen, eine kleine Gestalt in einem Männertrenchcoat und einer blauen Mütze, die Augen hinter dunklen Brillengläsern verborgen. Sie hielt die Arme horizontal ausgestreckt und machte uns so noch einmal das Zeichen, das sie von mir erhoffte.

Der Flug über die spanische Grenze war, als flöge man über eine Trennungslinie zwischen Leben und Tod. Auf der französischen Seite wimmelten die Strandabschnitte von Badenden, die Felder von Bauern und grasendem Vieh, die Straßen von Wagen und Motorrädern. Auf der spanischen Seite war alles leer, öde und verlassen. Irún und San Sebastián sahen aus wie Städte ohne Einwohner. Keine lebende Seele, kein Fahrzeug auf den Straßen. Nur einmal erspähten wir ein paar menschliche Wesen. Das war an der Eisenbahnstrecke Irún–Madrid, kurz nachdem wir San Sebastián überflogen hatten. Eine Gruppe von Männern war hier dabei, die Schienen herauszureißen. Als sie unser Flugzeug sichteten, stoben sie auseinander wie ein Rudel Kaninchen und suchten Zuflucht in einem Tunnel.
Bis Burgos war kein weiteres Lebenszeichen zu entdecken. Dort jedoch herrschte wildeste Aufregung. Als wir über dem Flugplatz kreisten, stürzten aus allen Baracken und Schuppen Männer in Overalls und rasten an ihre Flakgeschütze und Maschinengewehre. Ich konnte sehen, wie die Rohre gegen uns gerichtet wurden. Wir waren jeden Augenblick darauf gefaßt, unter Feuer genommen zu werden. Aber zu unserer Erleichterung schossen die Spanier nicht, und wir konnten sicher landen.
Meine Kollegen hatten mir die unbequeme Aufgabe zugeschoben, als erster auszusteigen. Wegen meines lächerlichen Linguaphon-Spanisch hielten sie mich für geeignet, den Sprecher für uns alle zu machen. Zunächst mußte ich einmal herausbekommen, auf welcher Seite wir gelandet waren – bei den Roten oder den Rebellen.

Ich sprang also aus dem Flugzeug und nahm sofort jene Haltung ein, die ich als meine ›Semi-Kamerad-Haltung‹ bezeichne. Ich hob nicht etwa die Hände – ich habe festgestellt, daß das nicht nur ermüdend und unbequem, sondern auch gefährlich ist. Denn bei einem, der die Hände hebt, nimmt man leicht an, er habe ein schlechtes Gewissen, und in einer Revolution besteht nun einmal die Neigung, Leute mit schlechtem Gewissen zu erschießen. Statt dessen hielt ich die Arme leicht gekrümmt, ließ die Hände seitlich herunterhängen und ging langsam vorwärts, ganz ähnlich wie ›der schnellste Revolverschütze der Welt‹ in einem Fernsehwestern, der dem Mann entgegengeht, von dem er hofft, daß er der zweitschnellste Revolverschütze ist. Der einzige Unterschied bestand darin, daß ich beim Vorwärtsgehen die Handflächen sorgfältig nach außen gedreht hielt, damit die Männer, auf die ich zuging, sie sehen konnten. Gewiß keine sehr anmutige oder würdige Haltung. Aber was soll ein Mensch tun, wenn ein halbes Dutzend Maschinengewehre auf ihn gerichtet sind und Männer auf ihn zulaufen, die mit ihren Revolvern auf seinen nur zu umfangreichen Bauch zielen?
»Wer seid ihr? Wo kommt ihr her? Was wollt ihr hier?« bellte ein junger Mann in einem grünen Monteuranzug mich an. Er sah aus wie ein Offizier und hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Roten, die ich in Mollet erlebt hatte. Die Pistole, die er auf mich gerichtet hielt, war eine regelrechte Militärpistole. Und er war rasiert. Da wir jedoch noch nicht mit Sicherheit wußten, ob die aufständische Armee tatsächlich Burgos hielt, war Diplomatie geboten.
»Wir sind Reporter«, sagte ich, »und wir sind gekommen, um den Menschen in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten über diese große Stunde in der Geschichte unserer spanischen Freunde zu berichten.«
»Was für eine Politik vertreten Ihre Zeitungen?«
»Meine Zeitung ist eine große Volkszeitung«, antwortete ich. »Sie wird täglich von Millionen Menschen gelesen.« Diese Antwort hatte sich immer als nützlich erwiesen, wenn etwas schwierige Herren von der Linken mich nach der politischen Richtung meiner Zeitung fragten. Bei diesem jungen Mann hingegen kam sie schlecht an.
»Ist das eine marxistische Zeitung?« fragte er voller Mißtrauen und Feindseligkeit. Jetzt wußte ich schon genauer, wen ich vor mir hatte.
»Nein, natürlich nicht«, erklärte ich. »Marxistische Zeitungen haben in England keine große Auflage. Wir sind eine von den politischen Parteien völlig unabhängige Zeitung, und wir sind durchaus für die

spanische Sache. Aber sagen Sie mir, wie steht's? Sind wir auch nicht zu spät gekommen? Ist noch nicht alles vorbei?«
»Nein«, antwortete der Offizier, jetzt sehr viel freundlicher. »Aber wir rechnen damit, daß wir Madrid noch vor Ende dieser Woche nehmen. Und damit ist die Sache dann erledigt.« Nun war alles klar. Denn die Roten hielten bekanntlich Madrid, und die Rebellen wollten versuchen, die Stadt zu erobern. Ich erzählte dem Mann von Señora Ansaldo, die jetzt jeden Augenblick aus den Wolken herabtauchen konnte, und von ihrem Wunsch, daß ich die Arme ausbreiten solle, um sie willkommen zu heißen.
»Gut, in Ordnung«, lachte er. »Wir kennen Señora Ansaldo. Wir werden ihr selbst das Landezeichen geben.«
Inzwischen hatten sich immer mehr Offiziere um uns versammelt. Ein Sprachkundiger unter ihnen machte sich über die Zeitungen her, die wir aus Paris und London mitgebracht hatten, und begann, die Berichte über Spanien zu übersetzen. Nun hielt Knick die Zeit für gekommen, die versammelten Herrschaften über die Bedeutung ihrer Besucher aufzuklären, um sie gebührend zu beeindrucken. Er trat vor und stellte sich auf deutsche Art vor, in der Hoffnung, die Erwähnung seines Namens werde hier die gleiche ehrfurchtsvolle Bewunderung hervorrufen, die ihm überall in Mitteleuropa begegnete.
»Knickerbocker«, sagte er. Keine Reaktion. »Knickerbocker«, wiederholte er. Wieder eine Pause. Ich begann schon zu fürchten, irgend jemand werde eine alberne Bemerkung über Pumphosen verlauten lassen. »Knickerbocker«, schrie er jetzt fast. Aber es nützte nichts. Bekümmert wandte er sich zu mir. »Ist so was möglich? Ich hätte doch darauf geschworen, daß meine Column auch in Spanien abgedruckt wird.«
Aber die spanischen Offiziere hatten nicht die richtige Einstellung zur Presse. Das sollten wir sofort erfahren.
»Meine Herren, Sie sind alle verhaftet«, sagte der dicke kleine Kommandant des Flughafens, indem er uns nötigte, in Begleitung zweier mit Karabinern bewaffneter Soldaten einen Wagen zu besteigen. »Sie werden dem General vorgeführt, und der wird entscheiden, was mit Ihnen zu geschehen hat. Was Ihr Flugzeug betrifft, so ist es hiermit beschlagnahmt.«
›Oho!‹ dachte ich. ›Da hätten wir's wieder mal! Der ist ja genau wie der anarchistische Sekretär in Mollet, der mir meinen Wagen abknöpfen wollte!‹
»Gut«, antwortete ich laut. »Es wird uns eine Freude sein, dem General unsere Aufwartung zu machen. Das Flugzeug allerdings gehört nicht uns, und die Charter beträgt hundertfünfzig Pfund pro Tag. Wenn Sie es hierbehalten wollen, müssen Sie zahlen.«

»Ausgezeichnet«, erwiderte der Kommandant, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich bin überzeugt, daß wir die Summe gern bezahlen. Wir brauchen dringend Flugzeuge.« Mit einem Satz hatte er so einen grundlegenden Unterschied zwischen der Rechten und der Linken klargestellt.
Das Versprechen des Flugplatzkommandanten erwies sich als zuverlässig, und unsere Reise wurde für den Piloten und seine Fluggesellschaft zu einem glänzenden Geschäft. Er schloß nicht nur einen Chartervertrag mit dem nationalistischen Heereskommando, laut dem er Generäle und Politiker in ganz Spanien und Portugal herumflog, sondern er vermittelte obendrein den Verkauf von zehn gebrauchten Fokkers und vermutlich noch einer ganzen Reihe anderer Maschinen.
Auch wir ›Gefangenen‹ hatten es durchaus nicht schlecht getroffen, obgleich die zuständigen Stellen nichts davon wissen wollten, daß wir unsere Reise nach Sevilla fortsetzten. Zuerst fuhr man uns in unser ›Gefängnis‹, das zwar überfüllte, aber komfortable Hotel del Norte y Londres. Und nachdem wir hier unser Gepäck deponiert hatten, wurden wir vor den General geführt.
Als wir hinkamen, stand er oben auf einem Balkon der Militärkommandantur, verbeugte sich nach allen Seiten und winkte hinunter zu dem Platz, auf dem sich eine wild begeisterte, bravoschreiende Menge guter Bürger versammelt hatte – ein großer, leicht gebeugter, älterer, asketisch aussehender Herr mit dicken Brillengläsern, der eher meiner Vorstellung von einem päpstlichen Sekretär als der von einem General entsprach. Aber er war doch ein General, und zwar ein sehr bedeutender: kein Geringerer als General Emilio Mola, der, wäre er nicht vorzeitig gestorben, wahrscheinlich anstatt General Franco der oberste Führer des nationalistischen Spanien geworden wäre.
Mola war kurz vor uns mit dem Flugzeug in Burgos eingetroffen. Er war aus Pamplona gekommen, wo er in seiner Eigenschaft als Militärgouverneur den Aufstand in Gang gebracht hatte. Als wir uns an jenem Abend mit ihm unterhielten, war er der verkörperte Optimismus.
»Außer Madrid, Barcelona und Bilbao haben wir ganz Spanien in der Hand«, sagte er. »Und Madrid erobern wir, bevor dieser Monat vorüber ist. Ich nehme an, daß wir bis vor die Tore der Hauptstadt gelangen können, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Der Feind ist überall auf dem Rückzug.«

Dem General sollte eine schwere Enttäuschung bevorstehen. Denn Madrid hielt noch weitere zweiunddreißig Monate stand und Barcelona fast ebenso lange. Als ich mir jedoch die Soldaten auf den Straßen von Burgos ansah und sie mit dem armseligen, schlecht ausgerüsteten Pöbelhaufen verglich, den ich vor nur vierundzwanzig Stunden in Katalonien gesehen hatte, war ich durchaus geneigt, den Worten des Generals zu glauben. Diese Soldaten hier wirkten sauber, diszipliniert und schlagkräftig. Das gleiche galt für die Tausende von jungen Bauern und Arbeitern, die vom Lande hereinströmten, um sich Molas Armee anzuschließen. Sie hatten regelrechte Armeekarabiner, genau wie die Soldaten – nicht solche alten verrosteten Donnerbüchsen, wie sie die Rekruten der Gegenseite so stolz in Mollet in Empfang genommen hatten. Über ihren Schultern trugen sie furchterregende Patronengurte. Bei diesem Anblick hatte ich das Gefühl, daß die Roten keine Chance hatten. Und was die Begeisterung für ihre Sache betraf, so brüllten diese jungen royalistischen Bauern mit ihren roten navarrischen Kappen ebenso überzeugt und opferbereit nach ihrem abwesenden Kronprätendenten Carlos wie die Burschen in Mollet nach der Weltrevolution.
Aber da war noch etwas anderes, das Burgos mit Mollet gemein hatte: die nächtlichen Erschießungen. Pünktlich um zwei Uhr wurde ich jede Nacht von krachenden Salven geweckt. Die Schüsse kamen aus den Gewehren von Molas Exekutionskommandos, die Nacht für Nacht ihre Opfer aus dem überfüllten Gefängnis holten, um die summarischen Todesurteile zu vollstrecken, welche die Standgerichte tagsüber gefällt hatten. Und tagtäglich wurden neue Gefangene eingebracht – Zivilpersonen, nicht etwa Soldaten –, um die Plätze derer einzunehmen, die in der vorigen Nacht erschossen worden waren.

An diesem ersten Abend unserer ›Inhaftierung‹ besuchte uns kurz vor Mitternacht ein Stabsoffizier in unserem Hotelgefängnis.
»Der General hat beschlossen«, so sagte er, »daß Sie nun, da Sie einmal hier sind, für den Rest des Krieges bei uns bleiben und unser Schicksal im Guten wie im Bösen teilen sollen.«
Wir wiesen darauf hin, daß wir gern bereit seien, bei General Mola zu bleiben, daß wir aber auch für unsere Zeitungen zu arbeiten wünschten und daß dies gegenwärtig unmöglich sei, da es von Burgos aus weder telefonische noch telegrafische Verbindungen gäbe. »Dadurch«, so erklärten wir, »sind unsere Kollegen bei den Roten im Vorteil, denn sie können täglich ihre Berichte durchtelefonieren.« Der Offizier

stimmte daraufhin einer Erleichterung unserer Haftbedingungen zu. »Da Ihr Flugzeug ohnehin in unserem Auftrag nach Bordeaux fliegen muß«, sagte er, »kann einer von Ihnen mitfliegen und die Berichte der beiden anderen hinbringen.«
Es war Knickerbocker, der am folgenden Morgen mit unseren Berichten nach Bordeaux flog. Mein Artikel, der auf der Titelseite erschien, war der erste Bericht über die gegen Madrid vorrückenden Truppen, den eine englische Zeitung veröffentlichte – doch diese Feder konnte nicht ich mir an den Hut stecken, sondern sie gebührte meinem Chefredakteur Christiansen, der unseren Flug organisiert hatte.

Ich blieb noch weitere sechs Wochen bei den Nationalisten, sechs Wochen, in denen ich es nicht mit der gelegentlich aufflackernden Wut von Krawallen und Straßenkämpfen zu tun hatte, wie ich sie bisher als einzigen Ausdruck innerpolitischer Zwistigkeiten kannte, sondern mit Krieg – mit ununterbrochenem, erbarmungslosem, haßgeladenem, totalem Krieg.
An jenem ersten Tag, an dem Knickerbocker mit unseren Berichten nach Bordeaux abgeflogen war, zogen Delaprée und ich in freudigem Hochgefühl auf Abenteuer aus. Wir hatten keinerlei Papiere oder Ausweise von der nationalistischen Armee bei uns – man glaubte, wir säßen brav in unserem Hotel. Statt dessen mieteten wir in Burgos ein Taxi und befahlen dem Chauffeur, uns auf die Landstraße in Richtung Madrid zu fahren. »*Arriba España!*« schrien wir und schwenkten unsere Strohhüte, sobald uns jemand begegnete. An den Straßensperren machten wir es ebenso, und die Wachen, die uns für Señoritos hielten, die als Freiwillige in den Kampf zogen, grüßten mit einem begeisterten »*Arriba España!*« zurück. Es war ein großartiger Spaß. Bis dann am engen Somosierrapaß im Guadarrama-Gebirge unser ›Vormarsch‹ jäh aufgehalten wurde – genau wie der Vormarsch von Molas Truppen, die uns vorausgezogen waren. Was wir hier sahen, wischte jede Fröhlichkeit aus unseren Gesichtern.
Die Straßenränder waren übersät mit den zerstörten ausgebrannten Wracks der Autobusse, Privatwagen und Lkws, in denen die Nationalisten versucht hatten, diesen Paß den roten Verteidigern von Madrid zu entreißen. Und wir sahen auch die Überreste eines Lastwagens, den die Roten mit einer Dynamitladung die Straße hinuntergeschickt hatten. In selbstmörderischem Mut war der Fahrer bis zum letzten Augenblick, in dem der Wagen mitten unter den vorrückenden Feinden explodierte, am Steuer geblieben.

Überall lagen Leichen herum – Leichen von Pferden, von Mauleseln, von Hunden, von Menschen. Irgend jemand hatte die Leichen der Menschen mit Benzin übergossen und angezündet. Aber sie waren nur halb verkohlt, und ich konnte feststellen, daß die meisten der hier am Fuß des Passes Gefallenen Rote waren – Männer, Frauen und Kinder, die in Autobussen und Lastwagen aus den Fabriken, Büros und Schulen Madrids hier herausgestürmt waren, um sich zu verschanzen und das zu verteidigen, was sie für ihre Freiheit hielten.
Sogar die Flagge des Roten Kreuzes, die über dem provisorischen Feldlazarett, einer baufälligen Bauernhütte, wehte, war von Maschinengewehrkugeln zerfetzt. Auf der Schwelle einer anderen zerfallenen Hütte saß ein winziges zerlumptes Mädchen, das sein Brüderchen, einen Säugling, auf den Knien hielt. Die beiden Kinder, ein alter grauer Esel und eine streunende Katze waren die einzigen Überlebenden einer kleinen Ortschaft, in der noch vor wenigen Tagen fünfundvierzig spanische Familien ein friedliches und arbeitsames Bauerndasein gehabt hatten. Die meisten von ihnen waren bei dem Beschuß umgekommen, der Rest war entweder von den Roten erschossen worden, die sie im Verdacht hatten, Nationalisten zu sein, oder von den Nationalisten, die sie für Anhänger der Roten hielten.
Nun waren nur noch die beiden Kinder übrig.

Und so ging es weiter während dieser Wochen, die ich bei den Nationalisten verbrachte. Ich sah Angehörige der roten Miliz, die man hinter Molas Front gefangengenommen hatte und die nun, bleich und zitternd, die Arme über den Kopf erhoben, zur Erschießung abgeführt wurden. Zusammen mit der Vorhut der nationalistischen Armee drang ich in die zerbombten und zerschossenen Ruinen von Irún und San Sebastián ein, die ersten eroberten Städte, in die ich je gekommen war – Bombenkrater und Leichen auf den Straßen, Kugellöcher in den mit Ziegelstaub bedeckten Mauern der zerstörten Gebäude, Menschen, die aus den Kellern hervorstürzten, um jene Männer, die sie Stunden zuvor noch als Tyrannen und Unterdrücker beschimpft hatten, unterwürfig als Befreier zu begrüßen. Ich sah, wie nationalistische Soldaten Läden und verlassene Wohnungen plünderten.
Ich erfuhr, wie es ist, im fahrenden Wagen von roten Fliegern beschossen und von baskischen Partisanen aus dem Hinterhalt überfallen zu werden. Und ich wurde selber auf diese Weise für einige Tage außer Gefecht gesetzt. Denn als die Basken mit ihren Maschinengewehren

das Feuer eröffneten, stoppte ich meinen Wagen und machte einen Hechtsprung über eine sechzig Zentimeter hohe Mauer, ohne zu ahnen, daß es auf der anderen Seite fast zwei Meter in die Tiefe ging. Ich stürzte und verrenkte mir die Schulter. Aber schließlich kamen wir doch mit dem Leben davon, und der Dorfarzt von Alsásua renkte mir die Schulter wieder ein.
Und dann wurde ich eines Morgens, als ich den Arm noch immer in der Schlinge trug, in Burgos ins Hauptquartier bestellt, wo man mir eröffnete, daß ich aus dem nationalspanischen Gebiet ausgewiesen sei. Es war Graf Aguilera de Yeltes, unserem Presseoffizier, sichtlich peinlich, mir das mitteilen zu müssen. Er hatte die Aufgabe, sich um uns zu kümmern, da er auf der Stonyhurst-Schule erzogen war und von allen Offizieren in Molas Stab das beste Englisch sprach.
»Sie haben sich schuldig gemacht«, las Aguilera von einem Blatt vor, das auf seinem Schreibtisch lag, »erstens Nachrichten veröffentlicht zu haben, die dem Feind von Nutzen sein können, und zweitens einen Bericht verfaßt zu haben, der darauf abzielt, die spanische Armee lächerlich zu machen. Beide Beschuldigungen beziehen sich auf ein und denselben Artikel. Sie werden hiermit gebeten, sich als verhaftet zu betrachten. Bei erster Gelegenheit wird man Sie zur Grenze bringen.«
»In Ordnung, Aggy«, sagte ich. »Kommen Sie und trinken Sie einen mit mir.« Und Aggy nahm meine Einladung an.

Der eigentliche Grund für meine Ausweisung war die Tatsache, daß die Deutschen im Anzug waren. Bereits im Juli hatten deutsche und italienische Flugzeuge Francos maurische Truppen von Marokko nach Spanien befördert. Nun aber wurde eine größere Anzahl deutscher und italienischer Militärmaschinen mitsamt ihren Besatzungen zu Francos Unterstützung erwartet. Zunächst operierten sie noch im Süden, würden jedoch bald auch in den Norden und damit nach Burgos kommen. Daraufhin hatte der deutsche Reederei-Agent, der sich als Görings inoffizieller Verbindungsmann in Burgos herumdrückte, nichts Eiligeres zu tun, als Molas Stabsoffizieren zu erklären: »Ihr müßt diesen englischen Spion Sefton Delmer loswerden! Er arbeitet beim englischen *Intelligence Service* als Spezialist für Deutschland, und wir wollen ihn nicht hier haben, wenn unsere Leute kommen.«
Ich erfuhr das alles erst Jahre später in London, und zwar von dem guten Aggy selbst. Er empfand die ganze Abneigung des alten Aristokraten gegen die Nationalsozialisten und zitierte mir diese Angelegenheit als typisch für ihre Parvenü-Arroganz.

Aber was war das für ein Bericht, mit dem ich den Nazis und ihren Freunden bei Mola auf so ungeschickte Weise den Vorwand lieferte, nach dem sie suchten? Am 1. September schickte Madrid seinen einzigen Bomber – die einzige Dakota der spanischen Fluggesellschaft, die bei Ausbruch der Militärrevolte nicht hatte entwischen können – nach Burgos, um die Stadt aus der Luft anzugreifen. Die Dakota ließ aus einer Höhe von etwa zweitausend Meter fünf 125-Pfund-Bomben fallen. Zwölf Menschen wurden getötet, ein Krankenhaus, eine Kirche und eine Garage beschädigt. Unendlich größer als dieser materielle Schaden jedoch war der durch die wilde Panik hervorgerufene moralische Schaden, der dabei angerichtet wurde.
Mitten in diesem Luftangriff, während die Flakgeschütze und die Maschinengewehre in alle Richtungen feuerten, die Sirenen heulten und Offiziere und Mannschaften hin und her rasten, tauchte eine winzige englische Leopard Moth über Burgos auf. Sie wurde von einem englischen Piloten namens William Ross gesteuert, der an der Südfront aufgenommene Filme beförderte. Als Ross immer tiefer und tiefer kreiste, um zu landen, konzentrierten sämtliche Flakbatterien der Nationalisten ihr Feuer auf ihn. Aber trotz dieser Schießerei setzte das Flugzeug auf, ohne daß auch nur eine Kugel eine der Tragflächen durchbohrt hätte. Mehr noch, Ross wußte nicht einmal, daß er unter Beschuß gewesen war – man mußte es ihm erst erzählen. In meinem Bericht über den Angriff hatte ich auch diese Episode erwähnt, und unglücklicherweise mußte ein Exemplar der Zeitung, die den Bericht enthielt, den Nationalisten bei der Eroberung von Irún in die Hände fallen.
»Der General ist sehr verärgert über den Bericht, den Sie da abgefaßt haben«, sagte Aguilera. »Er ermutigt nicht nur die Roten, Burgos erneut anzugreifen, sondern stellt außerdem unsere Flakschützen als unfähig hin. Tut mir leid.«
Und dann sprach mir Aguilera, für den ich stets wärmste Zuneigung empfinden werde, mit einem humorvollen Lächeln sein Beileid aus. Persönlich, so versicherte er mir, sei es ihm völlig egal, was ich über die Flakschützen sage. Er selbst sei Kavallerist.

Isabel holte mich an der Grenze ab. Wir beschlossen, endlich den längst fälligen Urlaub zu nehmen – und zwar nicht auf Mallorca, wie wir ursprünglich geplant hatten, sondern in Deutschland.
Wir wollten in ein Sanatorium gehen. Ich würde mir dort meine Schulter wieder in Ordnung bringen lassen – und abmagern. Isabel würde sich ein bißchen massieren lassen.

25. Die Abmagerungskur

»Entspannen!« befahl Herr Wechmar, während er mein linkes Bein hob und es zu massieren begann. »Gut entspannen! Die Muskeln müssen ganz locker sein.«
Ich entspannte mich. Ich lag auf dem Massiertisch in Dr. Weidners berühmtem Fastenkur-Sanatorium in Dresden-Loschwitz, ließ meinen ganzen Körper schlaff werden und stellte mir vor, ich sei eine tote Seezunge auf dem Ladentisch eines Fischhändlers.
»Prima!« erklärte Herr Wechmar. Er war ein drahtiger, dürrer kleiner Mann, der früher einmal als Wachtmeister der Kavallerie bei der Reichswehr gedient hatte und nun der Oberbademeister, der Oberheilgymnastikpraktikant, der Oberturnlehrer und der Obermasseur dieses Sanatoriums war. »Sie entspannen sich sehr gut, Herr Delmer«, schmeichelte er mir. »Am besten von allen Patienten. So, das hätten wir. Und jetzt das andere Bein.«
Er hob mein linkes Bein und begann eben, daran auf- und abzustreichen und die Wade zu kneten, als das flache Mondgesicht Herrn Krügers, des stellvertretenden Bademeisters, hinter ihm auftauchte.
»Där Riggn muß abgedroggned wärn«, verkündete Herr Krüger im breitesten Sächsisch, angespannte Besorgnis in jeder Silbe. Herr Wechmar reagierte, als habe er einen elektrischen Schlag bekommen. Er ließ mein Bein fallen. Mit einem Plumps sackte es auf den Tisch herunter. Und ohne ein »Verzeihung!« oder ein »Gleich wieder da« raste der Herr Oberbademeister und Obermasseur davon, um ›den Rücken‹ abzutrocknen. Ich blieb allein mit meiner schmerzenden Ferse.
Denn ›der‹ Rücken war der Rücken des NS-Kraftfahrkorpsführers Hühnlein, eines unbedeutenden, aber sehr wichtigtuenden Parteifunktionärs, der am Vortag mit seiner Frau, seinem Gefolge von Adjutanten und Chauffeuren und seiner Leibwache im Sanatorium eingetroffen war und nun hier mit all der byzantinischen Unterwürfigkeit behandelt wurde, die die Deutschen so gern Höhergestellten gegen-

über an den Tag legen. Der Herr NSKK-Führer war viel zu wichtig, als daß sein Rücken von einem der gewöhnlichen Badewärter hätte abgetrocknet werden können, die uns anderen Patienten den Rücken abrubbelten. Das Sanatorium hätte sich einer schweren Respektlosigkeit schuldig gemacht, wenn nicht der Oberbademeister persönlich diesen Rücken abgetrocknet hätte.

Während ich so auf dem Tisch lag und mir immer kälter und kälter wurde, überlegte ich mir, daß ich noch von Glück reden konnte, daß ich überhaupt hier lag, auch wenn man sich nicht um mich kümmerte. Als nämlich die große Nachricht eintraf, daß Parteigenosse Hühnlein das Sanatorium mit seiner Gegenwart beehren werde, hatte die hiesige Ärzteschaft ein Wunder vollbracht. Über Nacht waren sämtliche jüdischen Patienten wieder gesund und wurden gebeten, ihre Zimmer für dringendere Fälle zu räumen. Ich war überrascht, daß ich, ein Nicht-Teutone und Engländer, nicht ebenfalls als ›geheilt‹ erklärt wurde. Immerhin hatte ich bereits zehn Kilo verloren. Und mit meiner Entfernung wäre das Sanatorium vollends entgiftet gewesen. Aber nein, ich lag noch immer hier ›auf dem Ladentisch‹.

Nachdem Herr Wechmar ›den Rücken‹ abgetrocknet hatte, erschien er wieder bei mir. Er erging sich in Entschuldigungen. »Tut mir schrecklich leid, Herr Delmer«, sagte er. »Ich hatte einen Sonderauftrag.«

Ich blickte streng auf Herrn Wechmar. Und dann schenkte ich ihm mein liebenswürdigstes Lächeln.

»Ich verzeihe Ihnen unter einer Bedingung, Herr Wechmar«, sagte ich. »Sie müssen mir sagen, um wieviel Uhr der Herr NSKK-Führer morgen zu seinem Lauf antreten wird – zu dem Lauf durch die Büsche.«

»Ich weiß noch nicht, ob er überhaupt laufen wird. Aber wenn, dann bestimmt mit den übrigen Herren um sieben Uhr morgens.«

»Und das ist dann der erste Lauf des Herrn NSKK-Führers durch die Büsche, nicht wahr, Herr Wechmar?«

»Jawohl, Herr Delmer. Der Korpsführer ist ja erst gestern gekommen.«

»Und Sie werden dem Herrn NSKK-Führer eine Vollbehandlung geben, Herr Wechmar, genau wie damals mir?«

Herr Wechmar empfand, wie ich bereits vermutet hatte, die ganze Abneigung des alten Berufssoldaten gegen die ›Bonzen‹, wie die Armee die Naziführer vom Typ Hühnlein zu bezeichnen pflegte. Ein Glanz kam in seine Augen, und auf seinem Gesicht zeichnete sich die Andeutung eines Grinsens ab.

»Falls ich nicht gegenteilige Befehle bekomme, erhält der Herr Korpsführer die übliche Behandlung.«

Ich war am nächsten Morgen sehr rechtzeitig zur Stelle, um nicht eine Sekunde der bevorstehenden Einweihung des Herrn NSKK-Führers zu versäumen, falls der Herr NSKK-Führer erscheinen sollte. Und tatsächlich war er Punkt sieben Uhr mit zweien seiner Adjutanten zur Stelle. Die drei waren, genau wie wir anderen, nur mit einer Badehose und Turnschuhen bekleidet.

Wechmar ließ uns in einer Reihe antreten – dicke Geschäftsleute, dicke Fabrikdirektoren, ein dicker englischer Journalist, ein dicker Börsenmakler, dicke Adjutanten und ein dicker Korpsführer. Dann hieß es: »Rechtsum, im Trab, marsch, marsch! Immer mir nach!«, und wir alle trabten gehorsam im Gänsemarsch hinter unserem Anführer, Herrn Wechmar, her.

Wie es seiner hohen Position zukam, war Hühnlein der erste Platz, direkt hinter Herrn Wechmar, zugeteilt worden. Und sehr zuversichtlich und sportlich rannte er los, brauste schnaufend dahin wie eine eifrige kleine Lokomotive, die Ellbogen angewinkelt, die Knie hochschleudernd, um uns zu zeigen, was für ein tüchtiger Leichtathlet er trotz seines Bauches war.

Als wir um die erste Ecke bogen, beschleunigte Wechmar sein Tempo, so daß er dem Herrn NSKK-Führer bald ein gutes Stück voraus war und außer Schußweite kam. Pschschschsch . . .! Aus einer unschuldig aussehenden Buchsbaumhecke kam die ›Behandlung‹ angeschossen – ein kräftiger Strahl eiskalten Wassers, der den Herrn NSKK-Führer mitten auf das große Ochsenauge seines Nabels traf. Hühnlein strauchelte und wäre fast stehengeblieben. Aber der Wasserstrahl blieb nicht stehen. Er fuhr gerade in die Höhe und traf das überraschte und empörte Gesicht des Herrn Korpsführers.

»Marsch, marsch!« rief Herr Wechmar, der weit voraus war, unten vom Kiesweg her. »Weiterlaufen, Herr Korpsführer! Weiter! Weiter!« Und als der Herr NSKK-Führer merkte, daß er beim Weiterlaufen aus dem Bereich des kalten Wassers herauskam, während die Patienten hinter ihm hineingerieten, rannte er, so schnell er konnte. Jedoch nur, um wiederum von einem scharfen – diesmal heißen – Wasserstrahl getroffen zu werden, den ein zweiter Badewärter, der hinter einem anderen Busch lauerte, ihm verpaßte.

»Sehr anregend für den Kreislauf, Herr Korpsführer!« rief Herr Wechmar über seine Schulter hinweg. »Davon bekommen Sie den

richtigen Frühstückshunger!« Das war meiner Ansicht nach eine unnötige Grausamkeit. Denn unser Fastenfrühstück, das aus ein paar geschroteten Nüssen, einer geschälten Apfelsine und einer Tasse Tee bestand, war nicht gerade eine Mahlzeit, für die man sich erst besonderen Appetit anlaufen mußte. Aber ich möchte glauben, daß dies alles zu der Kur gehörte. Der Ärger über Wechmars Scherze erzeugte Adrenalin im Körper der Patienten, und das war vermutlich gut für unseren Stoffwechsel.
Als fünf Jahre später Amerika in den Krieg gegen Deutschland eintrat und eine amerikanische Schallplatte – eine ordinär klingende Posaunenmelodie mit dem Refrain ›Full in the Führer's face‹ – populär wurde, sah ich dabei in Gedanken nicht Hitlers Gesicht vor mir, sondern das nasse, empörte Gesicht Hühnleins an diesem Oktobermorgen des Jahres 1936, als der hinter der Buchsbaumhecke versteckte Mann mit dem Schlauch den Herrn Korpsführer naß spritzte.

Es waren mehrere Gründe, die mich bewogen hatten, nach meiner Ausweisung aus Franco-Spanien nach Deutschland zu fahren. Erstens wollte ich Isabel etwas von Deutschland zeigen, zweitens mußte ich wirklich etwas gegen mein Übergewicht tun und meinte, daß Deutschland mit seinem ›Kanonen-statt-Butter‹-Regime hierfür am besten geeignet sei, und drittens war ich neugierig, wie Deutschland wohl drei Jahre nach Hitlers Machtergreifung aussah.
Man mag heute darüber sagen, was man will: Deutschland war im Jahre 1936 ein blühendes, glückliches Land. Auf seinem Antlitz lag das Strahlen einer verliebten Frau. Und die Deutschen waren verliebt – verliebt in Hitler.
Sie beteten seine feste, rücksichtslose Herrschaft an. Sie gerieten in Verzückung, wenn er ihnen sagte, was sie zu denken, wen sie zu hassen und wann sie zu jubeln hatten. Bei diesem Führer, der für sie mit markigen harten Streichen des neu geschärften teutonischen Schwerts den gordischen Knoten der internationalen Probleme entzweihieb, konnten sie ungehindert in Orgien des Konformismus und der Gesinnungstüchtigkeit schwelgen, ohne auch nur einen Augenblick im Zweifel zu sein, welches nun eigentlich die ›rechte Gesinnung‹ sei.
Und sie hatten auch allerhand Grund zur Dankbarkeit. Hitler hatte die Arbeitslosigkeit bezwungen und ihnen eine neue wirtschaftliche Blüte gebracht. Er hatte seinen Deutschen ein neues Bewußtsein ihrer nationalen Kraft und ihrer nationalen Aufgabe vermittelt. Durch die Straßen stolzierten Offiziere und Soldaten in der graugrünen Uni-

form der neuen Wehrmacht. Hoch oben im blauen Himmel über der Elbe schwirrten die Heinkel- und Messerschmitt-Maschinen. Wenn die Arbeiter in ihren blauen Arbeitskitteln, die Emaille-Kaffeekanne über der Schulter, auf ihrem Rad in die Fabrik fuhren, leuchteten ihre Gesichter vor Zufriedenheit. Sie hatten billige, mit militärischer Präzision und Disziplin geordnete Ferien in den nationalsozialistischen ›Kraft-durch-Freude‹-Heimen vor sich. Die nationalsozialistische ›Deutsche Arbeitsfront‹, die an die Stelle der früheren Gewerkschaften getreten war, hatte bei den Unternehmern manche Verbesserungen der Arbeitsbedingungen für sie durchgesetzt – wobei die Regierung mit sanftem Druck nachgeholfen hatte. Der alte Klassenkampf schien in Hitlers neuem ›klassenlosen Staat‹ verschwunden zu sein. Sogar die Kinder wirkten gesünder, als ich sie je zuvor gesehen hatte. Die straffe Ordnung der Hitler-Jugend schien ihnen gut zu bekommen. Und sie alle, die Kinder wie die Erwachsenen, waren stolz auf die kleinen Aufgaben, die Titel und Ämter, die Hitler ihnen gegeben hatte, auf das kleine bißchen Autorität über ihresgleichen.
Doch hinter alledem lauerte drohend die Vorbereitung für den Krieg – jenen Krieg, im Hinblick auf den die Generale schon seit der Unterzeichnung des Waffenstillstands ihre industriellen und militärischen Maßnahmen getroffen hatten. Und im Gedanken an diesen Krieg hatten sie – durch Stabsoffiziere wie Hauptmann Mayr – schon 1919 ihren Propaganda-Gefreiten Adolf Hitler vorsätzlich ermuntert, das deutsche Volk gegen die Juden aufzuhetzen. Nun, da Hitler nicht mehr ein inoffizieller Agent war, den man jederzeit desavouieren und abstoßen konnte, sondern der hochoffizielle Führer und Reichskanzler, hatte er mit dem, was von den Generalen möglicherweise als pures Propagandageschwafel gedacht war, bitteren Ernst gemacht. Er hatte die Nürnberger Gesetze gegen die Juden erlassen, um in den Deutschen ein kriegerisches Gefühl rassischer Überlegenheit hervorzurufen. Er ermutigte sie, jüdische Geschäfte zu plündern und sich anzueignen, um in diesem grundanständigen und moralischen Volk einen unmoralischen Appetit auf den Besitz seiner Nachbarn zu erwecken.
Er schulte sie für den glorreichen Annexions-, Expansions- und Beutekrieg, der nun kommen sollte.

Isabel, die das Sanatorium und die Nazis langweilig fand, war nach Paris zurückgefahren. Und ich suchte gerade nach einer Ausrede vor mir selbst und meinen Ärzten, um meine Kur für ein paar Tage zu unterbrechen und einen Ausflug nach Berlin zu machen, als ich eines

Morgens ans Telefon gerufen wurde. Bernhard Lippe war am Apparat. Seine Verlobung mit Prinzessin Juliana war vor einem Monat bekanntgegeben worden, und jetzt begleiteten er und seine Mutter Juliana zu einem Besuch auf dem Familiengut der Lippe-Biesterfelds, Schloß Reckenwalde in Schlesien.

»Onkel Tom«, sagte Bernhard, als ich mich meldete, »am Wochenende bin ich in Berlin, und zwar allein. Wie wär's, kommst du rauf? Für einen Abend darfst du deine Diät schon mal vergessen.«

Zwölf Stunden später dinierten wir bei Horcher, einem Berliner Restaurant, dessen Name mir noch heute das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt. Allerdings hätte nach meiner dreiwöchigen Diät auch ein weniger begabter Gastronom als Fritz Horcher meine Dankbarkeit und meinen Beifall geerntet. Immerhin sind mir die vier Austern à la Florentine und der Canard à la presse, mit denen ich mein Fasten brach, sowie der Scharzhofberger und der Clos Vougeot, die ich dazu trank, in unauslöschlicher Erinnerung.

Beim Essen lachten Bernhard und ich über seine letzte Tragödie. Juliana und er hatten geplant, in Bernhards geliebtem Ford V8 von Reckenwalde nach Holland zurückzufahren, und er hatte gehofft, seiner zukünftigen Gemahlin auf der neugebauten Autobahn einmal zeigen zu können, was der Wagen hergab. Doch bevor Königin Wilhelmina diese Reise genehmigte, hatte sie ihm eine strenge Lektion über die Gefahren des Schnellfahrens erteilt. Und zum Schluß hatte sie von ihm verlangt, nie mehr als sechzig Stundenkilometer zu fahren, wenn ihre Tochter mit im Wagen saß.

»Sechzig! Ich bitte dich! Sechzig auf der Autobahn!« jammerte Bernhard und grinste dabei über sein Mißgeschick. Und dann fügte er hinzu, daß er diese Geschwindigkeitsbeschränkung seitens der alten Königin nur Tom Driberg zu verdanken habe, dem heutigen Unterhausabgeordneten, der damals die Willliam-Hickey-Column im *Express* schrieb. Tom hatte Bernhard als einen leichtsinnig schnellen Fahrer geschildert. »Der rücksichtsloseste Raser«, so hatte Driberg in seiner Column geschrieben, »in dessen Wagen ich zu meinem Unglück je gesessen habe. Selbst Pariser Taxifahrer erbleichten, wenn er an ihnen vorbeibrauste.« Holländische Zeitungen hatten diesen Absatz abgedruckt, die Königin hatte ihn gelesen und den armen Benno mit durchaus verständlicher mütterlicher Besorgtheit ins Gebet genommen.

O weh! Im Grunde war ich schuld an alledem. Denn als Driberg uns in Paris besuchte, hatte ich mir den unfreundlichen Scherz erlaubt,

Benno zu bitten, Tom in seinem Wagen mitzunehmen und so schnell zu fahren, wie er nur konnte, da ich wußte, daß Tom eine unbezwingbare Aversion gegen das Schnellfahren hatte. Bei mehr als dreißig wurde er hysterisch. Königin Wilhelminas Verbot war Tom Dribergs boshafte und glänzend gelungene Rache[1].

Von Horcher gingen wir weiter in die kleine Kneipe in der Rankestraße, die dem Vater des jungen SS-Sturmführers Wunderlich gehörte, in dessen Motorsturm Bernhard seinerzeit als Anwärter eingetreten war. Die Kneipe war eine Art inoffizielles Stammlokal des Sturms, und Bernhard hatte sich hier mit einigen früheren Kameraden verabredet, um sich von ihnen zu verabschieden. Es war eine lustige Gesellschaft voll demokratisch-derber Freundschaftsbezeugungen, Gelächter und Erinnerungen. Der Höhepunkt kam, als Walter Wunderlich, der frühere Vorgesetzte Bernhards, plötzlich verkündete, er habe Bernhard wegen eines schweren Verstoßes gegen die SS-Disziplin beim Reichsführer SS gemeldet.

»Du hast die Heiratsbestimmungen der SS verletzt«, erklärte Wunderlich mit tiefernster Miene. »Du hast es versäumt, bei mir als deinem Vorgesetzten eine Heiratsgenehmigung zu beantragen und mir den Ariernachweis deiner Braut vorzulegen.«

Einen Augenblick lang schien Bernhard etwas verdutzt. Ich sah ihm an, daß er nicht recht wußte, wie er auf diesen schweren Brocken an Nazi-Humor reagieren sollte. SS-Sturmführer Wunderlich jedoch fuhr unbeirrt fort: »Welche Strafe man dir zudiktieren wird, kann ich heute noch nicht sagen. Vielleicht Ausschluß aus der SS, vielleicht Beförderung, vielleicht beides.«

Wir brüllten vor Vergnügen, schüttelten einander die Hände, schlugen uns gegenseitig auf die Schultern und tranken noch mehr Bier. Dann brachen Bernhard und ich auf. Bernhard sagte zum letztenmal auf Wiedersehen, und wir beide zogen los, um den Abend mit einem Abschiedsbummel durch die Berliner Nachtlokale zu beschließen.

Doch das war nicht das letzte Mal, daß ich von dem Gastwirtssohn Walter Wunderlich, Bernhards früherem Vorgesetzten bei der SS, hörte. Bernhard, der seinen alten Freunden stets eine wirklich bewundernswerte Treue und Anhänglichkeit beweist, lud ihn zu seiner

[1] Tom Driberg, M. P., sagt mir, er habe keinerlei Rachepläne gehabt, als er diesen Absatz in seiner Column schrieb. Königin Wilhelminas Verbot sei ein rein zufälliges und unerwartetes Nebenprodukt gewesen.

Hochzeit ein. Und nach dem Krieg, als die SS aufgelöst und als verbrecherische Organisation geächtet war, setzte Bernhard seinen Einfluß ein, um Wunderlich aus dem Gefangenenlager herauszuholen. Er sagte mir damals, er sei sicher, daß dieser Mann niemals etwas getan haben könne, was wir als verbrecherisch ansehen würden. Und er verbürgte sich dafür bei den Alliierten.

Als ich ins Sanatorium zurückkam, stellte Herr Wechmar mich auf die Waage.
»Sie haben drei Pfund zugenommen«, sagte er streng. »Was haben Sie gemacht?«
»Mit der SS Bier getrunken.«
»Puh!« grunzte Herr Wechmar.
Bis heute weiß ich nicht, ob das verächtliche »Puh!« des früheren Wachtmeisters der Kavallerie dem Bier oder der SS galt.
Eine Woche später war ich, um zwölfeinhalb Kilo leichter, wieder in Paris und bereit für neue Abenteuer. Ich brauchte nicht lange darauf zu warten.

26. Gefahrenzulage

Ich weiß nicht, ob General Emilio Mola einen bestimmten Plan der psychologischen Kriegführung verfolgte, als er Anfang Oktober in Burgos seine berühmte Rundfunkrede über die ›Fünfte Kolonne‹ hielt. Vier Kolonnen, so führte er aus, seien im Anmarsch auf Madrid, eine fünfte aber warte innerhalb der Stadt auf den richtigen Augenblick, um sich gegen die Regierung zu erheben und Madrid von innen zu erobern.
Selbst wenn diese Bemerkung nur eine gedankenlose Prahlerei war oder, wie manche behauptet haben, eine unglückselige Indiskretion, so sollte ihre Wirkung auf die Kampfmoral der Madrider Regierung sie doch zu einem der großartigsten Erfolge machen, die je im Nervenkrieg erzielt wurden. Die Psychose, die dieser imaginäre Partner General Molas im Lager der Roten hervorrief, behinderte und verwirrte ihre Kriegführung tausendmal mehr als die Aktionen der tapferen, aber verschwindend kleinen Schar von Nationalisten, die tatsächlich hinter den roten Linien operierten. Die panische Reaktion gegenüber dem Schreckgespenst der Fünften Kolonne sollte ihre Kreise sogar bis zu mir in das ferne Paris ziehen und, wie ich es heute sehe, entscheidenden Einfluß auf mein politisches Verständnis und meine Karriere ausüben.
Das Schreckgespenst setzte ganze Ereignisketten in Bewegung, und eine davon bewirkte, daß ich nach Madrid geschickt wurde. Bisher war ich hauptsächlich mit dem rechten Flügel des internationalen Bürgerkriegs in Europa in Berührung gekommen; nun, in Madrid, sollte ich auch engen Kontakt mit den Männern des linken Flügels aufnehmen – mit Engländern, Amerikanern, Franzosen, Spaniern, Jugoslawen, Italienern und Sowjetrussen. Und – was für mich das wichtigste war – ich lernte eine Sorte von Deutschen kennen, die mir bisher erst in ganz wenigen Exemplaren begegnet war: Deutsche, die Deutschland verlassen hatten, nicht weil sie Juden waren und die Rassenverfolgung zu fürchten hatten oder weil sie bekannte Mitglieder des kommunistischen

Parteiapparats waren – (selbstverständlich gehörten die meisten der Deutschen in Rotspanien einer dieser beiden Kategorien an) –, sondern weil sie Repräsentanten der alten deutschen liberalen Tradition waren. Hier in Rotspanien traf ich Deutsche, die von ganz außergewöhnlicher Integrität und Zivilcourage waren und die, ohne es nötig zu haben, Heim und Beruf in Deutschland aufgegeben hatten und ins Ausland gegangen waren, um von hier aus das Unheil, das Hitler anrichtete, zu bekämpfen. Ihr Wunsch war es, hier draußen die Grundlagen eines neuen und besseren Deutschland vorzubereiten, in dem alle Menschen vor dem Gesetz gleich sein würden und der Einzelne nicht mehr das willenlose Werkzeug des Staates und der Bonzen war, die sich als sogenannte Hoheitsträger die Macht und die Willkürrechte des Staates angemaßt hatten – eines Deutschland, in dem der Staat der Diener und Beschützer des Einzelnen und seiner menschlichen Rechte sein würde.
Meine Bewunderung und Zuneigung für diese Menschen wurde nicht geringer, als ich sah, wie sie im Dienst der kommunistisch geführten Kriegsmaschinerie der Republik zwangsläufig eine Illusion nach der anderen verloren. Noch bevor der Bürgerkrieg zu Ende war, desertierten viele von ihnen, und einigen mußte ich sogar dabei behilflich sein.

Am Freitag, dem 6. November 1936, drangen Francos Truppen in die westlichen Außenbezirke von Madrid ein. Ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, gelangten sie in die ersten Straßen der Arbeitervorstadt Carabanchel, von hier aus nach Villaverde und in andere Vororte, stießen sogar in die Casa de Campo, einen großen Park, vor und bewegten sich auf die Manzanares-Brücke zu, der letzten Barriere des eigentlichen Madrid.
Largo Caballero, der rote Gewerkschaftsbonze mit dem Mönchsgesicht, den ich im Mai interviewt hatte, war jetzt Ministerpräsident. Als die Truppen der Rebellen Madrid derart bedrohten, berief er eine Kabinettssitzung im Kriegsministerium ein und legte hier seinen Ministern das vor, was ich nur als ein Programm der Verzweiflung bezeichnen kann. Madrid sei nicht zu halten, erklärte er ihnen. Sie hätten drei Möglichkeiten. Für eine müßten sie sich entscheiden. Die Regierungsmitglieder müßten entweder: a) in Madrid bleiben, Straße für Straße verteidigen und als Helden sterben, b) in einer Botschaft Asyl suchen, oder c) Madrid seinem Schicksal überlassen, den Sitz der Regierung nach Valencia verlegen und den Krieg von dort aus weiterführen, so gut es eben ging. Die Minister waren noch immer am Diskutieren – die Anarchisten drangen darauf, daß die Regierung in Madrid bleiben müsse –, als um halb vier Uhr nachmittags dieses 8. November eine Botschaft von einem Offizier eintraf, der den Sektor Carabanchel befehligte.
»Die Fünfte Kolonne hat losgeschlagen«, besagte diese Botschaft. »Eine als sozialistische Miliz verkleidete Bande hat in Carabanchel unsere Truppen angegriffen und sie zu überrumpeln versucht.«
Nun hatte ein solcher Versuch keineswegs stattgefunden. Er bestand lediglich in der Phantasie dieses Offiziers in Carabanchel, dessen Nerven durch das ständige Gerede über die Fünfte Kolonne so überreizt waren, daß er einen Zwischenfall, wie er im Durcheinander der Straßenkämpfe immer wieder vorkommt, falsch aufgefaßt hatte: Rote Miliz hatte irrtümlich auf Rote Miliz geschossen.
»Die Fünfte Kolonne!« japste der Offizier, nur allzu erfreut, einen guten Grund zum Davonlaufen gefunden zu haben. »Die Fünfte Kolonne ist unter uns! Alles ist verloren!« Er schickte seine Botschaft an Largo Caballero und machte, daß er fortkam.
Für den früheren Maurer und sein Kabinett war die Nachricht, daß die Fünfte Kolonne in Aktion getreten sei, ausschlaggebend. Sofort stimmten sie dafür, noch in derselben Nacht nach Valencia abzufahren und ihre wichtigsten Beamten mitzunehmen.
Während diese bedeutsame Kabinettssitzung stattfand, wartete in einem Vorraum des Kriegsministeriums mein Kollege William Forrest, der kluge kleine Schotte, der sich durch seine Kaltblütigkeit überall Respekt verschafft hatte. Ganz gleich, was kommen mochte, Luftangriffe, Bomben, Attentate, Francos Marokkaner – man konnte mit Sicherheit darauf zählen, daß Forrest jeden Abend am Telefon war und einen anschaulichen Bericht über die Prüfungen durchgab, denen Madrid und seine anderthalb Millionen Einwohner ausgesetzt waren. Willie, wie er in London von allen Kollegen genannt wurde, war damals bereits seit einigen Jahren Mitglied der Kommunistischen Partei[1]. Und als bewährter und bekannter Kommunist hatte er natürlich Verbindungen, die anderen Berichterstattern nicht zugänglich waren –

[1] Forrest trat 1939 aus Protest gegen die kurz aufeinanderfolgende Vergewaltigung Polens und Finnlands durch die Russen aus der Kommunistischen Partei aus. Heute ist dieser ehemalige Kommunist ein Meister in der Kunst, die Sowjets zu entlarven, wenn sie nach alter Gewohnheit ihre Aggressionen und Vertragsbrüche mit einem Schwall tönender Dialektik und ideologischer Beteuerungen zu überdecken versuchen.

einer der Gründe, die Christiansen bestimmt hatten, Forrest seinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, indem er ihn von seinem Posten als Umbruchredakteur erlöste und nach Madrid schickte. Infolge dieser guten Verbindungen nun erfuhr Willie in kürzester Zeit das sorgfältig gehütete Geheimnis von der unmittelbar bevorstehenden Abreise der Regierung. Und die Nachricht wurde ihm durch Rubio Hidalgo, den Pressechef des Außenministeriums, bestätigt. Rubio Hidalgo war ein Opportunist, der sich sonderbarerweise alle Mühe gab, so machiavellistisch wie möglich auszusehen. Ein schmaler schwarzer Bart zierte seine Oberlippe, beim Sprechen pflegte er überlegen zynisch zu lächeln, dunkle Brillengläser verbargen die Augen, die aber unter dieser traditionellen Maske des internationalen Verschwörers recht unsicher dreinblickten.

Der Pressechef bot Forrest einen Platz in seinem eigenen Wagen an. »Als Kommunist können Sie nicht hierbleiben. Man würde Sie erschießen. Aber wenn Sie mit mir kommen, werden Sie der einzige englische Korrespondent sein, der mit dieser Story aus Madrid herauskommt«, sagte Rubio, der Versucher. »Sie brauchen keine Angst zu haben, daß Sie hier etwas versäumen. Die anderen werden sowieso von den Faschisten festgenommen und gar keine Möglichkeit haben, ihre Nachrichten durchzugeben. Wenn die Regierung heute abend abgereist ist, wird man bestimmt nicht mehr mit London oder Paris telefonieren können. Und der drahtlose Verkehr wird auch unterbrochen.«

Das war entscheidend. Forrest schenkte Rubios Behauptung, daß die telefonischen und telegrafischen Verbindungen gesperrt sein würden, Glauben und nahm seine Einladung an. Doch bevor er Madrid verließ, tat er sein Bestes, um Christiansen einen chiffrierten Bericht zukommen zu lassen, der die Nachricht über die Flucht der Regierung enthielt. Mit viel Mühe und Phantasie verfaßte er eine Meldung über die Gefangennahme eines Trupps Marokkaner, die in Madrid eingedrungen waren. Selbstverständlich enthielt dieser Artikel kein Wort über die Absichten der Regierung. Wenn man jedoch die Anfangsbuchstaben jedes Satzes aneinanderreihte, ergab sich die Meldung: »Regierung abhaut heute nacht Valencia.«

Rubio selbst las Forrests Bericht durch, genehmigte ihn und setzte seinen Zensurstempel darunter. Als Willie zum Telefon ging, fand er hier den üblichen Kontrollbeamten vor, der das Gespräch mit anhören und es unterbrechen mußte, falls der Reporter versuchen sollte, etwas durchzugeben, das nicht in dem vom Zensor genehmigten Text stand.

Der Kontrollbeamte wußte jedoch, daß Forrest einer von Rubios Günstlingen war und daß man ihm gegenüber ruhig etwas großzügig verfahren durfte.

»Ich möchte meinen Kollegen in London nur ein paar Anweisungen darüber geben, wie der Artikel gebracht werden muß«, sagte Forrest zu dem Mann. »Es ist sehr wichtig, daß er in der richtigen Aufmachung herauskommt – wichtig für unsere Sache, Genosse.«

»In Ordnung, Genosse«, antwortete der Kontrollbeamte, der im Grunde nur ein einfacher Angestellter der Telefongesellschaft und ebensowenig ein Kommunist war, wie ich es bin. »Aber sagen Sie nur nichts, was Sie nicht sagen dürfen, sonst kriege ich Scherereien.«

Als unsere Redaktion in London sich meldete, sagte Willie zu dem Stenographen: »Geben Sie bitte diese Meldung an den Chefredakteur weiter. Notieren Sie bitte folgendes: Das ist ein außerordentlich wichtiger Bericht. Ich bitte darum, den ersten Buchstaben jedes Satzes als Initial fett zu drucken, damit die Meldung richtig gelesen werden kann. Ich wiederhole: Damit die Meldung *richtig* gelesen werden kann!«

Der arme Willie hatte aber Pech. Die Redakteure befolgten seine Anweisung nicht. Sie druckten seinen Artikel ab, und in der üblichen Hast beim Umbruch erkannte keiner die Verschlüsselung.

Der Knüller war verloren.

Dann, als Willie Forrest seinen Bericht zu Ende diktiert hatte, stieg er in Rubio Hidalgos Wagen, der sich prompt den flüchtenden Regierungswagen anschloß. Eigentlich hätte diese Nachtfahrt aus dem kalten, von Hunger und Krieg heimgesuchten Madrid hinunter in das warme, sonnige und verhältnismäßig friedliche Valencia eine angenehme, von keinen Zwischenfällen gestörte Reise sein sollen. Sie wurde jedoch zu einem Alptraum. Der einzige Wagen, der glatt durchkam, war der erste, in dem Largo Caballero saß. Alle übrigen kamen nur bis Tarancón, einem Kontrollpunkt auf der Hauptstraße nach Valencia, etwa sechzig Kilometer hinter Madrid. Dort wurden sie von bewaffneten Anarchisten angehalten, die die hohen Würdenträger ohne jeden Respekt einem peinlichen Verhör unterwarfen.

»Wer ihr seid, ist uns ganz egal«, erklärten die Anarchisten und gaben ein ganzes Lexikon ausgesuchter Obszönitäten zum besten. »Wir lassen hier keine Deserteure durch. Zurück auf eure Posten, Genossen! Zurück nach Madrid, ihr verdammten ... in die Milch eurer Mütter!« Spanische Flüche sind von einer nicht wiederzugebenden Obszönität.

Die Lage der flüchtenden Minister war entsetzlich. Madrid war ihrer Überzeugung nach inzwischen in den Händen der Fünften Kolonne. In ihrer Phantasie sahen sie schon Francos Marokkaner beim Plündern der Stadt. Dorthin zurückzukehren, wie die Anarchisten von ihnen verlangten, war ihrer Ansicht nach Selbstmord. Aber sie hatten eben an dem Beispiel des jungen Unterstaatssekretärs im Finanzministerium gesehen, daß es auch Selbstmord bedeutete, wenn man versuchte, die anarchistische Sperre zu durchbrechen.

Der unglückliche junge Mann hatte seinem Fahrer kurzerhand Anweisung gegeben, die Befehle der Anarchisten zu ignorieren. »Zum Teufel mit diesen Verrückten!« hatte er gerufen. »Gib Gas, García, und fahr los!« Die Anarchisten hatten jedoch nicht nur Handgranaten und Maschinenpistolen, sondern auch Motorräder. Sie brausten hinter dem Studebaker des Unterstaatssekretärs her, holten ihn ein und erschossen sämtliche Insassen.

Dann brachten sie den Wagen mit den Leichen zurück, damit die Minister sie sehen konnten.

Schließlich erwies sich einer der Chauffeure als rettender Engel für die rote Prominenz. Zum Schein fuhr er mit der Autokolonne ein Stück zurück in Richtung Madrid. Dann machte er wieder kehrt und zeigte ihnen, wie man Tarancón und die Anarchisten umgehen konnte, indem man die sumpfigen, vom Regen aufgeweichten kleinen Landwege benutzte, die nicht bewacht wurden. Zwar mußten die Herren Minister immer und immer wieder aussteigen und ihre Wagen durch den Schlamm schieben, aber am Ende schafften sie es doch. Sie kamen nicht noch einmal mit den anarchistischen Dickschädeln in Berührung und erreichten ohne weitere Zwischenfälle Valencia.

In Valencia requirierte Rubio Hidalgo, der in solchen Dingen eine Spürnase hatte, einen herrlichen alten Palacio aus dem achtzehnten Jahrhundert. Zwischen Gobelins und Brokatmöbeln richtete er hier ein neues und sehr imposantes Büro der Presse- und Propagandastelle ein. Die Minister beschlagnahmten die städtischen Gebäude für ihre Dienststellen. Und dann saßen sie alle da und warteten auf die Nachricht von dem Fall Madrids. Aber Madrid fiel nicht. Madrid, in das die von den Russen angeführten Internationalen Brigaden jetzt Verstärkungen an Truppen, Waffen und Ausrüstungen hineinschleusten, kämpfte mit einem Mut und einer Hartnäckigkeit, die den Beifall und die Bewunderung der ganzen Welt erregten – genau wie zwanzig Jahre später das verzweifelt kämpfende Budapest bei seinem Aufstand gegen die Russen.

Dramatische Augenzeugenberichte über die Gefechte in den Straßen, den Gebäuden und den unterirdischen Abzugskanälen Madrids wurden von den Reportern telefonisch und telegraphisch in alle Teile der Welt durchgegeben – ausgerechnet von jenen Reportern, denen Willie Forrest mit seiner Story ein Schnippchen hatte schlagen wollen. Sie brauchten ihre Berichte nicht einmal zensieren zu lassen. Ein paar glückliche Tage lang konnten die Berichterstatter alles weitergeben, was sie sahen und erfuhren. Rubio Hidalgo war so überzeugt gewesen, daß die Stadt in ein paar Stunden in die Hände der Nationalisten fallen werde, daß er sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, einen Stellvertreter zu ernennen.

Daß Willie Forrest ausgerechnet in diesem kritischen Augenblick aus Madrid verschwand, war ein harter Schlag für unseren Chefredakteur Arthur Christiansen. Denn Tag um Tag hatte er Forrest auf der Titelseite herausgestellt als den Reporter, der bis zuletzt an Deck des brennenden Schiffes bleiben würde, um seine Berichte durchzugeben, solange noch ein Atemzug in ihm war. Jetzt fühlte Chris sich blamiert. Als er in Valencia anrief und Forrest aufforderte, sofort nach Madrid zurückzufahren, erklärte Willie ihm, er denke nicht daran. Er habe Wichtigeres vor. Er reise jetzt nach London.

Willies politische und humanitäre Regungen hatten den Sieg über sein Berufsgewissen als Reporter davongetragen. Er werde Spanien verlassen, so sagte er dem unglücklichen Chris, um im Unterhaus mit den Abgeordneten zu sprechen und ihnen klarzumachen, daß Großbritannien Rotspanien zu Hilfe eilen müsse. »Lieber verzichte ich auf meine Stellung«, erklärte er Chris in seinem ruhigen schottischen Tonfall, »als daß ich meine Pflicht als Staatsbürger und Mensch verletze.«

Und dies ist der Punkt, an dem das Schreckgespenst der Fünften Kolonne, das Largo Caballero mitsamt seinem Kabinett nach Valencia gescheucht hatte, auch auf mein Schicksal Einfluß zu nehmen begann. Denn als Christiansen hörte, daß Forrest darauf bestand, nach Hause zu kommen, rief er mich in Paris an. Ich war eben von meiner Abmagerungskur in Deutschland zurückgekehrt.

»Tom«, sagte Chris, »fühlst du dich nach deiner Kur kräftig genug, um nach Madrid zu gehen? Willie Forrest ist gerade von dort weggefahren und will nicht wieder hin.«

»Selbstverständlich, ich fahre gern, Chris«, antwortete ich bereitwillig. »Madrid ist augenblicklich ein faszinierender Posten! Ich weiß allerdings nicht, wie die Roten Delmer, den Busenfreund von Hitler

und seinen Kumpanen, aufnehmen werden. Und ich kann auch nicht garantieren, daß ich da bin, bevor Franco die Stadt genommen hat. Aber auf jeden Fall verspreche ich dir, daß ich mein Bestes tun werde, um hinzukommen.«
»Na großartig!« sagte Chris. »Ich wußte ja, daß ich auf dich zählen konnte, Tom. Du bist eben wirklich einer vom Bau!« Ein gerührtes Zittern kam in die Redakteurstimme. »Ich wußte, daß du mich nicht im Stich lassen würdest!«
Wir alle, die wir für Chris arbeiteten, kannten ihn als eine etwas sentimentale und empfindsame Seele – vermutlich trugen eben diese Eigenschaften dazu bei, einen so großen Chefredakteur aus ihm zu machen. Darum empfand ich das Tremolo in seiner Kehle als nichts Außergewöhnliches.
Doch nur wenige Minuten, nachdem Chris aufgehängt hatte – ich beglückwünschte mich gerade zu diesem hochinteressanten Job –, war London schon wieder am Apparat. Man teilte mir mit, daß Lord Beaverbrook mich zu sprechen wünsche. Nun war ich doch etwas verdutzt.
»Tom«, sagte die knarrende Stimme des alten Herrn, »ich bin stolz auf Sie. Sehr stolz. Ich werde es Ihnen nie vergessen, daß Sie ohne Widerrede und ohne einen Augenblick zu zögern, diesen gefährlichen Auftrag angenommen haben. Ich habe veranlaßt, daß Sie mit sofortiger Wirkung eine Gehaltserhöhung bekommen. Auf Wiedersehen und viel Glück!«
Nanu, dachte ich, habe ich mich hier überfahren lassen? Ist diese Sache mit Madrid wirklich so gefährlich? Und dann, nachdem ich ein Magnum Deutz-Geldermann geöffnet hatte, um mit Isabel, Bernhard Lippe – der in Paris war, um noch ein paar letzte Abschiedsbesuche vor seiner Hochzeit zu machen – und einigen zufällig anwesenden Freunden auf den weiteren Widerstand Madrids zu trinken, verfiel ich in Nachdenken über die angenehme Neuigkeit meiner Gehaltsaufbesserung. Wieviel würde sie wohl betragen? Vielleicht zehn Guineen mehr pro Woche?
Ein paar Stunden später erhielt ich Gewißheit über die Höhe der Summe – zugleich mit meinem Visum für Rotspanien und einem Flugbillett nach Alicante. Lord Beaverbrook hatte mir in seiner Großzügigkeit eine Gehaltserhöhung von drei Guineen genehmigt.
»Gefahrenzulage«, meinte Bernhard Lippe.

Und Gefahren drohten einem allerdings in Madrid – in rauhen Mengen: Von den Bomben, welche die deutschen und italienischen Flieger

aus ihren Junkers und Capronis herabwarfen, ohne daß ein einziges Madrider Flugzeug aufsteigen konnte, um sie abzuwehren. Von den Geschossen, die Francos Artillerie alle paar Minuten in die Straßen der Stadt krachen ließ. Von den schießwütigen Milizpatrouillen, die überall diesem Phantom nachjagten, das sich ›Fünfte Kolonne‹ nannte. Gleich am ersten Abend bekam ich einiges davon zu spüren.
Ich erreichte Madrid am Abend des 16. November, genau zehn Tage nach der Flucht der Regierung, die ihre Hauptstadt als verloren aufgegeben hatte. Rubio Hidalgo hatte von Valencia aus angeordnet, daß kein ausländischer Journalist mehr nach Madrid hineindürfe. Aber ich umging diesen Ukas, indem ich einfach selbst für meinen Transport sorgte und den guten alten Bus Valencia–Madrid nahm. Trotz Largo Caballero, trotz Franco und trotz Rubio Hidalgo ratterte er noch immer zwischen den beiden Städten hin und her, als ob es so etwas wie Krieg und Belagerung gar nicht gäbe.
Und es war ein prächtiges altes Vehikel, das da so unerschüttert über die lange Straße nach Madrid von Ortschaft zu Ortschaft rumpelte, Ziegen, Schafe, Hühner, Gänse und Bauern aufnahm und sie ein paar Haltestellen weiter wieder absetzte.
Ein Mann in einem Ledermantel und ich waren die einzigen Fahrgäste, welche die ganze Reise mitmachten. Fahrer und Schaffner taten ihre Arbeit ruhig und gemächlich, wie sie sie stets getan hatten, und als kurz vor Madrid einer der Wachtposten an einem Kontrollpunkt sagte: »Besser, du machst, daß du hier schnell durchkommst, Agostín; die Straße liegt manchmal ein bißchen unter Feuer«, befolgte Agostín diesen Rat, genau als habe der Mann ihm gesagt: »Fahr das nächste Stück vorsichtig, mein Junge. Da sind ein paar vereiste Stellen.«
Agostín setzte mich in dem verdunkelten Madrid fast direkt vor der Britischen Botschaft ab, und ich belohnte ihn dafür mit einer Packung Players.

»Los, kommen Sie nur rein!« rief eine freundliche Stimme, als ich meinen Koffer am Eingang zur Botschaft hinstellte. Ich hatte mich eigentlich nur nach dem Weg zum nächsten Hotel erkundigen wollen.
»Sie bleiben am besten gleich da«, sagte ein großer rothaariger Mann, nachdem ich ihm erklärt hatte, wer ich war. »Die anderen englischen Korrespondenten kampieren auch alle hier. Es ist so sicherer für Sie. Man weiß nie, wann die Marokkaner durchbrechen, und es wäre kein Spaß für Sie, wenn die Sie in einem Hotel schnappen würden. Ich glaube, wir können Sie schon noch unterbringen. Allerdings haben wir keine

Betten mehr, sondern jeder bekommt nur eine Matratze, und Sie müssen mit den Flüchtlingen im Ballsaal auf dem Fußboden schlafen. Übrigens, mein Name ist Christopher Lance«, fügte er hinzu. »Ich bin eine Art unbesoldeter ehrenamtlicher Militärattachégehilfe.« Und er grinste ironisch über den langen Phantasietitel.

Lance führte mich zum Ballsaal. Hier schmiß ich meinen Koffer auf den Parkettfußboden, direkt unter ein Porträt, das eine streng blickende Königin Mary in ganzer Figur zeigte, breitete meine Matratze aus und etablierte das, was für die nächsten vierzehn Tage mein Standquartier sein sollte.

Dann machte ich mich unter Führung meines tapferen und freundlichen Kollegen Hector Licudi wieder auf den Weg in die dunklen, unbeleuchteten Straßen von Madrid, um herauszufinden, was hier vorging, und nach Möglichkeit eine telefonische Meldung nach London durchzugeben. Und so kam es, daß ich mir schon knappe zweieinhalb Stunden nach meiner Ankunft die drei Guineen Gehaltserhöhung redlich verdiente – platt auf dem Bauch neben einer brennenden Bedürfnisanstalt liegend, während die Bomber der deutschen Luftwaffe einen Schauer von Brandbomben abwarfen, die zischend rings um mich herum einschlugen.

Als alle Bomben explodiert waren und ich immer noch intakt war, blickte ich auf. Hoch über mir ragte der von einem amerikanischen Architekten erbaute Wolkenkratzer der Telefongesellschaft wie ein riesiger weißer Zuckerhut in den von Leuchtbomben und Bränden hell erleuchteten Himmel.

»Dort wollen wir hin«, hörte ich Hector Licudi hinter mir sagen. »Das ist die Telefónica. Da drinnen sitzen die Señores von der Zensur.« Aber da war noch ein Hindernis auf unserem Weg. Eine von Görings Brandbomben sprühte weißes Feuer über das Kopfsteinpflaster unseres Gäßchens und rann dann zu einer Art weißem Flammentümpel aus. Ich stand auf, nahm einen Anlauf und sprang mitten hindurch. Hector folgte mir.

Innerhalb der Telefónica war alles Dunkelheit und Polizeiwachen. Schließlich fanden wir die Zensoren – zwei. Sie saßen an einem Tisch vor flackernden Kerzen, die ihre Gesichter beleuchteten. Sandsäcke schützten die Fenster. Der Chef war ein leichenblasser Spanier mit tiefen Falten der Bitterkeit um den Mund, die durch die Schatten des Kerzenlichts noch tiefer erschienen. Er wirkte wie die Verkörperung des Spaniertums: verkrampft und mißtrauisch, stets auf dem Sprung, im Namen aller Spanier übelzunehmen. Der andere Zensor war ein

lächelnder kleiner Mann mit dem blassen, zarten Gesicht und dem dünnen Seidenhaar eines Talmudgelehrten. »Mandelbaum« stellte er sich vor und deutete nach deutscher Art eine Verbeugung an.

Der Spanier, dessen Name Arturo Barea lautete[1], verstand keine Fremdsprache. Mandelbaum, ein Russe oder ein Pole – das machte damals in Madrid kaum einen Unterschied aus – konnte nicht Spanisch. Aber er sprach französisch und auch deutsch. Als ich daher meinen Bericht geschrieben hatte, übersetzte ich ihn für Mandelbaum ins Deutsche – in ein Deutsch, das ich wieder einmal mit einem starken englischen Akzent sprach, um mich nicht mit langen Erklärungen aufhalten zu müssen. Er genehmigte den größten Teil meines Berichts. Doch aus Angst, den großen Rubio Hidalgo im fernen Valencia zu beleidigen, wollte er mir nicht erlauben, zu erzählen, wie ich nach Madrid gekommen war.

Als Licudi und ich von der Telefónica durch die zerbombten und brennenden Straßen zur Botschaft zurückgingen, wurden wir plötzlich angehalten. Ein wildes *»Alto!«* tönte uns aus dem Dunkel entgegen.

»Adónde vamos?« (Wohin gehen wir?) rief die Stimme, die, wie ich nun bemerkte, zu einem Milizsoldaten gehörte, der einen Karabiner im Arm hielt. Seine Worte waren die Parole für diese Nacht, und die Antwort darauf mußte lauten: *»Hasta la victoria!«* (Bis zum Sieg!) Ich jedoch glaubte, der Milizsoldat habe gefragt »Wohin geht *ihr*?« Darum wartete ich gar nicht ab, was Hector sagen würde, sondern rief in meinem mangelhaften Spanisch: *»A la Embajada Británica«* (Zur Britischen Botschaft).

Die Antwort des Milizsoldaten war ein Schuß, der glücklicherweise daneben ging. Aber inzwischen hatte Hector sich eingeschaltet. Hector stammte aus Gibraltar und sprach spanisch wie ein Spanier. Er erklärte dem Mann rasch, wer wir seien. Andere Wachtposten kamen angelaufen, und nachdem sie unsere Papiere und Pässe geprüft und ein paar freundliche Scherzworte mit uns gewechselt hatten, machte die ›Bota‹ die Runde, die lederne Weinflasche, aus der man sich einen Weinstrahl in den Mund rinnen läßt. Zu meinem Glück hatte ich diese Trinktechnik bereits bei den Nationalisten erlernt. Dann erlaubte man uns, unseren Weg fortzusetzen.

[1] Vielleicht entwickelte sich bei Barea ein Superioritätskomplex, als er die Berichte von uns »Zeitungsschmierern« zu zensieren bekam. Jedenfalls begann er später selber zu schreiben und erwarb sich einen gewissen Ruf als Autor mehrerer Bücher über den Bürgerkrieg und die spanischen Verhältnisse.

Aber selbst das war noch nicht alles; ich sollte an diesem ersten Abend die Zustände im belagerten Madrid noch genauer kennenlernen. Als wir einige hundert Meter vor der Botschaft eine Straße überqueren wollten, wurden wir durch eine Polizeisperre aufgehalten. Wir wiesen unsere Papiere vor. Wir beteten die Parole her, die der Milizsoldat uns so freundlich verraten hatte, und Hector erläuterte unsere Absicht, zur Botschaft zu gehen. Es half alles nichts. Die Polizei wollte uns nicht durchlassen.

»*Quinta Columna!*« sagte einer langsam und erklärend zu mir, als spräche er mit einem Kind. »*Quinta Columna! Paff! Paff! Paff!*« (Fünfte Kolonne! Paff! Paff! Paff!). Und wirklich, jetzt hörte ich das ›Paff! Paff! Paff!‹. Ganz in der Nähe knallten Gewehrschüsse und ratterten Maschinengewehre. Als nach einiger Zeit das Feuer etwas nachließ, durften wir weitergehen.

»Gehen Sie dicht an den Hauswänden entlang«, sagte der Polizeisergeant zu uns. »Die Schießerei ist noch nicht zu Ende.« Als wir die Straße erreichten, auf der die Botschaft lag, mußten wir feststellen, daß der Kampf sich direkt vor und neben dem Gebäude abspielte. Überall Polizei und Miliz. Es war ein ohrenbetäubender Lärm.

Aber was eigentlich los war, erfuhr ich erst, als ich in der Botschaft war. Lance erzählte es mir. Sturmtrupps der Polizei und der Miliz bahnten sich mit Spitzhacken und Gewehren einen Weg in ein neben der Britischen Botschaft liegendes Haus, das als ›Nebengebäude‹ der finnischen Botschaft registiert war und zur Zeit eine Anzahl Madrider Bürger- und Adelsfamilien beherbergte. Diese hatten sich hierher geflüchtet in der Hoffnung, die rote Regierung werde das Gebäude als exterritorial respektieren, und die finnischen Diplomaten würden ihnen ihren Schutz angedeihen lassen. Sie lebten hier schon seit den ersten Tagen des Bürgerkriegs, und die Regierung hatte sie bisher in Ruhe gelassen. Jetzt hingegen, da die Treibjagd gegen die ›Fünfte Kolonne‹ entfesselt war, hatte die Polizei Befehl erhalten, in das Haus einzudringen und die Insassen festzunehmen.

Die Menschen da drinnen, die wußten, daß sie nur Folter und Tod zu erwarten hatten, verteidigten sich mit letzter Verzweiflung. Sie besaßen nur zwei Pistolen, eine Maschinenpistole und einen kleinen Vorrat an Munition. Damit feuerten sie eben oft genug, um die Polizei von der Tür fernzuhalten. Und während eine Gruppe der Verteidiger schoß, gruben, hämmerten und meißelten die anderen, um die Mauer zu durchbrechen, die sie von der nebenan liegenden Britischen Botschaft trennte.

»Hilfe! Hilfe!« konnte ich sie von der anderen Seite her rufen hören. »Um Christi willen, so helft uns doch!«

Die englischen Diplomaten beobachteten die Vorgänge mit steigender Nervosität. Und sie hatten, wie ich später herausfand, allen Grund dazu. Denn in dem Haus, in das die Spanier von dem finnischen Nebengebäude her durchbrechen wollten, hielten die Engländer selbst eine kleine und erlesene Schar ihrer spanischen Freunde verborgen. Falls nun die Spanier von drüben wirklich durch die Trennmauer gelangten, würde es für die Mitglieder unserer Botschaft trotz ihrer diplomatischen Immunität äußerst schwierig sein, die Polizei davon abzuhalten, daß sie eindrang, die Räume durchsuchte und dabei auch unser kleines Depot an menschlicher Schmuggelware entdeckte.

Aber das diplomatische Prestige der Engländer wurde im letzten Augenblick gerettet. Denn eben bevor die Flüchtlinge aus dem finnischen Gebäude entweichen konnten, gelang es der Polizei, dort einzudringen. Und wieder einmal, genau wie damals am ersten Tag des Bürgerkriegs in Mollet, sah und hörte ich, wie weinende Frauen und Kinder und Männer mit düsteren trotzigen Gesichtern in wartende Lastwagen verfrachtet und fortgeschleppt wurden, dem Standgericht und dem Tod entgegen.

Durch ein Labyrinth schnarchender Schläfer ertastete ich mir den Weg zu dem mir zugewiesenen Platz im Ballsaal. Königin Mary blickte ohne jedes Wohlwollen auf mich herab, als ich einen Pullover über meinen Pyjama zog. Doch so hart die Matratze und der Parkettboden darunter auch waren, ich schlief und schlief – und ich durchschlief, wie man mir am nächsten Morgen erzählte, das schwerste Artilleriebombardement, das Madrid seit Beginn der Belagerung erlebt hatte.

27. Madrid

Als kleiner Schuljunge in Deutschland während des Ersten Weltkrieges war ich verwirrt und beunruhigt gewesen, weil die deutschen Siegeslieder mich in die gleiche Begeisterung versetzten wie meine Klassenkameraden. Schließlich schob ich die Schuld der Musik zu.

Aber nun, zwanzig Jahre später, erlebte ich im roten Madrid etwas Ähnliches, und diesmal gab es keine Musik, die ich dafür verantwortlich machen konnte. Trotz allem, was ich bei den Roten an Brutalität und Mißachtung des Rechts erlebt hatte, trotz meiner Antipathie gegen den demagogischen Betrug des Marxismus, wurde ich doch mitgerissen von dem Fanatismus, mit dem Madrid sich weigerte, den Kampf aufzugeben. Ich teilte die fiebernde Erregung der Roten bei dem Erfolg ihrer Gegenschläge gegen jene Seite, für die ich mich bestimmt entschieden hätte, wenn ich Spanier gewesen wäre und zwischen den beiden häßlichen Alternativen Franco und Largo Caballero hätte wählen müssen.

Wenn ich heute an jene Tage zurückdenke, zweifle ich nicht daran, daß ich damals das Opfer jenes beschämenden Defekts in meiner geistigen Struktur war, der mich im Kino bei den albernsten und kitschigsten Szenen Tränenströme vergießen läßt – obgleich mein Kopf mir sagt, daß das alles Unsinn und entsetzlich übertrieben ist. Madrid begeisterte mich, und ich achtete nicht auf die Mahnungen meiner Vernunft, daß die Mehrzahl der Einwohner nicht das geringste Interesse am Bürgerkrieg habe und nur den einen Wunsch hege, die Luftangriffe, die Beschießungen und die Hungersnot mögen ein Ende nehmen.

Ich war hingerissen von der eines Falstaff würdigen Geste, mit der General José Miaja[1], Madrids gemütlicher alter Bieronkel von einem

[1] General Miaja war einer der fünf Generale des spanischen Heeres, die auf seiten der Roten dienten. Die übrigen Generale waren entweder erschossen worden oder zu Franco übergegangen.

Oberstkommandierenden, Largo Caballeros Anweisung zerriß, die ihn ermächtigte, die Stadt zu übergeben, – obgleich ich wußte, daß er dabei nach dem ›Rat‹ Iwan Goljews handelte, des baumlangen Generals aus Moskau mit den hohen Backenknochen, der in Miajas Namen den Kampf leitete. Und der dramatische Eindruck, den Madrids erregende, im letzten Augenblick erfolgte Besinnung zum Widerstand auf mich ausübte, verlor nichts an Wirkung durch die Tatsache, daß es hauptsächlich die Internationalen Brigaden waren, die Francos Streitkräfte zurückwarfen – die ausländischen Freiwilligen, die gerade noch rechtzeitig eingetroffen waren, um die schwindende Widerstandskraft der undisziplinierten anarchistischen und sozialistischen Milizhorden Madrids neu zu beleben. Es bleibt eine bizarre Wahrheit, daß trotz General Goljew (der merkwürdigerweise einen deutschen Decknamen angenommen hatte und sich Helmuth nannte) und seiner Russen und trotz der Internationalen Brigaden Madrid mir in diesen frostigen November- und Dezembertagen des Jahres 1936 unendlich spanischer und somit unendlich liebenswerter erschien als das theoretisch superspanische Hauptquartier der Nationalisten in Burgos mit seinen englisch erzogenen Señoritos und seinen soliden braven Bürgertypen. In jenen Tagen hatte Madrid etwas Echtes und Aufrichtiges an sich, eine bäuerliche Erdhaftigkeit, die ich bei Franco nie gefühlt hatte – und übrigens auch in keiner anderen Stadt auf seiten der Roten.

Die Puerta del Sol war damals eine Kreuzung zwischen einem Dorfjahrmarkt, einer Szene während des Goldrauschs von Klondike und einem Wintersportplatz. Die letztere Note erhielt sie deshalb, weil jeder sich kostümiert hatte, um durch eine möglichst unbürgerliche, unkonventionelle Aufmachung die revolutionäre Orthodoxie seiner inneren Überzeugung zur Schau zu stellen. Ich sah überall so viele Skianzüge, daß ich fast das Gefühl hatte, nicht in Madrid, sondern in Sankt Moritz oder in Kitzbühel zu sein. Und die Temperatur war auch entsprechend.

Am südlichen Ende der Puerta de Sol verkauften Trödler alles, was ein Milizsoldat gebrauchen konnte: billige Lederjacken, noch billigere lederne Sturzhelme und dazu Abzeichen der verschiedenen Einheiten und der revolutionären Parteien. Jeder, der es wünschte, konnte sich hier als Kriegsheld ausstaffieren, ohne jemals eine Kaserne betreten oder gar an einem Kampf teilgenommen zu haben. Und viele taten genau das.

Die Schuhputzer saßen an denselben Plätzen, an denen sie stets gesessen hatten und auch heute noch sitzen. Kein Wort davon, daß ihre

Beschäftigung etwa der Würde eines Arbeiters Abbruch täte. Wenn mein Schuhputzer – ich ging jeden Tag zu demselben – sich vor mich hinkniete, vollzog sich jedesmal unweigerlich das gleiche Zeremoniell. *»Usted Ruso?«* (Sie Russe?) fragte er mich und blickte forschend, mit hochgezogenen Brauen, aus seinen Bauernaugen zu dem Mann auf, der da in einem flauschigen grünen Tweedanzug turmhoch über ihm thronte. Und auf meine Antwort hin schüttelte er ungläubig den Kopf, als wollte er sagen: ›Komisch! Ein *periodista inglés* im roten Madrid . . . nicht zu fassen!‹ Nie wurde er müde zu fragen und nie müde, sich über die stets gleiche Antwort, die er im voraus wußte, zu wundern.

In den Cafés ringsum, in denen in Friedenszeiten die Stierkämpfer und ihre Manager ihre Stammtische hatten, saßen jetzt blaubäckige Milizsoldaten, die auf Gitarren klimperten und Flamencos plärrten. Sobald sie hörten, daß ich aus London war, improvisierte einer von ihnen ein politisches Couplet . . . »Das englische Vo-o-olk muß uns zu Hi-i-ilfe kommen, um Frei-ei-heit und Demokrati-i-ie zu wa-a-ahren.« Und wenn der Vortrag beendet war, grinsten sie alle triumphierend und hocherfreut über dieses poetische Meisterwerk.

Neben den Flamencosängern saßen zebrahaarige Odalisken. Zebrahaare hatten sie, weil durch die Blockade Madrids der Vorrat an Wasserstoffsuperoxyd ausgegangen war und die platinblonden Schönheiten gezwungen waren, sich Zentimeter um Zentimeter zuerst in Viertelbrünette, dann in Halbbrünette und schließlich in Ganzbrünette zu verwandeln. Auf ihrem Busen trugen viele von ihnen ein gigantisches Zeichen des Roten Kreuzes, zum Beweis, daß sie Blut für die Blutbank gestiftet hatten, die von dem kanadischen Arzt Dr. Bethune für seine neu eingetroffene Bluttransfusions-Einheit eingerichtet worden war.

Wenn jedoch einige enthusiastische Mitglieder der Internationalen Brigaden und ebenso ein unglückseliger Kollege von mir glaubten, die Tatsache, daß die Transfusions-Einheit das Blut der Genossinnen annahm, biete nicht nur eine Gewähr für die Blutgruppe dieser Damen, sondern auch für ihre Gesundheit im allgemeinen, so war dies ein Trugschluß – und im Falle meines Kollegen ein recht verhängnisvoller.

Die Chicotes-Bar in der Gran Vía, vor der Revolution – und heute wieder – der Treffpunkt der eleganten Welt Madrids, diente nun einem malerischen Haufen von Soldaten, Soldatenmädchen und Gewerkschaftsgangstern zum Schauplatz ihrer Trinkgelage. Man konnte pro

Abend mit zwei bis drei kleinen Schießereien rechnen. Denn die Kellnergewerkschaft, jetzt Eigentümerin des Lokals, hatte mit Chicotes' umfangreichen Vorräten an französischen Likören, englischem Gin, schottischem Whisky und spanischem Weinbrand restlos aufgeräumt. Man servierte nun gefährliche selbstdestillierte Ersatzgetränke, die mindestens so schädlich waren wie der Badezimmer-Gin aus Amerikas Tagen der Prohibition – schädlich vor allem für diese neuen Gäste, die bisher nie etwas Stärkeres getrunken hatten als ihren spanischen Landwein.

Ich erlebte es, wie ein armer Spaßvogel, ein Milizsoldat, erschossen wurde, weil er sich in seiner Trunkenheit unbedingt den Scherz erlauben wollte, rund um die Tische zu taumeln und die Gäste mit einer Flitspritze zu besprühen. Und es half ihm auch nichts, daß er nicht Flit, sondern erbeutetes Lavendelwasser versprühte. Einem der Gäste paßte es nicht, besprüht zu werden. Er zog seinen Revolver – peng! peng! –, und schon lag der Mann mit der Flitspritze am Boden. Die Kellner räumten die Leiche weg, und das Trinken, Schreien und Singen nahm seinen Fortgang.

Dieser lärmende Fiesta-Geist machte sich auch an der Front bemerkbar, jedoch nur im spanischen Teil der Front, nicht auf den Sektoren der Internationalen Brigade. Draußen in El Pardo, einem großen Parkgelände nördlich von Madrid, in dem König Alfonso ein wahrhaft königliches Jagdhaus besaß – einst für Karl V. erbaut, heute von Franco bewohnt –, fand ich in einem Abschnitt, der den Golfplatz einschloß, die anarchistischen Verteidiger bei einer höchst vergnüglichen Beschäftigung. Männer und Frauen, die sich schwarz-rote Tücher um den Kopf gebunden hatten, saßen herum und verzehrten das Fleisch eines Schafes, das sie über einem großen offenen Feuer am Spieß gebraten hatten. Sie tranken aus ledernen Weinflaschen und sangen zwischen den einzelnen Schlucken, genau wie der Chor in einem Musical.

»Los falangistas, los falangistas, ya no pueden nos pasar« (Die Falangisten, die Falangisten, können nicht an uns vorbei), sangen sie nach der Melodie des ›Cucaracha-Rumbas‹ unter Gitarrenklimpern und Akkordeonjaulen und schlugen dabei mit ihren erbeuteten Golfschlägern im Takt der Musik gegen Bäume und Steine.

Der Kommandant dieser Streitkräfte – falls man ihn im Hinblick auf die von den Anarchisten verkündete Nicht-Anerkennung von Führerschaft und Organisation überhaupt so bezeichnen durfte –, dieser Kommandant war ein prächtiger hochgewachsener, bärtiger Bursche,

der sein Quartier in dem kleinen Klubhaus aufgeschlagen hatte. Sein Tisch stand direkt unter einem eingerahmten, in englischer Sprache abgefaßten Auszug der Golfregeln. Ich bat ihn, mir den Umfang seines Sektors auf einer Karte zu zeigen.

»Eine Karte? Eine Karte?« höhnte er, als er endlich verstanden hatte, was ich meinte. »Wir geben hier nichts auf Karten. Diesen Blödsinn überlassen wir den Faschisten und dem reaktionären Militär.«

Ganz Madrid schien entschlossen, sein Leben auf die bisherige Art weiterzuführen. Die wackligen alten Straßenbahnen fuhren noch immer, direkt bis hinter die Front. Oft begann ich meine Erkundung der militärischen Lage damit, daß ich die Straßenbahn nahm und an die Front fuhr. Und es kam gar nicht in Frage, daß man sich Tag und Nacht in einen unterirdischen Luftschutzraum verkroch, so wie ich es 1940 in London während Görings ›Blitz‹-Bombardements erlebte. Wenn die Beschießung losging, riefen die Madrider Mütter ihre Kinder, die auf der Straße spielten, ins Haus, und wenn alles vorüber war, schickten sie sie wieder auf die Straße. Dabei verhielten sie sich so ruhig, als sei nur ein kleiner Regenschauer niedergegangen.

Die Hausfrauen, die vor den Geschäften Schlange standen, um die geringen Lebensmittelzuteilungen abzuholen, verließen nur selten ihren Platz, wenn die Geschosse zu fallen begannen. Sie drückten sich nur ein bißchen dichter an die Hausmauern. Nicht einmal die Pelotaspiele wurden unterbrochen. Baskische Berufsspieler in weißen Hemden und weißen Hosen führten dieses Ballspiel aus den Pyrenäen vor, während Buchmacher den Stand der Wetten ausriefen und die Madrileños Wettzettel und Pesetenscheine in alte halboffene Tennisbälle steckten und diese von der Galerie zu den Buchmachern hinunterwarfen, welche sie auffangen mußten. Sie spielten und wetteten weiter, gleichgültig gegen Francos Geschosse.

Zu meinem größten Erstaunen stellte ich fest, daß auch der kleine Laden an der Ecke der Hortaleza-Straße genau wie alle anderen weiterhin geöffnet war. Bevor die Kirchenbrenner die Macht übernahmen, hatten die drei schwarzgekleideten alten Jungfern, denen der Laden gehörte, religiöse Medaillons, Karten mit Gebettexten, kleine Madonnenstatuen, Wachskerzen und dergleichen verkauft. Um ihr Geschäft auch unter den Roten weiterführen zu können, hatten sie die Figuren der anbetenden Hirten für die Weihnachtskrippen übermalt und verkauften sie nun als Milizsoldaten in blauen Monteuranzügen, die jetzt nicht mehr in Anbetung knieten, sondern um ihr Ziel aufs Korn zu nehmen.

Mir gefiel das alles sehr. Und eines gefiel mir an dem Madrid jener Tage ganz besonders: Die langweiligen Gruppen der Weltverbesserer, der literarischen Schwätzer, der Pseudophilosophen und der beschäftigungslosen Opportunisten, die sich hier beim Ausbruch der Revolution aufgetan hatten, waren plötzlich wie weggefegt und tauchten vorerst auch nicht wieder auf. Madrid schmeckte herb und naturrein.

Die bemerkenswerteste unter allen bemerkenswerten Persönlichkeiten, welche infolge der Notlage Madrids in eine exponierte Stellung aufrückten, war diejenige, die jetzt den Posten eines Secretario im Kriegsministerium innehatte.

Als ich den ›Secretario‹ zum erstenmal aufsuchte, stellte ich zu meiner Freude fest, daß dieser mächtige und einflußreiche Beamte eine ›Sie‹ war, ein zartes, grauhaariges Fräulein Anfang der Vierzig, die von allen ›Genossin María‹ genannt wurde.

Die flüchtenden Beamten hatten María weder für wichtig noch für attraktiv genug gehalten, um sie mitzunehmen. So hatte sie plötzlich fast allein in dem leeren Ministerium gesessen. Als dann am Morgen des 7. November die Telefone ihres Ministers zu klingeln begannen und die wenigen noch vorhandenen Beamten die Anfragen nicht beantworten konnten, hatte María die Dinge in die Hand genommen. Sie hatte keinen Augenblick lang Bedenken, sich über die Köpfe ihrer Vorgesetzten hinweg Vollmachten anzumaßen, die eigentlich nur dem Minister zukamen. Mit aller Bestimmtheit hatte María hier Anweisungen erteilt, dort Hilfe versprochen und jeden, der ihr begegnete – mich einschließlich –, mit ihrer eigenen dynamischen Entschlossenheit angesteckt.

Als ich eintrat, saß sie an ihrem Schreibtisch, ruhig und gesetzt wie eine Dorfschullehrerin, während rings um sie die Telefone schrillten und Männer in Lederjacken Ausweise und Entscheidungen anforderten. Sie trug denselben ziemlich abgenutzten blauen Rock und dieselbe glatte weiße Bluse mit den schwarzen Ärmelschützern, die sie wohl stets als einfache Stenotypistin im Ministerium getragen hatte. Sie hatte sich keinen jener enganliegenden Overalls zugelegt, mit denen andere Frauen sich kostümierten, obgleich sie mit ihrer festen und hübschen Figur wahrscheinlich besser darin ausgesehen hätte als viele andere.

Ihre einzige Konzession an die revolutionäre Mode war an dem schwarzen Ledergürtel angebracht, der ihre schlanke Taille umspannte: ein schmucker kleiner Pistolenhalfter, aus dem der Kolben eines Re-

volvers ragte. Um ihr Handgelenk direkt hinter der Armbanduhr trug sie einen Lederriemen mit glänzenden 0.22-Patronen.
Ich sprach bei ihr vor, wann immer sich ein Vorwand dafür finden ließ. Denn wenn je eine Frau den Titel einer ›Jeanne d'Arc von Rotspanien‹ verdiente, dann war es meiner Überzeugung nach nicht eine von jenen schrilltönenden weiblichen Volksrednern wie die Passionaria, die meine Kollegen wieder und wieder mit diesem Beiwort schmückten, sondern dieses stille kleine Bürofräulein. Ohne sie wäre die Verwaltungsmaschinerie von Madrid zusammengebrochen, so wie die flüchtenden Beamten es erwartet hatten.
Marías Zeit der Macht und des Glücks sollte nicht lange währen. Und ich bedaure es, daß ich unwissentlich zu ihrem Sturz beigetragen habe.

Keith Scott-Watson war ein großer kurzsichtiger Bohémien aus Bloomsbury mit einem bissig sarkastischen Humor, einer beneidenswerten Selbstsicherheit und einem dichten Schopf flachsblonden Haars, das ihm dauernd über die Brillengläser fiel. Er kam eines Nachts in die Telefónica hereinspaziert, als wir alle auf den unbenutzten Feldbetten der Telefonisten herumlagen und auf unsere angemeldeten Gespräche mit London und Paris warteten, während draußen rings um das Gebäude Görings Luftwaffe ihre Bomben herabregnen ließ.
Ich war sofort angetan von der gewinnenden Einfalt dieses jungen Mannes, der da mit grauen Flanellhosen, Trenchcoat und Rucksack vor uns stand, blinzelnd in das trübe Kerzenlicht blickte und fragte: »Bin ich hier richtig? Arbeiten hier die Korrespondenten?« Lispelnd erklärte er, daß er nach Spanien gekommen sei, um ›für die Freiheit zu kämpfen‹, dann aber seine Absicht geändert habe, als er herausfand, daß dieser Kampf nur darin bestand, Hügel zu stürmen, auf denen Maschinengewehre postiert waren. Ob wohl einer von uns einen Job für ihn hätte? Ich forderte ihn auf, etwas Beinarbeit für mich zu leisten, indem er täglich diejenigen Frontsektoren Madrids besuchte, in die ich selber nicht kam. Ich wollte ihn also in gleicher Funktion engagieren wie seinerzeit bei den Berliner Straßenschlachten im Mai 1929 den armen Charles Mackay. Nur mußte man hier in Madrid alle Wege zu Fuß oder mit der Straßenbahn zurücklegen, denn Taxis gab es nicht, und Wagen hatte man nur den Reportern der Linkszeitungen zur Verfügung gestellt.
Nur allzubald entdeckte ich, daß Scott-Watson kein Gewinn war. Nicht er half mir, sondern ich mußte ihm helfen. Denn, wie ich eines Morgens erfuhr, war die Polizei hinter ihm her. Sie wollte ihn als

Deserteur festnehmen. Ich brachte ihn in den Ballsaal der Botschaft, also auf exterritoriales Gebiet, und begab mich auf schnellstem Wege zu María. Ihre ruhige, besonnene Sicherheit hatte mich beeindruckt, und ich glaubte, in ihren grauen Augen hinter den randlosen Gläsern ihrer Brille einen Schimmer von Menschlichkeit entdeckt zu haben. Wenn überhaupt jemand bei den roten Behörden hier helfen konnte und wollte, so war das, wie ich meinte, María. Ich erzählte ihr die Geschichte. Und um dem Fall Scott-Watsons die nötige Bedeutung zu verleihen, fügte ich hinzu, daß es bestimmt Schwierigkeiten mit der britischen Regierung geben würde, falls dem jungen Taugenichts etwas zustoßen sollte. »Seine Familie hat sehr gute Beziehungen in England – in politischer Hinsicht, verstehen Sie?« sagte ich. »Am besten, man schickt ihn nach Hause.«
Zunächst blickte María mich sehr streng und abweisend an. Doch dann brach sie zu meiner Erleichterung in ein klingendes Gelächter aus. »Bringen Sie Ihren ›Kies‹ doch mal her«, sagte sie. »Ich will sehen, was ich für ihn tun kann.«
Ich brachte ihr Keith Scott-Watson – ihn mitsamt all seinen Habseligkeiten: Trenchcoat, Rucksack, graue Flanellhosen, Sportjacke, Bücher. Und das war sehr gut so. Denn nachdem María ihm ein paar Fragen gestellt hatte, verkündete sie, daß sie ihn hier im Büro behalten wolle, damit die Polizei »keine Dummheiten« mehr machen könne. Sie müsse selbst noch an diesem Abend im Wagen nach Valencia fahren, erklärte sie. Darum wolle sie ihn mitnehmen und in Valencia in einen Zug nach Frankreich setzen. Ich war so erleichtert, daß ich mich erbot, die Fahrtkosten nach Paris aus meiner eigenen Tasche zu bezahlen[1].
Am selben Abend noch fuhren die beiden in dem großen Hispano Suiza los, der aus einer Madrider Millionärsgarage ›befreit‹ und María zur Verfügung gestellt worden war. María und Keith saßen auf den Rücksitzen, der Fahrer und die Leibwache auf den Vordersitzen. Aber offenbar war ich bereits im Alter von zweiunddreißig Jahren der ahnunglose, unromantische alte Daddy, der ich, wie ich fürchte, noch heute bin. Obgleich jenes klingende Lachen mich hätte warnen sollen, war mir auch nicht einen Augenblick lang der Gedanke gekommen, daß diese brave kleine Schullehrerin mit dem ergrauenden Haar, die

[1] Ich ärgerte mich doch ein bißchen, als er später ein Buch mit dem Titel ›Single to Spain‹ (Ohne Rückfahrkarte nach Spanien) veröffentliche. Die Rückfahrt hatte *ich* bezahlt!

jetzt den Posten des allmächtigen ›Secretario‹ im Madrider Kriegsministerium innehatte, eine Frau war wie andere Frauen und daß sie sich in den törichten, lispelnden jungen Mann verlieben könnte. Aber genau das war der Fall. Ich erfuhr später von Keith selbst, daß kurz hinter dem Kontrollpunkt in Tarancón – an dem die Anarchisten diesmal keine Schwierigkeiten machten – ihre Lippen plötzlich einander trafen, die ihren heiß und hungrig nach dem ersten Mann ihres Lebens, die seinen kühl, überrascht, dann entzückt, forschend und herrisch.

Selbst dann wäre alles noch gut gegangen, wenn María bei ihrer Absicht geblieben wäre, ein Exit-Visum für Scott-Watson zu beschaffen und ihn dann in den ersten Zug zu setzen, der zur Grenze fuhr. Aber das war offenbar mehr, als diese Frau, die jetzt zum erstenmal in ihrem Leben die Liebe erlebte, über sich bringen konnte. Obgleich sie und Keith ihr möglichstes taten, um das Geheimnis zu wahren, wurde es selbstverständlich bald entdeckt.

Einige ihrer nach Valencia geflüchteten Kollegen, welche María die Macht neideten, zu der sie in ihrer Abwesenheit gelangt war, hatten sie bereits als Trotzkistin und Spionin bei der Geheimpolizei denunziert. Man darf nicht vergessen, daß Stalin damals gerade mit seiner großen Säuberung der Kommunistischen Partei begonnen hatte und daß die Epidemie der Verdächtigungen, der gegenseitigen Denunziationen und der Dolchstöße jetzt auch auf Rotspanien übergegriffen hatte.

Der Chef der GPU in Valencia, ein Russe, der sich Orlow nennen ließ, setzte seine Spitzel an, um María zu beschatten. In kürzester Zeit hatten diese die ganze Geschichte mit Scott-Watson entdeckt. María wurde verhaftet – nur drei Nächte, nachdem sie und Keith hier angekommen waren.

Keith ließ man ungeschoren – logischerweise, da man nur hinter María her war. Ohne nähere Befragung ließ man ihn nach England zurückfahren. Später, als er festangestellter Reporter war (allerdings nicht bei meiner Zeitung), gestatteten die Roten ihm sogar die Rückkehr nach Spanien.

María jedoch war verschwunden. Sie war unter meinen persönlichen Bekannten das erste Opfer dieser neuen Seuche, die während der nächsten drei Jahre in der kommunistischen Welt wüten sollte.

Im Verlauf der Zeit, als ich einen tieferen Einblick in die Zustände gewann, mußte ich feststellen, daß Parteienhader, persönliche Intrigen, Denunziation und Mord immer offener und auffälliger den unangenehmen Hintergrund für das Leben auf seiten der Roten bildeten. Zwischen Sozialisten und Anarchisten schwelte Haß und Mißtrauen. Und noch verhaßter waren ihnen beiden die Kommunisten, die seit dem Eintreffen sowjetischer Waffen und Flugzeuge und sowjetischer Ausbilder einen immer größeren Einfluß innerhalb der Armee und der Verwaltung ausübten. Die Kommunisten ihrerseits bekämpften nicht nur die Sozialisten, die Anarchisten und – mit allergrößter Erbitterung – eine kleine marxistische Splittergruppe, die sich ›Poum‹ nannte, sondern sie legten sich auch gegenseitig um.

In Moskau ausgebildete Kriminalbeamte der GPU hatten die Soldaten und Flieger der Roten Armee nach Spanien begleitet und wachten nun darüber, daß die durch Stalin unter den Kommunisten entfesselte Epidemie des Terrors und des Mißtrauens auch hier nichts an ihrer Giftkraft einbüßte, ohne Rücksicht darauf, daß in Spanien ein Krieg geführt wurde, der ein Höchstmaß an Einigkeit und Solidarität erforderte. In einer tönenden Ansprache nach der anderen hoben die schlagwortbesessenen Redner der Roten diese Einigkeit und Solidarität in ihren Reihen hervor; doch wenn sie dann ausgeredet hatten, führten sie wieder mit der ganzen traditionellen Rücksichtslosigkeit schismatischer Doktrinäre ihren haßgeladenen Privatkrieg.

Die stalinistischen Exekutionskommandos – die manches mit den deutschen ›Fememördern‹ gemein hatten – gingen sogar so weit, sich das Getöse und das Durcheinander einer Schlacht zunutze zu machen, um von hinten einfach Leute abzuschießen, die bei ihnen auf der Mordliste standen.

Ich habe sowohl von deutschen als auch von englischen Angehörigen der Internationalen Brigaden gehört, daß nach der Schlacht bei Morata niemand genau gewußt habe, welche ihrer Kameraden von Franco und welche von Stalin umgebracht worden waren. Und das kam immer wieder vor, in einer Schlacht nach der anderen. Die großen Steinhaufen jedoch, die zum Andenken an die ›heldenhaften Freiheitskämpfer‹ errichtet wurden, trugen die Namen aller Gefallenen, gleichgültig, aus welchem Gewehr die tödliche Kugel gekommen war.

Ich ahnte noch nichts von diesen Spannungen, als ich den Internationalen draußen in ihren improvisierten Schützengräben im Casade Campo-Park meinen ersten Besuch abstattete. Der Empfang allerdings, der mir zuteil wurde, war bezeichnend dafür. Ein großer, blonder Deutscher mit den angespannten Zügen eines schweren Neurotikers erklärte mich für verhaftet, sowie ich mich in seinem Kommandostand

sehen ließ. Er war hier unter dem Namen Hoffmann[1] bekannt, und ich hatte bereits von der erstaunlichen Tatkraft gehört, die er bei der Verteidigung von Irún, der wichtigsten Stadt an der französischen Grenze nahe der Atlantikküste, gezeigt hatte. Mit despotischer Unparteilichkeit hatte er jeden, gleich ob Freund oder Feind, erschossen, der ihm bei seinen Verteidigungsmaßnahmen in die Quere kam.

Den Ausweis, der mich ermächtigte, die Internationalen in ihren Stellungen zu besuchen, tat er verächtlich als ›ungültig‹ ab, und als ich – auf seine Aufforderung hin – meinen Paß zückte, dachte ich, nun habe meine letzte Stunde geschlagen. Hoffmann gehörte jener ›Warum sind Sie in Berlin geboren?‹-Sorte der Delmer-Befrager an. Aber er hielt sich nicht lange damit auf.

»Sefton Delmer, Sefton Delmer«, sagte er und blätterte in meinem Paß. Plötzlich wechselte er von seinem schlechten Spanisch ins Deutsche über. »Ja, jetzt hab ich's! . . . Sie sind der faschistische Engländer, der seinem Kumpan Hitler geholfen hat, den Reichstag anzuzünden!« Es war erstaunlich, daß in Madrid bisher noch niemand diese alte Ente ausgegraben hatte. Aber nun war es geschehen, und ich mußte mich ihr stellen.

»Eigentlich müßten Sie wissen, Herr Major«, erklärte ich mit dem ganzen mir zur Verfügung stehenden Hochmut, »daß ich kein Faschist und kein Kommunist, sondern ein Reporter bin. Wir Reporter können uns die Leute nicht aussuchen, mit denen wir zusammenkommen, und wir verkehren mit ihnen auch nicht zu unserem persönlichen Vergnügen, sondern um Neuigkeiten von ihnen zu hören. Ich habe mir Hitler nicht seines Charmes wegen ausgesucht, das können Sie mir glauben. Und eigentlich sollte es schon aus der Tatsache hervorgehen, daß ich im Augenblick hier stehe und mit Ihnen spreche. Ich spreche mit jeder Sorte Mensch, Herr Major, gleichgültig, was ich persönlich von den einzelnen halte.«

Hoffmanns blasses erschöpftes Gesicht – vermutlich hatten die letzten zehn Kampftage eine ungeheure Anspannung für ihn bedeutet – wurde noch blasser. Ich beobachtete ihn, bereit einem Schlag auszuweichen, als ein ruhiger kleiner Mann mit einem quadratischen Bauernschädel und borstigem, kurzgeschorenem Haar den Raum betrat. Das war ›Arthur‹, der politische Kommissar des Bataillons Thälmann, das ich

[1] Karl-Heinz Hoffmann flüchtete nach dem Spanienkrieg nach Frankreich, besuchte die Kominternschule in der Sowjetunion und kehrte 1945 nach Deutschland zurück. Heute ist Armeegeneral Hoffmann Verteidigungsminister in der DDR-Regierung.

besuchen wollte. Irgend jemand hatte ihm erzählt, daß ich versehentlich in Hoffmanns Bataillonsquartier statt in dem seinen gelandet war, und nun erschien er eben rechtzeitig zu meiner Rettung.

»Das geht in Ordnung, Heinz«, sagte er. »Wir wissen genau Bescheid über Herrn Sefton Delmer.« Er wandte sich mit einem humorvollen Grinsen zu mir um. »Er ist hier herausgekommen, um die uns angeschlossene englische Abteilung zu besuchen.«

Hoffmann entließ mich nur widerwillig aus seinen Klauen. Und während der ganzen Dauer meines Aufenthalts in Rotspanien behauptete er immer wieder, ich sei ein gefährlicher Spion. Nun, er war nicht der erste und nicht der letzte, der so etwas behauptet hat!

Der Kommissar gab mir einen Mann mit, der mich zu seinem Bataillon führen sollte, einen derben, vierschrötigen deutschen Seemann, dessen Zahnfleisch, wenn er lächelte, tiefe Narben aufwies. Die Gestapo hatte ihm nach seiner Verhaftung im Jahre 1933 eine brennende Zigarre gegen das Zahnfleisch gedrückt, um ihn zum Sprechen zu bringen. Wir wanderten durch ein Labyrinth von Stellungen und Schützengräben, die jeweils von einer anderen Volksgruppe besetzt waren – von Polen, Juden, Franzosen, Jugoslawen, Tschechen, Bulgaren und Ungarn.

Schließlich gelangten wir zu dem deutschen Bataillon Thälmann, der ältesten und erfahrensten unter all den Einheiten der ausländischen Freiwilligen. Die ›Thälmänner‹, wie sie sich gern selbst nannten, hatten ihr Bataillon in den ersten Tagen des Bürgerkriegs in Barcelona begründet. Damals war es nur ein paar Züge stark. Aber inzwischen waren immer mehr Deutsche aus allen Teilen Europas und Amerikas herbeigeströmt, um in Spanien gegen Hitler zu kämpfen – so viele, daß hier an der Madrider Front genügend Thälmänner vorhanden waren, um nicht nur eins, sondern zwei Bataillone zu bilden. So hatte man denn neben den Thälmännern ein zweites, nach Edgar Andrée benanntes Bataillon unter dem Kommando von Hoffmann aufgestellt. Ein großer, schlanker junger Rheinländer, der sich selbst als Kamerad Alex vorstellte, kam lächelnd auf mich zu und begrüßte mich.

»Kamerad Ludwig wird sich sehr freuen, Sie zu sehen«, sagte er. »Er ist unser Bataillonskommandeur und kennt Sie von Berlin her.« ›Du lieber Gott!‹ dachte ich. ›Da hätten wir's wieder mal!‹ Aber Alex' nächste Worte beruhigten mich. »Ludwig wäre gern selbst herausgekommen, um Sie zu begrüßen. Aber unglücklicherweise liegt er mit Fieber zu Bett, und der Doktor hat ihm nicht erlaubt, aufzustehen. Würde es Ihnen wohl was ausmachen, zum Kommandostand rüberzukommen? Es sind nur ein paar Schritte.«

Ich hätte um mein Leben gern gefragt, wer dieser Kamerad Ludwig sei, der mich kannte; aber ich wußte, daß die Mitglieder der Internationalen Brigaden gemäß den kommunistischen Sicherheitsbestimmungen hier nur mit ihrem Pseudonym bekannt waren – ›Richard‹, ›Walther‹, ›Hans‹, ›Simon‹, ›Kleber‹ und so weiter. Allerdings hatten diese Sicherheitsbestimmungen den mitteilsamen jungen Rheinländer nicht davon abgehalten, mir sofort anzuvertrauen, daß er Alexander Maaß war, der Chefsprecher des Senders Köln aus der Zeit vor Hitler. Ich ging also zu Ludwig, der in seinem Kommandounterstand auf einer harten Feldpritsche lag. Ein schwerer Khakimantel war über seinen langen Körper gebreitet, der Kopf war fast völlig verhüllt von einem wollenen Kopfschützer. Es dauerte ein paar Sekunden, bevor ich im Dämmerlicht des Unterstands dieses zerfurchte, asketische, fast mittelalterliche Gesicht erkannte. Er grinste entzückt über mein Erstaunen.

»Ich wette, ich bin der letzte Mensch auf der Welt, mit dessen Anwesenheit Sie hier draußen gerechnet haben«, sagte er mit seiner hohen Stimme und in seinem klaren, präzisen Deutsch.

»Mensch, Ludwig!« bestätigte ich. »Wie haben Sie's denn bloß geschafft, rauszukommen? Ich dachte, man hätte Sie endgültig eingelocht.«

›Ludwig‹ war Ludwig Renn[1], der pazifistische Schriftsteller und frühere Offizier in einem der exklusivsten Garderegimenter des Königs von Sachsen. Wir beide hatten uns zum letztenmal im März 1933 im Polizeigefängnis am Alexanderplatz in Berlin gesehen. Renn war unter den Kommunisten und Pazifisten gewesen, die man in der Nacht des Reichstagsbrands festgenommen hatte. Um Zeitungsmeldungen zu widerlegen, in denen behauptet wurde, diese Männer seien von der SA ermordet worden, hatte der Gestapochef Rudolf Diels Ludwig Renn, den Herausgeber der ›Weltbühne‹ Carl von Ossietzky und den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Torgler zum Alexanderplatz bringen lassen und einige von uns ausländischen Korrespondenten aufgefordert, zu kommen und mit ihnen zu sprechen. Diels hatte uns damals auch zu den einzelnen Zellen geführt und uns Gespräche mit den dort inhaftierten Führern der KPD ermöglicht. Unter ihnen war Thälmann, nach dem Renns Bataillon benannt war. Als die Tür zu seiner Zelle rasselnd geöffnet wurde, stand der schwere, muskulöse Mann in

[1] ›Ludwig Renn‹ ist das Pseudonym des Schriftstellers. Sein wirklicher Name lautet Arnold Vieth von Golssenau.

diesem engen Kasten auf, den er fast völlig ausfüllte. »Ich habe nichts zu sagen«, knurrte er und schickte uns verächtlich wieder fort.

Aber Renn, Torgler und Ossietzky hatten tapfer und beredt ihre Meinung gesagt.

»Ja, wie in aller Welt sind Sie denn rausgekommen?« fragte ich Renn noch einmal.

»Ach, wissen Sie«, lachte Renn mit seiner dünnen Tenorstimme, »man hat mich schließlich laufen lassen . . . Und dann bin ich natürlich sofort ins Ausland gegangen. Fragen Sie mich nur nicht, wie ich es geschafft habe, über die deutsche Grenze zu kommen, denn das erzähle ich Ihnen nicht. Das ist ein kleines Geheimnis.«

Wir unterhielten uns noch ein wenig über die Gründe, die ihn, einen überzeugten Pazifisten, bewogen hatten, noch einmal Soldat zu werden – ich kannte sie, ohne ihn danach zu fragen, aber ich wollte die Formulierung seiner Antworten gern für meine Zeitung haben. Dann machte ich mich mit Alex Maaß auf, um die Angehörigen der britischen Abteilung zu besuchen.

Ich war während dieses Krieges häufig mit den Briten, den Deutschen und den anderen Mitgliedern der Internationalen Brigaden zusammen. Ich erlebte es, wie das britische Kontingent immer mehr anwuchs, bis es schließlich zusammen mit den Amerikanern eine Sonderbrigade bildete. Ich sah Clement Attlee herauskommen und sie inspizieren, und ich sah, wie dieser Sozialistenführer und spätere Premierminister die geballte Faust zum Kommunistengruß hob, als er die Front einer ›Ehrengarde‹ abschritt. Ich hörte, wie der harmlose kleine Mann in einer seiner Ansprachen erklärte: »*No pasaremos*« (*Wir* werden nicht durchkommen), während er eigentlich hatte sagen wollen »*No pasarán*« (*Sie* werden nicht durchkommen).

In vielen Gefechten konnte ich den Einsatz der Internationalen Brigaden beobachten. Ich befand mich zufällig in jener Nacht beim Bataillon Thälmann, als die Männer plötzlich aus ihren Stellungen bei Morata geholt, auf Lastwagen verladen und losgeschickt wurden, um bei Guadalajara den Italienern jene historische Niederlage zu bereiten. Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich nach dieser Schlacht bot. Meilenweit war die Ebene von Guadalajara übersät mit den Stiefeln, den Gewehren, den Brotbeuteln, den Tabakpäckchen, den Liebesbriefen und den Leichen der gefallenen Italiener.

Die Niederlage der Italiener bei Guadalajara lieferte Hitler den endgültigen Beweis dafür, daß er nichts von Mussolini und der italienischen

Armee zu fürchten hatte, falls er die Interessen seines Achsenpartners durchkreuzen und in Österreich einmarschieren sollte. Nie wieder würde er seine österreichischen Pläne mit Rücksicht auf Italien zurückstecken müssen, so wie er es 1934 angesichts der italienischen Mobilmachung nach der Ermordung des Kanzlers Dollfuß getan hatte. Mussolinis Niederlage bei Guadalajara gab das grüne Licht für Hitlers Einmarsch in Österreich.

Meine Beziehung zu den Mitgliedern der Internationalen Brigaden beschränkte sich nicht darauf, daß ich sie an der Front besuchte. Wenn sie Urlaub hatten und nach Madrid kamen, bewirtete ich sie in meinen neuen Räumen im Hotel Florida.
Es war allmählich klargeworden, daß Madrid einen plötzlichen nächtlichen Einfall der maurischen Truppen nicht mehr zu befürchten brauchte. Darum hatte ich meine Matratze auf dem Fußboden des Ballsaals in der Gesandtschaft aufgegeben und war ins Hotel Florida gezogen, das freundlichste, amüsanteste und abenteuerlichste Hotel, in dem ich je gewohnt habe. Ich hatte hier zwei Appartements gemietet. Das eine, ein großes Vorderzimmer, dessen Fenster auf den Callaoplatz gingen, war zwar den Geschossen ausgesetzt, aber sonnig und bequem. Ich benutzte es zum Lesen und Schreiben und um hier meine Gäste zu bewirten. Das zweite war ein kleineres Hinterzimmer, das auf einen engen Lüftungsschacht ging. Es war dunkel und stickig, aber vor Einschüssen sicher. Hier schlief ich und hier nahm ich Zuflucht, wenn die Geschosse Francos, wie so häufig, gegen die Hotelfront zu prasseln begannen. Hinterzimmer waren seit Beginn der Beschießung teurer geworden als Vorderzimmer.
Im Badezimmer des Vorderraums richtete ich mir eine Bar ein. Sie war reichlich bestückt mit Beuteflaschen aus den Kellern des Königlichen Palastes, die ich in einer anarchistischen Wirtschaft hinter der Puerta del Sol gekauft hatte. Meine Gäste, die ›Thälmänner‹ ebenso wie die britischen und amerikanischen ›Kämpfer für die Demokratie‹, waren stets gern bereit, in meiner inoffiziellen und unautorisierten, aber leidenschaftlich betriebenen Filiale der ›Weinkenner-Sozietät‹ mit mir die erbeuteten Kostbarkeiten aus König Alfonsos Kellern zu probieren. Ich erinnere mich noch besonders an einen 1904er Château Yquem, von dem ich ein paar Dutzend Flaschen zu dem mäßigen Preis von etwa fünfzig Pfennig pro Flasche erworben hatte.
Sogar die Etiketts waren eine Kostbarkeit für sich. Denn jede Flasche war sorgfältig mit dem Vermerk ihres Einlieferungsdatums in die

königlichen Keller versehen. (Der Raum für das Ausgangsdatum hatte zwangsläufig leer bleiben müssen.) Als ich später meinen Freunden in London von den exquisiten Bordeauxweinen erzählte, die ich zurückgelassen hatte, wollten sie unverzüglich in die Internationale Brigade eintreten.
Wenn ich sage, daß ich im Hotel Florida schlief, so ist das eine gelinde Übertreibung. Jede Nacht war hier Fiesta. Und es wurde regelmäßig drei oder vier Uhr morgens, bevor das Kreischen, Lärmen und Flamencosingen allmählich verstummte. Denn nicht nur wir Zeitungsleute hatten den einzigen Ort in Madrid aufgespürt, wo es noch heißes Badewasser gab. Angehörige der baskischen Miliz auf Fronturlaub, amerikanische Söldner in Ledermänteln, die Kampfflugzeuge für die Regierung steuerten und für jeden Flug eine beträchtliche Bezahlung in Dollars einheimsten, die Mitglieder der Internationalen Brigaden und allerlei undurchsichtige Gestalten – sie alle strömten hier zusammen, weil das Florida noch Wein in seinem Keller hatte und außerdem über eine Geheimquelle für Mauleselsteaks verfügte. Nacht für Nacht zechten die Gäste mit ihren Señoritas in dem überdachten Innenhof, um den sich die Stockwerke mit den Schlafzimmern erhoben, Reihe um Reihe, wie in einem altmodischen Berliner Warenhaus. Sie sangen Flamencos, sie tanzten, sie schossen in die Luft. Mein Freund Azzi, ein Italiener vom Garibaldi-Bataillon – ich fürchte, er hatte in meinem Vorderzimmer zuviel von König Alfonsos edlem irischen Whisky getrunken – versuchte an einem denkwürdigen Abend eine neue Variante, indem er in den Fußboden schoß und dabei seinen Fuß traf.
Doch selbst wenn das Schießen und Singen verstummt war und die Krakehler sich in die oberen Stockwerke verzogen hatten, hielt mich der Lärm aus dem Nebenzimmer noch immer wach. Denn meine Nachbarin war ein dralles Mädchen mit glänzenden schwarzen Augen, vollen purpurroten Lippen und einem hohen, flitterbesetzten Kamm im Haar. Sie hieß Carminea und erzählte jedem, der es hören wollte, daß sie vor der Revolution die Madrider Meisterin im Freistilringen gewesen war. Nun wurden hier Nacht für Nacht neue Meisterschaftsrunden ausgetragen, und ich mußte mir um drei, um vier, ja um fünf Uhr morgens noch das Stöhnen und Kreischen, das Klatschen, Puffen und Beißen und Carmineas kehliges jubelndes Lachen anhören, wenn sie sich in Erwartung des Friedens in Form hielt.

Dieses derbe und lärmende Etablissement nun betraten an einem kalten Morgen Ende Februar 1937 eine Anzahl gesetzter und würdiger

englischer Herrschaften von abschreckend fortschrittlichem Äußeren. Sie alle strahlten förmlich vor gütigem Wohlwollen. Über den Ohren der Frauen klebten jene kleine Zopfschnecken, die wie Kopfhörer aussehen und bei Engländerinnen auf einen besonderen Grad von Edelmut hindeuten. Sie trugen geblümte Kleider und Schuhe mit Hanfsohlen, – offenbar in der Meinung, Madrid liege in den Tropen und es sei hier das ganze Jahr über warm. Die Männer waren etwas vernünftiger gekleidet: Sie trugen Tweedjacken und Flanellhosen.

Einer von ihnen mit einer weißen Haarmähne, die ein strahlendes rosiges Gesicht umrahmte, kam mir bekannt vor. War es möglich? War es wirklich möglich? Ich ging zum Empfang, um mir die Eintragung anzusehen. Ja, es stimmte: Dr. Hewlett Johnson, Dekan von Canterbury[1].

Es war Rubio Hidalgo im fernen Valencia gewesen, der den Dekan und seine Begleitung ins Florida geschickt hatte. Der schlaue Rubio hatte gehört, daß die englischen und amerikanischen Journalisten sich hier eingemietet hatten, und schloß daraus, daß es ein nettes Hotel sein müsse – was es auch war – und daß es genau das Richtige für den Dekan und seine Leute sein müsse – was es ganz bestimmt nicht war. Und es kam noch etwas hinzu. Rubio hatte nicht mit der Zerstreutheit Don Christóbals gerechnet. Don Christóbal war ein kleiner glotzäugiger Mann, der einem Frosch ähnelte und die Funktionen eines Portiers und Empfangschefs versah. Er schätzte weder die Roten noch die Rosafarbenen. Und die Leute, die zur Zeit in seinem geliebten Florida verkehrten, waren ihm gründlichst zuwider.

»Stellen Sie sich das vor!« sagte er zu mir. »Wenn man nicht ihre Koffer durchsucht, nehmen sie alles mit – elektrische Birnen, Kissenbezüge, Bettlaken –, einfach alles. Eine schamlose Bande!«

Aber als eine Glühbirne nach der anderen und ein Bettlaken nach dem anderen verschwand, hatte Don Cristóbal, ein freundlicher kleiner Mann, der nicht viel Kampfgeist besaß, allmählich das Interesse an seinem Job verloren. Den größten Teil der Zeit, die er an seinem Pult in der Halle verbrachte, widmete er jetzt nicht mehr dem Hotelregister, sondern seiner Briefmarkensammlung. Ununterbrochen hob er mit einer Pinzette Marken aus einem Album und legte sie zwischen die Seiten eines anderen. Und vermutlich ist hier der Grund für den

[1] Dr. Johnson, der von englischen Zeitungen wegen seines begeisterten Eintretens für die Sache Moskaus ›The Red Dean‹ – der rote Dekan – genannt wird, ist bekannt für seine Reisen in kommunistisch regierte Länder.

folgenschweren Fehler zu suchen, den Don Cristóbal bei der Zuteilung der Zimmer für den Dekan beging.

Ohne weiter nachzudenken, wies er dem Dekan ein Appartement an, in dem bis zu diesem Morgen zwei junge marokkanische Schwestern, Farida und Fatima, gewohnt hatten. Farida war eine große, ein wenig träge Tochter der Kasbah, die etwas von einer Pfadfinderin an sich hatte. Fatima, die jüngere, hingegen war ein quecksilbriger kleiner Kobold mit festen, elastischen Brüsten, einem einladend gewölbten Hinterteil und einem ausgeprägt kecken Humor. Vor kurzem erst hatte sie mir mit heiserer Stimme ins Ohr geflüstert: »Haben Sie schon gehört, Don Tomás? *Wir* haben Málaga genommen!« Und mit diesem ›Wir‹ meinte sie nicht etwa Franco und seine Spanier, sondern die Marokkaner. Sí, sí! Sie sah, daß ich sie verstanden hatte. Sie meinte ihre Brüder und Vettern aus Tetuán.

Die Mitglieder der Internationalen Brigaden waren ihre ergebenen Verehrer. Zweifellos ahnten sie nichts von den tadelnswerten Rückfällen der Schwestern in einen ketzerischen, unmarxistischen Stammespatriotismus. Farida und Fatima erwiderten eifrig die Aufmerksamkeiten der marxistischen Kämpfer, so eifrig, daß sie gezwungen waren, die Zeit für die einzelnen Freier zu rationieren.

Kaum hatte der Dekan seine Räume bezogen, als an die Tür geklopft wurde. Er öffnete. Draußen im Korridor stand eine kleine Schar Engländer, die von der Front gekommen waren, um die marokkanischen Mädchen zu besuchen. Aber das konnte der Dekan natürlich nicht wissen. Er nahm an, diese jungen Leute, die er englisch hatte sprechen hören, seien eine Delegation der Freiheitskämpfer, die ihrem prominenten Kameraden, dem roten Dekan, eine ehrenvolle Begrüßung zuteil kommen lassen wollte. So sprach er denn sehr freundlich mit ihnen, lobte sie für ihren Diensteifer und Opferwillen und hielt ihnen eine kleine Stegreifpredigt über die christlichen Tugenden, um derentwillen sie kämpften. Dann segnete er sie und zog sich wieder in sein Zimmer zurück.

»Also da ist mir doch die Spucke weggeblieben!« lautete der typische, wenngleich nicht sehr originelle Kommentar des kleinen Tich, als er mir von dieser Szene erzählte.

Die enttäuschten Minnesänger schlichen sich den Korridor hinunter und kamen prompt zu mir, um sich zu erkundigen, ob ich etwas über den Verbleib von Farida und Fatima wisse. Alle kamen sie zu mir – außer einem derben rothaarigen Schotten, einem gewissen Jock. Der hatte unten noch getrunken, war dann die Treppe hinaufgetaumelt

und kam gerade bei der Tür des Dekans an, als die anderen aufbrachen und der Dekan im Raum verschwand, den Jock noch immer für Fatimas Zimmer hielt. Jock verstand die Situation völlig falsch. Anstatt mit den anderen zu mir zu gehen, lungerte er im Korridor herum und wartete. Er wartete und wartete. Schließlich war seine Geduld erschöpft. Wütend, in gerechtfertigter Empörung, ging er zu der Tür des Dekans und hämmerte mit den Fäusten dagegen. »Rauskommen, du oller Ziegenbock!« brüllte er. »Jetzt biste schon länger als zwanzig Minuten da drin gewesen! Deine Zeit ist um! Los, rauskommen!«

Glücklicherweise hörten wir ihn, und Jocks Kameraden kamen eben noch rechtzeitig, um ihn wegzuholen, bevor er die Tür einschlug. Und ein noch größeres Glück war es, daß der Dekan nicht geöffnet hatte. So blieb es ihm erspart, die wahren Absichten seiner Besucher und die eigentliche Bedeutung der rührenden kleinen Szene im Korridor entdecken zu müssen.

28. Die Amateurkommissare

Nun, da Stalins GPU-Schergen nach und nach richtig in Schwung kamen, wurde der Krieg der Intrigen und Denunziationen hinter den roten Linien immer erbitterter. Ihr erstes Opfer unter den Führern der Internationalen Brigaden war Stern, der tapfere und fähige Bataillonskommandeur, der unter dem Pseudonym ›Kleber‹ bis dahin den schwierigsten Sektor der Madrider Verteidigungslinie befehligt hatte. Bei meinen Frontbesuchen in der Universitätsstadt hatte ich Kleber oft gesehen, einen Mann Anfang der Vierzig, groß und breitschultrig, in einem dicken grauen Rollkragenpullover, die mächtigen Beine in hellbraunen Reithosen und braunen Reitstiefeln, das eisengraue Haar von der breiten Stirn über dem festen, offenen Gesicht zurückgekämmt. Immer hatte er auf mich den Eindruck eines glänzenden Truppenführers gemacht. Meiner Ansicht nach war er genau der richtige Mann, um diesen wilden Haufen halb ausgebildeter Amateursoldaten in der Internationalen Kolonne und die neben ihnen eingesetzten spanischen Milicianos zusammenzuhalten. Und er hatte auch genügend Kampferfahrung. Im Ersten Weltkrieg hatte Stern, der aus der damals zu Österreich-Ungarn gehörenden Bukowina[1] stammte, als Offizier in der alten kaiserlich österreichischen Armee gedient und war dabei in russische Gefangenschaft geraten. Wie viele andere Gefangene aus den slawischen Gebieten Österreichs hatte er sich dann den Bolschewisten angeschlossen und während des russischen Revolutionskriegs in der Roten Armee gekämpft. Daraufhin war er als Agitator und Offizier der Komintern ausgebildet worden, hatte seine Lehrzeit in China unter Marschall Borodin abgedient und war dann später nach Deutschland geschickt worden, um bei dem gescheiterten Oktoberaufstand von

[1] Der größte Teil der Bukowina wurde nach dem Ersten Weltkrieg Rumänien zugesprochen und dann, auf Grund des Hitler-Stalin-Pakts, im Juli 1940 von den Russen besetzt. Heute gehört die Bukowina zur Sowjetunion.

1923 die kommunistischen Kräfte in Hamburg zu befehligen. Sowohl Borodins Feldzug in China wie der Hamburger Aufstand endeten mit einem Fiasko. Hier in Madrid hingegen führte Kleber seine Truppen zu einem Erfolg.

Stalinisten behaupten, dieser Erfolg in Madrid und die Berühmtheit, die Kleber durch die Berichte der westlichen Reporter erlangte, hätten ihm den Kopf verdreht, so daß er begonnen habe, seinen politischen Vorgesetzten gegenüber eigenwillig, arrogant und unduldsam zu werden – genau die Vorwürfe, die man etwa zur selben Zeit dem Marschall Tuchatschewski in Moskau machte[1]. Aber es würde mich sehr wundern, wenn die Anschuldigungen gegen Kleber irgendwie begründet gewesen wären. Bei allen Gelegenheiten, bei denen ich Kleber sah, erschien er mir als ein Mann, der eiserne Selbstdisziplin wahrte, alles, was er sagte und tat, sorgsam abwog und genau wußte, wie wichtig es für ihn war, mit seinen politischen Vorgesetzten höflich und diplomatisch umzugehen.

Aber Klebers Diplomatie konnte ihn doch nicht vor den Intrigen der GPU-Leute retten. Im Februar 1937 erhielt er plötzlich den Befehl, nach Moskau zu fliegen, um Stalin persönlich Bericht zu erstatten. Voller Optimismus verabschiedete er sich. »In drei Wochen bin ich wieder da«, sagte er. »Und ich verspreche euch, daß ich die Herrschaften in Moskau dazu bringen werde, unsere Ausrüstung zu vervollständigen. Ich will zusehen, daß wir Panzer bekommen.«

Er fuhr nach Alicante, bestieg eine Kuriermaschine der sowjetischen Botschaft und wurde monatelang nicht mehr gesehen. Die Panzer, die er angefordert hatte, trafen ein, etwa vierzig Stück. Aber kein Kleber war da, um sie anzuführen.

Als er schließlich zurückkam, war er ein gebrochener Mann. Ein paar Wochen lang war er in einer untergeordneten Position an einem der weniger wichtigen Frontabschnitte tätig. Dann wurde er noch einmal abberufen und verschwand, ohne daß man je wieder etwas von ihm sah oder hörte.

Die Rückberufung Klebers war das Signal für den Ausbruch persönlicher Intrigen, Streitereien und Verleumdungen zwischen den einzelnen deutschen kommunistischen Kommandeuren und Kommissaren innerhalb der Internationalen Brigade. Ich verfolgte wie gebannt dieses Schauspiel. Es war das genaue Ebenbild jener Kämpfe und Intrigen,

[1] Siehe im Anhang: ›Geheimpakt zwischen Reichswehr und Roter Armee‹.

die ich bei den Nazibonzen am Hofe Kaiser Adolfs beobachtet hatte. Und es war gut, daß ich diese Erfahrung machte. Sie ermöglichte mir ein gewisses Verständnis für die verblüffende Folge von Entlassungen, Verbannungen, Wiedereinsetzungen, Verhaftungen und Verurteilungen, die seit 1945 das politische Leben der kommunistischen Elite in der sowjetischen Zone Deutschlands gekennzeichnet haben.

Der Oberintrigant war ein glattzüngiger kleiner Mann namens Heinrich Rau, der zu dem Zeitpunkt, da ich dieses Buch zu schreiben begann, Mitglied im Präsidium des Ministerrats und Handelsminister im sowjetischen deutschen Kabinett Walter Ulbrichts war. Damals in Spanien war Rau der politische Kommissar der neugebildeten elften Brigade, Richard Staimer war der Brigadekommandeur und Ludwig Renn sein Stabschef. Rau strebte selbst nach dem Kommandeurposten.

Sein erstes Opfer war Ludwig Renn. Ich war allerdings gar nicht überrascht, als ich hörte, daß eine Intrige gegen Renn im Gange war. Denn Renn hatte seine Manieren nie dem proletarischen Standard angepaßt und immer darauf bestanden, daß seine kommunistischen Kameraden sich in der Offiziersmesse so benahmen wie im Offizierskasino des Königlich Sächsischen Garderegiments. Ich erinnere mich noch an eine Mahlzeit mit Renn in seiner Messe, bei der er Bodo Uhse zurechtwies, weil dieser sich unrasiert zu Tisch gesetzt hatte. Uhse war ein junger Schriftsteller, der ebenso wie Renn aus einer ›national gesinnten‹ Familie stammte. Von 1923 bis 1931 war er überzeugter Nationalsozialist gewesen und dann zu den Kommunisten übergegangen.

»Bodo«, sagte Renn mit seiner hohen, fast weiblichen Stimme. »Du hast dich nicht rasiert. Man kommt nicht unrasiert in die Messe.«

»Ach, Scheiße, Ludwig«, erwiderte der unhöfliche und widersetzliche Uhse. »Die Hohenzollern haben sich auch nicht rasiert, bevor sie sich zu Tisch setzten.«

»Die Hohenzollern?« wiederholte Renn mit hochgeschobenen Brauen und voll naserümpfender Geringschätzung. »Die Hohenzollern sind Parvenus!«

Man vergegenwärtige sich, daß diese Unterhaltung bei einer dampfenden Schüssel spanischer Kichererbsen mit Speck stattfand, während die Bilder von Lenin, Stalin, Thälmann und der Passionaria mißbilligend von einer Wand auf uns herabblickten, die mit Sprüchen geziert war wie »No pasarán« und »Religion ist Opium für das Volk«. In diesem Zusammenhang wird man verstehen, daß ich nicht erstaunt war über die Nachricht, man versuche, Renn abzuschießen. Doch Raus Clique

benutzte nicht Renns ›Klassenkomplex‹ als Vorwand. Ihre Methode war einfacher und wirksamer.
Man streute das Gerücht aus, Renn nutze seine Stellung als Stabschef zu einem unerlaubten Verhältnis mit einem seiner jungen Adjutanten aus. Diese Gerüchte wurden sorgfältig weitergegeben, bis sie zum Etappenstab der Internationalen in Albacete gelangten, wo der politische Kommissar Franz Dahlem und ein russischer General sämtliche Personalangelegenheiten verwalteten. Dahlem war mit Rau befreundet. Er wußte genau, wie er es anstellen mußte, um seinen russischen Vorgesetzten davon zu überzeugen, daß Renn zwar ein vorzüglicher Offizier sei und so weiter und so weiter, daß er jedoch als Stabschef moralisch untragbar sei.
Es freut mich, berichten zu können, daß Renn nicht durch einen Genickschuß liquidiert wurde. Man schickte ihn für sechs Monate auf eine Vortragsreihe durch die Vereinigten Staaten. Als er nach Spanien zurückkehrte, wurde er Leiter einer Ausbildungsschule für Unteroffiziere in Tortosa – ein Posten, für den Renn bestimmt ungeeignet gewesen wäre, wären Franz Dahlem und seine Helfer von seiner Lasterhaftigkeit tatsächlich so überzeugt gewesen.
Rau hatte sich unterdessen in Renns Stellung hineingeschoben. Sein nächstes Ziel war Richard Staimer, den wir Journalisten in jenen Tagen nur unter dem Namen ›Richard‹ kannten. Kamerad Richard war ein streng überzeugter Stalinist, ein harter und fanatischer Kommunist und ein fähiger Kommandeur. Aber vielleicht war er doch ein bißchen zu unbeugsam im Umgang mit seinen Vorgesetzten in Albacete. Jedenfalls sorgte Rau dafür, daß die Russen durch Dahlems Berichte diesen Eindruck gewannen. Bald schon wurde Richard von Moskau zurückgepfiffen, und Rau übernahm den Oberbefehl über die Brigade.
In der heutigen DDR war Rau bis zu seinem Tode im März 1961 einer der engsten Mitarbeiter von Ulbricht. Richard Staimer ist der 1. Sekretär, also der Vorsitzende der ›Gesellschaft für Sport und Technik‹ der DDR, mit anderen Worten, er leitet die paramilitärische Ausbildung der ostdeutschen Jugend.
Die GPU schenkte ihre gefährliche Aufmerksamkeit jedoch nicht nur Politikern und Offizieren. Mein alter Freund Louis Delaprée vom *Paris Soir,* der bei Ausbruch des Krieges mit mir nach Burgos geflogen war, wurde das zufällige Opfer eines Mordanschlags der GPU, der ebenso dumm wie kaltblütig und grausam war.
Seit langem schon war der GPU ein Passagierflugzeug der Air France verdächtig, das durchschnittlich alle vierzehn Tage mit Genehmigung

der spanischen Regierung zwischen Paris und Madrid hin- und herflog. Es war eine Chartermaschine der Französischen Botschaft, die Post und Personal der Französischen Botschaft beförderte. Wenn man sich jedoch mit dem Piloten und der französischen Gesandtschaft gut stand, konnte man es erreichen, daß sie gelegentlich auch nicht-diplomatische Passagiere und nicht-diplomatische Fracht mitnahm. Delaprée hatte seine Beziehungen spielen lassen und sich einen Platz in dem Flugzeug besorgt. Ebenso wie ich war auch er von der Franco-Seite nach Madrid versetzt worden. Nun erhoffte er sich einen kleinen Weihnachtsurlaub, und er konnte ihn sich auch leisten, da die Abdankung Eduards VIII. den Appetit seiner Zeitung auf Neuigkeiten aus Spanien beträchtlich vermindert hatte.
Ein weiterer Passagier bei diesem Flug war ein Schweizer, ein gewisser Dr. Henny vom Internationalen Roten Kreuz. Der Doktor hatte als guter Samariter ganz Rotspanien bereist, bei dieser Gelegenheit jedoch auch einen langen und vermutlich gutfundierten Bericht über alle von den Vorkämpfern der Demokratie und des Fortschritts begangenen Morde und Verschleppungen aufgesetzt.
Die Helfer Francos und seiner nicht weniger blutigen aber mehr methodisch rücksichtslosen Diktatur wußten um die Untersuchungen des Arztes. Es lag ihnen außerordentlich viel daran, daß Dr. Henny noch rechtzeitig nach Genf kam, damit sein Bericht bei der nächsten Sitzung des Sicherheitsausschusses im Völkerbund verlesen werden konnte, bei welcher der spanische Bürgerkrieg zur Sprache kommen sollte.
Wenige Stunden, bevor die Maschine der Französischen Botschaft mit Delaprée, Dr. Henny, zwei kleinen Töchtern des brasilianischen Botschafters und einigen französischen Stenotypistinnen von der Botschaft abfliegen sollte, erfuhr der GPU-Chef Orlow von der wahren Rolle und Bedeutung Dr. Hennys. Orlow hatte noch immer Zeit, den Abflug der Maschine zu verhindern. Aber offensichtlich erschien ihm dieser Weg, den Doktor mitsamt seinem Bericht zurückzuhalten, nicht spitzfindig und wirksam genug.
So wurden denn sämtliche diplomatischen Höflichkeitsformeln beobachtet, und das Flugzeug mit all seinen Passagieren an Bord erhielt Starterlaubnis. Während es sich hochschraubte, stiegen plötzlich von einem nahen Militärflugplatz drei Kampfjäger der Roten auf. Binnen wenigen Minuten umkreisten sie drehend, tauchend und wieder steigend die viel langsamere französische Maschine. Die Passagiere, die diese akrobatischen Kunststücke für mutwillige Spielerei hielten, winkten den Kampfflugzeugen fröhlich zu. Plötzlich jedoch sonderte eins

von ihnen sich ab und tauchte unter das Passagierflugzeug. Dabei feuerte es von unten in die Passagierkabine und zerfetzte den Rumpf des Flugzeugs mit seinen Kugeln. Zwei der Passagiere wurden auf der Stelle getötet. Dr. Henny wurde leicht verwundet, und Delaprée wurde von einer Kugel getroffen, die den Sitz seines Sessels durchschlug und ihm in den Unterleib drang.
Es gelang dem Piloten, die Maschine herunterzubringen und auf einem Feld notzulanden, ohne daß Passagiere und Mannschaft weiteren Schaden erlitten. Delaprée wurde von den unverletzten Überlebenden unter einer der Tragflächen gebettet; aber erst sechsunddreißig Stunden später kam ein Krankenwagen heraus, um ihn abzuholen. Krankenwagen seien Mangelware, erklärten die Madrider Behörden.

Ich besuchte Delaprée in der Klinik, in die man ihn gebracht hatte. Vor der Revolution hatte sie zu einem Nonnenkloster gehört, und auch jetzt noch waren fast alle Krankenschwestern und Pflegerinnen Nonnen, und einige der Ärzte schienen Priester zu sein, obgleich keiner von ihnen Ordenstracht trug. Das war die Verbeugung, die sie vor dem atheistischen Regime und dem roten Kommissar des Krankenhauses machen mußten, wenn sie am Leben bleiben und ihr Werk der menschlichen Barmherzigkeit weiterführen wollten.
Ich wollte eben das Zimmer betreten, in dem Delaprée lag, als ein kleiner grauhaariger Mann mit scharfen Augen hinter blitzenden Brillengläsern mich ansprach. Ich erriet, daß er ein Priester war, obgleich er in den üblichen Mechanikeranzug gekleidet war, den alle Männer im roten Madrid trugen.
»Sie sind ein Freund von Monsieur Delaprée?« fragte er mich. Er sprach französisch und sah mich durchdringend an. Ich wollte meine Vermutung, daß er ein Priester war, gern bestätigt haben. »Ja, mein Vater«, sagte ich. »Wir sind alte Freunde und Kollegen.«
»Sind Sie katholisch, mein Sohn?«
»Nein, mein Vater, ich bin im Glauben der anglikanischen Kirche erzogen.«
»Aber Ihr Freund Louis Delaprée ist Katholik. Das wissen Sie doch, nicht wahr?« Ich nickte.
»Sie könnten Ihrem Freund einen großen Dienst erweisen. Wenn Sie jetzt mit ihm sprechen, könnten Sie ihn vielleicht dazu bringen, sich auf einen guten christlichen Tod vorzubereiten, so daß er, mit den Tröstungen unserer heiligen Kirche versehen, sterben kann. Denn es steht sehr schlecht um Louis Delaprée.«

Ich versprach dem Priester im Arbeitergewand, daß ich es versuchen werde. Doch obgleich Delaprée und ich uns nie über Religion unterhalten hatten, war mir aus einigen Bemerkungen, die er über die Kleriker auf Francos Seite gemacht hatte, klargeworden, daß er antiklerikal eingestellt war und nichts für die Kirche oder ihre Riten übrig hatte. Trotzdem nahm ich mir vor, mein möglichstes zu tun.
Aber als ich dann Louis Delaprée erblickte und seine ersten Worte hörte, wußte ich, daß es mir nicht möglich sein würde, mein Versprechen zu erfüllen. Da lag er vor mir im Bett: Die gelbliche Blässe seiner Haut bildete einen scharfen Gegensatz zu seinem pechschwarzen Haarschopf und dem glitzernden Graublau seiner Augen. Als er mir die Hand entgegenstreckte, sagte er: »Tom, *mon vieux*, gestern habe ich gedacht, es sei aus mit mir. *Je croyais, que j'étais foutu.* Da kam doch einer von den Schwarzen hier herein und fing an, mir zu erzählen, daß er mich für die letzte Ölung vorbereiten wolle. Na, du weißt ja, daß ich nicht viel von all dem Zeug halte. Aber es schien mir doch ein schlechtes Zeichen, daß er mich dazu überreden wollte. Ich bekam Angst. Schließlich habe ich mich bereit erklärt, dieses Medaillon hier von ihm anzunehmen.«
Mit einem müden, unsicheren Lächeln wies er auf ein goldenes, der Heiligen Jungfrau geweihtes Medaillon, das an einer dünnen vergoldeten Kette hing.
Ich unternahm einen vorsichtigen Versuch, der Bitte des Priesters nachzukommen. »Aber warum läßt du dir nicht das Sakrament reichen, Louis? Dir kann es nichts schaden, und deinen Betreuern hier, den Priestern, macht es Freude. Sie haben es sowieso recht schwer jetzt, wo der rote Kommissar für das Krankenhaus sich in alles einmischt, was sie tun.«
»Aber die letzte Ölung ist etwas für Sterbende! Ich liege doch nicht im Sterben – ich fühle mich schon viel besser. Und außerdem glaube ich doch gar nicht an all den Kram. Ich will das nicht.«
Ich gab es auf. Ich war viel zu feige, um ihm zu sagen, daß er sterben müsse, und ich wollte nicht weiter in ihn dringen, um nicht erst einen solchen Verdacht in ihm zu wecken. So sprachen wir statt dessen von dem Unfall, und er erzählte mir, wie fürchterlich es gewesen sei, in dieser Kälte da draußen auf dem Feld zu liegen. Und wir sprachen auch von dem Geheimnis, das seine Botschaft um jeden Preis wahren wollte. Ich mußte versprechen, es keinesfalls zu verraten, da in diesem Fall alle weiteren Flüge der Botschaftsmaschine unterbunden werden würden: Das Flugzeug, das sie abgeschossen hatte, war an seinen Mar-

kierungen einwandfrei als Maschine der roten Luftwaffe identifiziert worden. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum sie das getan haben«, sagte Delaprée. »Da muß irgendein ganz dummer Irrtum vorliegen.«
In der folgenden Nacht starb Louis Delaprée. Aber bevor er starb, empfing er das Sakrament und die letzte Ölung – auf eigenen Wunsch.

Delaprée war selbst ein erstklassiger Virtuose gewesen, wenn es darum ging, einer menschlich interessanten Story die letzte Gefühlsnuance abzugewinnen. Jetzt, da er tot war, wurde ihm von seiner Zeitung eine entsprechende Ehrung zuteil. Zweifellos betrachtete sein Chefredakteur seine Beerdigung als eine Art Wikingerbegräbnis.
Am Arm eines großen, sanft blickenden Herrn von der Geschäftsführung des *Paris Soir,* in Begleitung eines Photographen und eines Reporters, die ständig um sie herumwimmelten, traf Delaprées schluchzende Witwe, parfümiert, gepudert und in der elegantesten Pariser Trauerkleidung in Madrid ein. Vielleicht lag es an den vielen rührseligen Geschichten aus der Feder ihres Gatten, die Madame Delaprée früher gelesen hatte, jedenfalls lieferte sie uns – zweifellos ganz unbewußt und völlig ehrlich – das klassische Delaprée-Beispiel dafür, wie eine untröstliche Witwe sich benehmen muß, um auf der Titelseite einer Zeitung herausgestellt zu werden. Alles, was sie sagte und tat, war vollendeter *Paris-Soir*-Stil.
»Auf der ganzen Strecke von Alicante bis hierher habe ich die Telegraphenstangen gezählt – fünfundzwanzig Meter näher meinem geliebten Mann bei jeder Stange, die wir passierten. Aber, ach ich Unglückliche, ich bin zu spät gekommen! Er ist dahin, der beste und zärtlichste aller Ehegatten, der liebevollste aller Väter . . . Ach, Dell-maire, Sie waren sein Freund. Sie, der Sie immer mit ihm zusammen waren, warum haben Sie ihn diesmal allein gelassen? Sie hätten ihn gerettet. Sie sind so klug, so vorsichtig! Warum haben Sie mir das angetan? Ach, Dell-maire, geben Sie mir diese Blume von seinem Sarg. Ich will sie an meinem Herzen tragen, immer und ewig! . . . *Oh, Louis, Louis, chéri,* ich will nicht ohne dich weiterleben! Man soll mich gemeinsam mit dir begraben! Laßt mich in den Sarg, ich will dort für immer neben ihm ruhen . . .«
Sie machte tatsächlich Anstalten, in den Sarg zu klettern. Wir mußten sie zurückhalten.
Aber jetzt muß ich ein beschämendes Geständnis machen. Ich war abgestoßen von dieser Gefühlsduselei im *Paris-Soir*-Stil. Es war genau das, was ich, im Leben wie in einer Zeitung, verabscheute. Doch als

Madame Delaprée so zu schluchzen begann, kamen auch mir die Tränen. Und ich konnte ihnen keinen Einhalt gebieten, nicht einmal als Louis' Witwe zu mir aufsah und in entsetztem, ungeheurem Erstaunen selber zu weinen aufhörte.

29. Exzentriker im Kriege

Der Krieg ging weiter und weiter, wie das bei Kriegen so der Fall ist. Der Sommer kam. Und mit ihm mein Heuschnupfen und eine neue Gefahr für mich, wenn ich gebückt durch die flachen Schützengräben der Frontlinie kroch, die Spanier für Spanier ausgehoben hatten, aber nicht für einen schweren, ein Meter vierundachtzig langen Mann wie mich. Denn der Blütenstaub wehte von den Feldern herüber, durch die die Gräben sich zogen, und drang in meine Nase. Und jedesmal wenn ich nieste, schossen die anderen.

Mehr und immer mehr Amerikaner kamen. Sie bildeten das Bataillon Abraham Lincoln und das Bataillon George Washington und verbanden sich mit den Briten zur Fünfzehnten Internationalen Brigade. Rote Offensiven kamen. Doch nach anfänglichen Erfolgen verliefen sie alle im Sande, bevor ihre Hauptziele erreicht waren. Die Roten hatten einfach nicht die nötige Durchstehkraft. Bevor sie dorthin gelangten, wohin sie wollten, konnte Franco stets seine Stukas von der deutschen Luftwaffe einsetzen und die Roten zum Rückzug zwingen. Die Leichtigkeit wiederum, mit der die Internationalen die Franco-Truppen an den schwächeren Frontabschnitten überrannten, schien mir ein Beweis dafür, daß die Spanier auf der anderen Seite den Krieg offenbar ebenso satt hatten wie die Bevölkerung Rotspaniens.

Als ich die Genehmigung erhielt, meinen Wagen aus Frankreich zu holen, belud ich ihn mit Seesäcken voller Konservenbüchsen, um die Madrider Hungerdiät ein bißchen aufzubessern. Unter den vielen Ladungen, die ich über die Grenze schaffte, enthielt jedoch jeweils eine Büchse nicht Spinat oder Spargel, wie auf dem Etikett angegeben war, sondern Peseten, die ich auf dem freien Markt in Paris zu einem Bruchteil der von der Regierung in Valencia festgesetzten Summe gekauft hatte. Diese Peseten waren für das Leben in Spanien ebenso unerläßlich wie die zusätzlichen Lebensmittel. Denn die Preise in den

noch vorhandenen Läden und Restaurants entsprachen nicht dem von der Regierung festgesetzten Pesetenkurs, sondern dem des Schwarzen Marktes – es war wie stets, wenn eine Regierung versucht, einen Devisenkurs nach eigenem Gutdünken zu fixieren.

Herbert Mathews, der langnasige, langbeinige Kriegsberichterstatter der *New York Times*, tat sich mit mir zusammen und teilte mit mir die Kosten für den Wagen und für Francisco, unseren lustigen kleinen Fahrer und Polizeiagenten. Wir mußten uns einen Fahrer leisten, denn man konnte einen Wagen nicht fünf Minuten unbeaufsichtigt stehen lassen, da er sonst unweigerlich gestohlen oder ›requiriert‹ wurde, wie die Diebe diese Handlung gern bezeichneten. Außerdem wollten die Behörden immer wissen, wohin wir fuhren. Darum war es eine Frage des Takts und der Klugheit, sich einen Fahrer zu halten. Bald hatten wir noch einen dritten Mann in unserem Team: Ernest Hemingway.

Für die Spanier und die Internationalen müssen wir ein sonderbares Trio gewesen sein, das da immer wieder an den verschiedenen Frontabschnitten auftauchte. ›Pop‹ Hemingway, dick und breit, ein freundlicher ›Tiger Tim‹ in abgetragenen, aber bequemen alten Hirschlederstiefeln, grauen Flanellhosen und einer Windjacke mit Reißverschluß, auf dem Kopf eine jener spitzen Segeltuchkappen, die die Amerikaner auf den Abbildungen der Zeitschrift *Life* bei der Entenjagd tragen. Ich sehe ihn noch vor mir mit seinen freudig glänzenden Katzenaugen hinter den dicken Gläsern der goldumrandeten Brille, wie er mit der Angespanntheit eines Scharfschützen oder eines Schriftstellers, der jedes kleinste pointillistische Detail in sich aufnehmen will, umherspähte. Herbert Mathews, niemals lächelnd, ernst bis zur Melancholie und altjüngferlich schüchtern, hatte sich in das Kostüm geworfen, das Hemingway später Robert Jordan, dem Helden seines Romans ›Wem die Stunde schlägt‹, zuschrieb[1]. Und schließlich meine dem Umfang nach übergewichtige Persönlichkeit, eine grinsende ›Dickus, Crassus, Fett schwimmt oben‹-Figur aus einem englischen Schülerschwank, angetan mit den schmutzigsten aller eingelaufenen und abgetragenen grauen Flanellhosen, einer fleckenbesäten braunen Lederjacke über einem Khakihemd und, wenn die Sonne es verlangte, einem breitkrempigen Strohhut von der Art, wie die provenzalischen Bauern in der Gegend um Arles ihn tragen – dort hatte ich ihn auch gekauft. Ich

[1] ... »Der junge Mann, der groß war und mager, ... der das sonngebleichte Flanellhemd, eine Bauernhose und hanfbesohlte Schuhe trug ...«

fühlte mich wohl in meiner Aufmachung. Aber sie verletzte die bürgerlichen Vorurteile einiger Kommunisten. Sie fanden es äußerst anstößig, wenn ich nur ein Hemd und Shorts trug.
Constancia de la Mora Cisneros, Rubio Hidalgos Nachfolgerin in der Leitung der Presseabteilung, beklagt sich in ihren Memoiren: »Sefton Delmer, der in London als ein Dandy bekannt ist, zog sich absichtlich schlecht an, um seine Verachtung für die Republik kundzutun.« Ich wünschte nur, Constancia könnte mich heute auf meinem Bauernhof sehen. Sie würde dann vermutlich sagen, daß ich absichtlich den Kühen meine Geringschätzung beweise.
Hemingway war ein sehr instruktiver Reisegefährte. Er hatte geradezu eine Leidenschaft dafür, andere zu belehren. Als wir einmal zu einer kleinen Stierkampfarena hinter der Front kamen, erteilte er den hier herumlungernden jungen Soldaten eine Unterrichtsstunde in der Kunst des Stierkampfs. Als die schöne blonde Schriftstellerin Martha Gellhorn uns begleitete – sie wurde später Hemingways dritte Frau –, versuchte er ihr beizubringen, wie ein Schriftsteller seine Umwelt zu beobachten hat. Und als die Front zusammenbrach und wir einen Haufen Soldaten trafen, die vom Schlachtfeld fort und die Straße zur Küste hinabrannten – nur wenige trugen ihre Gewehre noch bei sich, die meisten hatten sie weggeworfen –, ließ Hemingway den Wagen halten und stieg aus, um diese Männer soldatische Tugenden zu lehren.
»He, Kamerad!« schrie er einen tänzelnden Afro-Amerikaner vom Bataillon Lincoln an, der die Flüchtenden anführte. Der Kamerad blieb stehen. Hemingway befragte ihn, woher er käme, wie seine Befehle lauteten und wohin er jetzt wolle, und erpreßte so von dem unglückseligen Mann aus Harlem eine Schilderung des Durcheinanders und der führerlosen Panik, die an der Frontlinie herrschten. Und dann richtete er einen leidenschaftlichen Appell an diesen amerikanischen Soldaten, der jetzt schon ebenso viel Angst vor Hemingway hatte wie vor Franco. Er forderte ihn auf, umzukehren und sich wieder unter die Kämpfer einzureihen. »Hör zu, Kamerad«, sagte Hemingway in eindringlichem Ton zu dem Neger, »wir müssen alle einmal sterben. Besser, wir sterben sauber als beschissen.«
Der ›Boogy-Kamerad‹, wie Hemingway ihn bezeichnete – ein Ausdruck, der für Afro-Amerikaner noch beleidigender ist als ›Nigger‹ –, wandte sich tatsächlich um und begann pflichtgemäß wieder auf die Front zuzumarschieren. Aber kaum waren wir um die nächste Straßenbiegung verschwunden, als der ›Kamerad‹ wieder umkehrte. Und dies-

mal ging er nicht, sondern er rannte. Bei unserer Rückfahrt von der Front sah ich ihn wieder; er hatte bereits den ganzen Weg bis Tortosa, also fast dreißig Kilometer, zurückgelegt. Aber diese Beobachtung teilte ich unserem selbsternannten politischen Kommissar nicht mit.
Auch mich nahm er in die Lehre. Mit der Unterstützung von Herbert Mathews bemühte sich Hemingway, mir die Grundbegriffe jenes ›Flaggengruß-Patriotismus‹ beizubringen, durch den die Amerikaner ihrem Millionenmischmasch von Einwanderern aus allen Herren Ländern ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl einzutrichtern versuchen. Doch ich gestehe beschämt, daß er mich als einen unverbesserlichen Außenseiter abschreiben mußte.
Schuld an alledem war mein Wagen. Ich hatte angehalten, um den Ölstand zu kontrollieren. Mein Wagen hatte nämlich seit einem Unfall einen etwas empfindlichen Magen, und ich mußte dauernd Öl nachfüllen, damit er nicht im kritischsten Augenblick versagte, wenn wir uns in höchster Eile von einer zusammenbrechenden Front absetzen mußten.
Ich hob die Kühlerhaube, zog den Peilstab heraus und sah mich dann nach dem Öllappen um, um ihn abzuwischen. Kein Öllappen. Nun hatte ich zufällig eine wesentlich bessere Hose an als die alte, an der ich das Öl sonst bestimmt abgewischt hätte. Darum sagte ich zu Herbert Mathews: »Gib mir doch bitte mal einen von den alten Wimpeln, Herbert. Sie liegen im Handschuhkasten.«
Wir hatten diese Wimpel – ein Sternenbanner für Mathews und einen Union Jack für mich – früher zu beiden Seiten des Wagens aufgesteckt, um so leichter durch die Polizeikontrollen zu kommen. Vor kurzem jedoch war durch einen Erlaß die Beflaggung von Wagen verboten worden, so daß wir die Wimpel im Handschuhkasten verstaut hatten.
Herbert griff in den Handschuhkasten. Der erste Wimpel, der ihm in die Hand fiel, war das Sternenbanner. Hemingway stieß ihn mit dem Ellbogen an. Mathews sah Hemingway an und stopfte das Sternenbanner wieder in den Handschuhkasten. Dann, während seine und Hemingways Blicke ernst und feierlich auf mich gerichtet waren, reichte er mir den Union Jack.
Ich merkte, daß ich einem großen amerikanischen Test hinsichtlich meiner Vaterlandsliebe unterzogen werden sollte. Langsam und methodisch wischte ich den Peilstab an meinem Union Jack ab. Dann gab ich ihn Herbert zurück, damit er ihn wieder an seinen Platz legte. Ich goß einen halben Liter Öl in den Motor, klappte die Kühlerhaube

herunter, stieg wieder in den Wagen, kuppelte ein und fuhr los. In unheilschwangerem, dramatischem Schweigen. Herbert und Hemingway starrten gerade vor sich hin. Ich blickte auf die Straße.

Gute zwanzig Kilometer weiter wurde das Schweigen endlich von Hemingway gebrochen, der Herbert einen Schluck Whisky aus seiner Flasche anbot – einer glatten silbernen Hüftflasche mit der Gravierung ›From E. H. to E. H.‹. Er bot auch mir einen Schluck an, doch da ich nie trinke, bevor ich meinen Bericht geschrieben habe, lehnte ich ab. Aber jetzt hatte ich endlich Gelegenheit, die große Frage zu stellen, die man von mir erwartete.

»Sagt mal«, begann ich, indem ich mich an alle beide wandte, »ihr seid doch nicht etwa schockiert, weil ich den Wimpel als Öllappen benutzt habe?«

Herbert blickte auf Hemingway, und dieser machte sich zum Sprecher der anderen Partei. Ich weiß nicht, ob die feierliche und gespannte Stimmung des Augenblicks daran schuld war, jedenfalls gebrauchte Hemingway eine Anredeform, die nach Ansicht der Amerikaner dem Stil der britischen Oberklasse entspricht. Er nannte mich ›alter Junge‹.

»Ehrlich gesagt, alter Junge«, erklärte er, »wir waren es.«

»Aber um Himmels willen, Ernest, warum denn?« fragte ich.

»Millionen Männer haben unter dieser Fahne gekämpft und sind für sie gestorben, alter Junge. Darum.«

»Aber das ist doch völliger Blödsinn, Ernest! Ich habe diesen Wimpel in Madrid gekauft. Kein Mensch hat darunter gekämpft oder ist dafür gestorben.«

»Nein«, widersprach Hemingway. »Diese Fahne ist mehr als ein Wimpel, den du in einem Geschäft gekauft hast. Sie ist ein Symbol.«

»Donnerwetter!« meinte ich. »Und dabei höre ich doch immer gerade von euch, daß die Faschisten und die Reaktionäre sich für Symbole und solchen Kram einsetzen, aber nicht die Vorkämpfer des Fortschritts und der Demokratie.«

Jetzt wußte Hemingway, daß ich, was Symbole und deren Bedeutung betraf, völlig ungebildet war. Er beschloß, mir eine Belehrung zu erteilen.

»Hör zu«, begann er. »Die italienische Regierung hat mir ein paar Orden verliehen in Anerkennung dessen, was ich angeblich während des Weltkriegs für Italien getan habe. Ich lege nicht den geringsten Wert auf diese Orden. Sie bedeuten mir nichts – überhaupt nichts. Verstehst du das? Aber ich werde trotzdem keinem Menschen erlauben, auf sie zu spucken oder sie zu beschimpfen. Sie sind Symbole.«

Und dann, um diesen schwerfälligen Engländer vollends zu überzeugen, der, seinem verständnislosen Gesicht nach zu schließen, nicht einmal den Symbolwert italienischer Orden begriff, holte er triumphierend zu seinem letzten schlagenden Argument aus.

»Hast du eine alte Schulkrawatte[1]?« fragte er und sah mich dabei an wie ein Matador, der dem Stier den Todesstoß versetzen will.

»Ja«, bestätigte ich. Ich dachte an das schwarz-weiß-rote Monstrum, das ich mir manchmal um die Taille binde, damit meine Hose nicht rutscht.

»Na siehst du!« Und nun kam siegesgewiß und pfeilschnell die Frage: »Würdest du es fertigbringen, das Öl mit deiner alten Schulkrawatte abzuwischen?«

»Aber natürlich, Ernest. Wenn du's genau wissen willst, ich habe mit meiner alten Schulkrawatte schon viel schlimmere Dinge abgewischt.«

Hemingway gab mich als einen unmöglichen, hoffnungslosen Fall auf. Aber was für ein prachtvoll männlicher Mann war er doch und was für ein großer gefühlvoller Schriftsteller – meiner Ansicht nach der größte Sentimentalist seit Charles Dickens! Und welch homerische Freude an Mut und Charakterfestigkeit! Selbst wenn er sich bei seinen psychologischen Analysen gelegentlich irrte. Da war zum Beispiel der Fall des Hauptmanns Dart, eines jungen Mannes mit harten Gesichtszügen, der das Bataillon Lincoln befehligte. Hemingway hatte die größte Hochachtung vor ihm.

»Das ist mal ein tapferer und ehrenhafter Mann!« sagte er. »Man braucht ihm nur in die Augen zu sehen, um es zu wissen. Dart blinzelt nie.« Die Tatsache, daß Hemingway Blinzeln als ein Zeichen von Charakterschwäche auslegte, war für mich natürlich ein hinreichender Grund, zu blinzeln wie eine Signallampe, sobald ich merkte, daß er mich ansah.

Als Dart verwundet und nach Amerika zurückgeschickt wurde, engagierte Hemingway ihn als Privatsekretär. Aber leider war der tapfere Hauptmann, der so immun gegen das Blinzeln war, gegen andere Versuchungen weniger immun und wurde eine Enttäuschung für Hemingway. Als dieser später wieder nach Spanien kam, fragte ich ihn nach Dart.

»Wenn mir dieser ... noch einmal über den Weg laufen sollte, zerbreche ich ihm alle Knochen im Leibe«, sagte er.

[1] Die Abiturienten der englischen Public Schools haben das ehrenvolle Recht, eine Alt-Herren-Krawatte zu tragen, die je nach der Schule in verschiedenen Farben gehalten ist.

Rotspanien war geradezu eine Schatzkammer für Schriftsteller wie Hemingway, Theodore Dreiser, John Dos Passos, Lilian Hellman und all die anderen, die nach Spanien hereinströmten. Es war gestopft voll von Menschen und Situationen, die förmlich danach schrien, in einem Paperback-Band verarbeitet zu werden. Manche dieser Charaktere waren so vollkommen, daß Schriftsteller, die darauf bedacht sind, als originell zu gelten, sie als zu ausgeprägt klischeehaft ablehnen würden.

Da war zum Beispiel Milly Finckelstein. Milly hatte in den Slums von New York als freiwillige Wohlfahrtspflegerin gearbeitet, hatte sich dann zum Marxismus bekehrt und bemühte sich jetzt, die Demokratie in Spanien zu retten, indem sie als Sekretärin arbeitete und kleine Berichte für die von Kommunisten geleitete Nachrichtenagentur schrieb, welche Propagandamaterial nach Frankreich, England und in die ganze Welt verschickte.

Milly war ein gescheites Mädchen und dazu eine Persönlichkeit – allerdings eine bemitleidenswerte. Sie spielte dauernd den Clown, schnitt Grimassen und machte sich über sich selbst lustig. Und das war verständlich. Denn Milly mit ihrem dichten strubbeligen Haar, ihrem gelblichen Teint, den schweren Brillengläsern auf der breiten Stumpfnase und einem langgestreckten Körper auf kurzen O-Beinen gehörte zu jenen Frauen, die von den Männern unserer Hemisphäre, die auf Liebesabenteuer aus sind, gewöhnlich übersehen werden.

Ich war so überzeugt, daß Milly aus naturgegebenen Gründen aus den Bereichen der Erotik ausgeschlossen war, daß es fast einen Schreck für mich bedeutete, als ich sie eines Abends bei einer Striptease-Vorführung in einem Lokal gegenüber unserem Hotel traf, wo sie mit uns anderen über eine derbe alte Vettel lachte, die hier als ›Witwe des Generals Mola‹ auftrat. Die ›Künstlerin‹ trug nichts außer einem langen, durchsichtigen schwarzen Witwenschleier. Und während sie ein unzüchtiges Chanson darüber sang, was ihr Mann, der General, mit ihr gemacht und was er ungetan gelassen hatte (General Molas Tod war eben bekanntgeworden, und dies hier war gewissermaßen seine Trauerfeier in Valencia), schwang und schaukelte sie ihre langen üppigen Brüste im Takt der Musik. Es war sehr komisch und sehr spanisch, und die Milizsoldaten, die auf einem deutlich über der Bühne angebrachten Schild gebeten wurden, Selbstdisziplin und ›Kultur‹ zu wahren, indem sie die Darbietungen der Genossen Künstler nicht störten, taten ihre Begeisterung kund, indem sie ihre Mützen auf die Bühne schleuderten und versuchten, ›Molas Witwe‹ an den Zehen zu packen.

Zu meiner größten Verwunderung lachte Milly mit ihnen, trampelte mit den Füßen und rief: »Olé! Olé!«. Ja, sie nahm sogar einen Schluck Rotwein aus der Lederflasche, die einer der Genossen in unserer Nähe rundum gehen ließ, obgleich ich bisher nie bemerkt hatte, daß sie etwas Stärkeres trank als Mandelmilch.

Ich weiß nicht, ob dies der große Wendepunkt in Millys Leben war oder ob hier ein Mangel an Wahrnehmungsvermögen meinerseits vorlag, der mich veranlaßt hatte, in ihr eine Art marxistischer Heilsarmeeschwester zu sehen. Tatsache ist jedenfalls, daß wir alle – nicht nur ich alter unromantischer Kerl – höchst erstaunt waren, als Milly uns nur drei Wochen später mitteilte, daß sie sich mit einem der amerikanischen Kameraden vom Abraham-Lincoln-Bataillon verheiratet habe. Und ihr Auserwählter war sogar ein höchst ansehnliches blondes und athletisches Exemplar nordamerikanischer Männlichkeit.

Milly, ihr Mann und seine Freunde vom Bataillon feierten viele fröhliche Feste am Strand des Mittelmeers rund um Valencia. Dann war der Flitterwochen-Urlaub zu Ende, und Charlie mußte zurück an die Front. Sehr bald schon kam die Nachricht, daß er gefallen war. Millys Herz schien gebrochen. Aber nur einen Monat später war sie aufs neue verheiratet – wieder mit einem blonden und muskulösen Amerikaner, der Charlies Busenfreund gewesen war.

Uns allen, die wir sie in der Informationsabteilung trafen, verkündete sie mit genau dem richtigen Beben in der Stimme: »Charlie würde es selbst so gewollt haben. Er hat Elmer geliebt, und er hat mich geliebt. Es ist ganz in seinem Sinne, daß wir beide miteinander glücklich sind . . .«

Wieder folgte ein kurzer Flitterwochen-Urlaub voller Jubel, Trubel und Heiterkeit, geziemend unterbrochen von Augenblicken salbungsvoller Trauer um den dahingeschiedenen Charlie, und dann ging Elmer zurück zu seinem Bataillon und in den Kampf. Nicht viel später kam die schmerzliche Botschaft, daß nun auch Elmer gefallen war.

Jeder hätte jetzt angenommen, daß die zweimal verwitwete Milly sich entschließen würde, von der Heiratsbühne abzutreten. Und ich hätte zudem geglaubt, daß man es im Hinblick auf Millys Mangel an jener körperlichen Symmetrie, die man gewöhnlich mit dem Begriff einer Helena zu verbinden pflegt, den Genossen des Lincoln- und des Washington-Bataillons nicht hätte verübeln können, wenn sie Milly nun gemieden und gemeint hätten, es liege ein Fluch auf ihr. Nichts dergleichen. Binnen erstaunlich kurzer Zeit war sie zum drittenmal verheiratet, diesmal mit Hutch. Als sie uns von ihrer neuen Eheschlie-

ßung unterrichtete, gebrauchte sie fast dieselben Ausdrücke wie beim vorigen Mal.
»Elmer«, sagte sie, und senkte fromm die Lider hinter den dicken Brillengläsern, »ich bin überzeugt, daß Elmer selbst es so gewollt hätte. Hutch glaubt es auch. Wissen Sie, Hutch war doch Elmers bester Freund.«
Sie hatte die große Wahrheit entdeckt, daß Tod schneller sein kann als Scheidung.
Das letzte Mal, als ich Milly sah, war sie mit ihrem fünften amerikanischen Freiwilligen verheiratet und hatte gute Aussicht, Tommy Manvilles Eherekord zu brechen, falls der Krieg noch lange genug dauern würde. Ich weiß nicht, wie ihre Lebensgeschichte danach weiterging, denn ich bin ihr nie wieder begegnet. Aber das sollte einen Romanschreiber nicht abschrecken.

Für den Fall, daß Milly als Heldin einer Kurzgeschichte nicht reizvoll genug erscheinen sollte, möchte ich mir erlauben, meine Leser noch mit François Starmans bekanntzumachen, der allzu gern die männliche Jeanne d'Arc des Spanienkriegs geworden wäre.
Im allgemeinen hatte ich eine Abneigung gegen jene Reporter, die sich bemühten, ihr Parteigängertum für die Seite zu beweisen, von der aus sie berichteten, indem sie – wenn sie auf der Franco-Seite waren – die rote Baskenmütze der Carlisten trugen oder einen Schwur taten, sich nicht zu rasieren, bevor der Generalísimo nicht seinen siegreichen Einzug in Madrid gehalten hätte. Auf seiten der Roten wiederum gab es Reporter, die sich aufführten wie inoffizielle politische Kommissare, die Truppen zu größeren Mutbeweisen anstachelten und, sobald sie an der Front waren, Gewehre und Maschinenpistolen abfeuerten, um so ihren Haß gegen die ›dreckigen Faschisten‹ unter Beweis zu stellen. Ich war immer der Ansicht, daß dies nicht unsere Sache sei. Ich machte es mir selbst zur Regel, daß ich Greuelnachrichten nur dann brachte, wenn ich ihre Wahrheit nachprüfen konnte – was praktisch bedeutete, daß ich nur über Greueltaten berichtete, die von der Seite begangen wurden, auf der ich mich befand.
Es gab jedoch auf der roten Seite einen ›politischen Kommissar‹ dieser Art, den ich unwillkürlich gern hatte.
François Starmans war ein großer kraushaariger Belgier vom Typ eines bebrillten Intellektuellen, dem fast der Schaum vor dem Munde stand aus Empörung über den mangelnden Kampfgeist, den die Mehrzahl der roten Infanteristen an den Tag legte.

»Warum sollten sie auch begeistert sein?« fragte ich ihn einmal. »Die meisten von ihnen haben sich nicht freiwillig gemeldet wie die Internationalen, sondern sie sind von den Roten eingezogen und zum Militärdienst gepreßt worden, genau wie ihre Kameraden auf der anderen Seite von den Generalen eingezogen worden sind. Die Entscheidung, auf welcher Seite sie kämpfen, hängt lediglich von der Frage ab, auf welcher Seite der Front sie sich befanden, als die Einziehungsbefehle erlassen wurden!« Aber François wollte so etwas nicht hören; für ihn war ich ein Zyniker.
Ihren Höhepunkt erreichte François' Verzweiflung – eine Verzweiflung, der dann sein größter persönlicher Triumph folgte –, als die Roten ihren großen Vorstoß gegen Teruel unternahmen. Teruel ist eine malerische kleine Stadt, die auf einer Hochebene inmitten eines Geländes liegt, das mir in jenem Winter wie eine Mondlandschaft vorkam. Sie wurde von einer von Francos schläfrigeren Divisionen verteidigt, so daß die rote Offensive, die von den Internationalen angeführt wurde, gut vorankam. Überall, abgesehen von einem einzigen Frontabschnitt. Hier ›inspizierte‹ nun François Starmans ein Bataillon roter Marinesoldaten. Sie hatten den Auftrag, einen großen Felsen zu stürmen, der wegen seiner abgeplatteten Spitze, und weil er wie ein einsamer Zahn im Munde eines alten Mannes, aus der Hochebene aufragte, als der ›Molar‹, der ›Backenzahn‹ von Teruel bekannt war.
Der Kommandant der roten Matrosen, selbst kein begeisterter Krieger, gab seinen Leuten den Befehl vorzurücken. Doch keiner rührte sich. Unter den vielen undisziplinierten Truppen der Roten galten die Marinesoldaten als die schlimmsten, denn ihre Einheiten bestanden hauptsächlich aus Leuten, die sich entschlossen hatten, in der Marine zu dienen, weil sie meinten, hier würden sie am wenigsten mit dem Feind in Berührung kommen. Zu ihrem größten Kummer hatte man sie an Land gebracht, ihnen Gewehre in die Hand gedrückt und sie als Infanteristen eingesetzt. Das paßte ihnen gar nicht. Der Kommandant wiederholte seinen Befehl – ohne den geringsten Erfolg. Der Befehl ertönte ein drittes Mal: mit dem gleichen Ergebnis.
Das war zuviel für François. Er sprang auf die Brustwehr, hob die geballte Faust zum Rot-Front-Gruß und schrie einige höhnisch herausfordernde Worte zu Francos Truppen auf dem Molar hinüber. Dann stolzierte er sorglos schlendernd auf der Brustwehr hin und her, während ein paar Franco-Kugeln an ihm vorbeipfiffen, ohne ihn auch nur zu streifen. Jetzt wandte François sich an die Marinesoldaten in dem Graben hinter ihm.

»Seht ihr, Kameraden!« rief er. »Es besteht überhaupt keine Gefahr. Die da drüben sind miserable Schützen. Sie können uns gar nicht treffen. Los, kommt rauf zu mir!«
Phantasten wirken stets ansteckend auf die Menge. Auch François Starmans hatte Erfolg. Einer nach dem anderen kletterten die Marinesoldaten aus dem Graben, stellten sich neben François Starmans auf, schüttelten wie er ihre geballten Fäuste gegen die Franco-Truppen und brüllten herausfordernde Worte hinüber. Plötzlich rief François: »Mir nach!«, hob den Stock, den er immer bei sich hatte, wie einen Säbel und stürmte vorwärts. Die Marinesoldaten folgten ihm. Im Handumdrehen hatten sie den gefürchteten Molar erobert und diejenigen der Verteidiger, die nicht geflohen waren, gefangengenommen. Und was das Erstaunlichste war, sie selbst hatten so gut wie keine Verluste erlitten. Denn die Männer auf dem Molar waren Soldaten vom gleichen Kaliber wie sie selber.
Nun aber folgt der Grund, warum ich François Starmans unter die Personen aus dem spanischen Bürgerkrieg einreihe, die einen Autor suchen. Seine Heldentat vor Teruel hatte nämlich auf ihn selbst eine ebenso umformende Wirkung wie sein dramatisches Beispiel auf die trägen Marinesoldaten. Und das bedeutete Verwirrung und Chaos für die unglückseligen Frontkommandeure der roten Streitkräfte.
Denn François Starmans, bis dahin ein guter Journalist, der lebendige, wenn auch etwas rosig gefärbte Berichte verfaßte, gab plötzlich seine Zeitungsarbeit auf. Er berichtete nicht einmal über die Einnahme des Molar. Denn nun glaubte er, daß seine Aufgabe nicht auf journalistischem, sondern auf militärischem Gebiet liege, daß er und nur er allein das Wundermittel kenne, um Franco zu schlagen und der Demokratie zum Sieg zu verhelfen.
Wo immer er auf Fronttruppen stieß, die in Warte- oder Ruhestellung waren und nicht vorrückten, versuchte François von jetzt ab, seinen großartigen Trick zu wiederholen. Er sprang aus dem Graben, stellte sich mit hochgereckten geballten Fäusten vor die Leute hin, stieß Verwünschungen gegen Franco aus und befahl den Milizsoldaten, ihm zu folgen. Nur allzu oft folgten sie ihm tatsächlich und brachten damit General Rojos sorgfältig ausgearbeiteten Schlachtplan völlig durcheinander. Die roten Kommandeure hofften allmählich, eine Kugel möge ihre ungebetene belgische Jeanne d'Arc treffen. Schließlich erreichten sie es, daß er nicht nur von der Front, sondern aus Spanien überhaupt abberufen und nach Hause geschickt wurde.
Da saß denn François wieder an seinem Schreibtisch in der Redaktion

und entwarf mit bitteren Gefühlen eine Schlagzeile nach der anderen für die Berichte darüber, wie Franco mit Hilfe der deutschen Luftwaffe und der deutschen Geschütze und Tanks die Roten schlug und unerbittlich aus Spanien hinaustrieb.
»Ich weiß, was mit den Republikanern los ist«, sagte er zu seinem Chefredakteur. »Ihre Offiziere haben keinen Mumm. Ich habe ihnen gezeigt, wie man Schlachten gewinnt. Aber sie waren eifersüchtige Angsthasen. Pfui Teufel, was für eine Pleite!«
Und damit hatte er recht. Es war eine Pleite.

Eine weitere ›Person auf der Suche nach einem Autor‹ war der junge Mann, den ich Alastair nennen möchte – Alastair MacDougall. Alastair war der lebhafte und etwas eigenwillige Sproß eines silberhaarigen und silberzüngigen Professors in Oxford, der wegen seiner ausgezeichneten Übersetzungen griechischer Komödien und seines hochherzigen Eintretens für utopische Forderungen als eine der intellektuellen Berühmtheiten Englands galt.
Eine Zeitlang hatte Alastair für Lord Beaverbrook gearbeitet, ja, zwischen 1933 und 1935 hielt man ihn für einen der meistversprechenden jungen Adler, die den Horst des ›Beaver‹ umflatterten. Er hatte für den *Daily Express* eindrucksvolle Artikel über Lieblingsthemen seines Besitzers geschrieben, die Titel trugen wie »Warum vor siebzig sterben?« Er hatte Beiträge für die Londoner Glossenspalte im *Evening Standard* geliefert. Er war zudem glücklich verheiratet mit einer jungen Frau, die nicht nur eine Schönheit war, sondern auch aus einer vornehmen, einflußreichen Familie stammte. Er hatte für das Parlament kandidiert. Die Welt lag, wie man so sagt, zu seinen Füßen.
Und dann ging plötzlich irgend etwas schief. Eine Scheidungsaffäre, in die er als Mitangeklagter verwickelt war, zerstörte seine Ehe. Er verließ den Adlerhorst. In zunehmendem Maße begann der Whisky eine Rolle im Tagesablauf dieses jungen Mannes aus einer strengen Abstinenzlerfamilie zu spielen. Er war am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Was früher ein sympathischer Spleen gewesen war, entwickelte sich jetzt zu angstgequälten Depressionen und überhitzten romantischen Verzückungszuständen. Liebe, Hunger nach Liebe, trieb ihn in Enttäuschung und Verzweiflung.
Er war einem Zusammenbruch nahe, als er erfuhr, daß Journalisten gesucht wurden, die gewillt waren, für die ›Sache der Demokratie‹ in Spanien zu schreiben, um ihr Freunde und Unterstützung in der englisch sprechenden Welt zu gewinnen. Alastair konnte Spanisch. So mel-

dete er sich denn und wurde engagiert. Als er durch Paris kam, kümmerte sich Isabel um ihn – um diesen gutaussehenden dunkeläugigen Kelten, dessen Erregung immer stärker wurde, je näher der Augenblick der Abfahrt des Zuges kam. Als dieser dann aus der Gare d'Orsay zu rollen begann, faßte Alastair Isabels Hand und versuchte, sie in das Abteil zu ziehen.

»Komm mit mir, Isabel!« rief er. »Komm mit mir! Laß mich nicht allein fahren! Ich liebe dich! Ich werde dich immer lieben.« Isabel konnte sich eben noch rechtzeitig losreißen, bevor sie unter die Räder geriet.

In Valencia blieb Alastair nicht lange bei der spanischen Nachrichtenagentur. ›Simon‹, alias Otto Katz [1], der hämisch dreinblickende deutsche Kommunist, der die Agentur leitete, war, wie Alastair feststellte, als Chef keineswegs das von ihm erhoffte aufgeklärte und fortschrittliche Gegenstück zu Lord Beaverbrook. Simon, Constancia und Milly ihrerseits hatten auch nicht viel Verwendung für diesen verworrenen und verwirrenden jungen Mann, der nach Spanien gekommen war, um hier die Rolle eines Lord Byron zu spielen, und bei dem man niemals darauf rechnen konnte, daß er pünktlich im Büro erschien und ordentliche Arbeit leistete. Darum trennte Alastair sich vom spanischen Nachrichtendienst und trat statt dessen beim *International News Service* von William Randolph Hearst ein.

Aber nicht einmal Mr. Hearst und seine von New York aus gekabelten Anfragen und Anweisungen konnten Alastair von seiner dämonischen Besessenheit befreien. Und seltsamerweise schienen auch die Frauen nicht gewillt, seinen Liebeshunger zu stillen. Die schroffe Abfuhr, die eine rothaarige Reporterin ihm zuteil werden ließ, löste schließlich die Kette von Ereignissen aus, um derentwillen Alastairs Geschichte meiner Ansicht nach die Aufmerksamkeit eines Schriftstellers verdiente.

Ich war wohl auch hier wieder einmal schwer von Begriff; jedenfalls erschien mir die rothaarige Molly Mulliner in ihrem sehr korrekten schwarzen Kleidchen mit dem weißen Spitzenkragen nicht gerade als eine jener romantischen Persönlichkeiten, um die sich die Männer schlagen. Aber sie war eine Frau und darum ein naturgegebenes Ziel für Alastairs nun fast manische Leidenschaft. Für ihn war sie das bezauberndste Geschöpf auf der ganzen Welt, und er wurde nicht müde,

[1] Otto Katz hatte zu Willy Münzenbergs Propagandateam in Paris gehört. Als 1948 die Kommunisten in der Tschechoslowakei an die Macht kamen, wurde er dort bei einer ›Säuberungsaktion‹ liquidiert.

ihr das zu sagen. Bis Molly ihm schließlich, um ihre Abneigung gegen seine Bewerbungen zu unterstreichen, erklärte, daß sie die Aufmerksamkeiten des *Daily Herald* bei weitem vorzöge. Dabei hatte der junge Mann vom *Daily Herald* eine höchst unvorteilhafte gebrochene Kinnlade – das Ergebnis der Bemühungen eines Valencianer Zahnarztes, ihm einen Weisheitszahn zu ziehen.

Die Abweisung durch Molly war der letzte Schlag für Alastair. In einem hysterischen Verzweiflungsanfall beschloß er, irgend etwas zu unternehmen, durch eine öffentliche Herausforderung seinen Abscheu gegen das gesamte weibliche Geschlecht kundzutun. Ed, der *Associated-Press*-Korrespondent, der sehr befreundet mit ihm war, tat sein möglichstes, um ihn davon abzubringen. Aber als Ed merkte, daß alle seine Vorstellungen nichts nützten, entschloß er sich, Alastair wenigstens zu begleiten und aufzupassen, daß er möglichst wenig Unfug anstellte.

Die beiden begaben sich in den armseligen Hafenbezirk von Valencia, wo die Häuser waren, in denen sexhungrige Milizsoldaten Schlange standen für ihre ›Zuteilung‹ von je sieben Minuten. Als sie um eine Ecke bogen, stießen sie auf einen Wanderzirkus.

Alastair warf nur einen Blick auf die Hauptattraktion dieses Zirkus, und schon wußte er, daß sein Problem gelöst war. An einem Trapez hing sein weibliches Ideal: eine hübsche stattliche Schimpansin, deren sämtliche Geschlechtsmerkmale üppig entwickelt waren.

Mit einem Freudenschrei verkündete Alastair dem entsetzten Ed: »Das ist sie! Ist sie nicht wunderschön? Ich kaufe sie dem Mann ab und nehme sie mit nach Hause. Mein Gott, was für ein entzückendes Geschöpf! Sieh nur den herrlichen Busen!«

Der Zirkusbesitzer jedoch wollte die Schimpansin nicht verkaufen, – war sie doch die wichtigste Attraktion seiner Vorstellung, der unersetzliche Star seiner Truppe, der Brotverdiener für seine Familie. Er wäre auch bestimmt eisern bei seiner Weigerung geblieben, gleichgültig wie viele Peseten Alastair ihm bieten mochte. Und Alastair bot ihm eine selbst für den Schwarzmarktkurs beträchtliche Summe.

Doch eben als Alastairs Bewerbungen wieder einmal gescheitert schienen, tauchte eine Schar wilder Männer auf dem Schauplatz auf, die sich selbst die ›Eiserne Garde von Karl Marx‹ nannten. Sie blieben stehen und lauschten voller Bewunderung auf Alastairs flehentliche Beschwörungen. Und sie hörten auch die abschlägige Antwort des Zirkusmannes. Ihr spanischer Sinn für Humor machte sich in einer überwältigenden Sympathiekundgebung für den englischen Compañero Luft.

»Was?« rief ihr Anführer, ein großer Bursche in einem gestreiften ärmellosen Seemannshemd, in dessen Schulterhalfter eine Pistole steckte. »Du erbärmlicher kapitalistischer Kriecher von einem Zirkusbesitzer! Du hast die Dreistigkeit, deinen Affen diesem tapferen englischen Compañero zu verweigern, diesem Mann, der nach Spanien gekommen ist, um mit uns für Freiheit und Demokratie zu kämpfen? Du willst dich nicht von dieser Schimpansin trennen, die sich doch, wie jeder sehen kann, in Liebe zu dem englischen Compañero verzehrt? Und das, obwohl der Compañero sogar bereit ist, sie dir abzukaufen und eine hübsche Stange Geld zu bezahlen? Du elender...«, und hier folgte eine schauerliche Auswahl der obszönsten spanischen Flüche, »wenn du dem englischen Compañero nicht augenblicklich den Affen gibst, dann werden wir, die Eiserne Garde von Karl Marx, aus deinem dreckigen Scheißzirkus Kleinholz machen, bis nichts mehr von euch allen übrigbleibt!«

Der Zirkusbesitzer verkaufte die Schimpansin an Alastair. Und Alastair zog Arm in Arm mit der Schimpansin, der Eisernen Garde von Karl Marx und Ed im Triumph in die nächste Kneipe, wo sie ihren großen Sieg über den dreckigen Kapitalismus feierten. Alastair war glücklich. Auf ihrem Heimweg kehrten sie noch in einer ganzen Anzahl von Bars und Weinstuben ein, und in jedem dieser Lokale nahm auch die Äffin zur größten Freude der Eisernen Garde und der anwesenden Gäste ihren reichlichen Anteil an alkoholischen Getränken zu sich.

»Was für ein Mädchen! Was für ein wundervolles, wundervolles Mädchen!« sang Alastair, außer sich vor Glück. Schließlich langte die ganze Schar, die Männer der Eisernen Garde, Alastair, die Äffin und Ed, vor dem Hotel Victoria an, in dem nicht nur die ausländischen Korrespondenten, sondern auch eine ganze Anzahl von Ministern und Politikern wohnten. Kein Wunder, daß der diensttuende Portier an der Haupttür Alastair nicht erlauben wollte, die Äffin mit hineinzunehmen.

»Was?« sagte Alastair empört. »Sie wollen meine Freundin nicht reinlassen? Das ist ja eine unglaubliche Beleidigung! Und was ist mit all den anderen Affen hier im Hotel?«

Wieder hatte Alastair genau die richtigen Worte für die spanischen Herzen der Eisernen Garde von Karl Marx gefunden. Sie steigerten sich in einen künstlichen Wutausbruch und begannen den Portier zu beschimpfen.

»Jawohl, was ist mit den anderen Affen hier im Hotel?« fragten sie drohend. »Der Inglés hat ganz recht. Warum willst du ausgerechnet

diese Affendame hier nicht reinlassen?« Und ihr Anführer, der Mann mit dem gestreiften Hemd und dem Pistolenhalfter unter der Schulter, fügte hinzu: »Wenn du nicht sofort die Señora Schimpansin mit ihrem Inglés reinläßt, dann werden wir uns euren Laden mal vornehmen, und wenn wir fertig sind, dann wird von dem Hotel und von dir nicht mehr viel übrig sein.«

Unterdessen war der ›Responsable‹ des Hotels an die Tür gekommen. Er hörte die Drohungen, sah die Männer von der Eisernen Garde und entschloß sich, nachzugeben. Und das war ein weiser Entschluß. Denn in jenen Wochen waren diese Leute und nicht die Regierung die wahren Herrscher von Valencia. Ihre umherstreifenden Banden verbreiteten überall Angst und Schrecken. Noch hatte Largo Caballero nicht den tapferen alten Puritaner Oberst Ortega gebeten, mit seinem baskischen Milizregiment nach Valencia zu kommen, um die Eiserne Garde zu überwältigen und Ordnung zu schaffen. So beugten sich der Responsable und der Portier denn der Gewalt, und nachdem Alastair endlosen wortreichen Abschied von den Männern der Eisernen Garde genommen und versprochen hatte, sie am folgenden Tag wiederzutreffen, betrat er mit Ed und der Äffin das Hotel, und die drei marschierten Hand in Hand schnurstracks in Alastairs Zimmer.

»Das letzte, was ich von Alastair an jenem Abend gesehen habe«, sagte Ed, als er mir die Geschichte erzählte, »war, daß er die Hähne im Badezimmer aufdrehte. Und als ich die Tür schloß, hörte ich ihn sagen: ›So, mein Püppchen, jetzt sollst du ein schönes warmes Bad und ein großes Stück herrliche Lavendelseife haben. Magst du gern Seife, Königin meines Herzens?‹«

Ed war überzeugt, daß Alastair am nächsten Morgen ernüchtert sein und um jeden Preis versuchen würde, den Affen wieder loszuwerden. Er konnte die Lage nicht selbst überprüfen, da er an die Front fahren mußte. Aber er wollte auch niemand anderen mit dieser Mission betrauen, da er es für besser hielt, diese Eskapade geheimzuhalten. Die Bediensteten des Hotels betraten das Zimmer nicht, weil sie sich fürchteten – sowohl vor der Schimpansin wie vor ihrem sonderbaren englischen Freund. So ergab es sich denn, daß weder Ed noch sonst ein Mensch Alastair in den ersten achtundvierzig Stunden, nachdem er mit der Schimpansin in sein Zimmer gegangen war, zu Gesicht bekam.

Als Ed endlich von der Front zurückkam und hörte, daß Alastair noch nicht wieder aufgetaucht sei, ging er sofort hinauf. Er konnte Alastair dazu bringen, ihm die Tür zu öffnen. Beim Eintreten bot sich ihm ein

Bild der Verwüstung und des Schmutzes. Die Äffin lag in einer Ecke des Zimmers, in ein Nest von Decken und Kissen vergraben. Sie hustete. Und auch Alastair hustete. Er war hochrot im Gesicht und hatte offenbar hohes Fieber. Ed machte sich augenblicklich an die Arbeit. Er ließ die Äffin aus dem Zimmer schaffen und schickte einen Boten los, der den Zirkusdirektor ausfindig machen und ihm mitteilen sollte, er könne sein Tier wieder abholen. Ein zweiter Bote mußte einen Arzt für Alastair holen. Als dieser eintraf, stellte er bei Alastair eine doppelseitige Lungenentzündung fest.

»Es scheint eine besonders bösartige Form der Lungenentzündung zu sein«, sagte er. »Kann mir jemand etwas Näheres über den Patienten sagen? Was hat er in den letzten Tagen getan?«

Aber niemand wollte dem Arzt von der Schimpansin erzählen. Und das war sehr bedauerlich. Denn höchstwahrscheinlich hatte Alastair sich eine Affen-Pneumonie geholt, deren Virus, wenn er auf Menschen übertragen wird, wohl besonders gefährlich ist. Ed saß an Alastairs Bett und wartete, bis der britische Konsul den Transport des Kranken zum englischen Lazarettschiff ›Maine‹ veranlaßt hatte. Die ›Maine‹ lag hinter Alicante, etwa neunzig Kilometer südlich von Valencia.

»Die meiste Zeit über delirierte er«, erzählte Ed mir später. »Aber in seinen lichten Momenten beschäftigte Alastair sich immer wieder mit seiner fixen Idee bezüglich der Frauen. Dauernd erklärte er, daß er sie alle hasse und verachte.«

Ed tat, was er konnte, um ihn zu überzeugen, daß dies ein unsinniger Wahn sei. Plötzlich setzte Alastair sich im Bett auf. »Na gut«, sagte er, »dann wollen wir doch mal sehen, wer von uns beiden recht hat – du oder ich. Versprich mir, daß du diese Telegramme für mich aufgeben wirst.«

Hager, mit fieberglühenden Wangen, hatte Alastair im Bett gesessen und drei Telegramme verfaßt. Jedes enthielt eine leidenschaftliche Liebeserklärung und einen Heiratsantrag. Jedes war an eine andere junge Dame gerichtet, und alle drei Damen waren in der Londoner Gesellschaft für ihre Anmut und Klugheit bekannt und beliebt.

Es wurde an die Tür geklopft, und herein kamen die Krankenträger des Schottischen Sanitätsdienstes, einer jener freiwilligen britischen Wohlfahrtsorganisationen, die während des spanischen Bürgerkriegs dort unten tätig waren. Die Träger wickelten Alastair in Decken und trugen ihn die Hoteltreppe hinunter zu einem mit dem Union Jack gekennzeichneten Krankenwagen, der draußen auf der Straße wartete. Der Wagen setzte sich sofort in Richtung Alicante in Bewegung. Aber

Alastair starb bereits während des Transports. Er lag in einem Sarg, als er an Bord des Lazarettschiffs gebracht wurde.

Am nächsten Morgen trafen drei an Alastair adressierte Telegramme im Hotel Victoria ein. Ed öffnete sie. Sie kamen von den jungen Damen, die Alastair um ihre Hand gebeten hatte. Alle drei erwiderten seine Gefühle, zwei von ihnen nahmen den Antrag an.

Ich habe die Geschichte über den sonderbaren Tod des jungen Mannes, den ich Alastair genannt habe, hier so wiedergegeben, wie Ed sie mir erzählte, kurz nachdem dies alles geschehen war. Und ich habe keinen Grund, an Eds Bericht zu zweifeln. Er ist einer der besten Reporter der Vereinigten Staaten. Nur ein einziges Mal ist er auf seiner Laufbahn ausgerutscht, und zwar nicht um einer Ungenauigkeit willen, sondern aus Übereifer. Er verletzte das Embargo hinsichtlich Deutschlands Kapitulation nach Hitlers Selbstmord 1945. Diese Exklusivmeldung kostete ihn seine Stellung. Heute ist er Vizepräsident einer großen Zeitung in Florida.

30. Der rothaarige Pimpernell [1]

Offiziell hatte die schottische Sanitätseinheit, mit deren Hilfe der sterbende Alastair MacDougall nach Alicante gebracht wurde, die Aufgabe, die Verwundeten von den Verbandplätzen an der Front abzuholen und ins nächste Lazarett zu schaffen. Außerdem verteilten ihre Mitglieder Lebensmittel und Kleidungsstücke an die notleidende Madrider Bevölkerung. Und es ist unbestritten, daß sie diesen beiden Aufgaben mutig und human nachkamen.

Miß Fernande Jacobson, die schottische Leiterin – eine Dame mittleren Alters und Sekretärin des schottischen Millionärs und Philanthropen, der die Ausrüstung der Einheit bezahlt hatte –, war in ihrer unermüdlichen und herrischen Tüchtigkeit eine zweite Florence Nightingale. Täglich konnte man sie in den am schwersten betroffenen Vierteln Madrids sehen. Ihr umfangreiches Hinterteil in dem Schottenrock wirkte fast wie der Schweif eines Pfaus, wenn sie mit ihren Helfern von Haus zu Haus stolzierte und Milch für die Kleinkinder verteilte. Oft fuhr ich auch selber in einem der Krankenwagen mit zur Front am Puente de los Franceses oder in der Universitätsstadt und sah zu, wie diese jungen schottischen Freiwilligen den rings um sie krepierenden Geschossen trotzten, um voller Mut und Geschicklichkeit ihrer Arbeit nachzugehen.

Aber die schottische Sanitätseinheit erfüllte noch eine andere humanitäre Mission. Und diese Mission war geheim und – so hoffte man wenigstens – der Regierung und ihrer Polizei in Valencia nicht bekannt. Denn die schottische Sanitätseinheit arbeitete insgeheim als Transportabteilung für den englischen ›Scarlet Pimpernell‹, der Hunderten von spanischen Aristokraten und Angehörigen der bürgerlichen

[1] ›The Scarlet Pimpernell‹ war der Deckname eines Engländers, der während der Französischen Revolution Angehörige des französischen Adels nach England schmuggelte.

Mittelschicht das Leben rettete, indem er sie direkt unter der Nase der Roten aus Spanien hinausschmuggelte. Alle vierzehn Tage und manchmal noch öfter verließ ein Convoy von LKWs und Krankenwagen, alle durch einen großen Union Jack und die Flagge des Roten Kreuzes gekennzeichnet, das Hauptquartier der schottischen Sanitätseinheit in Madrid und rollte hinunter zu einem der Küstenhäfen – nach Valencia, Alicante oder in den kleinen englischen Orangenhafen Gandia.

Der offizielle Zweck dieser Fahrten war es, Lebensmittel und Kleidungsstücke von den in diesen Häfen liegenden britischen Schiffen zu holen und gleichzeitig einen Teil der vielen in Gibraltar, Malta und anderen Gebieten beheimateten britischen Untertanen, die in der Britischen Botschaft kampierten, zu evakuieren und sicher an Bord eines britischen Schiffes zu bringen, das sie nach Hause beförderte. Der Pimpernell hatte nun die ausgezeichnete Idee, auch ein paar Spanier aufzunehmen und mit den anderen durchzuschmuggeln. Der Plan gelang. Die Briten aus Gibraltar hatten fast alle spanische Namen, sprachen untereinander spanisch und dienten somit als ausgezeichnete Deckung für die aus Herzögen und Herzoginnen bestehende Konterbande. Der Pimpernell wurde mit der Zeit so kühn, daß er es schaffte, bei einer seiner verwegenen Fahrten nicht weniger als zweiundsiebzig von den Roten verfolgte Spanier mitzunehmen und an Bord eines britischen Handelsschiffes in Sicherheit zu bringen.

Es war knifflig genug, die vierunddreißig Kontrollpunkte auf der Straße von Madrid zur Küste zu passieren. Der schwierigste Teil des Unternehmens jedoch ergab sich, wenn die Flüchtlinge von den Wagen auf die britischen Schiffe umsteigen mußten. Gandia, ein kleiner Hafen, dessen Anlagen vor fünfzig Jahren von einer englischen Gesellschaft gebaut worden waren und auf dessen Dächern man fast überall den schützenden Union Jack erblickte, bot die günstigsten Fluchtmöglichkeiten. Denn hier stand der Pimpernell mit einem steifen schwarzen Hut im Bunde, der ihm das Zeichen ›Alles klar zum Ausladen‹ gab.

Es war der einzige Hut dieser Art in Rotspanien, und er saß auf dem Kopf eines sehr bemerkenswerten waschechten Londoners mit Namen Edwin Apfel. Von Beruf war Apfel Gerichtssekretär – ein kleiner Mann mittleren Alters mit einer schwarzgeränderten Brille auf der gebrochenen Nase und einem fest gerollten Regenschirm in der Hand, dem bis dahin noch nichts Aufregenderes zugestoßen war, als daß er eines Morgens beinahe den Acht-Uhr-fünfunddreißig-Zug zur Fahrt

ins Büro verpaßt hätte. Apfel hatte sich geweigert, seinen nüchternen blauen Anzug gegen einen Overall zu vertauschen oder eine sonstige Konzession an die Revolution zu machen, und die Rotspanier hatten ihn gern und ließen diesem Londoner Original Dinge durchgehen, die sie bei einem Spanier niemals geduldet hätten.

Wie war es zugegangen, daß ein Mann wie Apfel sich in Gandia befand? Die englische Firma, der die Hafenanlagen gehörten, war in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Kurz vor Ausbruch des Bürgerkriegs war daher Apfel hierher geschickt worden, um für den Verwalter der Konkursmasse den Besitz zu überwachen. Kein Wachthund hat seine Pflichten je sorgfältiger erfüllt. Und ein besonders wachsames Auge hatte Apfel auf die Polizei und die Geheimpolizei. Er war überall so gut bekannt und hatte so viele Freunde und Verbündete im offiziellen und inoffiziellen Gandia, daß der Pimpernell sich unbedingt auf ihn verlassen konnte. Wenn Apfel seinen steifen Hut nach vorn schob und sich am Hinterkopf kratzte, wußte der Pimpernell, daß die Luft rein war und er seine ›Ladung‹ sicher und schnell auf das Schiff verfrachten konnte. Und Apfel irrte sich nie.

Wer war der Pimpernell? Kein anderer als Hauptmann Lance, der lustige rothaarige Engländer mit der humorvollen langen Nase, der mich seinerzeit bei meinem Eintreffen in der Britischen Botschaft willkommen geheißen hatte. Natürlich hatte Lance keinen offiziellen Posten bei der Botschaft inne und genoß keine diplomatische Immunität, obgleich er jetzt, da die regulären Attachés sich nicht in Madrid befanden, dem Geschäftsträger George Ogilvie-Forbes infolge seiner militärischen Erfahrungen als ehemaliger Offizier gewiß sehr nützlich war. Lance war als Angestellter einer englischen Firma in Madrid, die im Auftrag der spanischen Regierung Straßen baute.

Ich hatte bald heraus, womit sich der Hauptmann und die schottische Sanitätseinheit befaßten. Aber ich war nicht der einzige. Ilsa, unsere hochintelligente österreichische Pressezensorin, hatte mir bereits einige sehr gezielte Fragen über den Hauptmann und die Fahrten der Krankenwagen gestellt. Und ich hatte auch bemerkt, daß einer von Miss Jacobsons ›Schotten‹, dessen kontinentaler Akzent meinem phonetisch hellhörigen Ohr schon früher aufgefallen war, eines Tages bei den Internationalen an der Front aufgetaucht war und sich als lettischer Kommunist entpuppt hatte.

Darum erzählte ich Lance von Ilsas Fragen. »Die ganze Sache geht mich natürlich nichts an«, sagte ich, »aber ich glaube doch, Sie müssen damit rechnen, daß diese Kerle Verdacht geschöpft haben. Bestimmt

werden Sie scharf überwacht. Meinen Sie nicht, es wäre gescheiter, wenn Sie sich von dem Geschäft zurückzögen und auf Ihren Lorbeeren ausruhten?«

Lance lachte nur. »Das müssen Sie doch verstehen, mein Lieber«, sagte er. »Ich habe jetzt fast mein Hundert voll. Wenn ich das geschafft habe, will ich meinetwegen aus der Sache aussteigen.«

Es war ein Jammer um den lustigen Lance! Er holte tatsächlich seinen hundertsten Flüchtling heraus und brachte ihn in Sicherheit. Dieser Hundertste war Álvarez Martín Moreño, der achtzehnjährige Sohn von Francos Stabschef General Moreño und ein Neffe des Generalísimo selber. Die Roten hatten schon überall nach ihm gesucht, denn sie wollten ihn als Geisel benutzen, um gewisse Konzessionen von seinem mächtigen Onkel zu erpressen. Als sie durch einen Spitzel erfuhren, daß der rothaarige Engländer ihnen den Fang vor der Nase weggeschnappt hatte, beschlossen sie, sich den britischen Pimpernell einmal vorzunehmen.

Lance hatte der Versuchung nicht widerstehen können, noch eine weitere Schmuggelfahrt zu unternehmen. Diese Unternehmung startete er, wie schon zuvor die mit Moreño, ohne Hilfe der schottischen Sanitätseinheit. Diesmal jedoch ertappten die Roten ihn *in flagranti*, als er eben seinen Mann auf einem britischen Dampfer verstauen wollte. Aber Lance entwischte ihnen, und es gelang ihm sogar, die Polizei auf einer wilden Autojagd über die kurvenreichen Straßen zwischen Alicante und Madrid abzuschütteln. Seine früheren Erfolge hatten Lance eine solche Verachtung für die rote Polizei eingeflößt, daß er nun keine Befürchtungen mehr hegte. Anstatt heimlich nach Gandia zurückzukehren und sich in einem seiner Schlupfwinkel zu verbergen, bis Apfel ihn hinausschmuggeln konnte, ging er ganz offen in Madrid umher, als ob nichts geschehen sei.

Aber das dauerte nur vier Tage. Dann erwischte ihn die Polizei im Büro des Handelssekretariats der Britischen Botschaft. Sie stießen ihn in einen riesigen Rolls-Royce mit verhängten Fenstern und brachten ihn nach Valencia. Russen und Spanier unterwarfen ihn hier einem quälenden Kreuzverhör. Und dann folgte eine endlose Gefangenschaft.

Jedesmal wenn ich auf der grauen Straße unterhalb der alten Festung Segorbe entlangfuhr, in der Lance, wie ich gehört hatte, gefangengehalten wurde, schaute ich hinauf zu ihren dunklen, finsteren Türmen und hoffte, vielleicht für einen Augenblick den rothaarigen Hauptmann erspähen zu können, wie er hinter einem der vergitterten Fenster

Ausschau hielt. Ich pfiff sogar die Melodie von Tipperary, in der Hoffnung, er könne mich hören und daran merken, daß es Freunde gab, die ihn nicht vergessen hatten.
Aber es wird für alle Zeit mein Gewissen belasten, daß ich versagte, als der Zeitpunkt gekommen war, an dem ich Lance wirklich hätte helfen können. Ich ließ ihn im Stich.

Im Frühsommer 1938 hatte die Kriegslage sich weitgehend verändert. Mathews und ich hatten unsere Operationsbasis von Madrid ins Hotel Majestic in Barcelona verlegt. Denn Francos Streitkräfte hatten Rotspanien in zwei Hälften gespalten und versuchten nun mit einer Offensive nach der anderen, die roten Truppen aus Katalonien zu vertreiben und zu Hitlers Gunsten den Ring um Frankreich zu schließen.
Tag für Tag kamen die deutschen und italienischen Bombenflugzeuge über das Meer und suchten Barcelona mit Angriffen heim, die weitaus schwerer und heftiger waren als alles, was wir bisher in Madrid oder Valencia erlebt hatten. Es war keine Radaranlage vorhanden, die ein Warnsystem ermöglicht hätte; die rote Luftwaffe war an der Front voll ausgelastet, und die Flakgeschütze waren eine größere Gefahr für die Bevölkerung am Erdboden als für die Maschinen am Himmel. London erwog damals bereits die Vorbereitung eigener Luftschutzbunker und Flugabwehrdienste, da man einen baldigen Angriffskrieg Hitlers gegen Großbritannien für möglich hielt. Entsetzt und gebannt blickte alles auf Barcelona. Wieder und wieder füllte ich eine ganze Seite meiner Zeitung mit ausführlichen Berichten über die stündlichen Bombenangriffe.

Eines Nachmittags, als ich mich gerade nach einem besonders schweren Luftangriff ausruhte, bemerkte ich den Oberstabsarzt zum erstenmal. Er saß allein an einem kleinen Tisch in der Halle des Majestic, ein großer Mann mit leuchtend blauen Augen und einem weichen braunen Bart, der ihm das mystische Aussehen eines Yogi oder eines Gesundbeters verlieh. Von da ab sah ich ihn immer wieder, und eines Tages kamen wir ins Gespräch. Er stellte als erster den Kontakt her, indem er mich um ein Stück von dem Zucker bat, den ich aus Frankreich mitgebracht hatte, um das abscheuliche Gebräu zu süßen, das die Kellner als Kaffee servierten.
Er erzählte mir, daß er Schneller hieße, Maxim Schneller, daß er Amerikaner sei und die medizinische Betreuung der Gefängnisse unter sich habe. Es störte mich nicht sehr, daß er englisch mit einem starken

deutschen Akzent sprach – das tun viele Amerikaner. Auffallend hingegen war, daß keiner der anderen Sanitätsoffiziere am Ort einen Oberstabsarzt Schneller je gesehen oder von ihm gehört hatte. In einer Stadt wie Barcelona mußte selbst ein Journalist sich ein wenig überlegen, mit wem er sich in ein Gespräch einlassen konnte. Und Schneller schien besonderes Interesse daran zu haben, mit mir zu sprechen. Er unterhielt sich nie mit anderen Journalisten.
Wir tranken noch einige Male nach dem Mittagessen zusammen eine Tasse Kaffee – ich hatte Schneller eine Büchse Kaffee geschenkt und stiftete regelmäßig ein paar Stückchen Zucker. Dann hatte er schließlich genügend Zutrauen zu mir gefaßt und rückte mit einem großen Geheimnis heraus: Er war ein persönlicher Freund des Ministerpräsidenten Dr. Negrín. Wie er behauptete, konnte er bei Negrín alles erreichen, was er wollte. Ihre enge Freundschaft datierte aus Leipzig, wo die beiden zusammen Medizin studiert hatten. Und Schnellers Posten als Chefarzt der Gefängnisverwaltung war, wie er mir in einem weiteren Anfall von Vertraulichkeit berichtete, nur eine Art Tarnung. Seine wirkliche Stellung sei sehr viel wichtiger, aber auch sehr viel gefährlicher. Sie sei geheim – er könne mir nichts Näheres darüber sagen. Ich zeigte höfliches Interesse, machte aber keinen Versuch, noch mehr aus ihm herauszuholen.
Etwa eine Woche später fragte er mich plötzlich, ob ich gern einmal das Gefängnisschiff *Uruguay* besichtigen würde, das im Hafen von Barcelona lag.
»Nichts, was ich lieber täte!« sagte ich, und das war keine pure Höflichkeit. Es war die Wahrheit. Denn die *Uruguay*, ein spanischer Passagierdampfer des Südamerikadienstes, die man in ein schwimmendes Gefängnis verwandelt hatte, galt als die grauenvollste Hölle in ganz Rotspanien.
»Ja, das glaube ich Ihnen«, grinste Schneller. »Das wäre ein toller Knüller für Sie. Noch kein anderer Journalist ist dort je an Bord gewesen – wenigstens keiner, der hinterher darüber schreiben konnte«, fügte er mit einem hämischen Seitenblick hinzu. Und dann, als käme ihm eben noch ein zusätzlicher Gedanke, fuhr er fort: »Vielleicht könnte ich Ihnen sogar eine Unterhaltung mit Ihrem Landsmann Hauptmann Lance vermitteln. Er bewohnt eine der ... hm ... Kabinen. Sie haben doch sicher schon von Hauptmann Lance gehört?«
»Du lieber Gott«, stieß ich hervor. »Lance befindet sich an Bord der *Uruguay*?« Wir alle hatten seit endlosen Monaten nichts mehr von Lance gehört und hatten uns Gedanken darüber gemacht, was wohl

aus ihm geworden sein mochte. Und jetzt sollte ich ihn hier in Barcelona wiedersehen!
»Hauptmann Lance«, sagte Schneller, »hat Schlimmes durchgemacht. Es tut mir leid, das sagen zu müssen – aber es war seine eigene Schuld. Jetzt geht es ihm wieder besser. Ich habe den Eindruck, Sie würden ihn sehr gern einmal besuchen. Gut, ich will sehen, wie es sich arrangieren läßt. Sie können sich auf Maxim Schneller verlassen.«
Aber ich mußte mich trotzdem noch eine ganze Weile gedulden. Dreimal versprach Schneller mir, daß er mich am nächsten Morgen abholen würde, und dreimal versetzte er mich. Schließlich kam dann doch der große Tag, an dem ich in seinen Wagen stieg – nicht ohne düstere Vorahnungen. Denn, wie auch Mathews mir vor Augen gehalten hatte, wir hatten nicht herausfinden können, wer der Stabsarzt nun wirklich war. Kein Mensch kannte ihn. Möglicherweise tappte ich hier in eine dumme Falle, die eine der vielen miteinander rivalisierenden ›Sicherheits‹-Gangs für mich aufgestellt hatte. Jedes dieser Grüppchen wollte stets beweisen, daß es noch unternehmender war als die anderen und die Jagd nach der ›Fünften Kolonne‹ noch eifriger betrieb.
»Wer weiß, ob nicht dieser Hoffmann oder so ein ähnlicher Typ hinter dir her ist«, meinte Mathews. »So einer, der dich für einen faschistischen Spion hält, weil du früher mal mit Hitler in seinem Flugzeug mitgeflogen bist.«

Maxim Schnellers Wagen war nicht eine jener schwarzen blitzblanken Limousinen, in denen Dr. Negríns Freunde oder so hochgestellte kommunistische Besucher wie Towarisch Ulbricht oder Genosse William Rust aus London herumfuhren. Es war ein derbes Gebrauchsvehikel, das wohl auch an der Front schon manchen Sturm erlebt hatte. Zur Tarnung war er mit Schlamm beschmiert, der auch an den verchromten Stellen fest eingetrocknet war. Die Windschutzscheibe wies ein Spinnennetz aus Sprüngen auf, in dessen Mitte als Spinne ein Kugelloch saß.
»Sehen Sie mal das Gebäude da drüben«, sagte Schneller, als der Wagen rund um den Bombenkrater in einer Straße nahe dem Hauptpostamt schlingerte. »Das ist ein SIM-Gefängnis. Es gibt hier in Barcelona vierzehn SIM-Gefängnisse. Und vier davon sind so geheim, daß nicht einmal Negrín weiß, wo sie sich befinden. Wenn Sie mal in eins von denen geraten sollten, kann auch er sie nicht wieder herausholen.«
Sein Ton gefiel mir gar nicht, aber ich hielt es doch für geraten, die Unterhaltung fortzusetzen.

»Wissen Sie denn, wo die geheimen Gefängnisse sind?« fragte ich.
Er betrachtete mich mit einem gönnerhaft schulmeisterlichen Lächeln.
»Hören Sie zu, Delmer«, sagte er. »Ich habe Sie gern. Erzählen Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, keinem Ihrer Freunde. Aber in Wirklichkeit arbeite ich hier nicht als Arzt, obgleich ich einer bin. Dieser Posten im Sanitätsstab ist nur vorgetäuscht. In Wirklichkeit bin ich der Leiter der Auslandsabteilung des SIM.«
Jetzt fragte ich mich, ob Schneller vielleicht ein Verrückter sei, der unter Wahnvorstellungen litt. Wenn er mir erzählt hätte, er sei Bismarck, so hätte das auf mich ungefähr den gleichen Eindruck gemacht. Denn der SIM, wie die Abkürzung für ›Servicio de Investigación Militar‹ (Militärische Forschungsstelle) lautete, war der geheimste aller rotspanischen Geheimdienste – ein Gegenstück zur GPU oder zur Gestapo. Es war einfach undenkbar, daß einer ihrer Beamten sich auf diese Weise einem Journalisten zu erkennen gab. Undenkbar? Es war Tatsache. Hier neben mir saß dieser Mann und erzählte mir jetzt von seiner Vergangenheit – wozu? Was wollte er von mir – Publizität?
Schon seit dem Ersten Weltkrieg war er, wie er mir berichtete, in der Spionage und Gegenspionage tätig. Jetzt war er vierundfünfzig Jahre alt. Er hatte auf dem Balkan, in China, in Indien und den USA gearbeitet. Einmal hatte er einen ganzen Monat lang in Ungarn die Rolle eines Beamten der Interalliierten Kontrollkommission gespielt. Ich drückte ihm mein Erstaunen und meine Bewunderung aus.
»Und jetzt kann ich Ihnen auch sagen, warum ich unseren Ausflug auf die *Uruguay* aufschieben mußte«, fuhr er fort. »Ich hatte zu tun. Draußen im Hafen liegt ein amerikanisches Schiff. Vor vier Tagen mußte ich vier Leute von der Besatzung verhaften lassen. Faschistische Agenten.« Er lächelte, und in seinen Augen lag ein Glitzern, das mein Unbehagen noch verstärkte.
Der Wagen erreichte die Tore der Hafenanlagen. Die Polizeiwachen grüßten und ließen ihn durch. Offensichtlich kannten sie ihn. Ich fühlte mich etwas beruhigt. Einige Sekunden später fuhren wir an dem schwarzen Rumpf eines langgestreckten Passagierschiffes entlang. Zwei der goldenen Buchstaben waren von dem großen Namensschild abgefallen. »U GUAY« las man jetzt darauf.
Wir stiegen die Gangway hinauf. Oben lungerten zwei weitere Wachtposten in schmutzigen blauen Overalls herum, spitze Polizeimützen über den finsteren unrasierten Gesichtern. Sie hielten ihre Maschinenpistolen lässig in der Hand und dachten nicht daran, Haltung anzunehmen. Wir gingen an ihnen vorbei in einen unbeschreiblich schmutzi-

gen und schmierigen Schiffsgang. Der Strom in den elektrischen Glühbirnen, die ihn erhellten, war so schwach, daß die Birnen nicht weiß, sondern in einem flackernden Rot schimmerten. Ein Wachtposten mit einem Gewehr lehnte an der einst weißen Wand.

»Hier sind die Einzelhaftfälle untergebracht«, erklärte Schneller und wies auf die geschlossenen Kabinentüren. »Und da, sehen Sie diese Kabine hier?« Er zeigte mir eine halboffene Tür, die mit schwarzem gestepptem Leder gepolstert war wie die schalldichte Tür zum Allerheiligsten eines großen Geschäftsmannes. »Das war Hauptmann Lances frühere Behausung – die Gummizelle.«

»Warum haben Sie ihn denn hier eingesperrt?« fragte ich.

»Ach, er war dumm ... unzugänglich und so ... hat versucht, Botschaften hinauszuschmuggeln ... wollte ausbrechen.«

Wir schauten hinunter in einen Laderaum, über dem ein eisernes Gitter angebracht war, so daß niemand hinausklettern konnte. Da unten waren Männer, zusammengepfercht wie Heringe in einem Schleppnetzboot. Einige trugen Overalls, andere Hemd und Hose, wieder andere Uniform. Jeder hatte eine Metallplakette um den Hals hängen, in die seine Nummer gestanzt war. Und alle waren sie entsetzlich abgemagert, Vorläufer jener Gefangenen in Belsen, Dachau und Auschwitz, deren Anblick sieben Jahre später die ganze Welt entsetzen sollte.

Als wir in diesen Schacht des Schreckens hinunterblickten, sprangen die Männer auf und bemühten sich auf ihre erbarmungswürdige Art, Haltung anzunehmen. So unterschieden sie sich grundlegend von den Wachtposten, die Schneller grußlos an sich vorbeigelassen hatten. Diese Gefangenen hatten Disziplin gelernt. Einer von ihnen – ein polnischer Jude von der Internationalen Brigade, wie Schneller mir später sagte – begann uns anzuflehen.

»Können Sie mich denn nicht hier rausholen, Herr Major?« jammerte er. »Bitte stecken Sie mich doch in das Arbeitsbataillon! Ich möchte arbeiten, Gräben ausheben, für die Republik kämpfen. Es ist nicht wahr, daß ich Trotzkist bin! Es ist nicht wahr!«

Schneller lächelte ihn freundlich an. »Ich will sehen, was ich für Sie tun kann.« Dann wandte er sich an die anderen. »Alles in Ordnung da unten?« rief er. »Jawohl, Señor Comandante«, antwortete der Chor dieser gebrochenen Menschen.

»Sitzen diese Leute hier ihre Strafe ab?« fragte ich, als wir weitergingen.

»Nein«, erwiderte Schneller. »Sie befinden sich hier in einer vor-

läufigen Haft – in England würde man Untersuchungshaft sagen – und warten auf ihren Prozeß. Aber für die meisten wird es gar nicht zu einer Verhandlung kommen. Schließlich ist so eine Verhandlung nur eine Formalität, die unnötig Zeit in Anspruch nimmt. Wir wissen, was diese Männer getan haben und wie ihr Urteil lauten würde. Na, und da verhängen wir in den meisten Fällen selbst die Strafen, ohne Zeit zu verschwenden und uns mit Verhandlungen aufzuhalten.«

Ich hielt das damals für eine einzigartige Auffassung der Rechtsprechung. Aber während des Krieges sollten auch Hitler und Himmler sie übernehmen und zu perverser Perfektion steigern. Und fast zwanzig Jahre später begegnete sie mir wieder, als ich nämlich im sowjetischen Sektor von Berlin der Verhandlung eines sogenannten Volksgerichtshofes beiwohnte und die Richterin sagen hörte, das Mädchen auf der Anklagebank brauche keinen Verteidiger, da ihre Schuld offenkundig sei.

Wir gingen durch den früheren Gesellschaftsraum der ersten Klasse – an der Wand hing noch immer die Liste der Bargetränke – und betraten schließlich die Luxuskabine des Polizeihauptmanns, der als Direktor dieses schwimmenden Gefängnisses fungierte. Es war ein freundlicher, gut beleuchteter Raum mit einem Tisch, einer Schreibmaschine, einem Radioapparat, einem Teppich und einem Bücherregal. Wir setzten uns auf das Sofa. Ein bewaffneter Wachtposten stellte sich vor der Tür auf.

Herein kam der Herr Polizeihauptmann und Gefängnisdirektor, ein biegsamer, glatthaariger kleiner Spanier mit flinken, scharf blickenden Knopfaugen. Schneller erkundigte sich nach der Frau und dem Töchterchen des Hauptmanns. Der kleine Mann jammerte, er könne keine Milch für das Baby auftreiben, worauf Schneller versprach, ihm Milch von dem amerikanischen Schiff zu besorgen, auf dem er seine Verhaftungen vorgenommen hatte.

»Ich stehe mich sehr gut mit dem Kapitän«, versicherte er mit einer hämischen Grimasse. »Er wird sich freuen, wenn er mir einen Gefallen tun kann.« Dann bat Schneller darum, Hauptmann Lance herbringen zu lassen. Ein Posten wurde abgeschickt, um ihn zu holen.

Während wir warteten, sprachen Schneller und der Hauptmann über den deutschen Flugzeugkonstrukteur Anton Raab, dem es gelungen war, zusammen mit zwei deutschen Thälmännern aus dem Arbeitslager in Falset zu flüchten, in dem die drei als Gefangene festgehalten worden waren. Er war nach Frankreich entkommen. Ich war hocherfreut, dies zu hören, denn ich kannte Raab von meiner Zeit in

Deutschland her, wo er die Raab-Katzenstein-Flugzeugwerke geleitet hatte. Er war aus Deutschland emigriert, weil er Jude war. In Spanien hatte er einem Betrieb vorgestanden, in dem sowjetische Mosca-Kampfflugzeuge zusammenmontiert wurden. Dann kamen die üblichen politischen Schwierigkeiten, und er wurde verhaftet.

»Ich werde dieses Schwein durch meine Freunde bei der französischen Polizei festnehmen lassen«, sagte Schneller. »Bevor er weiß, wie ihm geschieht, wird er wieder hier in Barcelona sein. Die Jungens von der Sureté arbeiten tadellos mit mir zusammen ... Ach ja, und übrigens, ich habe für nächste Woche alles vorbereitet.«

»Tatsächlich?« fragte der Gefängnisdirektor voll schmeichelnder Bewunderung. »Sie haben ihn wirklich soweit bekommen?«

»Bitte sehr, sehen Sie sich das an.« Damit zog Schneller zwei Telegramme aus der Tasche und reichte sie uns, damit wir sie lesen konnten. Das erste lautete: »Anrate baldigste Abreise. Lage unsicher.« Es war mit einem spanischen Namen unterzeichnet, an den ich mich nicht erinnere. Das zweite lautete: »Angebet Ankunftsdatum. Ihre Anwesenheit dringend erforderlich. Rolf.«

Schneller musterte uns mit einem befriedigten Lächeln. »Das eine hier ist von Francos Spionagechef. Sie können sich nicht vorstellen, wie schwierig es war, ihn soweit zu kriegen. Nächste Woche treffe ich Francos Leute in Marseille. Sie glauben, ich arbeite für sie. Ich werde ihnen ein Schlafmittel verpassen, sie auf ein britisches Schiff verschleppen und nach Barcelona bringen. Dann können wir hier ein Wörtchen mit ihnen reden.«

Ich hatte im Laufe meines Lebens schon manchen schwatzhaften Agenten kennengelernt. Aber im Vergleich mit Maxim Schneller waren diese anderen wahre Muster an Diskretion. Wieder einmal fragte ich mich, was er eigentlich vorhabe. Sein Verhalten ließ sich schwerlich als Propaganda ansehen.

»Ja«, fuhr Schneller fort, »ich habe abgemacht, daß ich eines Ihrer britischen Schiffe für meine Zwecke benutzen kann. Die Leute haben mir gesagt, es sei alles in Ordnung, solange sie offiziell nichts davon zu wissen brauchten.«

»Fürchten Sie nicht, man könnte Sie an die andere Seite verraten?« fragte ich. Schneller lächelte überlegen.

»Niemand weiß, welches Schiff ich benutzen werde.«

Das schien mir kein hinreichender Grund für seine Zuversicht. Aber ich kam nicht mehr dazu, das zu äußern, denn in diesem Augenblick wurde Lance hereingeführt.

»Gott im Himmel!« sagte er zu mir. »Daß ich Sie mal hier treffen würde, habe ich mir auch nicht träumen lassen!« Auf seinem Gesicht lag das alte humorvolle Lächeln. Ich gab ihm die Zigaretten und die Bücher, die ich mitgebracht hatte – Paperback-Reißer und ein paar Hemingways aus meinen eigenen Beständen –, alles, was ich in dieser kurzen Zeit in Barcelona hatte auftreiben können. Während Schneller sprach, betrachtete ich Lance genauer. Sein Haar begann grau zu werden. Aber er war gut rasiert und sah außerordentlich sauber aus. Er trug eine Flanellhose und ein blaugestreiftes Hemd ohne Kragen, das an den Ecken vom vielen Waschen abgenutzt war, – ich bin sicher, daß er seine Sachen selbst wusch.

»Tut mir leid, Lance«, sagte Schneller. »Ich habe mit Dr. Negrín gesprochen, aber er sagt, er könne jetzt noch nichts für Sie tun. Francos Leute wollen keinen Gefangenen gegen Sie austauschen, und die Engländer weigern sich, in Ihrem Fall vorstellig zu werden. Sie behaupten, sie könnten da weder offiziell noch inoffiziell etwas unternehmen.«

Lance machte ein sehr niedergeschlagenes Gesicht. »Na, so was ist aber neu für mich«, sagte ich, um ihn ein bißchen aufzumuntern. »Uns Journalisten hat man jedenfalls zu verstehen gegeben, daß die Britische Regierung an Ihrem Fall durchaus nicht desinteressiert ist.«

Lance sagte mir auf spanisch, so daß auch der Gefängnisdirektor ihn verstehen konnte, daß er jetzt gut behandelt werde, daß sich in dieser Hinsicht sehr vieles gebessert habe und daß man ihm gestattet habe, sich Pakete von seinen Angehörigen schicken zu lassen.

»Unangenehm sind allerdings die Luftangriffe. Die Kerle nehmen sich ja immer den Hafen vor, und gewöhnlich kommt die Bescherung ziemlich nah bei uns herunter. Neulich hat eine Bombe sogar hier eingeschlagen, aber glücklicherweise ist sie nicht explodiert.«

Dann begann er seinen Fall zu erörtern.

»Man hält mich jetzt seit elf Monaten fest, seit fast einem Jahr! Ich möchte wieder zu meiner Frau. Ich weiß, das, was ich getan habe, war eine *tontería*, eine Dummheit, aber ich habe es einzig und allein aus Gründen der Menschlichkeit getan. Ich habe kein Geld dafür genommen. Und ich habe es nicht getan, weil ich etwa mit Franco sympathisierte. Ganz bestimmt nicht!«

Ich spürte genau, daß er seit seiner Gefangennahme diese Sätze immer und immer wieder hergebetet hatte, zuerst in Madrid, dann in Valencia, dann in Segorbe und nun hier auf der *Uruguay*.

»Hören Sie«, wandte er sich plötzlich und in einem Ton höchster Dringlichkeit an Schneller. »Würden Sie mir raten, um einen Verhand-

lungstermin zu bitten? Wie könnte mein Urteil lauten? Man würde mir doch bestimmt nicht mehr zudiktieren als ein Jahr Gefängnis, nicht wahr? Dann brauchte ich nur noch einen Monat abzusitzen.«
Ich sah ihn direkt auf der Bettkante in seiner Kabine da drüben auf dem langen Korridor hocken und sich diese neue Hoffnung in allen Einzelheiten zurechtlegen. Aber Schneller schüttelte den Kopf.
»Für das, was sie getan haben, würden Sie nicht mit einem Jahr davonkommen«, sagte er. »Und Sie würden auch nicht mit zwei und nicht mit fünf Jahren davonkommen. Nein, es wäre gar nicht günstig für Sie, wenn Sie um einen Verhandlungstermin bäten.«
Jetzt mischte sich der kleine Gefängnisdirektor ins Gespräch. »Es gäbe für den Hauptmann schon eine Möglichkeit, um freizukommen«, sagte er. »Er müßte ein Gesuch an den Ministerpräsidenten aufsetzen, in dem er verspricht, daß er, falls man ihn freiläßt, der Spanischen Republik seine Freundschaft beweisen wird, indem er ihr alle Informationen, die er besitzt, zur Verfügung stellt.«
Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. In Gegenwart eines Zeitungsreporters bot man hier Lance die Freiheit an, wenn er dafür zum Spion werden und für die Rotspanier arbeiten wollte.
»Ja«, sagte Schneller überredend. »Das wäre eine Möglichkeit.«
»Aber meine Herren«, begann Lance, und er sah auf einmal so müde aus, als habe er das alles schon oft erlebt. »Ich besitze doch gar keine Informationen. Ich bin ein ganz einfacher Privatmann. Ich weiß nichts, was für Sie von Wert wäre.«
»Aber Sie haben Freunde – Männer in einflußreichen Positionen«, wandte Schneller ein. »Männer, die Ihnen bestimmt wichtige Informationen liefern könnten.«
»Na schön«, sagte Lance. »Ich will mir's überlegen.«
»Das würde ich nicht«, sagte ich auf englisch, und Lance zwinkerte mir zu. Damit war die Unterhaltung beendet. Lance nahm die Zigaretten mit. Die Bücher blieben vorerst bei dem Hauptmann, damit dieser sich vergewissern konnte, daß sie keine chiffrierten Botschaften enthielten.
Als ich später über das Schiff ging, sah ich Lance, der rauchend an Deck saß. »Wenn ich nur ein Wort mit Ihnen allein sprechen könnte«, sagte er und starrte dabei gerade vor sich hin, als spräche er zu sich selbst.
»Ja«, sagte ich, während ich an ihm vorbeiging. »Wenn das nur möglich wäre . . .«
Lance hatte darum gebeten, mit mir allein sprechen zu dürfen. Aber

die Wachen ließen uns die ganze Zeit nicht aus den Augen, und außerdem hatte der kleine Gefängnisdirektor es unter anderem zur Bedingung gemacht, daß unsere Unterhaltung in spanischer Sprache und in seiner Gegenwart geführt werden müsse. Darum war ich nun an Lance vorbeigegangen. Ich hatte ja jetzt auch meine Story. Und ich hatte Lance gesehen. Ich hatte gehört, wie er es abgelehnt hatte, sich dadurch freizukaufen, daß er ein Agent für die Roten wurde – ein Angebot, das höchstwahrscheinlich noch eine Falle enthielt –, und ich hatte die Schrecken dieses schwimmenden Zuchthauses gesehen. Es war eine großartige Story. So verließ ich denn das Schiff und Lance, ohne ein paar private Worte mit ihm gewechselt und die Botschaft gehört zu haben, die er zweifellos durch mich hatte weiterleiten wollen.
Ich habe mir das nie verziehen.
Denn als ich hinterher alle Vorgänge noch einmal überdachte, kam ich zu der Überzeugung, daß mein Besuch auf der *Uruguay* und die Unterhaltung mit Lance Teile eines Plans waren, den Schneller mit Lance ausgearbeitet hatte, um diesem zur Flucht zu verhelfen. Wahrscheinlich hatte Lance selbst mich als den geeignetsten Mann für diesen Zweck ausgesucht und Schneller gebeten, mit mir in Verbindung zu treten. Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich lange vor Lances Verhaftung mit ihm in Madrid geführt hatte. Er hatte mich damals gefragt, ob er in einer eventuellen Notlage auf mich zählen könne, und ich hatte ihm versprochen, daß ich alles tun würde, was in meiner Macht stünde. Und nun hatte ich ihn im Stich gelassen. Es war entsetzlich.
Was hatte er von mir gewollt? Ich kann es nur erraten, denn ich habe weder Lance noch Schneller wiedergesehen. Wahrscheinlich hatte er mich bitten wollen, mich mit der Britischen Botschaft in Verbindung zu setzen, dort die Situation zu erklären und zu veranlassen, daß man Schnellers Plan unterstützte. Vermutlich spielte auch Geld eine Rolle. Geld und vielleicht gewisse Garantien. Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß die Botschaft geholfen hätte, falls es Lance gelungen wäre, mir eine Nachricht mitzugeben. Selbstverständlich rief ich dort an und informierte den Gesandten über mein Zusammentreffen mit Lance und die sonderbaren Umstände, unter denen es stattgefunden hatte. Der Gesandte, ein nicht allzu begabter Diplomat, der wenig später in den Ruhestand trat, zeigte höfliches Interesse für meine Mitteilungen und freute sich zu hören, daß Lance wohl aussah. Aber im wesentlichen hatte ich den Eindruck, daß er der ganzen Sache mit kühler diplomatischer Neutralität gegenüberstand. Ich will auch nicht

unbedingt behaupten, daß es dem armen Lance viel geholfen hätte, wenn jemand mit Schneller in Kontakt getreten wäre. Denn es ist durchaus möglich, daß Schneller Lance hereinlegen wollte, genau wie er die Roten hereinlegte.

Denn soviel ist sicher: Er seifte die Roten tatsächlich ein. Dr. Maxim Schneller, der Leiter der Auslandsabteilung des SIM, der Intimus des Ministerpräsidenten Negrín aus der gemeinsam in Leipzig verbrachten Studienzeit, verließ Barcelona, so wie er es uns gesagt hatte, in der Nacht nach unserem Besuch auf der *Uruguay* und begab sich nach Frankreich. Er kam nie zurück. Zehn Tage nach seiner Abreise erschien die Geheimpolizei im Majestic. Sie durchsuchten Schnellers Zimmer. Und sie stellten eine Menge Fragen, aus denen hervorging, daß Schneller trotz all seiner Indiskretionen tatsächlich ein Meisterspion war – und ein Doppelagent.

31. Berlin - Prag - Jerusalem

Ich blieb nicht bis zum Ende des Bürgerkriegs in Spanien. Denn nun schien der Revanche- und Expansionskrieg immer näher zu rücken, zu dessen Vorbereitung Hitler Spanien als Versuchsgelände benutzt hatte. Ich wollte mich im Augenblick seines Ausbruchs nicht auf dem vergleichsweise bedeutungslosen spanischen Nebengeleise abgestellt finden.

Tag für Tag rief ich in London an und bat darum, man möge mich in die Tschechoslowakei schicken. Aber der Chef in London war hart wie Granit. »Bleib, wo du bist, Tom«, sagte Christiansen. »Keiner kennt die Situation in Spanien so gut wie du. Und außerdem haben wir bereits zwei Leute in Prag.« Endlich, am 10. September 1938, gab Christiansen nach. »Na schön, sieh zu, daß du schleunigst hinkommst. Aber sobald die Krise vorüber ist, mußt du ein braver Junge sein und wieder nach Spanien fahren.«

Als ich am nächsten Morgen in meinem Wagen über die Grenze nach Frankreich hineinfuhr, überflog gerade ein Geschwader italienischer Caproni-Bomber französisches Gebiet, um Eisenbahnanlagen in der spanischen Grenzstadt Port Bou zu bombardieren. Die französischen Flakgeschütze bellten in ohnmächtigem Protest zu ihnen hinauf. Für mich war es ein Abschiedsgruß, bezeichnend für die lächerliche Wirkungslosigkeit aller britisch-französischen Einsprüche gegen die Aggressivität der Achsenmächte – nicht nur hier in den Pyrenäen, sondern überall in Europa.

Es hat seit Hitlers Tod manche panische Kriegsstimmung gegeben, und ich habe sie alle aus nächster Nähe erlebt, von der Berlin-Blockade 1948 bis zum Korea-Konflikt, dem ungarischen Aufstand, der Suez- und der Kongokrise. Doch bei keiner dieser Nachkriegskrisen habe ich etwas verspürt, was sich mit der Erregung vergleichen ließe, die sich in jenen kritischen Septembertagen 1938 ganz Europas bemächtigt hatte, und mit der allgemeinen Erleichterung, die Platz griff, als dank

dem Münchner Abkommen die Krise noch einmal vertagt wurde. Und sichtlich teilten auch die Deutschen diese Erleichterung, sogar die deutschen Generale. Nicht etwa, daß die Generale irgendwelche moralischen Bedenken gehabt hätten, einen Krieg vom Zaun zu brechen; ihrer Ansicht nach waren nur die Kriegsvorbereitungen noch nicht weit genug gediehen, um einen Sieg zu garantieren.

Ich kam nach Berlin, als ganz Deutschland im Bann der unerwarteten Ankunft Mr. Chamberlains zu seinem ›Gipfel‹-Friedenstreffen mit Hitler in Berchtesgaden stand. Die ganze Stadt atmete erleichtert auf. Ich stattete gerade einen Höflichkeitsbesuch im Außenministerium in der Wilhelmstraße ab – obgleich noch immer der Ausweisungsbefehl von 1934 über meinem Haupt schwebte –, als Braun von Stumm von der Presseabteilung seinen Kopf durch die Tür steckte.

»Haben Sie gehört, was Chamberlain bei seiner Landung in Heston gesagt hat, Herr Geheimrat?« fragte er meinen Gastgeber, und sein bebrilltes Gesicht strahlte vor ehrlicher Freude. »Hochanständig, wirklich hochanständig!«

Ich speiste bei Horcher. Auch hier herrschte das Gefühl der Erleichterung und Entspannung vor. Als ich hereinkam, unterhielt sich gerade der Maître d'Hôtel, ein rothaariger Bayer, der die Londoner Filiale von Horcher in der Cork Steet geleitet hatte, mit einigen englischen Geschäftsleuten. Man sprach davon, daß das Londoner Lokal vor einigen Wochen vorsorglich geschlossen worden war.

»Wenn durch diesen Chamberlain-Besuch das erreicht worden ist, was wir alle erhoffen«, hörte ich ihn in seinem fehlerlosen Englisch sagen, »dann macht Horcher im Oktober in London wieder auf. Sie wissen ja selbst, meine Herren, London ist für uns eine Goldgrube.«

Lilo, die mir gegenübersaß, wollte wissen, ob sie die Autoreise durch Bayern und die Schweiz, die sie für ihren Urlaub geplant hatte, wohl würde durchführen können. »Es wird doch nicht etwa Krieg geben wegen dieser dämlichen Sudetendeutschen?« fragte sie. »Es gibt keinen Krieg«, erklärte ich und machte mich damit zum Echo meiner Zeitung. Ich versicherte ihr, daß sie beruhigt reisen könne.

Aber ganz wohl fühlte ich mich bei dieser Prophezeiung doch nicht. Denn vor wenigen Stunden erst hatte ich durch Nori Ratibor, eine andere Bekannte von mir, erfahren, daß ihr Familienschloß in Schlesien als Lazarett requiriert worden sei und daß man Aschwin Lippe, dem Bruder Prinz Bernhards, ein ›Himmelfahrtskommando‹ zugeteilt habe: Er sollte eine Vorausabteilung befehligen, die in Überraschungsangriffen wichtige tschechische Ziele nehmen mußte. Aschwin war Of-

fizier in der Armee des Generals Blaskowitz. Trotz Mr. Chamberlain klangen diese Nachrichten nicht allzusehr nach Frieden.

Am nächsten Tag, als ich in Richtung der tschechischen Grenze über die Autobahn fuhr, wurde ich durch eine endlose Kolonne motorisierter SS-Truppen aufgehalten, die sich in derselben Richtung bewegte. Noch mehr als die Truppen mit ihren Lastwagen und Geschützen interessierten mich die Gesichter der deutschen Zivilbevölkerung, die dieser Kolonne nachblickte. Nirgends bemerkte ich etwas von jener Begeisterung, die ich seinerzeit in den kriegshungrigen Juli- und Augusttagen des Jahres 1914 in Deutschland erlebt hatte. Vor den Rasthäusern und auf den Brücken über der Autobahn standen schweigende Männer und Frauen und betrachteten mit düsteren Blicken die vorbeirollende Waffen-SS.

Bevor ich tschechischen Boden betrat, kehrte ich in der kleinen Grenzstadt Rehau in einer Wirtschaft ein. An den Tischen in dem niedrigen verrauchten Speisesaal saßen dreiundzwanzig sudetendeutsche Flüchtlinge – vierzehn Männer, sechs Frauen und drei Kinder. Sie waren die Verkörperung der Niedergeschlagenheit, obgleich sie doch zu jenem Panikmacher-Trupp von Sudetendeutschen gehörten, der Hitlers Überfall auf die Tschechen rechtfertigen sollte. Sie aßen nicht. Der Gastwirt war zwar der Leiter der nationalsozialistischen Ortsgruppe, aber er weigerte sich, die Tschechenkronen dieser Leute in Zahlung zu nehmen, und gab ihnen auch keinen Kredit. Ich bestellte ein Mittagessen für die eine Familie und gab den anderen die paar deutsche Mark, die ich noch übrig hatte.

Ich begegnete in jenen Septembertagen in Europa eigentlich nur einer Sorte Menschen, die den Krieg herbeiwünschten und ihr möglichstes dafür taten. Das waren die Agitatoren der sudetendeutschen Nationalsozialisten – zum großen Teil dieselben Männer, die sich heute in Westdeutschland lautstark für die Befreiung des Sudetenlandes von dem – wie sie es nennen – tschechisch-kommunistischen Joch einsetzen. Diese sudetendeutschen Nationalsozialisten hatten in Deutschland ausgebildete militärische Freikorps aufgestellt, mit denen sie die Tschechen drangsalierten und zu provozieren versuchten. Doch selbst in diesen Freikorps gab es Leute, die keineswegs darauf brannten, in den Krieg zu ziehen. Das fand ich heraus, als ich in einem Wald nahe der tschechischen Grenzstadt Asch auf eine dieser Abteilungen stieß, welche die Stadt eingenommen und besetzt hatte.

Ich unterhielt mich gerade mit dem Freikorpsführer, einem grauhaari-

gen, mit einem Ledermantel bekleideten ehemaligen Offizier aus dem Ersten Weltkrieg, als ein junger Mann in einem gewöhnlichen Straßenanzug, der ein Militärkoppel um die Taille geschnallt hatte und eine Maschinenpistole in der Hand hielt, herzutrat und die etwas nachlässige Imitation eines Hitlergrußes andeutete.
»Melde gehorsamst, Herr Hauptmann«, sagte er nervös, »da ist ein dummes Mißverständnis passiert. Man hat mich zum Zugführer gemacht, wahrscheinlich weil ich diese Pistole hier in die Hand bekommen habe. Ich habe aber keine Ahnung, wie man einen Zug führt oder wie man mit dieser Waffe umgeht. Ich bitte gehorsamst, wieder als einfacher SA-Mann eingesetzt zu werden.«

In Prag war die Bevölkerung beunruhigt durch den Gedanken an einen eventuellen Krieg, traf jedoch ihre Vorbereitungen. Man führte eine Probeverdunkelung durch, sperrte den Telefonverkehr nach dem Ausland und verteilte Gasmasken. In den Geschäften war, abgesehen von Lebensmitteln, mit denen man sich so schnell wie möglich einzudecken bemühte, der gesuchteste Artikel eine Grammophonplatte mit dem über Nacht populär gewordenen Schlager ›Komm nur her, Adolf!‹. Die Tschechen waren bereit, ihre Freiheit zu verteidigen. Und sie glaubten, daß wir und die Franzosen ihnen helfen würden, wenn sie Widerstand leisteten.
Mitten hinein in diese angespannte Atmosphäre nationaler Erregung spazierte eine hübsche junge Engländerin, der das blonde Haar über die Schultern wallte wie einem Merowingerprinzen. Auf dem Aufschlag ihres grauen Schneiderkostüms trug sie das Hakenkreuzabzeichen der deutschen Aggressoren. Unity Milford. Und der peinliche Eindruck wurde noch verstärkt, als sie auf der Terrasse des Esplanade-Hotels in Prag verkündete: »Ich trage das Abzeichen, weil es meiner Anschauung entspricht. Hitler hat es mir persönlich gegeben.«
Aber kein Mensch in Prag beschimpfte sie, schlug ihr ins Gesicht oder versuchte, ihr das Abzeichen abzureißen. Sie war Engländerin. Und sogar in diesen letzten kritischen Stunden noch liebte und respektierte man in Prag die Engländer.

Unendlich gefahrvoll war die Lage, in die das Münchner Abkommen Tausende von Menschen gebracht hatte, die in den letzten fünf Jahren, weil sie aus politischen Gründen oder um ihrer Rassenzugehörigkeit willen von der Gestapo verfolgt wurden, in die Tschechoslowakei geflüchtet waren. Jetzt saßen diese Unglücklichen in der Falle. Hitler

setzte die neue tschechische Regierung mit der Forderung unter Druck, sie auszuliefern. Polen mit seiner hitlerfreundlichen Regierung war ihnen verschlossen, Ungarn aus den gleichen Gründen. So war ihre einzige Rettung ein Flugschein nach Frankreich oder England; doch von dieser Möglichkeit konnten nur die Wohlhabenden Gebrauch machen. Daneben gab es noch den Landweg nach Rumänien. Aber auch hier konnten viele nicht die Summe aufbringen, die man brauchte, um die rumänische Grenzpolizei zu bestechen. Hunderte von Flüchtlingen begingen in dieser verzweifelten Lage Selbstmord.
Während der zehn Tage, die ich nach dem Münchner Abkommen noch in der Tschechoslowakei zubrachte, machte ich es mir zur Aufgabe, die Welt über das Unglück dieser Menschen aufzuklären.
Südlich der slowakischen Donaustadt Bratislava sah ich zwei mitten in der Donau ankernde Lastkähne, die randvoll mit jüdischen Flüchtlingen beladen waren. Auf der einen Seite des Flusses lag das nationalsozialistische Österreich mit seinen SS-Männern und Konzentrationslagern. Das andere Ufer gehörte der eingeschüchterten Tschechoslowakei. Die Juden hatten die Lastkähne gechartert, um damit nach Bratislava zu fahren. Aber dort weigerten sich die Behörden, sie an Land zu lassen. Sie fürchteten Hitlers Zorn. Und nun saßen die Juden mitten im Strom fest, ohne Nahrung, ohne Trinkwasser. Die überfüllten Kähne wurden gefährlich tief unter die Ladelinie in den Fluß gedrückt. Jeden Augenblick konnten unter der zusammengepferchten Menge Seuchen ausbrechen.
Endlich ließen die tschechischen Behörden sich erweichen und erlaubten den Juden, an Land zu gehen. Aber ich konnte nicht mehr Augenzeuge dieser Landung sein. Lange vorher schon mußte ich mich in aller Eile an einen anderen Schauplatz des großen Dramas begeben, das Hitlers Angriffspolitik in der ganzen Welt entfesselte.

Die palästinensischen Araber hatten sich in ihrer verzweifelten Angst, der durch Hitlers Rassenverfolgung in Bewegung geratene jüdische Flüchtlingsstrom könne sie aus ihrem Heimatland hinausschwemmen, an die britische Mandatsbehörde gewandt und darum gebeten, Palästina der jüdischen Einwanderung zu verschließen. Ihre Bitte wurde nicht erfüllt.
Jetzt war es zum Aufstand gekommen. Die Araber hatten sich der Altstadt von Jerusalem bemächtigt und die Straßen vermint, so wie die Engländer selbst es sie während des Krieges gegen die Türken gelehrt hatten. Ein beträchtlicher Teil des Landes war – vorübergehend –

in den Händen der arabischen Aufständischen. Und man kann es als Krönung dieser ganzen üblen Angelegenheit bezeichnen, daß der deutsche Rundfunk Greuelmärchen über Ausschreitungen der Briten gegen die Araber verbreitete – mit der gleichen skrupellosen Phantasie, die man auch gegen die Tschechen im Sudetenland angewandt hatte.
Tragisch daran war nur, daß die Araber diese Lügen als Sympathiekundgebung für ihre Sache betrachteten und in dem anti-jüdischen Hitler ihren Freund und Verbündeten sahen, nicht aber den Urheber all ihrer Schwierigkeiten. So bekam ich es von einem feierlichen Komitee ihrer Anführer zu hören, als es mir einen Tag nach meiner Ankunft in Jerusalem gelang, durch die britische Absperrung und die dunklen Gäßchen voller Heckenschützen bis zu dem geheimen Hauptquartier der Rebellen in der ummauerten Altstadt vorzudringen.
Es war ein unheimliches Unternehmen, diese Expedition ins Lager der fanatischen arabischen Mörder, und es war gewiß recht leichtsinnig von mir gewesen, mich darauf einzulassen. Aber mein armenischer Freund John Mirzian hatte mir den Vorschlag gemacht, und ich bin noch immer zu jedem Abenteuer bereit gewesen, das mir eine Story versprach.
Kaum hatten wir die Stahlhelme der britischen Wachtposten hinter uns, als John mir einen arabischen Kopfschmuck reichte.
»Setz das auf«, sagte er. »Damit wirst du sicher an den Heckenschützen der Aufständischen vorbeikommen – hoffentlich.« Gleichzeitig legte er seine eigene Kefia an, eine Art Kopftuch aus weißem Musselin, das er in Höhe seiner Schläfen mit einer schwarzen Schnur befestigte. Ich paßte genau auf, wie er es machte, und tat es ihm nach. Dann stiegen wir über die breiten Kopfsteinpflasterstufen hinunter in den dreitausend Jahre alten Kaninchenbau von Jerusalem. Ich ging vorsichtig in der Mitte der Gäßchen und hielt meine Hände in jener ›Semi-Kamerad-Haltung‹, die ich seinerzeit angenommen hatte, als ich bei den Nationalisten in Burgos landete.
Bei jedem Schritt, den ich tat, war mir, als atmeten die vergitterten Fenster zu beiden Seiten Feindseligkeit und Argwohn aus. Und mir wurde keineswegs behaglicher zumute, als John mir erzählte, daß die vermummten Gestalten, die scheinbar gleichgültig in den Toreingängen kauerten, Scharfschützen seien und unseren Weg genauestens verfolgten.
»Hinter diesen Fensterläden«, so flüsterte er, »– um Gottes willen, sieh nicht hin! – sind zahllose Augen, die uns beobachten. Und alle diese Leute haben Gewehre und Handgranaten.«

Bevor wir zum Eingang des geheimen Hauptquartiers gelangten, hielten uns an einer Ecke zwei mit Pistolen bewaffnete junge Männer an, die über ihren langen arabischen Hemden europäische Jacketts trugen. John erklärte ihnen, wer wir seien und was wir wollten. Der eine der jungen Männer tastete uns von oben bis unten ab, während der andere seine Pistole auf uns gerichtet hielt. Dann führten sie uns zu der Tür eines Bauwerks, das aussah wie eine abgeschlossene Marktbude. Dahinter ging es durch eine endlose Folge enger Passagen, Treppen hinauf und hinunter und quer über Innenhöfe. Auf Schritt und Tritt sah man bewaffnete Araber.
Zuletzt wurden wir in einen quadratischen, niedrigen Raum geführt, an dessen vier Wänden sich mit rotem Plüsch bezogene Sitzbänke entlangzogen. Und hier erwarteten mich fünf Männer, alle in lange arabische Gewänder gehüllt, Kefias auf dem Kopf. Sie seien das Komitee, wurde mir bedeutet. Man servierte Kaffee. Und dann begann der Sprecher der Fünf, ein christlicher Araber namens Emil Ghorab, die Beschwerden der palästinensischen Araber vorzutragen.
»Großbritannien hat uns verraten«, sagte er in ausgezeichnetem Englisch. »Immer mehr Juden erhalten die Erlaubnis, in unser Land einzuwandern. Die Juden kaufen unseren Bauern das Land ab und geben ihnen Geld dafür. Die Bauern verbrauchen das Geld und werden besitzlose Proletarier. Dann besiedeln die Juden das Land mit ihren Leuten. Wenn das so weitergeht, werden sie uns bald aus unserer Heimat vertrieben und diese zu der ihren gemacht haben.«
Ghorab umriß mir dann die Forderungen der Rebellen. »Erstens«, so sagte er, »darf es keinem Juden mehr erlaubt werden, sich in Palästina niederzulassen, und den Arabern muß es gesetzlich verboten werden, Land an die Juden zu verkaufen. Zweitens muß das gegenwärtige britische Mandat über Palästina durch ein Staatenbündnis zwischen dem palästinensischen Arabien und Großbritannien ersetzt werden – ein Bündnis nach Art der Verträge, die Sie mit dem Irak und Ägypten geschlossen haben. Dafür verbürgen wir uns, daß die strategischen und wirtschaftlichen Interessen Großbritanniens gewahrt bleiben. Wir werden die heiligen Stätten schützen. Und was die Juden betrifft, so wollen wir großzügig sein. Wir wollen denen, die bereits hier sind, gestatten dazubleiben, und sie sollen die vollen Rechte einer Minderheit genießen.«
Ich hatte beim Anhören seiner Forderungen den Eindruck, daß dies eine ganz gesunde Verhandlungsbasis sein könne – vorausgesetzt, man dachte nur an die Interessen der Engländer und des Empire, nicht aber

an die der jüdischen Flüchtlinge, welche Palästina als ihre Zuflucht vor Hitler betrachteten. Doch mein Gedankengang wurde jäh unterbrochen. Irgend jemand hatte im Nebenzimmer das Radio angestellt; eine deutsche Sendung hallte durch den Raum.

»Was Sie hier ausführen, weiß ich durchaus zu würdigen«, sagte ich jetzt. »Und meiner Ansicht nach wird ein großer Teil der Engländer erfreut und einverstanden sein, wenn ich, wie ich es vorhabe, davon berichte.« Irgend etwas in der Atmosphäre dieser Umgebung bestimmte mich, mit dieser fast alttestamentarischen Förmlichkeit zu sprechen. »Wenn Sie jedoch die Juden davon abhalten wollen, hierherzukommen und Ihren Bauern das Land abzukaufen, warum wenden Sie sich mit Ihrem Protest dann nicht an Herrn Hitler« – und damit wies ich in Richtung der Radiostimme –, »anstatt auf die Engländer zu schießen, die doch Ihre Freunde sind? Warum hören Sie auf Hitlers Lügen? Er ist der Urheber all Ihrer Schwierigkeiten. Dadurch, daß er es den Juden unmöglich macht, in Deutschland zu leben, veranlaßt er sie, hierher zu kommen.«

Aber Ghorab ließ sich nicht überzeugen. »Hitler ist unser Freund«, sagte er. »Er ist der Feind der Juden.« Nichts, was ich sagte, konnte ihn davon abbringen.

Und die Araber sind noch heute dieser Ansicht. Syrien, der Irak, Saudi-Arabien, Ägypten und sogar Libyen haben nach dem Krieg Angehörigen der SS, des SD und der Gestapo Asyl gewährt und ihnen gutbezahlte Stellungen als ›Sachverständige‹ verschafft. Im ganzen Mittleren Osten wird heute der Deutsche in Erinnerung an das, was die Deutschen unter Hitler den Juden angetan haben, als ein Held und als der naturgegebene Freund der Araber angesehen.

Trotzdem schied ich in gutem Einvernehmen von Ghorab und den anderen Mitgliedern des Komitees. Sie gaben mir sogar noch eine Eskorte mit, die mich einen Teil des Wegs begleiten und mich vor den Gewehren der Rebellen beschützen sollte.

Ich freute mich so, daß ich es geschafft hatte, in das Hauptquartier der Rebellen zu gelangen und heil wieder herauszukommen, daß ich ganz vergaß, meinen Kopfschmuck wieder abzunehmen, bevor wir uns dem ersten britischen Wachtposten am Damaskus-Tor näherten.

»Haaalt!« rief er und legte sein Gewehr auf mich an. Und kein Lächeln überzog sein Gesicht, als ich ihm erklärte, wer ich war, und meinen Paß vorwies. »Was für eine Rolle wollten Sie denn da eigentlich spielen?« fragte er streng. »Lawrence von Arabien?«

Die deutschen Nationalsozialisten in Palästina waren natürlich höchst erfreut, daß der jüdische Flüchtlingsstrom uns hier in eine so unangenehme Lage gebracht hatte. Ich sah eine kleine Gruppe von ihnen, die auf der Terrasse eines deutschen Hotels in Haifa saßen und eine der regelmäßigen Razzien nach arabischen Terroristen beobachteten. Sie lachten und machten ironische Bemerkungen über die unglaublich zuvorkommenden und unwirksamen Methoden der britischen Militärpolizei.

»Sie haben ganz recht«, sagte ich zu einem dieser Leute auf deutsch. »Unsere Jungens sind noch nicht ganz so tüchtig wie der SD. Aber keine Angst, sie werden es schon noch lernen! Ihr werdet's ihnen beibringen. Und dann seid ihr an der Reihe.«

Den Herren gefiel das durchaus nicht. Aber meine Prophezeiung sollte sich in nicht allzulanger Zeit bewahrheiten.

32. Hitler macht kehrt, aber ich merke es nicht

Meine Freunde nennen mich einen phlegmatischen Burschen. Und es stimmt auch, daß ich mich nicht so leicht aus der Ruhe bringen lasse. Wenn die Deutschen behaupten, unsere Bombenangriffe auf deutsche Städte in den letzten Jahren des Hitler-Krieges seien verbrecherisch gewesen, und wenn sie darin sogar eine Art Entschuldigung oder Milderungsgrund für die von ihrer Nation verübten Rassenmorde sehen, zucke ich nur die Achseln und sage: »Alles kalter Kaffee.«

Aber ich brauche nur eine dieser unglaublichen Ansprachen zu lesen, in denen Adenauers Kabinettskollege, Herr Hans-Christoph Seebohm, das geheiligte Recht der Sudetendeutschen auf die Rückkehr in ihre – selbstverscherzte – Heimat in der Tschechoslowakei verkündet, und schon schnellt mein Blutdruck bedrohlich in die Höhe. Und besonders empört bin ich über die Unverfrorenheit, mit der Herr Seebohm von uns Engländern und den anderen westlichen Alliierten verlangt, wir sollten den Deutschen helfen, die ›bolschewistische Ungerechtigkeit‹ der Ausweisung der Sudetendeutschen wieder zu tilgen. Auf mich macht diese Forderung den gleichen Eindruck, als wenn Chruschtschow von uns verlangen würde, wir sollten ihm helfen, einen Aufstand der Ungarn niederzuschlagen.

Denn ich war im März 1939 in der Tschechoslowakei, damals, als Hitler mit Hilfe von Männern wie Karmasin[1], der auch heute wieder die Sudetendeutschen anführt, das Münchner Abkommen zerriß und das vernichtete, was noch von der tschechischen Republik übriggeblieben war. Ich habe zugesehen, wie die Sudetendeutschen im Triumph durch die Straßen von Prag marschierten und die Tschechen zwangen, die Hakenkreuzfahne zu grüßen. In jenen Tagen habe ich genug von der

[1] Franz Karmasin, unter Hitler der Führer der deutschen Minderheitengruppe in der Slowakei und Minister in der slowakischen Satellitenregierung, ist heute Leiter des ›Witikobundes‹, eines Kampfbundes der Sudetendeutschen.

Schreckensherrschaft der Sudetendeutschen über die Tschechen zu sehen bekommen, um mir darüber klar zu sein, daß die einfachen, fleißigen Slawen tausendmal lieber ihre jetzige kommunistische Regierung behalten wollen, wenn die Befreiung durch den Westen die Rückkehr der Deutschen bedeutet.

Ich hatte inzwischen mein Pariser Büro aufgegeben und war ein wandernder Reporter geworden, der, ungehindert durch jede Routinearbeit, in kürzester Zeit überall in ganz Europa zur Stelle sein konnte, wo ein Brand auszubrechen drohte. London war meine Ausgangsbasis, und ich hatte meine Wohnung in der Rue de Castiglione gegen eine Etage in einem schönen Gebäude aus dem 18. Jahrhundert vertauscht, das im alten Lincoln's Inn stand. Und hier vernahm ich am späten Abend des 13. März 1939 das erste Donnergrollen der Explosion. Ich packte meine Koffer, nahm das nächste Flugzeug und traf am frühen Nachmittag des 14. März in Prag ein.

Was war geschehen? Hitler und Karmasin hatten die slowakische Regierung gezwungen, die Unabhängigkeit der Slowakei zu proklamieren. Und der äußerste südöstliche Zipfel der tschechoslowakischen Republik, die sogenannte Karpatho-Ukraine, hatte sich ebenfalls von Prag losgesagt und als unabhängig erklärt. Jetzt, da die Tschechoslowakei in drei Teile gespalten war, hatte Hitler den alten tschechischen Präsidenten Hacha nach Berlin beordert. Während bereits deutsche Truppen in die Tschechoslowakei einmarschierten, um die Teile zu besetzen, die zur Zeit des Münchner Abkommens noch nicht besetzt waren, forderte Hitler Dr. Hacha auf, sein Land einer deutschen Protektoratsregierung zu unterstellen.

Als ich am Nachmittag des 14. März vom Flugplatz nach Prag hineinfuhr, wußten die Tschechen noch kaum etwas von diesen Vorgängen. Sie saßen friedlich in ihren Cafés auf dem Wenzelsplatz, tranken ihren Kaffee und lasen ihre Zeitungen.

Um halb sechs Uhr traten plötzlich Abteilungen der weißbestrumpften Sudetendeutschen in Sechserreihen an und begannen einen Siegesmarsch quer über den Platz und durch die nahen Hauptstraßen der Stadt. Alle zwanzig Schritt brüllten sie wie aus einem Mund »Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!« Sie trugen Hakenkreuzfahnen mit sich und verlangten von den Tschechen, an denen sie vorbeimarschierten, daß diese die Fahnen grüßten. Wenn einer sich weigerte, so bekam er die Fäuste der Schlägertypen zu spüren, die zwischen der Menge auf den Gehsteigen auf und ab patrouillierten.

Es war grauenhaft. Ich hatte in Berlin erlebt, wie die Nationalsozialisten ihrem eigenen Volk das gleiche angetan hatten. Aber hier in Prag, gegenüber einer Bevölkerung, die sie so erbittert haßte, war dieses Schauspiel noch unendlich schrecklicher. Und das Schlimmste: Hinter den Abteilungen der Sudetendeutschen kamen die der tschechischen Faschisten und Kollaborateure und schwenkten die tschechische Trikolore in einer erbärmlichen Freudenkundgebung über den Tod ihres Landes. Und die Bevölkerung mußte auch diese Fahnen grüßen. Zunächst gehorchte die Menge. Stumm sah sie zu, wie die Nationalsozialisten vorbeimarschierten, nahmen die Hüte ab, wie ihnen befohlen wurde, und wandten sich dann wieder ihrem Kaffee und ihren Zeitungen zu. Doch als die Fabriken schlossen, begannen tschechische Arbeiter auf den Platz zu strömen – »um zu hören, was los war«, wie einer mir sagte. Jetzt bemächtigte sich ein anderer Geist der Tschechen. Nicht nur, daß sie den Gruß verweigerten, sie weigerten sich auch, den marschierenden Abteilungen Platz zu machen. Es kam zu Schlägereien.

Drei Stunden lang wogte der Kampf auf und ab, schwoll das Geschrei an und erstarb wieder. Die tschechische Polizei nahm blindlings Hunderte von Verhaftungen vor, denn sie war bestrebt, den Deutschen keine Ausrede für eine neue Intervention zu liefern, die allerdings, ohne daß die Polizei es wußte, bereits im Gange war. Zum Schluß waren die Sudetendeutschen mit Unterstützung der Polizei die Sieger des Tages. Und als ich um Mitternacht noch einmal über den Wenzelsplatz kam, marschierten sie dort an den geschlossenen Cafés und den dunklen Häusern mit den zugezogenen Fensterläden vorüber und brüllten noch immer in jubelndem Sprechchor: »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!«

Für sie war Prag nunmehr eine deutsche Stadt, Böhmen eine deutsche Provinz. Es dauerte nicht mehr lange, und ihre Führer stellten einen kühl berechneten Plan auf, alle Tschechen aus Böhmen und Mähren auszusiedeln und sie durch Deutsche zu ersetzen. Unter diesen ›Umsiedlungsplanern‹ waren drei Männer[1] – jawohl, ich muß noch einmal auf diese Tatsache hinweisen! –, die heute im Westdeutschland Dr. Adenauers wiederum die Führer der Sudetendeutschen sind und in deren Namen die Rückkehr in die verlorene Heimat fordern.

[1] Diese drei Männer waren Dr. Franz Böhm, Dr. Rudolf Wentzel und Dr. Rudolf Staffen, heute wieder aktiv in der sudetendeutschen Landsmannschaft. Auf einer Konferenz im April 1944 in Bad Karlsbrunn unterzeichneten sie eine Resolution mit folgenden Forderungen: »1. die Umvolkung der rassisch geeigneten, also blutsmäßig erwünschten Tschechen, 2. die Aussiedlung von rassisch unverdaulichen Tschechen und aller destruktiven Elemente der reichsfeindlichen Intelligenzschicht, 3. die Neubesiedlung dadurch freigewordenen Raumes mit frischem deutschem Blut.«

Ich blieb nicht länger in Prag, sondern nahm den Zug nach Südosten, um durch die Slowakei in die neuerdings unabhängige Karpatho-Ukraine zu gelangen.

Mein Reporterinstinkt sagte mir nämlich, daß diese ärmste Provinz der tschechoslowakischen Republik mit ihrer ukrainischen Bauernbevölkerung, die den Ukrainern Südpolens und Südrußlands verwandt ist, die Ausgangsbasis für Hitlers nächste Aktion in seinem großen Ostplan abgeben sollte. Ich war in Berlin früher mit ukrainischen Nationalisten wie dem alten Hetman Skoropatzki zusammengetroffen, und diese hatten keinen Hehl daraus gemacht, daß sie zusammen mit gewissen amtlichen Stellen einschließlich der Abwehr, die Admiral Canaris unterstand, auf die Schaffung einer unabhängigen antikommunistischen Ukraine hinarbeiteten. Jetzt war der erste wichtige Schritt zur Durchführung dieses Plans getan – eines Plans, der sie und ihre deutschen Helfershelfer unweigerlich in Konflikt mit den Russen bringen mußte.

In der Ukraine also, so folgerte ich, würde demnächst etwas los sein, und daraus würde man erkennen können, was Hitler vorhatte.

Tatsächlich aber war schon unterwegs, lange vor meinem Eintreffen in der Ukraine, ›etwas los‹! Sowie wir die Grenze der neuerdings unabhängigen Slowakei passiert hatten, stiegen gestiefelte Desperados von der sogenannten Hlinka-Garde zu und begannen den Zug nach Geld und Juden zu durchsuchen.

Die beiden Schlafwagenabteile rechts und links von dem meinen waren von vier orthodoxen Juden belegt, Männern mit wachsbleichen Gesichtern, Bärten und Schläfenlocken, in lange schwarze Kaftane gehüllt. Ich erlebte es, wie eine Streife kam und den Männern jeden Pfennig wegnahm, den sie besaßen. Einige Sekunden später schon erschien eine zweite Streife und holte die Männer selber aus dem Zug. Karmasins Leute sahen beifällig zu, als die Hlinka-Gardisten die vier unglücklichen Menschen mit Fußtritten und Kolbenschlägen in einen wartenden Lastwagen stießen. Und diese orthodoxen Juden waren nicht die einzigen, die aus dem Zug geholt wurden. Auch aus den Wagen der zweiten und dritten Klasse entführte die Hlinka-Garde Männer und Frauen und trieb sie über den Bahnsteig auf den Lastwagen zu.

Ich hatte Pater Hlinka, den Führer der Slowaken, nach dem diese Raufbolde sich benannten, im September des vergangenen Jahres in Bratislava kennengelernt. Er war ein freundlicher, alter weißhaariger Priester der römisch-katholischen Kirche mit etwas exzentrischen ultranationalistischen Ansichten, der das antitschechische Evangelium einer ›Slowakei für die Slowaken‹ predigte. Ich konnte mir jedoch nicht vorstellen, daß er die Nazidoktrin dieses Judenpogroms gutgeheißen hatte, die seine Anhänger nun in die Tat umsetzten.
»Was haben diese Juden verbrochen?« fragte ich den Hlinka-Gardisten, der hereinkam, um meinen Paß zu kontrollieren.
»Sie Verräter sein gegen Slowakei. Sie haben Geld, das sein gestohlen von das Volk. Sie müssen werden bestraft.«
»Aber das ist doch sicher die Lehre Hitlers und Karmasins und nicht die Ihres Slowakenführers Pater Hlinka?« fragte ich. »Jawohl«, erwiderte der Mann, der mein Deutsch nicht gut verstand. »Heil Hitler!« Und bevor ich ein weiteres Wort sagen konnte, war er verschwunden.
In jenen Stunden raste der Mob durch die Städte und Dörfer der Slowakei, plünderte jüdische Geschäfte, ermordete jüdische Familien, vergewaltigte jüdische Mädchen – alles im Namen Hlinkas, des gütigen alten katholischen Priesters. Hlinka war nicht da und konnte ihnen nicht Einhalt gebieten. Er war einige Monate zuvor gestorben. Pater Tiso hingegen, Hlinkas Stellvertreter und Nachfolger, war da. Und Pater Tiso tat nichts. Er überließ die Juden ihrem Schicksal. Er wollte bei Hitler nicht unliebsam auffallen.

In Prešov, nahe der karpatho-ukrainischen Grenze, kam der Zug endgültig zum Halten.
»Ich weiß nicht, ob wir weiterfahren oder nicht«, erzählte mir der deutschsprechende Schlafwagenschaffner. »Die Grenze ist geschlossen, und das Militär hat die Strecke blockiert. Es ist nichts darüber bekannt, wann sie wieder geöffnet wird. Es kann Stunden dauern, Tage oder vielleicht auch Wochen.«
Ich schluckte noch an dieser Nachricht, als ich sah, daß sich aus dem Fenster eines Nachbarabteils ein Kopf herausstreckte.
»Wo wollen Sie hin?« fragte ich meinen Reisegefährten auf deutsch, in der schwachen Hoffnung, daß er diese Sprache vielleicht verstand.
»Das ist mir gleichgültig«, antwortete er. »Irgendwohin, Hauptsache, ich komme aus der Slowakei raus. Ich bin Jude.«
»Dann sind Sie aber ein sehr vertrauensseliger Jude. Woher wollen Sie wissen, daß ich kein Nazi bin?«

Er grinste. »Habe ich etwa keine Augen und Ohren? Habe ich nicht gehört, wie der Herr in Zlin, nachdem die Rabbis fort waren, mit dem Hlinka-Mann gesprochen hat? Hat der Schlafwagenschaffner mir etwa nicht den britischen Paß des Herrn gezeigt?«
So lernte ich Desider Kastner kennen. Er besaß, wie er mir erzählte, eine gutgehende Sensenfabrik in Bratislava. Kastner hatte ein sehr einfaches Mittel angewandt, um den Hlinka-Gardisten zu entgehen: Er hatte sich in der Toilette versteckt. Wenn sie ihn entdeckt hätten, so hätte er zweifellos das Schicksal seiner Glaubensgenossen geteilt. Denn Kastner mit seinen flinken braunen Augen, der langen Hakennase und dem sensitiven Mund unter dem dunklen Schnurrbart war unverkennbar ein Jude. Er war, wie er berichtete, in Prag gewesen und hatte die Absicht gehabt, nach Abwicklung einiger Geschäfte in Ružomberok nach Bratislava zurückzukehren. Beim Anblick des Treibens der Hlinka-Gardisten jedoch hatte er beschlossen, zu fliehen, solange Flucht noch möglich war.
Für die nächsten zehn Tage wurde dieser ungewöhnliche Mann, dessen Wesen eine Mischung von Liebenswürdigkeit, Klugheit und Gerissenheit war, mein Reisebegleiter, Dolmetscher und (unbezahlter) Reporterassistent des *Daily Express*. Es war ein sehr vernünftiges und praktisches Bündnis, das wir beide dort auf dem Bahnsteig von Prešov schlossen. Desider Kastner stellte mir seine Kenntnis des Landes und seiner Sprachen zur Verfügung. Er sprach tschechisch, slowakisch, ruthenisch, ungarisch, rumänisch, deutsch und jiddisch. Ich rettete dafür sein Leben und sein Geld, indem ich ihn als angeblichen Angestellten des *Daily Express* durch die Straßenkontrollen der Hlinka-Garde schleuste.

Chust, die kleine Hauptstadt der Karpatho-Ukraine, die über eine einzige Mietsdroschke verfügte, brodelte vor nationalistischer Erregung, als wir endlich mit dem Taxi, das Kastner in Prešov für mich organisiert hatte, dort anlangten. Überall sah man die blau-goldenen Farben der Ukraine und die Hakenkreuzembleme Hitler-Deutschlands. Sogar die Kellnerinnen im Hotel trugen blaue Bänder in ihrem goldblonden Haar. Polnische und russische Ukrainer waren in Chust zusammengeströmt, um hier die Geburt der ukrainischen Republik zu feiern.
»Nieder mit den Ungarn!« schrien sie und taten das Budapester Ultimatum, das den Abzug aller tschechischen Truppen aus der Karpatho-Ukraine und die Abtretung dieses Gebiets an Ungarn forderte, als

leeres Gerede ab. »Hitler hat versprochen, uns zu helfen und uns zu beschützen. Und er wird sein Wort halten.« Der deutsche Konsul, der in seinem schwarzen Mercedes durch die verschlammten Straßen hin und her kurvte, tat sein Bestes, um die Bevölkerung in ihrem Vertrauen zu bestärken.
Aber der Führer hatte die unglücklichen ukrainischen Nationalisten verraten und verkauft – wie er es schon mit vielen getan hatte, die sich auf sein Wort verlassen hatten. Ohne Wissen der ukrainischen Führer hatte er den Ungarn grünes Licht gegeben, um dieses Gebiet, das zu Zeiten der alten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ein Teil Ungarns gewesen war, zurückzuerobern. Das war eine höchst bezeichnende Änderung seiner Pläne. Denn durch diese Maßnahme wurde der Druck von der Sowjetunion genommen und der Weg für jene Entwicklung in den russisch-deutschen Beziehungen geebnet, die eine Überraschung für die ganze Welt bedeuten sollten. Ich war jedoch damals so in Anspruch genommen von dem menschlichen Drama, das sich unter diesen einfachen Bauern und Holzfällern rings um mich abspielte, daß ich seine eigentliche Bedeutung erst später begriff.
Hitlers Verrat hingegen sollte sich auf der Stelle enthüllen.

Als ich auf das Telegrafenamt von Chust kam, um dort einen Bericht nach London aufzugeben, bemerkte ich, daß der Fernschreiber mit einer ganzen Reihe von Telegrammen an Hitler beschäftigt war. Die Beamten ließen sich durch Kastners Beredsamkeit erweichen und gestatteten mir, diese Depeschen zu lesen. Sie stammten von dem katholischen Primas der Karpatho-Ukraine, Erzbischof Augustin Vološin, dem Chef der ukrainischen Regierung. Jede der Botschaften enthielt eine dringende, flehentliche Bitte an Hitler, die Ukraine zu beschützen, wie er es versprochen hatte. Aber keine Antwort von Hitler kam durch. Statt dessen kamen Nachrichten von entlegenen Städten und Dörfern, die das Anrücken der ungarischen Armee meldeten.
Armer alter Vološin! Jetzt mußte er einsehen, was für ein Wahnsinn es gewesen war, sich von den Tschechen loszusagen. In seiner Verzweiflung schickte er SOS-Botschaften an die Rumänen und beschwor König Carol, doch ja nicht zuzulassen, daß seine ungarischen Feinde sich so durch die Hintertür wieder in sein Reich einschlichen. Der Erzbischof bot dem König sogar an, ihm das Land zu überantworten, wenn er ihm nur zu Hilfe kommen wolle. Aber König Carol blieb ebenso taub wie der Führer.
Kastner und ich fuhren in unserem Taxi auf die Landstraße hinaus,

um die Ankunft der ungarischen Invasionsarmee mitzuerleben. Als wir Chust verließen, wurden die blau-goldenen Flaggen von den Häusern entfernt, ja einige Bürger hißten sogar schon die weiße Fahne. Nur vor dem Regierungsgebäude flatterte noch immer herausfordernd die blau-goldene Fahne neben dem Hakenkreuzbanner. An der Brücke hielten wir an. Über die schneebedeckten Felder drang das ferne Knattern der Flinten und Maschinengewehre.
»Das dauert jetzt nicht mehr lange«, sagte ein junger Mann, der wartend an der Brücke stand. »Wenn in Chust die Luftschutzsirenen zu heulen beginnen, dann ist das das Signal für uns Ungarn, uns zu erheben und die Polizeigewalt zu übernehmen.«
Ich konnte mir das gut vorstellen.

Mir taten die Ukrainer leid. Sie hatten keine Waffen, um sich zu verteidigen. Ein paar Gewehre, das war alles. Das tschechische Militär war auf Grund des Budapester Ultimatums abgerückt, doch zuvor war es mit seinen Panzerwagen aufgefahren und hatte die Ukrainer daran gehindert, die Geschütze der Garnison zu übernehmen. Sogar das Munitionslager hatten die Tschechen in die Luft gesprengt, damit es den Ukrainern nicht in die Hände fiel. Auch Uniformen hatten die Ukrainer nicht, nur ein paar Patronengurte, die sie über ihren zerlumpten Bauernkitteln trugen. Aber sie waren mutig und erbittert und haßten die Ungarn bis aufs Blut.
Wir brauchten nicht lange auf die Invasoren zu warten. Plötzlich erschienen sie – auf Fahrrädern, kleine dunkle Männer in Khakiuniform, die, tief über ihre Lenkstangen gebeugt, heftig auf die Pedale traten. Sie wirkten nicht wie eine Invasionsarmee, sondern eher wie eine Gruppe aus der ›Tour de France‹.
»Folgen Sie diesen Radfahrern«, wies ich den Chauffeur an. Er tat es.
»Ich glaube, wir drehen besser die Fenster herunter für den Fall, daß in Chust geschossen wird«, meinte ich dann zu Kastner. »Es wäre nicht so schön, wenn wir einen Regen von Glassplittern über uns ergehen lassen müßten.« Ich wollte einmal sehen, wie Kastner auf solche Kriegsberichterbravour reagieren würde. Er drehte seelenruhig die Fenster herunter, als sei er sein Leben lang hinter ungarischen Radfahrern in die Schlacht gefahren.
Glücklicherweise eröffnete Chust nicht das Feuer. Als wir in die Stadt einfuhren, wehte überall die ungarische Flagge; das Blau-Gold war verschwunden. Sogar die Bänder im Haar der Kellnerinnen waren plötzlich grün-weiß-rot geworden. Auf den Straßen standen die Bür-

ger von Chust, die erst vor wenigen Stunden begeistert die Entstehung der Groß-Ukraine gefeiert hatten. Jetzt riefen sie: »Eljen! Eljen!« und begrüßten die Radfahrer mit Händeklatschen. Der Eindruck, man erlebe hier die ›Tour de France‹, verstärkte sich noch.
Aber ganz kampflos wurde Chust doch nicht genommen. Kastner und ich fuhren quer durch die Stadt hinter den Radfahrern her. Außerhalb der Stadtgrenze leisteten die Ukrainer endlich Widerstand und eröffneten das Feuer auf die Radfahrer. Die Ungarn duckten sich sofort in den Straßengraben.
Ich befahl unserem Fahrer zu halten, stieg aus und ging vorsichtig auf einen schönen dicken Baum, etwa zwanzig Meter hinter der ungarischen Grabenfront, zu. Ich kam mir enorm heldenhaft vor, wie ich da hinter meinem Baum stand und den Kampf beobachtete: der unerschrockene Frontberichterstatter, der »allgegenwärtige *Express*-Mann«, der sich die Nachrichten aus dem Rachen des Todes angelt! Vor meinem geistigen Auge sah ich die fettgedruckte Schlagzeile.
Und dann hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir, die hohe, zitterige Stimme einer alten Frau. Ich drehte mich um. Ein freundliches weißhaariges Bauernweiblein bot mir einen Korbstuhl an. Sie war damit aus ihrer Hütte quer über die Straße zu mir herübergewatschelt.
»Möchten der gnä Herr sich net lieber setzen, um der Schlacht zuzuschauen? Es wär' halt viel kommoder, mein' ich . . .« Ein köstlicher Singsang österreichisch-ungarischen Deutschs entströmte ihr, ganz Mütterlichkeit und Dienstfertigkeit.
Mein großartiges Heldenbild war unwiderruflich zerstört. Ich nahm dankend den Stuhl an und setzte mich. Und jetzt sah ich Kastner, der in der Tür der Hütte stand. Er grinste über das ganze Gesicht. Der Stuhl war seine Rache für die Wagenfenster.

Diese Besetzung der Karpatho-Ukraine durch die Ungarn war jedoch nicht ausschließlich komische Oper. Denn in Chust hatten die pro-ungarischen Bürger sich tatsächlich erhoben und ›die Polizeigewalt übernommen‹, wie der junge Mann an der Brücke es vorausgesagt hatte. Und nun waren diese widerlichen Opportunisten, die sich unter den Tschechen tschechenfreundlich und unter den Ukrainern ukrainefreundlich aufgeführt hatten, dabei, Männer und Frauen, die sie als ›antiungarische Verräter‹ bezeichneten, zu jagen, niederzuknüppeln und abzuknallen. Ich sah, wie ein junger Mann in einem chauvinistischen Tobsuchtsanfall die Frau eines Führers der Ukrainer mit seinem Gewehrkolben zu Boden schlug und ihr dann ins Gesicht schoß.

Eine Abteilung Gefangene wurde die Hauptstraße entlanggeführt. Sie trugen einen schweren Holzbalken auf den Schultern, an dem ihre Hände in Kopfhöhe angekettet waren. Mit ihren runden flachen Gesichtern und den blauen Schlitzaugen waren sie für mich die Verkörperung des slawischen Bauerntums. Als sie an uns vorübertaumelten, erkannten sie mich und lächelten. Jetzt glaubte ich zum erstenmal wirklich, daß es so etwas gab wie eine Ukraine[1].
Sekunden später sah ich, wie alle sechs, einer nach dem anderen, erschossen wurden. Sie brachen zusammen, ein schreiender, schluchzender, zuckender Haufen, der immer noch an den Holzbalken gefesselt war.
An jenem Abend fuhren Kastner und ich von Chust aus durch die ungarischen Linien nach Beregsazy in Ungarn, wo ich meinen Bericht telefonisch nach London durchgeben konnte. Wir hatten sechs Juden, fünf Männer und ein junges Mädchen, in unserem Wagen mitgenommen. Ebenso wie Kastner waren auch sie auf der Flucht aus der Slowakei. Das Mädchen trug einen sehr kostbar aussehenden Pelzmantel. Sie war groß und schlank und von stolzer Schönheit, mit hohen Backenknochen und grünen Augen unter schrägen Augenbrauen in einem jener fast mongolischen Gesichter, die in mir immer ein Gefühl demütiger Schüchternheit erwecken.
Als wir ins Hotel kamen, faßte ich mir ein Herz und lud sie zu einem ungarischen Aprikosenschnaps ein. Bevor ich sie bitten konnte, mit mir zu Abend zu essen, kam mein Gespräch nach London durch. Und als ich vom Telefon zurückkam, war sie verschwunden.
Achtzehn Jahre später saß ich eines Tages im Hotel Australia in Sydney und aß Austern. Ich bemerkte, daß eine der Kellnerinnen mich anstarrte. Ich lächelte ihr zu, und sie kam an meinen Tisch.
»Sind Sie Sefton Delmer?« fragte sie mit einem starken mitteleuropäischen Akzent. »Sie haben mich einmal im Hotel Beregsazy zu einem Drink eingeladen. Und vorher haben sie mich im Wagen aus Chust mitgenommen und mir das Leben gerettet. Erinnern Sie sich?«

[1] 1945 gliederte Stalin die Karpatho-Ukraine Rußland an und vereinigte sie mit der polnischen und der russischen Ukraine unter dem Zeichen von Hammer und Sichel. Ukrainische Partisanen führten mehrere Monate lang unter der Führung eines Hetmans namens Bandera einen hartnäckigen Guerillakrieg gegen die Russen. Die Anhänger Banderas und anderer ukrainischer ›Freiheitskämpfer‹ haben zur Zeit ihr Hauptquartier in München und werden von der Bundesregierung unterstützt – genau wie ihre Vorgänger von Hitler unterstützt wurden. Und aus den gleichen Gründen.

Ich erinnerte mich.
»Ich hätte Sie damals so gern gebeten, mir lieber ein Stück Brot anstatt einen Schnaps zu geben«, sagte sie. »Ich besaß keinen Pfennig und hatte seit drei Tagen nichts gegessen.«

Ich habe im Verlauf meines Lebens Hunderte und Aberhunderte von jüdischen Flüchtlingen kennengelernt. Aber Desider Kastner mit seinem Mut und seiner Erfindungsgabe, seiner Energie und seinem Humor wird für mich stets der Inbegriff all jener Männer und Frauen bleiben, die Hitler in seinem erbarmungslosen Wahnsinn von Land zu Land gejagt hat.
Allerdings muß ich befürchten, daß er durch diese Reise mit mir nur vom Regen in die Traufe kam. Denn ich trennte mich von ihm in Cernauti, einer rumänischen Stadt an der polnischen Grenze, und fuhr von hier aus weiter nach Warschau, um mich Robert Hudson, unserem Minister für den Überseehandel, anzuschließen, der sich mit einer Delegation nach Moskau begab. Kastner blieb in Cernauti zurück.
1941 wurde Czernowitz, wie Cernauti von den Deutschen genannt wurde, durch Hitlers Truppen im ersten Stadium ihres Angriffs auf Rußland eingenommen. Diejenigen Juden, die nicht von den zurückweichenden Russen deportiert worden waren, fielen den Deutschen in die Hände.
Ich befürchte, daß der mutige Desider Kastner trotz all seiner Findigkeit diese beiden Prüfungen kaum überlebt haben dürfte.

33. Pfannkuchen mit Kaviar

Um ein Haar hätte ich im Frühjahr 1939 Robert Hudsons wichtige Verhandlungen mit dem Kreml sabotiert, noch bevor sie begonnen hatten.
Nur zwei Reporter reisten mit Hudson nach Moskau: Ian Fleming, groß, schlank, elegant, mit den gewandten Manieren des früheren Etonschülers und dem Profil eines etruskischen Flötenspielers – für den amtlichen Gebrauch war er der Vertreter der *Times* – und ich. Als wir die Grenze passiert und den sowjetischen Zug bestiegen hatten, lud Hudson Fleming und mich in seinen luxuriösen Pullmanwagen ein, den Außenminister Maxim Litwinow ihm an die Grenze entgegengeschickt hatte. Es war der für Litwinows persönlichen Gebrauch bestimmte Pullmanwagen, und er war mit allen schönen Dingen ausgestattet, die unsere sowjetischen Gastgeber sich zu Ehren ihrer Gäste nur hatten ausdenken können, vom süßen Krimsekt und sowjetischen Zigarren bis zu versteckten Mikrophonen und Aufnahmeapparaten, die dafür sorgten, daß keines unserer kostbaren Worte verlorenging. Gleichzeitig mit dem Pullmanwagen hatte Litwinow aufmerksamerweise nicht nur seinen englisch sprechenden Sekretär, den Genossen Gutman, sondern auch seinen persönlichen Chef de Cuisine geschickt.
Nach dem Abendessen machten Fleming und ich, gestärkt durch den Krimsekt und den georgischen Cognac, dem Küchenchef unsere Aufwartung, um ihm zu dem vorzüglichen Mahl, das er bereitet hatte, zu gratulieren. Er stand in der Küche, eine höchst erfreuliche Gestalt nach dem Muster des Ancien Régime, in einer makellos weißen Jacke, auf dem runden, gutmütigen und völlig kahlen Kopf die hohe Küchenchef-Mütze. Unsere Lobsprüche schmeichelten ihm sichtlich. Und besonders erfreut war er, als ich ihm meine ehrliche Bewunderung für die russische Kochkunst ausdrückte.
»Welche russischen Gerichte schätzen Sie besonders?« fragte er mich durch den Genossen Gutman, der uns als Dolmetscher diente.

»Ach«, erwiderte ich und seufzte tief wie ein schmachtender Poet, »für mich gibt es auf der ganzen Welt nichts, was sich mit einem echten russischen Blini vergleichen ließe. Sagen Sie mir, bekommt man in Moskau noch irgendwo echte Blinis nach alter Art?«
»Sie brauchen nicht bis Moskau zu warten, Gospodin Redaktor. Sie sollen hier im Zug Blinis bekommen! Ich werde sie selbst zubereiten. Morgen zum Frühstück gibt es Blinis.«
Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß Litwinows Wunderkoch sich einfallen lassen könne, Blinis für die ganze Gesellschaft zu backen. Er würde mir eine Portion servieren, so dachte ich, und damit Schluß. Denn Blinis sind keineswegs für jeden Engländer der Inbegriff des Paradieses auf Erden – vor allem nicht zum Frühstück. Es sind kleine Pfannkuchen aus Buchweizenmehl, die mit zerlassener Butter, gebeiztem Lachs, Kaviar und saurem Rahm bedeckt werden. Ich machte mich also auf eine kleine bescheidene Platte mit Blinis gefaßt, die man mir und Ian als Extragericht servieren würde.
Als ich jedoch am nächsten Morgen zum Frühstück kam und die blassen, entsetzten Gesichter der Delegationsmitglieder und der beiden Sekretärinnen sah, ahnte ich sofort, was geschehen war. Und meine Ahnung trog nicht. Da standen auf einer besonderen Wärmeplatte die Blinis. Berge von Blinis. Blinis für alle.
Der Kellner reichte sie bereits herum, während der Küchenchef stolz von der Tür aus zusah. Traumhafte Blinis, einer über den anderen gehäuft, eine köstliche Pagode triefender slawischer Perfektion.
Der Kellner trat mit einer Platte voller Blinis zu Mrs. Hannah Hudson. Hannah Hudson, eine attraktive und lebhafte Amerikanerin, lehnte schaudernd ab. Hudson, der ihr gegenübersaß, wurde rot vor Wut. Er sah bereits voraus, wie ein Bericht mit dem Titel ›Engländer weisen auf beleidigende Art sowjetisches Nationalgericht zurück‹ direkt zu Stalin durchtelefoniert wurde und ihm alle Chancen verdarb, die Russen zum Bündnis gegen Hitler zu überreden.
Er lehnte sich über den Tisch. »Du mußt davon nehmen, Hannah«, zischte er seiner Frau zu. »Unter allen Umständen! Du darfst mich nicht so im Stich lassen. Iß!«
Tapfere Hannah Hudson! Sie war im ersten Stadium einer Grippe und hatte sich schon übel gefühlt, bevor sie sich zum Frühstück setzte. Der Anblick der Blinis in ihrem Teich aus heißer zerlassener Butter, Sahne und Kaviar genügte, um ihre Temperatur unverzüglich hochschnellen zu lassen. Aber tapfer und pflichtgetreu riß sie sich zusammen und legte sich die kleinstmögliche Portion auf den Teller. Im Interesse

des guten Einvernehmens zwischen Großbritannien und der Sowjetunion stocherte sie ein paar Sekunden darin herum. Dann stand sie auf und stürzte aus dem Pullmanwagen.
Hudson, dessen Augen Blitze schossen, tat sein möglichstes, um diese Scharte auszuwetzen, indem er sich drei Lagen Blinis auf den Teller packte – eine wahrhaft slawische Portion, wie Genosse Gutman voller Bewunderung bemerkte. Er schmatzte mit den Lippen und lobte die Blinis, noch bevor er sie gekostet hatte. Doch selbst Hudson, ein kräftiger, muskulöser Mann, der früher einmal für Oxford gerudert hatte, erbleichte, als er den ersten Bissen dieses großartigen neuen Frühstücksgerichts schluckte. Ich reichte ihm ein großes Glas Wodka.
»Danke, vor Sonnenuntergang rühre ich keinen Alkohol an«, sagte Hudson, der möglicherweise an die Abstinenzler unter den Lesern meiner Berichte und ihre Wahlstimmen dachte.
»Aber das ist Medizin, Sir«, sagte ich. »Bestimmt. Ganz besonders, wenn man Blinis zum Frühstück ißt!« Hudson schluckte den Wodka, und ich konnte sehen, daß er sich augenblicklich besser fühlte. Ashton-Gwatkin, Hudsons diplomatischer Berater, überwand mannhaft jeden Widerwillen, den er vielleicht empfinden mochte. Und die anderen folgten seinem Beispiel. Alle außer einer der beiden hübschen Sekretärinnen, einer Miss Enid Knight.
»Ach bitte, ich hätte zu meinem Pfannkuchen gern ein bißchen Erdbeermarmelade«, sagte sie ernst und höflich. »Das ist mir lieber.«
Was Ian Fleming und mich betraf, so vertilgten wir eine derartige Vielfraßportion, daß der Küchenchef eine weitere Serie Blinis bereitete. Diesmal lehnte selbst Hudson ab.

Wenn ein Reporter einen Auftrag hat, so wie ich bei jener Reise nach Moskau, beschränkt er sich normalerweise nicht auf die Story, die man von ihm erwartet, sondern versucht nach Möglichkeit, die allgemeine Lage des Landes zu erkunden und nach Anzeichen zu forschen, die für die zukünftige Entwicklung von Bedeutung sein könnten.
Ich tat mein Bestes, um herumzuspüren und Leute kennenzulernen, und hielt die Augen offen, um mir keine bezeichnenden oder verräterischen Details entgehen zu lassen. Hinsichtlich der Folgerungen und Schlüsse, die ich daraus zog, beging ich jedoch einen schweren Irrtum. Alle Voraussagen, die ich auf Grund dieser Reise machte, sollten sich als falsch erweisen.
So veranlaßten mich beispielsweise der allgemeine Verfall und die Unzulänglichkeit der öffentlichen Dienste dazu, die potentielle Schlag-

kraft der Sowjetunion sehr negativ einzuschätzen. Ich sah in Moskau Lastwagen an mir vorüberrollen, von deren Reifen der synthetische Gummi buchstäblich in Fetzen herunterhing. Nichts klappte, nichts funktionierte. Auf der Suche nach Überschuhen geriet ich in eine lange Schlange von Sowjetbürgern vor einem Schuhgeschäft, in dem gerade eine Sendung dieses für den Winter so dringend nötigen Artikels eingetroffen war – die erste Sendung seit Monaten! Aber die Sendung bestand ausschließlich aus linken Schuhen und zwar sämtlich von derselben Größe – Größe sechs. »Das ist alles, was uns die Fabrik geschickt hat«, sagte der Verkäufer. »Und es ist die einzige Sendung, die nach Moskau gekommen ist.«

›Wenn diese Leute nicht einmal imstande sind, ein Paar Überschuhe aus der Fabrik ins Schuhgeschäft zu liefern‹, überlegte ich, ›wenn ihre Züge auch nicht im entferntesten den Fahrplan einhalten können, wenn ihre Post so unzuverlässig arbeitet, wie man allgemein hört, wie in aller Welt wollen sie es dann je fertigbringen, Armeen in Marsch zu setzen und mit allem Nötigen zu versorgen? Schon wegen der Versorgungs- und Transportschwierigkeiten muß die russische Front unweigerlich bei Hitlers erstem Angriff zusammenbrechen. Sie werden ihm nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen können.‹

Diese Folgerung war so falsch wie irgend möglich. Trotzdem weiß ich bis zum heutigen Tag nicht, wie ich das fast lächerliche Chaos von 1939 mit der Kampfkraft zusammenreimen soll, welche die sowjetischen Streitkräfte entfalteten, als Hitler nur zwei Jahre später in ihr Land einfiel.

Mein zweiter Fehler war, vom Standpunkt einer Zeitung aus gesehen, noch schwerer. Denn ich betrachtete gewisse Hinweise auf die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen Hitler und Stalin, die ich erhielt, als bloße deutsche Nervenkrieg-Propaganda. Und ich tat das, weil ich, wie schon gesagt, die tiefere Bedeutung des plötzlichen Umschwenkens in Hitlers Haltung gegenüber der Karpatho-Ukraine nicht erfaßt hatte. Indem Hitler seinen Plan einer ukrainischen Republik unter deutschem Protektorat aufgab, senkte er die Pistole, mit der er auf Stalins Herz gezielt hatte. Und, was besonders wichtig war, er hatte das am 15. März getan, also nur fünf Tage nach Stalins Rede vor dem 18. Parteikongreß. In dieser Rede hatte Stalin von seinen üblichen Angriffen gegen die deutsche Aggressionspolitik Abstand genommen, sich statt dessen gegen England und Frankreich gewendet und seine Überzeugung ausgesprochen, daß bei den Berichten westlicher Reporter über deutsche Ambitionen hinsichtlich der Ukraine – solcher Berichte

also, wie ich sie geschrieben hatte – der Wunsch der Vater des Gedankens sei. Dadurch, daß Hitler die Liquidierung der Karpatho-Ukraine durch die Ungarn zuließ, hatte er Stalin in dieser Ansicht bestärkt und den ersten großen Schritt zum Abschluß des russisch-deutschen Bündnisses getan, mit dem er am 24. August – also nur fünf Monate später – die Welt überraschen sollte.

Aber ich legte die Ereignisse nicht richtig aus. Und auch Hudson, Ashton-Gwatkin und die anderen diplomatischen Experten Großbritanniens ahnten offenbar nicht, was hier zusammengebraut wurde. Hudson führte munter seine Besprechungen mit dem Handelsminister Mikojan, nahm an Banketts teil, bei denen der Wodka in Strömen floß – zu einigen dieser Veranstaltungen wurden auch Ian und ich eingeladen – und applaudierte höflich von seiner Loge im Bolschoi-Theater aus dem Schwanensee-Ballett.

Offiziell sollte Hudson nur Handelsbesprechungen in Moskau führen. Er hoffte jedoch sehr, daneben auch ein großes politisches Geschäft mit den Russen abschließen zu können – so wie er etwas früher im selben Monat auf den Abschluß eines politischen Geschäfts mit Hitler gehofft hatte[1].

Hitler hatte seine Hoffnungen vereitelt, indem er am selben Tag, an dem die britische Delegation eintreffen sollte, in Prag einmarschierte. Nun hoffte Hudson, den historischen Ruhm, der ihm in Berlin entgangen war, in Moskau einheimsen zu können.

Seine erste Besprechung mit Litwinow stimmte ihn äußerst zufrieden – so zufrieden, daß er Ian und mir versicherte, die Russen schienen jetzt endlich bereit, einem Bündnis gegen Hitler beizutreten. Der pedantische und nüchterne Botschafter Sir William Seeds hingegen zweifelte daran, ob Hudson Litwinow richtig verstanden habe. Bei einer zweiten Begegnung mit Litwinow erwiesen sich die Befürchtungen des Berufsdiplomaten als zutreffend. Und als Hudson schließlich verärgert und kleinlaut nach Helsinki abreiste, nahm er in seiner schwarzen Aktenmappe nichts mit als ein sowjetisches Versprechen, eine größere Menge von Matjesheringen aus Schottland zu importieren und die Gespräche über ein Handelsabkommen in London wieder aufzunehmen.

[1] Robert Hudson und Oliver Stanley vom Handelsministerium wurden am 15. März zu Gesprächen in Berlin erwartet. Sie waren autorisiert, Deutschland koloniale Einflußsphären und einen großen Überbrückungskredit anzubieten, damit die Deutschen – wie man hoffte – ihre Industrien von der Kriegsproduktion auf eine reine Friedensproduktion umstellen konnten.

Ich hätte Hudson dieses Ergebnis seiner Mission voraussagen können, wenn ich den Wink, den ein freundlicher deutscher Diplomat mir gab, richtig verstanden und ihn nicht als einen der üblichen Bluffs der Nationalsozialisten abgetan hätte.

Der Wink, der mich hätte aufhorchen lassen sollen, kam von Werner von Tippelskirch – der in Abwesenheit des deutschen Botschafters von der Schulenburg als Geschäftsträger fungierte. Tippelskirch hatte mich zum Mittagessen in seine Moskauer Wohnung eingeladen. Die ganze Atmosphäre, in der dieses Essen verlief, war bezeichnend – nur kam ich leider nicht auf die Idee, diese Zeichen zu deuten.

Ich wurde in meinem Hotel von einem lustigen jungen Draufgänger von SS-Sturmbannführer abgeholt, der als dritter Sekretär bei der Botschaft angestellt war, einem Prinzen Soundso. Er fuhr in einem solchen Höllentempo durch die Moskauer Straßen, daß die Fußgänger vor seinem gefährlich dröhnenden schwarzen Mercedes-Kompressor nach rechts und links auseinanderstoben.

»Haben Sie gar keine Angst, daß Sie jemanden überfahren und damit unliebsame internationale Verwicklungen heraufbeschwören könnten?« fragte ich ihn. »Die Russen werden manchmal recht ungemütlich.«

»Ach wo! Papa Stalin hat viel zuviel Angst, daß man ihn ›Heim ins Reich‹ beordert!« lachte der Prinz. »Wissen Sie, manchmal hat es schon seine Vorteile, wenn man der meistgefürchtete kapitalistische Feind ist.«

Tippelskirch selbst war jedoch hinsichtlich der sowjetrussischen Gefühle längst nicht so unbekümmert wie sein dritter Sekretär. Das wurde sehr bald deutlich. Ich hatte eine etwas spöttische Bemerkung über einen bestimmten Aspekt der russischen Leistungsfähigkeit gemacht, während die Mädchen das Essen servierten.

»Wir sagen nie so etwas, Herr Delmer, solange die Mädchen anwesend sind«, bemerkte Tippelskirch mit leisem Vorwurf, als diese den Raum verlassen hatten. »Sie sind Volksdeutsche von der Wolga und sprechen sowohl deutsch wie russisch. Alles, was sie hier hören, berichten sie weiter. Ich möchte, daß die Russen aus diesem Haus nur freundliche und verständnisvolle Kommentare zu hören bekommen. Aber wenn die Mädchen nicht zugegen sind, können Sie gern Ihre Meinung sagen.«

Kurz darauf fragte Tippelskirch mich, wie Hudsons Gespräche mit den Russen vorankämen. »Langsam und mit all den Verzögerungen, die, wie man hört, hier in Asien üblich sind«, antwortete ich. »Aber soviel ich weiß, sind unsere Leute sehr zuversichtlich, daß schließlich doch ein günstiger Abschluß dabei herauskommt.«

»Hm, kann sein«, meinte Tippelskirch. »Wissen Sie, ich habe den Eindruck, daß die Russen sofort zugreifen würden, wenn wir ihnen auch nur die leiseste Andeutung machten, daß wir bereit wären, ein Bündnis mit ihnen zu schließen. Dann würde man nichts von dieser zögernden Haltung merken, die sie jetzt Ihnen gegenüber einnehmen.«

»Tatsächlich? Und wie kommen Sie darauf?«

»Ach, das ist nur so mein allgemeiner Eindruck. Aber es sieht mir doch so aus, als sei man im Kreml reichlich mißtrauisch hinsichtlich der Absichten, die die Engländer und Franzosen mit Rußland haben. Sie glauben, sie wollen versuchen, sie in Feindseligkeiten mit uns zu verwickeln, – vielleicht nicht ganz grundlos.« Er lächelte. »Viel lieber würden sie uns gegen Sie aufhetzen. Natürlich kann niemand in Stalins Gedanken lesen. Aber ich möchte fast glauben, daß ein sowjetisches Bündnis mit Hitler ganz nach seinem Geschmack wäre.«

»Was? Ein Bündnis zwischen Hitler und Stalin? Aber das kommt doch überhaupt nicht in Frage!«

»Gewiß, ich nehme es auch nicht an. Eine derartige Politik sähe dem Führer kaum ähnlich. Ich sage ja auch nur, daß meiner Ansicht nach der Führer nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchte, damit die Russen sich ihm in die Arme werfen.«

Ich erzählte meinen Freunden in der Britischen Botschaft, was Tippelskirch zu mir gesagt hatte. Aber sie lachten nur und bezeichneten das Ganze als ein kleines Manöver im Nervenkrieg. Und ich dachte wie sie. Ich erzählte Hudson nichts von der ganzen Sache, und ich machte mir auch keine weiteren Gedanken über Tippelskirchs Andeutung, der schlaue Herr des Kreml könne möglicherweise nach einem Bündnis mit dem Inhaber des Weltrekords im Vertragsbruch angeln. Schlimmer noch, mir gingen nicht einmal die Augen auf, als am 3. Mai (ich war wieder in London) der Jude Maxim Litwinow plötzlich seines Amts enthoben und durch den ›Arier‹ Molotow ersetzt wurde, der, wie Stalin respektvoll hoffte, Hitler als Verhandlungspartner genehmer war.

Stalin hatte recht mit seiner Annahme, daß Hitler sich für die Rassenzugehörigkeit seiner Partner interessierte. Das stimmte! Ja, der Führer hatte sogar Stalin selbst im Verdacht, ein Jude zu sein. Lange nach dem Krieg erzählte mir Heinrich Hoffmann, Hitlers lustiger alter ›Hofphotograph‹, die Geschichte der geheimen Mission, mit der Hitler ihn betraut hatte, als Hoffmann Ribbentrop zur Unterzeichnung des deutsch-russischen Bündnisvertrags nach Moskau begleitete.

»Hören Sie zu, Hoffmann«, hatte Hitler gesagt. »Ich möchte, daß Sie ganz nahe an Stalin herantreten. So nahe wie irgend möglich. Ver-

suchen Sie, sein Ohrläppchen zu photographieren. Und wenn das nicht geht, sehen Sie sich das Ohr ganz genau an. Ich möchte von Ihnen erfahren, ob Stalins Ohrläppchen angewachsen, also jüdisch, sind oder frei und arisch. Es ist für mich sehr wichtig, das zu wissen.«
Hoffmann erfüllte seinen Auftrag und kam mit einer großartigen aus nächster Nähe gemachten Profilaufnahme von Stalin wieder. Sie beruhigte Hitler. Was sein Bündnispartner auch immer sein mochte, ein Jude war er nicht – wenigstens nicht nach dem Ohrläppchentest.

34. Maria Osten

Einen Menschen gab es, den ich in Moskau ganz besonders gern sehen und sprechen wollte: Michail Kolzow, einen dynamischen, kleinen, bissigen und witzigen russischen Juden, der von seinem Chefredakteurschreibtisch bei der *Prawda* nach Spanien gefahren war, um Kriegsberichte zu schreiben. Ich traf ihn nicht. Aber durch meinen Versuch, ihn zu treffen, wurde ich in eine der vielen menschlichen Tragödien verwickelt, die der spanische Bürgerkrieg und Stalins Tyrannenangst vor Verrätern heraufbeschworen haben.
Während meines Aufenthalts in Rotspanien war mir Kolzow oft begegnet. Man sah diesen untersetzten, scharfäugigen, immer spöttisch lächelnden Mann, der in martialischen Stiefeln einherstolzierte, häufig an den Fronten und in den Ministerien in Begleitung eines oder mehrerer Mitglieder seines ›Frauentrosses‹. Entweder war seine Frau, eine neurotisch aussehende frühere Primaballerina, bei ihm, oder Genossin ›Bola‹, eine riesige fröhliche Bäuerin, die ihm Sekretärinnendienste leistete, oder Maria Osten, ein quicklebendiger blonder Lausbubentyp. Diese junge deutsche Kommunistin, die Tochter eines adligen ostpreußischen Gutsbesitzers, hatte eine Zeitlang in einer Buchhandlung in Berlin gearbeitet und rühmte sich gern ihrer Sammlung linksradikaler Schriftsteller. Kolzow war ihre letzte Akquisition.
Nun, da ich in Moskau war, wollte ich Kolzow wiedersehen. Darum bat ich um die Genehmigung, das Verlagsgebäude der *Prawda* zu besuchen und mit dem Chefredakteur zu sprechen. Die Erlaubnis wurde erteilt, und ich wurde in die Redaktion geführt, in der ich jedoch nicht Kolzow, sondern zwei mir fremde Männer antraf. Der erste, ein stämmiger, flachgesichtiger Bursche, war offenbar eine Art Wachhund der Kommunistischen Partei. Der zweite war ein magerer, blasser, nervöser Mann, ein Kriechertyp mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart, auf den die schwarzen Ränder seiner Fingernägel abgestimmt schienen. Während der ganzen Zeit, die ich bei ihm verbrachte, kaute

er auf ihnen. Genosse ›Fingernagel‹ stellte sich selbst als Chefredakteur vor. Wie er mir erzählte, hatte er diesen Posten seit drei Monaten inne.

»Und wo ist mein Freund Michail Kolzow?« fragte ich. »Michail Kolzow, den ich aus Madrid kenne?« Der Redakteur warf dem schweigsamen Kommissar neben ihm einen vielsagenden Blick zu. Dann, als er wohl durch einen Wink Redeerlaubnis erhalten hatte, sagte er: »Genosse Kolzow spannt aus. Er befindet sich zur Zeit in einem Erholungsheim. Er ist nicht mehr Chefredakteur. Ich bin es.«

»Könnten Sie mir wohl bitte sagen, wo er ist, damit ich ihn vielleicht besuchen oder ihm wenigstens schreiben kann?«

»Bedaure. Die Adresse ist mir nicht bekannt.«

»Würden Sie ihm dann bitte meine herzlichsten Grüße ausrichten? Und sagen Sie ihm, wie leid es mir tut, daß ich ihn nicht angetroffen habe.« Nervös versprach der Redakteur, dies zu tun, und dann redeten wir von anderen Dingen.

Kurz nach diesem Besuch erfuhr ich die Wahrheit über Kolzow. Er war liquidiert worden. Von Schüle, ein deutscher Kollege von mir, der über sehr gute Informationsquellen verfügte, erzählte mir die Geschichte seines Endes. Sie klang mir durchaus glaubwürdig, und ich bin auch heute noch von ihrer Richtigkeit überzeugt. Kolzow war, wie von Schüle mir berichtete, kurz nach seiner Rückkehr aus Spanien von Stalin zum Essen eingeladen worden. Bei Tisch saß er Stalin gegenüber, und dieser forderte ihn auf, vom Spanienkrieg zu erzählen. Er stellte Kolzow viele Fragen und äußerte sich ungemein kritisch über die Art der dortigen Kriegsführung. Und dann wandte sich der alte Mann plötzlich mit einer spöttischen Frage an seinen Chefredakteur, – ganz in der Art, die ich auch bei einem anderen Zeitungsbesitzer gegenüber seinen Angestellten erlebt habe.

»Ich habe da etwas Eigenartiges gehört, Michail Alexandrowitsch«, begann er und musterte dabei Michail Kolzow mit einem unheilvoll starren und schwarzen Blick. »Man sagt, Ihre Besuche an der Front hätten häufig Unglück nach sich gezogen.«

Dann wandte sich Stalin den übrigen Tischgenossen zu und fuhr unter beredten Gesten fort: »Genosse Kolzow besucht einen Frontabschnitt, befragt den General und seine Stabsoffiziere und sammelt so vertrauliche Informationen. Dann kehrt er nach Madrid oder Barcelona zurück. Ein paar Tage oder vielleicht auch ein paar Wochen später greift der Feind an. Und er greift genau an jenen schwachen Punkten an, die der General und seine Stabsoffiziere dem Genossen Kolzow bei seinem

Besuch genannt haben.« Wieder richtete Stalin seinen starren Blick auf Kolzow und fragte: »Wie erklären Sie sich das, Genosse Kolzow?«

Kolzow bemühte sich, auseinanderzusetzen, daß jeder Frontabschnitt, den irgendein auf seiten der Republikaner arbeitender Reporter einmal besucht habe, zwangsläufig früher oder später von Francos Truppen angegriffen werde, und daß es immer möglich sei, daß dieser Abschnitt dem Angriff nicht standhalte. »Übrigens«, so fügte er hinzu, »wenn ich wichtige und interessante Artikel schreiben wollte, mußte ich die Abschnitte besuchen, die besonders schwach und darum besonders gefährdet waren.«

Und dann kam Stalins vernichtende Frage. »Und wie ist es möglich, Genosse Kolzow, daß Sie mit Ihrer großen Erfahrung und Ihrer revolutionären Schulung sich von einer ganz ordinären deutschen faschistischen Spionin haben verführen und ausbeuten lassen – von dieser Maria Osten, die Ihre Informationen an den Feind weitergegeben hat?«

Tapfer gab Kolzow zurück, Maria Osten sei eine gute und absolut linientreue Kommunistin; sie sei keine Spionin, sondern hasse die Nationalsozialisten. Stalin wechselte das Thema, als habe er sich von Kolzow überzeugen lassen. Für den Rest des Abends war er Kolzow gegenüber die Liebenswürdigkeit selbst. Er sprach ihm seine ganz besonderen Glückwünsche über die kluge Abfassung der Geheimberichte aus, die er an ihn geschickt hatte.

Am folgenden Morgen jedoch fuhr eine schwarze Zis-Limousine vor dem siebenstöckigen Verlagsgebäude der *Prawda* vor. Ihr entstieg Lawrenti Berija, der Chef des NKWD und Stalins oberster Vollzugsbeamter bei seinen ›Säuberungen‹. Er betrat das Haus. Einige Minuten später kam ein kreidebleicher Kolzow in Begleitung von Berija aus der Tür und stieg in den Wagen. Aus den Fenstern des Prawda-Gebäudes lehnten sich die Stenotypistinnen und Sekretärinnen, die Redakteure und die Setzer, um zuzusehen, wie ihr Chef weggeholt wurde.

»Eine große Ehre für uns«, sagte eine der Frauen. »Genosse Berija ist persönlich erschienen, um unseren Genossen Chefredakteur abzuholen. Wirklich eine große Ehre.«

Kolzow wurde nie wieder gesehen. Und dasselbe gilt für seinen Bruder Alexander, den Chefredakteur der satirischen Zeitschrift *Krokodil*. Alexander wurde fast gleichzeitig mit Michail verhaftet und hingerichtet.

Das eigentliche Verbrechen der Brüder Kolzow bestand darin, daß sie sich unter den Provinzbonzen der Kommunistischen Partei viele Feinde

gemacht hatten. Sie hatten sie erbarmungslos dem Gelächter preisgegeben, Michail mit seinen Artikeln in der *Prawda,* Alexander mit seinen Karikaturen und sonstigen Beiträgen im *Krokodil.* So hatte Alexander zum Beispiel mehrere Wochen hindurch eine Serie veröffentlicht, die den Titel trug ›Die größenwahnsinnigen Namenszüge unserer kleinen Bonzen. Eine graphologische Studie über die Selbstzufriedenheit der Niemande‹. Infolge der durch Stalin veranlaßten Säuberungsaktion waren die ›Niemande‹ jetzt in höchste Stellungen aufgerückt und hatten sich an den Brüdern gerächt.

Maria Osten war während dieser Geschehnisse nicht in Moskau. Sie befand sich in Paris. Sie hörte von Kolzows Sturz und Unglück zuerst durch Isabel, der ich nach meiner Abreise aus Rußland darüber geschrieben hatte. Als Isabel eines Tages mit Maria Osten und dem üblichen Schwarm von Künstlern, Dichtern, Modellen und Touristen im ›Deux Magots‹ auf dem Boulevard Saint Germain saß, erzählte sie ihr die Geschichte.
»Das ist nicht wahr!« sagte Maria, zutiefst erschrocken. »Das kann ich nicht glauben!«
Aber sie hatte wohl daraufhin einige Erkundigungen eingezogen und herausgefunden, daß es doch stimmte. Vier Tage später bestieg sie in schwarzer Witwenkleidung den Zug nach Moskau, entschlossen, dort auszusagen und ihren Liebhaber zu entlasten. Sie kam dort an und lebte eine Woche lang in der Moskauer Kolonie der deutschen Kommunisten wie eine Ausgestoßene. Niemand wollte mit ihr sprechen, alle mieden sie aus Angst, Stalins Verdacht könne sich wie eine ansteckende Seuche auch auf sie übertragen. Schließlich wurde sie verhaftet. Und auch sie wurde hingerichtet.
Die beiden Brüder Kolzow wurden nach Stalins Tod posthum rehabilitiert. Aber kein Wort fiel bei dieser Gelegenheit über das tapfere und schöne deutsche Mädchen, das sich Maria Osten nannte.

Unglücklicherweise bekam ich während meines Aufenthalts in Moskau heftige Zahnschmerzen. Da alle in Moskau ansässigen Ausländer mich davor warnten, einen sowjetischen Zahnarzt aufzusuchen, mußte ich zu meinem Bedauern eine Einladung von Schüles, der das DNB, die offizielle deutsche Nachrichtenagentur, vertrat, ablehnen. Er hatte mich aufgefordert, ihn in seinem BMW auf einer Reise nach Odessa und in die Ukraine zu begleiten.
Von Schüle, ein sehr amüsanter und außergewöhnlich fähiger junger

Journalist, war ein lebendes Beispiel für die Gründlichkeit, mit der die Deutschen ihre Pläne zur Eroberung Rußlands vorbereiteten. Er war für seinen Posten als Moskauer Korrespondent aufs sorgfältigste ausgebildet worden. Drei Jahre lang hatte er am Slawischen Institut der Universität Berlin studiert. Dann hatte man ihn jeweils für kurze Zeit als Reporter nach Prag, Warschau, Belgrad und Riga geschickt. Und erst als er sich in diesen kleineren Hauptstädten des slawischen Europa völlig zu Hause fühlte, kam er nach Moskau. Es wäre für mich eine wertvolle Erfahrung gewesen, wenn ich die Ukraine durch seine Augen hätte sehen können. Aber mein Zahn ließ es nun einmal nicht zu. So fuhr ich denn nicht in die Ukraine, packte statt dessen meine Koffer und nahm zusammen mit Ian Fleming den D-Zug nach Warschau.
Ich hatte mir Notizen für eine ganze Artikelserie gemacht, die ich schreiben wollte, sobald ich Rußland verlassen hätte. Denn die russische Zensur war sehr streng gewesen, und ich hatte meiner Zeitung nur die Hälfte des Materials schicken können, über das ich verfügte. Als wir uns der Grenze näherten, lernte ich meine Notizen auswendig, zerriß die Zettel und warf sie weg.
»Warum verschluckst du sie nicht?« mokierte sich Ian. »Das ist bei großen Spionen doch so üblich.«
Doch als dann an der Grenze die Durchsuchung des Gepäcks begann, war das Lachen an mir. Denn während die Beamten auf meine Koffer kaum einen Blick warfen, durchstöberten sie Ians Sachen mit peinlicher Gründlichkeit und untersuchten sogar einzelne Kästen und Fächer daraufhin, ob sie einen doppelten Boden hatten. Der Höhepunkt kam, als sie eine Schachtel mit Präservativen aus in Rußland hergestelltem künstlichem Latex entdeckten, die Ian – der später eine bekannte Serie von Spionageromanen schrieb und sich bereits vor dem Kriege für Angelegenheiten des Nachrichtendienstes interessierte – mit nach London nehmen wollte, um eine chemische Analyse vornehmen zu lassen und so dem Geheimnis des sowjetischen Verfahrens auf die Spur zu kommen. Ohne das Gesicht zu verziehen, ohne die geringste Andeutung eines Lächelns hielten die sowjetischen Zöllner und NKWD-Beamten jedes einzelne Exemplar gegen das Licht und untersuchten es. Ian wurde rot wie eine Runkelrübe.
»Du hättest die Dinger verschlucken sollen«, flüsterte ich ihm zu.

In Warschau, wo ich einen Aufenthalt einlegen wollte, um meine Artikel zu schreiben und zum Zahnarzt zu gehen, erwartete mich eine dringende Botschaft. »Fliegen Sie sofort nach Athen und interviewen

Sie König Zogu von Albanien, der mit seiner Gemahlin, seinem Baby und seinem Gold vor den Italienern dorthin geflüchtet ist.«
Es wurde Mai, bevor ich von meiner Jagd auf Zogu und Geraldine wieder zurückkam. Und als ich dann endlich meine Artikelserie über Rußland geschrieben hatte, wollte Lord Beaverbrook sie nicht veröffentlichen. Er gab mir einen ausgezeichneten Grund für diese Entscheidung an.
»Wenn die Zeitung Ihre Artikel druckt und die Verhandlungen mit den Russen scheitern sollten, wird jeder sagen, es sei die Schuld des *Daily Express* gewesen.«

35. Schmach und Schande in Polen

Als am 24. August 1939 der Abschluß des Bündnisses zwischen Stalin und Hitler bekanntgegeben wurde, befand ich mich in der polnisch-deutschen Grenzstadt Kattowitz und spielte mein neues Spiel, die von Goebbels in Umlauf gebrachten Geschichten nachzuprüfen, in denen von Greueltaten grausamer Slawen an unschuldigen Germanen berichtet wurde. Ein Deutscher, der mir auf der Straße entgegenkam, erzählte mir aufgeregt die große Neuigkeit. Er hatte sie soeben im Radio vernommen.
»Nun ist alles gut!« jubelte er. »Der Führer hat es geschafft. Jetzt, wo wir die Russen auf unserer Seite haben, werden die Engländer und Franzosen es nie wagen, gegen uns zu kämpfen. Und diese Pollacken werden klein beigeben müssen. Es wird keinen Krieg geben.«
›Es wird keinen Krieg geben‹, lautete der Slogan, den meine Zeitung tagein, tagaus wiederholte. Eigentlich hätte ich erfreut sein müssen über diesen Deutschen, der sich zu unserer Doktrin bekehrt hatte. Aber ich war es nicht. Seine Behauptung, die Engländer würden ihren Verpflichtungen gegen Polen nicht nachkommen, ärgerte mich.
»Mein lieber Herr«, sagte ich in meinem besten Berliner Deutsch, »ich fürchte, diese neue Entwicklung wird keineswegs den Frieden erhalten, sondern im Gegenteil zum Krieg führen. Denn der Führer wird Polen in dem Glauben überfallen, daß die Engländer ihr Versprechen gegenüber den Polen nicht einhalten. Die Engländer *werden* ihr Versprechen halten, und damit wird etwas viel, viel Größeres seinen Anfang nehmen, als nur ein Krieg gegen Polen allein.«
Jetzt sah der Mann mich sehr mißtrauisch an.
»Was sind Sie denn für ein sonderbarer Deutscher?« fragte er vorwurfsvoll. »Nach den Reden, die Sie führen, könnte man sie fast für einen Engländer halten!«
»Ich bin Engländer, mein lieber Herr«, sagte ich. »Und darum hat das, was ich Ihnen gesagt habe, doppeltes Gewicht.«

Der Mann starrte mich ungläubig an. Dann lachte er.
Drei Wochen später fielen die Deutschen in Polen ein, und England und Frankreich erklärten zu meiner großen Erleichterung Deutschland den Krieg. Ich war in Warschau, als die ersten Bomben fielen.

Die ersten deutschen Flugzeuge, die Warschau angriffen, warfen ihre Bomben nicht auf das Zentrum der Stadt. Ihr Ziel waren die Vorstädte, die Eisenbahnanlagen, Fabriken und Brücken.
Sobald der Angriff vorüber war, stieg ich in meinen Wagen und fuhr mit Richard Mowrer von der *Chicago Daily News* und Jerszy Bau, einem englisch sprechenden Reporter einer der Warschauer Zeitungen, in den betroffenen Bezirk am anderen Ufer der Weichsel.
Wir konnten die Brücke passieren. Es war den Bombern nicht geglückt, sie zu treffen. Als ich jedoch die Rampe auf der anderen Seite hinunterfuhr, lief ein polnischer Polizist auf uns zu. Er legte sich eben eine Gasmaske an und wedelte mit dem langen Schlauch wie mit einem Elefantenrüssel. »*Maski gazowi!*« rief er. »Gasmasken! Setzen Sie Ihre Gasmasken auf!«
In den zehn Tagen, bevor der Krieg dann wirklich ausbrach, hatte es ein endloses Gerede über deutsches Giftgas gegeben. Lange Schlangen hatten sich vor den Apotheken gebildet, die, wie man annahm, Zivilgasmasken vorrätig hatten. In Wirklichkeit hatten sie gar keine – oder doch nur sehr wenige. Und um die Panik noch mehr zu steigern, wurde in einem offiziellen Bericht behauptet, die Deutschen hätten in den ersten Stunden des Krieges Behälter mit Senfgas auf die kleine Stadt Myslernice abgeworfen. Als wir daher den Polizisten den Schlauch seiner Maske schwenken sahen und seine Warnung hörten, glaubten wir ihm – vor allem, als nun hinter ihm eine mächtige, giftig aussehende gelbe Wolke emporschoß und alles, was in Sichtweite war, überdeckte.
Dick Mowrer und ich sahen uns an, und dann sahen wir beide Bau an. Und wir hatten beide den gleichen Gedanken. Dick und ich waren mit Gasmasken versehen, Bau, der Pole, hatte keine. Was sollten wir tun? Aber unser Zögern dauerte nur wenige Sekunden. Dann stülpten wir beide unsere Gasmasken über und reichten dem armen Bau unsere Taschentücher und Dicks Baskenmütze. Bau nahm sie und hielt sie sich vor Mund und Nase.
Dann versuchte ich, den Wagen mit dem hustenden und keuchenden Bau aus dem Bereich der gelben Schwaden herauszubringen. Aber nach welcher Seite ich mich auch wandte, wir schienen immer tiefer und

tiefer in die Wolke hineinzugeraten. Rings um uns sah man nichts als rauchende Bombentrümmer. Direkt vor uns stürzte ein Haus zusammen. Bau war einer Hysterie nahe. Endlich jedoch kamen wir aus der Wolke heraus in reinere Luft.
Dick und ich nahmen unsere Gasmasken ab und starrten in Baus weißes Gesicht. Er preßte noch immer die Mütze und die Taschentücher gegen Mund und Nase.
»Sind Sie in Ordnung, Jerzsy?« fragten wir wie aus einem Mund.
»Ich w-w-weiß nicht«, stammelte Bau. »Ich habe fürchterlich viel von dem Gas geschluckt.«
Aber natürlich war überhaupt kein Gas in dieser gelben, schweflig aussehenden Wolke, sondern nur Rauch. Einfacher gemeiner Rauch. Abgesehen von einem heftigen Hustenanfall hatte Jerzsy keinerlei Schaden erlitten. Und er hatte auch später mehr Glück als viele Polen, die damals in Warschau lebten, denn er ist noch heute wohl und munter und zieht mich jedesmal, wenn wir uns begegnen, mit der Gasmasken-Geschichte auf.
Mir allerdings erschien dieses Erlebnis bezeichnend für die ganze tragische Farce der westlichen Hilfe für Polen. Im Ernstfall waren wir immer wieder gezwungen, zuerst an uns selbst zu denken. Sie waren erstaunlich tapfere und entschlossene Kämpfer, die Polen. Als Hitlers Panzer vorzurücken begannen, hatten sie ein vier Millionen starkes Heer auf die Füße gestellt. Aber sie hatten keine Chance. Binnen achtundvierzig Stunden hatte die deutsche Luftwaffe fast sämtliche Flugzeuge der kleinen polnischen Luftstreitmacht zerstört – die meisten wurden am Boden getroffen, bevor sie überhaupt starten konnten.

Ich fühlte mich tief beschämt, als ich am Morgen des 5. September zusammen mit den anderen Reportern britischer Zeitungen hinter den Mitgliedern der Britischen Botschaft und der polnischen Regierung Warschau verließ. Offiziell begaben wir uns in eine Gegend, die euphemistisch als das ›Landesinnere‹ bezeichnet wurde. In Wahrheit endete unsere Reise vier Tage später in Rumänien. Die Menge, die in Warschau um das Hotel Europejski herumstand und zusah, wie wir Zeitungsleute das Gepäck in unseren Wagen verstauten, konnte den Grund unserer Abreise einfach nicht begreifen.
»Warum fahren Sie weg?« fragten sie mich mit vorwurfsvoller Stimme. Keiner von ihnen kam auf die Idee, daß Warschau in Gefahr sein könne. Alles sah so normal aus. Die Geschäfte waren geöffnet. Die Menschen saßen schwatzend auf den Kaffeehausterrassen. Die Pferde-

droschken rollten, beladen mit der üblichen Fracht an lachenden Liebespärchen, fröhlich durch die Straßen und hinaus an die Ufer der Weichsel. Gewiß, man hörte, wie das Geschützfeuer immer näher kam. Aber was hatte das schon zu bedeuten?

»Wir machen nur eine kleine Erkundungsfahrt«, log ich. »Wir sind bald wieder da.« Aber in der Menge stand auch Irene Perelmann, ein schönes jüdisches Mädchen mit kastanienfarbenem Haar, das mir als Sekretärin und Dolmetscherin geholfen hatte. Sie wußte, warum ich wegfuhr, denn ich hatte ihr einen Platz in meinem Wagen angeboten. »Ich kann meine Mutter nicht allein lassen«, hatte sie gesagt. »Ich kann nur mitkommen, wenn Sie uns beide mitnehmen. Aber ich weiß, Sie haben nicht für zwei Personen Platz.«

Das stimmte. Außer meinem Kollegen Edward de Pury nahm ich bereits unseren Warschauer Korrespondenten, den verkrüppelten Nathan Gurdus, und seine hübsche junge Frau Irka in meinem Wagen mit. Zur Not hätten wir noch für eine Person Platz schaffen können, nicht aber für zwei. Wir konnten es nicht? Hätte ich nur die geringste Ahnung gehabt, welch ganz besondere Hölle die Juden von Warschau erwartete, ich hätte bestimmt beide Frauen mitgenommen, gleichgültig wie.

Sechs Monate nachdem ich mich auf dem Bürgersteig vor dem Hotel Europejski von Irene verabschiedet hatte, erreichte mich ein Brief aus dem damals noch neutralen Italien. Es war eine verzweifelte Botschaft von Irene, die sie auf irgendeine Weise hatte hinausschmuggeln können. Sie bat mich darin, Geld an eine bestimmte Adresse in Italien zu schicken. Wenn ich dieses Geld anwiese, so schrieb sie, würde man es ihr ermöglichen, Polen zu verlassen. »Bitte, bitte, tun Sie das für mich!« stand in dem Brief. »Sie sind meine letzte Hoffnung. Wenn ich hierbleibe, muß ich sterben.«

Selbstverständlich würde mein Geld in die Hände der neuen Gestapo-Herrscher von Polen gelangen. Trotzdem tat ich mein Bestes. Unter den größten Schwierigkeiten beschaffte ich mir die Genehmigung, das Geld abzuschicken. Aber es kam zu spät. Irene und ihre Mutter teilten das Schicksal der Millionen Juden, die nicht rechtzeitig hatten fliehen können.

Dieser Rückzug aus Warschau war ein Alptraum! Unsere Reise führte über Brücken, verstopft von Panje-Wagen, die von kleinen mageren Pferdchen gezogen wurden. Auf den Wagen türmten sich Bettzeug, Bündel mit Kleidungsstücken, Möbel – die Habe der Flüchtlinge aus den Dörfern und Ortschaften, die bereits von den Deutschen eingenommen waren. An diesen Wagen vorbei glitten schimmernde amerikanische und deutsche Limousinen, in denen Stabsoffiziere mit ihren Damen oder mit ihren Familien saßen. Das offizielle Warschau zog aus.

Der Treck führte südostwärts, bis wir schließlich in einen Badeort kamen, den die polnische Regierung vorübergehend zu ihrem Sitz gewählt hatte.

Die ausländischen Botschaften und die polnischen Ministerialbeamten wurden in Villen einquartiert, die man früher an die reichen Gutsbesitzer vermietet hatte, wenn sie zur Kur kamen.

Aber wir blieben nur wenige Stunden in dem Badeort. Plötzlich kam der Befehl, weiterzuziehen. Die Deutschen rückten so rasch vor, daß es auch hier gefährlich wurde. Tankwagen brachten in aller Eile eine Sonderzuteilung an Benzin zur Tankstelle des Ortes – das Benzin war eigens zu diesem Zweck von den Heeresvorräten abgezweigt worden –, und wir bildeten mit unseren Wagen eine kilometerlange Schlange. Während wir warteten und warteten und langsam vorrückten, konnte ich die Gewehrsalven der Exekutionstruppen hören. Das übliche Gespenst der Fünften Kolonne ging auch hier wieder um. Aufgeregte Superpatrioten hatten Menschen festgenommen, die sie für deutsche Spione und Saboteure hielten, und jetzt wurden diese Unglücklichen erschossen.

Überall entlang der Straße waren die Vorbereitungen für den weiteren Widerstand im Gange. Polen gab seine Sache nicht auf. Die von Pferden gezogenen Geschütze und die Kavalleristen, welche die Straße entlangtrabten, boten ein Bild, das aus dem Anfang des Ersten Weltkrieges hätte stammen können.

Direkt vor mir fuhr noch ein Wagen mit englischen Journalisten. In ihm saßen Carleton Greene vom *Telegraph* – heute Leiter der BBC –, Willie Forrest vom *News Chronicle* und Patrick Maitland von der *Times*. Ich hätte sie leicht überholen und vor ihnen mit meinen Nachrichten an der Grenze sein können. Aber in Kriegszeiten hält die Fleet Street[1] zusammen. Der Wagen, in dem meine Kollegen saßen, war ein langsames und gebrechliches Vehikel, das sie auf irgendeine Weise in Warschau hatten erwerben können. Es sah aus, als könne es jeden Augenblick zusammenbrechen. Ich wollte für diesen Fall zur Stelle sein, um meine Kollegen aufzulesen.

[1] Auf der Fleet Street in London liegen die Redaktionen fast aller großen Zeitungen.

Patrick Maitland, der später als Tory ins Unterhaus einziehen und Herausgeber von Informationsbriefen werden sollte, war die bemerkenswerteste Gestalt von uns allen. Je näher wir der Grenze kamen, um so mehr glich er dem Bild des großen Kriegsberichterstatters der *Times* aus dem 19. Jahrhundert. Bei unserem ersten Halt holte er eine blaßblaue Armbinde hervor, auf der liebevoll der Union Jack und mit gotischen Lettern in Rosa die Worte *The Times* gestickt waren. Beim nächsten Halt erschien er in hohen schwarzen Reitstiefeln. Wiederum beim nächstenmal hatte er dieser Aufmachung einen langen und sehr hübschen schwarzen Ledermantel hinzugefügt – jene Art Ledermantel, wie ihn vermutlich Blériot bei seinem ersten Flug über den Kanal getragen hat. Und als wir schließlich die rumänische Grenze erreichten, hatte er seine Kriegsberichter-Ausstattung durch eine flotte Astrachanmütze komplettiert. Nun endlich wußte ich, wen er darstellen wollte: de Blowitz, den unerschrockenen Vertreter der *Times* aus dem Krieg von 1870/71.

Um ein Haar wäre es uns nicht gelungen, Nathan Gurdus mit über die rumänische Grenze zu nehmen. Denn die polnische Polizei bestand darauf, er müsse ein ärztliches Attest erbringen, auf dem ihm seine körperliche Untauglichkeit für den Militärdienst bescheinigt wurde. Erst dann könne man ihm ein Ausreisevisum ausstellen.

Wenn ich eine Belehrung darüber brauchte, daß Hitler und die Deutschen mit ihrem Judenhaß in Mitteleuropa nicht allein standen, so erhielt ich sie jetzt. Nathan Gurdus war von Geburt an nur der Torso eines Menschen. Seine Beine waren von den Knien abwärts verkrüppelt, so daß er gezwungen war, sich eines Rollstuhls zu bedienen oder sich mit Hilfe seiner enorm starken Arme weiterzubewegen. Aber Ted de Pury und ich mußten Nat Gurdus in Lemberg zu nicht weniger als fünf Militärärzten bringen, bevor wir einen fanden, der diesem beinlosen Juden bescheinigen wollte, daß er körperlich zum Militärdienst nicht tauglich sei. Und dieser letzte Arzt stellte das Attest auch erst aus, nachdem Nat ihn bestochen hatte.

Ted de Pury und ich verschränkten unsere Hände zu einem Sitz, und Nat schlang seine mächtigen Gorillaarme um unsere Schultern. So trugen wir ihn die Treppen hinauf und hinunter von einem Arzt zum anderen.

Einer der Ärzte hatte die Dreistigkeit, in meiner Gegenwart zu sagen: »Du willst uns entwischen, du jüdisches Schwein? Du wirst hierbleiben und als Pole deine Pflicht tun. Natürlich kannst du Militärdienst leisten! Du kannst auf dem Bauch liegen und in einem heldenhaften letzten Widerstand ein Maschinengewehr abfeuern. Nein, von mir bekommst du kein Attest.«

Gurdus nahm es mit der Unterwürfigkeit seiner Rasse hin. Und Ted und ich protestierten auch nicht, da wir nur die Weigerung verstanden hatten, nicht aber die Worte, mit denen sie zum Ausdruck gebracht wurde. Als Nat uns dann erzählte, was der Mann gesagt hatte, wollte Ted sofort wieder mit mir hinaufgehen und sich dieses sonderbare Exemplar von Arzt einmal vornehmen.

»Verschwenden wir doch keine Zeit«, sagte der praktisch denkende Nat. »Gehen wir zum nächsten.« Und dieser nächste war es dann, der Nats Bestechungssumme annahm und das Attest ausschrieb.

Als wir dann nach Cernauti kamen, machte ich Nat und Irka Gurdus mit Desider Kastner bekannt. Ein Jammer, daß Kastner nicht dem Beispiel des Ehepaares Gurdus folgte und wie sie nach Palästina emigrierte. Denn Nat und Irka leben heute mit ihrem stämmigen Sohn Micky glücklich und zufrieden in Tel Aviv.

Warschau hielt sich noch weitere vierzehn Tage gegen die deutsche Wehrmacht. Tag für Tag wandten seine Verteidiger sich über das Radio an die Westmächte. Beim Anhören dieser Sendungen ärgerte ich mich über mich selber. Ich hatte das Gefühl, daß ich eigentlich hätte dableiben sollen. Ich hätte meine Berichte über den Rundfunk durchgeben und der Welt von dem Kampf dieses tapferen Volkes erzählen können.

Die Scham über meine vorschnelle Abreise aus Warschau – so wie ich es damals ansah – verfolgte mich noch lange Zeit. Und sie wich erst ein Jahr später, als ich zusammen mit Eddie Ward von der BBC und Bob Cooper von der *Times* bis zum Morgen jenes Tages in Paris aushielt, an dem abends die Deutschen in die Stadt einzogen.

36. Der letzte Rückzug

Hinter dem grauen römischen Tempel der Madeleine wirbelte eine lila-braune Wolke dicken öligen Rauchs hinauf in den Himmel von Paris. Sie stieg von den Benzintanks an den Seineufern auf. Französische Truppen, die auf dem Rückzug waren, hatten sie während der Nacht in Brand gesetzt.

Noch höher am Himmel zerbarsten die weißen Wölkchen der Flakgeschosse rings um eine aus drei Dorniers bestehende Pfeilspitze, die sich in südlicher Richtung bewegte. Es war kein Alarm gegeben worden. Drei Arbeiter in Monteuranzügen, die vor mir her über den leeren Boulevard gingen, blickten kurz auf und gingen weiter. Sie machten keine Anstalten, Deckung zu nehmen. Die Bomber flogen viel zu weit westlich – sie bedeuteten keine Gefahr. Außerdem warfen die Boches sowieso keine Bomben auf das Stadtzentrum von Paris, nur auf die entlegenen Fabrikviertel. Das schien jeder zu wissen. Aber die Leute kannten den Grund nicht. Ich kannte ihn. Ich hatte ihn soeben in den Invalides erfahren. Ein einsamer Major im verlassenen militärischen Hauptquartier, der vor seiner eigenen Abreise eben noch die letzten Papiere zusammenpackte, hatte ihn mir verraten.

»Paris ist zur offenen Stadt erklärt worden, Monsieur«, hatte er gesagt. »Es wird nicht verteidigt werden. Die Boches können jetzt jederzeit anrücken. Ich rate Ihnen dringend, abzufahren, Monsieur, wenn Sie nicht geschnappt werden wollen.«

Und so lief ich denn, so schnell ich konnte, mit dieser Nachricht zurück in mein Hotel, um Bob und Eddie abzuholen. Bob war Robert Cooper von der *Times*, groß und breit mit einem rosaroten Gesicht, das so traurig dreinblickte wie der Mond. Eddie war Edward Ward, heute Lord Bangor, dessen milder irischer Humor den idealen Kontrast zu Bobs Melancholie abgab.

Alle meine anderen Kollegen hatten Paris schon seit Tagen verlassen. Sie hatten Isabel mitgenommen, die es trotz des Krieges durchgesetzt

hatte, nach Paris zu kommen, um in ihrem Atelier in der Cour de Rohan Kartoffeln und Vogelskelette zu malen und mit ihren Freunden vom linken Seineufer in den ›Deux Magots‹ laut und lebhaft zu fachsimpeln.

Bob, Eddie und ich hatten beschlossen, bis zum letztmöglichen Augenblick in Paris zu bleiben, um über Leid und Ruhm des letzten Widerstands berichten zu können. Aber jetzt würde es keinen Widerstand geben – kein Madrid, kein Warschau. Darum war es wohl besser, wir fuhren ab, wie der Major mir geraten hatte. Und der Rat des Majors war richtig gewesen. Denn dies war der Morgen des 13. Juni 1940, und wie alle Welt weiß, rollten am Abend des 13. die ersten deutschen Truppen in Paris ein.

Ich fand Eddie und Bob im Hotel. Auch sie waren der Meinung, daß wir fahren sollten. »Aber zuerst wollen wir einmal sehen, ob wir irgendwo etwas Kaffee und ein Frühstück auftreiben können«, sagte der kriegserfahrene Eddie. Wir kamen alle drei um vor Hunger. Denn das Hotelpersonal war mitten in der Nacht auf und davon gegangen und hatte sich der allgemeinen Flucht aus Paris angeschlossen. Als wir aufstanden, war niemand mehr dagewesen, der uns ein Frühstück hätte servieren können.

Auf dem Boulevard des Capucines war nur noch ein Café geöffnet. Als wir an einem Tisch davor saßen, unseren Kaffee tranken und unsere Eier verzehrten, kam ein älteres englisches Touristenpaar auf uns zu, das einen großen Koffer schleppte. Ihrem Aussehen nach mußten sie Ende der Sechzig sein. Der Mann trug einen Panamahut, ein cremefarbenes Jackett und graue Flanellhosen, die Frau ein geblümtes Sommerkleid und einen großen mit Alpenblumen dekorierten Strohhut.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Mann, »aber ich schließe aus Ihren Uniformen, daß Sie Engländer sind.« Wir nickten. »Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo meine Frau und ich Fahrräder kaufen können? Oder noch besser ein Tandem«, fuhr er, zu seiner Frau gewandt, fort. »Wenn wir ein Tandem haben, können wir nicht voneinander getrennt werden, Liebes, und ich könnte auch ein bißchen für dich mittreten.«

Sie waren, wie sie uns erzählten, aus Italien gekommen und hatten seitdem ununterbrochen versucht, einen Zug zu finden, mit dem sie zu einem Hafen gelangen konnten, in dem vielleicht ein Schiff lag, das nach England fuhr. Jetzt hatten sie sich entschlossen, die Reise per Fahrrad zu machen. Während wir uns noch unterhielten, gesellte

sich ein weißbärtiger Oberst a. D. aus der indischen Armee zu uns und wies auf eine kleine Gruppe gestrandeter Engländer von der Côte d'Azur hin, die unter den Platanen auf einer Bank saßen und auf irgendein Wunder warteten, das ihnen aus Paris heraushalf, bevor die Deutschen kamen.
Am liebsten hätte ich sie alle mitgenommen. Aber wir hatten nicht für einen einzigen Menschen mehr Platz. So fuhr ich denn den Oberst in meinem Wagen zum *›British Soldiers and Sailors Club‹*, wo man, wie ich gehört hatte, manchmal noch eine Fahrgelegenheit ergattern konnte. Doch als wir hinkamen, war das Gebäude geschlossen. An die schwere Eichentür hatte eine der freiwilligen Helferinnen einen Zettel geheftet. »Jungens«, stand darauf, »ich habe keine Möglichkeit gefunden, um aus Paris rauszukommen. Falls einer von euch irgend jemanden kennt, der mich mitnehmen könnte, bitte ich dringend um Nachricht an 16, Rue des Eaux, Paris 16. Maisie Naismith.«
Ich fuhr mit dem Oberst wieder zurück zu seiner Bank auf dem Boulevard. Unterdessen war der Angestellte eines Reisebüros hier erschienen. Er hatte sich mit den gestrandeten Engländern unterhalten, die jetzt alle wieder vergnügt und voller Zuversicht waren.
»Man hat uns eben einen Sonderwaggon in einem Zug versprochen, der heute abend nach Bordeaux fährt«, erzählte der alte Mann mit dem Panamahut. Ein ältliches Fräulein sah von ihrem Strickzeug auf und sagte: »Jetzt werden die Boches mich nicht kriegen.«
Das Erstaunlichste an diesem Tag erschien mir, daß Paris in diesem Augenblick der Demütigung so erleichtert und fröhlich war, wie ich es seit Ausbruch des Kriegs nicht erlebt hatte. Ich kannte die Gegend rings um meine frühere Wohnung sehr genau – die Straßen, die Höfe, die Läden und die Menschen. Und als ich hier umherspazierte und mich mit denen unterhielt, die dageblieben waren, bemerkte ich immer wieder dieses Gefühl der Erlösung, das sie alle zu empfinden schienen. Es lag fast so etwas wie eine leichte Ausgelassenheit in der Luft, als lebe man nach der Parole: Nun, da alles zu Ende ist, können wir auch feiern.
Junge Männer und junge Mädchen tanzten, sangen und küßten sich in den leeren Straßen, durch die keine Wagen und Busse rollten. Im Bistro an der Ecke der Rue du Marché Saint Honoré trank man eifrig, obgleich am Donnerstag laut einem Sonderdekret der Regierung keine Weine und Spirituosen ausgeschenkt werden durften.
»Ich habe das Dekret für aufgehoben erklärt«, schrie lachend die Patronne: »Was befehlen Monsieur?«

Draußen vor dem Bistro unterzog eine kleine aber lautstarke Gruppe einen eingeschüchterten Italiener einem Test, den sie den ›Fünfte-Kolonne-Test‹ nannten.
»Sag ›Mussolini au chiot‹!« befahl ein Marktträger im blauen Kittel dem unglücklichen Italiener. »Mussolini au ziot«, sagte der Italiener, und die Männer brüllten vor Lachen, klopften ihm auf die Schulter und zogen mit ihm ins Bistro, wo sie gemeinsam eine Runde bestellten.
Trotz des unmittelbar bevorstehenden Einmarschs der Deutschen führte Paris sein normales Leben weiter. Die Polizisten versahen noch immer ihren Dienst, obgleich sie es nicht allzu genau nahmen. Die Gas- und Elektrizitätsversorgung funktionierte. Unter dem Arc de Triomphe brannte wie stets die Gasflamme am Ehrenmal des Unbekannten Soldaten.

Wir fuhren nach Süden aus Paris heraus und schlugen dann die Straße nach Tours ein. Denn dort hatte die Pressezensur ihr neues Standquartier errichtet, und dort erwartete uns auch Mara Scherbatoff, die sanfte und schöne russische Prinzessin, die ich seinerzeit, als ich das Pariser Büro leitete, als Sekretärin engagiert hatte und die diesen Posten immer noch innehatte.
Keine fünfundzwanzig Kilometer hinter Paris gerieten wir in den endlosen, schwerfälligen Flüchtlingsstrom, der auf unabsehbare Kilometer hinaus alle Straßen verstopfte. Von Pferden gezogene Bauernkarren, Lastwagen, Pkws mit Matratzenbergen auf dem Verdeck, Lieferwagen, Motorräder, alles hatte sich auf dieser wilden Flucht nach dem Motto ›Rette sich, wer kann!‹ ineinander verknäult und machte diese für die französischen Truppen so lebenswichtigen Verkehrsadern unpassierbar. Langsam, Zoll für Zoll, rückten wir vorwärts, und wo immer sich eine Gelegenheit zum Überholen bot, nahm ich sie mit dem Entschuldigungsruf *»Priorité militaire!«* wahr. Doch selbst so brauchten wir für die 235 Kilometer von Paris nach Tours neunzehn Stunden. Neunzehn Stunden, in denen wir ständig darauf gefaßt sein mußten, daß die Deutschen mit Panzern, Stukas oder Fallschirmjägerabteilungen über diese hilflose Masse herfallen würden. Sie taten es nicht; trotzdem träumte ich noch Monate später davon.
Als wir endlich das Chaos der Straße Paris–Tours mit dem noch größeren Chaos in Tours selbst vertauscht und Mara ausfindig gemacht hatten, erfuhren wir von ihr, daß unser Ausharren in Paris pure Zeit- und Nervenverschwendung gewesen war. Der Zensor hatte

auf Befehl der neuen Regierung keinen unserer Berichte durchgehen lassen. Die neuen Minister, die ganz unter dem Eindruck der Unterwerfung und Kapitulation standen, wünschten aus Paris oder Tours keinen Artikel und keine Meldung, die bei den Deutschen Anstoß erregen oder nach Herausforderung riechen könnten.

Vergebens beschwor ich in Tours Mara Scherbatoff, doch nicht in einem Land zu bleiben, das von den Deutschen besetzt werden würde. Mara, die älteste von fünf Schwestern, hatte sich seit dem Tod ihrer Eltern und Großeltern als Familienoberhaupt und für die anderen verantwortlich gefühlt. Sie wollte nur unter der Bedingung nach England kommen, daß sie ihre vier Schwestern und ›Mademoiselle‹, die alte Schweizer Gouvernante, mitnehmen konnte. So brachten wir sie denn nach Poitiers, wo die Schwestern und Mademoiselle Zuflucht gefunden hatten. Von hier aus fuhren wir drei weiter in Richtung Bordeaux. Als wir auf der langen gerade Straße – auf der keine Flüchtlinge mehr zu sehen waren – zwischen den Kastanien und Platanen dahinrollten, fragten wir uns, ob unsere Flucht wohl in Bordeaux ein Ende finden oder wir gezwungen sein würden, weiterzufahren und zu versuchen, nach Franco-Spanien zu gelangen.

Ich überdachte auf dieser Fahrt noch einmal all das, was ich während meiner zwei kurzen Aufenthalte bei der französischen Armee gesehen und erlebt hatte, – zuerst bei jenem Scheinkrieg im Herbst 1939 und dann nach dem deutschen Durchbruch im Mai 1940. An welchen Zeichen hätte man damals schon die jetzige Katastrophe erkennen können?
Und dann fiel mir ein, wie erstaunt ich in jenen Wochen im Oktober 1939 darüber gewesen war, daß Hitler davon Abstand nahm, die französischen Industrieanlagen, die sich in bequemer Reichweite seiner Geschütze und Bomber befanden, zu beschießen oder zu bombardieren; wie er die französische Regierung sich in dem Glauben wiegen ließ, daß er sie nicht angreifen werde, wenn auch sie ihn nicht angriff. Ich erinnerte mich an die antiquierten Geschütze und Tanks der Franzosen, Überbleibsel aus dem letzten Krieg. An ihren übervorsichtigen altmodischen Oberstkommandierenden General Gamelin. Wie er uns Reporter zusammengerufen und verkündet hatte: »Meine Herren Kriegsberichterstatter, Sie werden nur anonyme Landschaften beschreiben ... *des paysages anonymes.*« Wie er uns verboten hatte, irgendwelche Namen von Orten und Personen in unseren Berichten zu nennen, aus Angst, der deutsche Spionagedienst könne daraus etwas entnehmen. Und wie er die Freigabe unserer verstümmelten Berichte um vierzehn Tage verzögert hatte, für den Fall, daß sie noch irgendwelches verräterisches Material enthielten. Die bezeichnendste Tatsache in all meinen Erinnerungen jedoch war die schlappe und fast aufrührerische Haltung der französischen Truppen in den unterirdischen Bunkern der Maginot-Linie.
Wieder und wieder hatte ich es erlebt, wie Soldaten die Befehle ihrer Offiziere ignorierten und die Offiziere ihrerseits ignorierten, daß man sie ignoriert hatte. Ich hatte dabei unwillkürlich an gewisse Szenen in dem russischen Film ›Panzerkreuzer Potemkin‹ denken müssen, in denen eine Meuterei auf dem Schlachtschiff dargestellt wird. Eine glänzend aufgezogene deutsche ›Friedens‹-Propaganda, die sich die lange Periode der Mobilmachung und der trügerischen Untätigkeit zunutze machte, hatte das ihre dazu beigetragen, die Moral der französischen Truppen zu unterminieren. Den stärksten Einfluß jedoch übte die umstürzlerische Propaganda der Kommunisten aus. Entsprechend den Instruktionen, die sie von Hitlers neuem Verbündeten in Moskau erhielten, hatten die französischen Kommunisten ihre Landsleute offen zur Desertion aufgefordert. Kommunistenführer wie Thorez hatten ihre eigene Desertion in aller Öffentlichkeit als Beispiel hingestellt. Einer von Isabels Malerfreunden hatte mir gegenüber damit geprahlt, wie er es geschafft hatte, sich vom Militärdienst zu drücken. Unpatriotisches Verhalten und Defaitismus waren in intellektuellen Kreisen Mode geworden.
Die Kommunisten hatten keine Bedenken, die Hilfe der Nationalsozialisten in Anspruch zu nehmen. Viele ihrer gegen England und den Krieg gerichteten Flugblätter waren in Deutschland gedruckt worden. Der Oberkommunist Thorez und andere Kommunistenführer hatten die Genehmigung erhalten, quer durch Deutschland nach Rußland, den skandinavischen Ländern und der Schweiz zu fahren und auf demselben Weg wieder nach Frankreich zurückzukehren.
Wie recht hatte der alte Litwinow doch gehabt, als er Hudson während ihres Gesprächs in Moskau darauf hinwies, daß Frankreich ein innerlich uneiniges, demoralisiertes Land und durch und durch von deutschen Agenten durchsetzt sei. Aber selbst Litwinow hatte nicht vorausgesehen, daß die erfolgreichsten dieser deutschen Agenten die Kommunisten selbst, die Männer aus Moskau, sein würden.

Es war nicht schwer, Isabel in Bordeaux zu finden. Sie feierte mit mei-

nen Kollegen ein turbulentes ›letztes Festmahl‹ im Chapon Fin, das heute noch – wie schon damals – zu den vier besten Restaurants der Welt zählt. Als Eddie, Bob Cooper und ich, müde und staubig von unserer langen Fahrt, hereinkamen, begrüßte Isabel uns mit einem ihrer typischen Grashüpfersprünge und einem Freudenschrei.

»Hier!« rief sie und schwenkte ein Glas in der Hand, als sei dies einer der üblichen Abende am linken Seineufer und nicht unser letzter Abend im schwer getroffenen Frankreich. »Komm her und hol dir deinen Apéritif. Ein Coutet 1913, extra für dich geeist!«

Am nächsten Morgen fuhren Isabel, Bob, Eddie und ich durch die Weinäcker, in denen französische Bauern, Rücken und Gesichter zur Erde gebeugt, gleichgültig gegen Krieg und Niederlage ihrer schweren Arbeit nachgingen. Wir fuhren zur Girondemündung. Dort lag am Point des Graves der P. & O. Passagierdampfer *Madura* und wartete auf uns Flüchtlinge. Das Schiff war eigens hergeschickt worden, um uns abzuholen. Ich ließ meinen Wagen mitsamt den Autoschlüsseln auf dem Kai zurück.

Buch 2

Einige Namen in diesem Buch erwähnter Personen wurden – aus naheliegenden Gründen – abgeändert.

D. S. D.

37. Eine Auskunft für den Führer

Der alte Passagierdampfer *Madura,* der uns nach der Niederlage Frankreichs in Bordeaux aufgelesen hatte, brauchte fünf Tage, um uns in Zickzackfahrt durch die grauen, angeblich von U-Booten wimmelnden Gewässer des Atlantik heim nach England zu bringen. Auf den Decks lagerten die Flüchtlinge. Pensionierte Obersten der indischen Armee, die mit ihren Frauen von ihren Alterssitzen an der Riviera aufgescheucht worden waren, unterhielten sich über die Abenteuer der letzten Tage mit Geschäftsleuten, die aus ihren französischen Filialen geflüchtet waren. Langbeinige Tänzerinnen aus den Nachtlokalen jammerten uniformierten busenlosen Frauen von den freiwilligen Wohlfahrtsdiensten vor, daß sie ihren Schminkkoffer verloren hätten. Und die eigentlichen Passagiere der *Madura,* zutiefst empört über unser Eindringen, saßen mit düsteren, mißbilligenden Mienen herum.

»Widerliches Pack«, sagte eine Matrone aus Mombasa, als sie über meine Füße stolperte.

In dem Deckstuhl neben mir – ich hatte gleich beim ersten Ansturm je einen für meine Frau und mich organisiert – saß ein älterer Mann mit einem Holzbein, der über das Geschäft mit Kaninchenfellen und die Filzfabrik sprach, die er in Frankreich zurückgelassen hatte.

»Was glauben Sie, wie viele Felle ich pro Jahr gekauft habe? Das ging in die Millionen. Ich habe sie in meinen eigenen Werken zu Filz verarbeiten lassen und dann nach England exportiert – für die Hutfabriken, Sie wissen schon. Na, meine Fabrik und mein Haus werde ich wohl nie wiedersehen. Das werden sich alles die Deutschen geschnappt haben.«

Anna McLaren, ein verwirrend schönes blauäugiges irisches Mädchen von einer freiwilligen Transporteinheit, der sogenannten SSA – sie behauptete, die Buchstaben bedeuten ›Sans Sex Appeal‹ –, zog ihn auf, indem sie immer neue Fragen über Kaninchen und Hüte stellte.

Aber ich hörte kaum hin. Ich lauschte auf die Gespräche meiner Kollegen, der anderen Kriegsberichterstatter. Die ganzen fünf Tage lang sprachen sie von nichts anderem als davon, wie sie sich sofort nach der Landung bei ihren Kampfeinheiten melden würden. Ich beneidete sie. Denn ich konnte von keinen Plänen und Aussichten erzählen. Da saß ich an Deck zwischen meinen Schlafsäcken und Gepäckstücken, neben mir Isabel, die fröhlich vor sich hinschnatterte, und fühlte mich elend und nutzlos. Meine Erlebnisse während dieser Wochen nach dem Durchbruch der Deutschen hatten in mir den festen Entschluß reifen lassen, meine Reportertätigkeit aufzugeben und mir eine Arbeit zu suchen, die unmittelbarer mit der Kriegführung verknüpft war als das bloße Artikelschreiben. Aber was sollte ich tun? Ein Mann von sechsunddreißig Jahren, der ein Gewicht von etwa einhundertzehn Kilo mit sich herumschleppt, taugte nicht recht zum Soldaten. Das fühlte ich selbst.

Natürlich müßte sich eigentlich auf dem Gebiet des Nachrichtendienstes irgendein Posten finden lassen, bei dem meine Fähigkeiten und Erfahrungen von Nutzen sein könnten – falls die Herren dort mich überhaupt haben wollten. Vielleicht konnte ich ein Spion werden? Immerhin sprach ich deutsch wie ein Deutscher. Oder vielleicht konnte ich mich bei der Auswertung von Nachrichtenmaterial nützlich machen. Schließlich wußte ich über die Mentalität der Deutschen in Kriegszeiten so einigermaßen Bescheid, denn ich hatte während des Ersten Weltkrieges im hungernden Berlin meine Erfahrungen gesammelt. Ich kannte Göring, Goebbels, Heß, Himmler und viele führende Nationalsozialisten persönlich. Ich wußte, wie ihre Gehirne arbeiteten. Und ich hatte seit Beginn des Krieges geraume Zeit auf dem Balkan verbracht und die Arbeit der deutschen Agenten dort beobachten können. Bestimmt gab es einen Posten innerhalb der geheimen Kriegführung, auf dem all das von Nutzen sein konnte. Aber würden die mysteriösen ›Sie‹ mir die Chance geben, so einen Posten auszufüllen?

Seit Kriegsausbruch schon hatte ich immer wieder all meinen Freunden, von denen ich wußte, daß sie Beziehungen zu den Geheimabteilungen hatten, mit der Bitte in den Ohren gelegen, eine Arbeit für mich zu finden, bei der man meine Erfahrungen verwerten konnte. Doch obgleich meine Freunde sich wirklich angestrengt hatten, meinen Wunsch zu erfüllen, hatte sich noch jedesmal, wenn sie dem Ziel nahe zu sein glaubten, das Gespenst des Verdachts erhoben und alles vereitelt. Die bloße Tatsache, daß ich in Berlin geboren war, wurde gegen mich ausgelegt. Meine persönliche Bekanntschaft mit den nationalsozialistischen Führern war keine Qualifikation, sondern ein Grund, mir zu mißtrauen.

Man hatte Lockspitzel angesetzt, um mich zu testen. So hatte sich zum Beispiel, als ich im Oktober 1939 von Polen nach London zurückkehrte, ein junger, mir unbekannter Mann an mich herangemacht und von mir wissen wollen, wie man wohl am besten Beziehungen zu den Faschisten anknüpfen könne. Kollegen waren aufgefordert worden, mich zu überwachen und über meine ›geheime nationalsozialistische Tätigkeit‹ zu berichten. M. I. 5-Offiziere von der Spionageabwehr-Abteilung verwickelten mich in Urlaubszügen in, ach, so harmlose Gespräche und versuchten mich auszuhorchen, um zu erfahren, ob ich ein deutscher Agent war.

All das war genauso irrsinnig und verletzend wie die Verdächtigungen, denen mein Vater vor dreiundzwanzig Jahren ausgesetzt gewesen war – damals nämlich, als die deutschen Behörden ihm und seiner Familie im Mai 1917 zu unser aller Überraschung gestattet hatten, Deutschland zu verlassen und nach England zurückzukehren. Aber ich hatte diese Nachprüfungen begrüßt, so albern sie auch sein mochten, weil ich glaubte, daß ich ja doch früher oder später entlastet und dann endlich in der Lage sein würde, die Arbeit zu leisten, für die ich geeignet war.

Während unserer fünftägigen Reise über den Atlantik fragte ich mich immer wieder, ob ich nun entlastet war. Würden ›Sie‹ sich endlich bereit finden, mich zur Mitarbeit heranzuziehen? Und dann, an einem regnerischen Julinachmittag des Jahres 1940, kurz nachdem wir England erreicht hatten, erhielt ich in unserer Wohnung in Londons altem Lincoln's Inn eine Nachricht, die mir darauf hinzudeuten schien, daß die Antwort auf meine Frage ›Ja‹ lautete.

Die Nachricht kam von Duff Cooper, dem neuen Informationsminister.

Duff fragte an, ob ich helfen wolle, die Qualität der deutschen Sendungen der BBC zu ›verbessern‹, wie er sich schmeichelhaft ausdrückte, indem ich wöchentlich einen oder zwei Beiträge lieferte.

»Geben Sie Ihre Reportertätigkeit für den *Daily Express* nicht auf«, schrieb er. »Das ist kriegswichtige Arbeit. Aber wir wären Ihnen doch sehr dankbar, wenn Sie es einrichten könnten, gelegentlich im deutschen Dienst der BBC zu sprechen.«

Wenn der König mich zum Ritter geschlagen hätte, mein Herz hätte nicht höher schlagen können. Jetzt, so glaubte ich, hatte sich die Schranke endlich verheißungsvoll gehoben – wenn auch nur einen

in seinem Buch *The Rise and Fall of the Third Reich*[1] die allgemeine Betroffenheit über meine Rundfunkansprache.

»Ich fuhr vom Reichstag direkt zum Rundfunk«, liest man bei Shirer, »um meinen Bericht über die Rede (Hitlers Rede) nach Amerika durchzugeben. Kaum hatte ich das Rundfunkhaus betreten, als ich eine Londoner BBC-Sendung in deutscher Sprache auffing. Es war – bereits eine Stunde später – die englische Antwort auf Hitlers Rede: Ein entschiedenes Nein!

In dem Raum des Funkhauses saßen auch ein paar Offiziere und Ministerialbeamte, die die BBC-Sendung mit Spannung verfolgten. Sie machten lange Gesichter. Sie trauten ihren Ohren nicht. ›Begreifen Sie das?‹ rief einer zu mir herüber. ›Jetzt noch den Frieden zurückweisen? Diese Engländer sind verrückt!‹«

Mussolinis Schwiegersohn Graf Ciano war in jenen Tagen ebenfalls in Berlin. Auch er beschreibt die Wirkung der BBC-Absage in seinem Tagebuch:

»Als am späten Abend die ersten eisigen englischen Reaktionen bekannt werden, verbreitet sich unter den Deutschen das Gefühl einer schlecht verhehlten Enttäuschung.«

Trotzdem bekam ich eben um dieser Rede willen Schwierigkeiten. Meine aus dem Ärmel geschüttelte Ablehnung – Churchill sagt in seinem Buch *Their Finest Hour*[2] mit der für ihn charakteristischen Untertreibung, die unmittelbare und scharfe Abweisung von Hitlers Friedensangebot seitens der BBC sei ›ohne irgendwelches Zutun (!) von der Regierung Seiner Majestät‹ erfolgt – erregte den Ärger der sozialistischen Pazifisten, die am liebsten Hitlers Angebot angenommen hätten.

Mein freimütigster Kritiker war allerdings kein Pazifist. Es war Richard Stokes, der sozialistische Unterhausabgeordnete für Ipswich. Er griff mich im Unterhaus an und nannte es eine Anmaßung, daß ich Hitlers Angebot zurückgewiesen habe, ohne zuvor die Genehmigung des Parlaments einzuholen.

Empört verlangte Stokes von der Regierung zu wissen, wie es dazu gekommen sei, daß Sefton Delmer, »eine ganz unbedeutende Person« (schmeichelhafte Oh-Rufe von den Bänken der Tories!), »keine zwei

[1] Deutsche Ausgabe: William L. Shirer, *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches.* Verlag Kiepenheuer & Witsch. Köln-Berlin.

[2] Deutsche Ausgabe: Winston S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. II. *Englands größte Stunde.* Verlag J. P. Toth, Hamburg.

Stunden nach der Rede des Reichskanzlers Hitler eine Antwort habe erteilen dürfen«.

»Meiner Ansicht nach ist es absolut falsch«, so sagte er, »eine Rede, die um sechs Uhr über die deutschen Sender geht, nicht zunächst einer eingehenden Prüfung durch die Verantwortlichen zu unterziehen. Zuständig für die Beantwortung einer derartigen Rede aber ist in diesem Land der Premierminister oder der Außenminister, und zwar sollte eine Antwort möglichst erst nach Rücksprache mit diesem Hause erfolgen.«

Duff Cooper kam mir mit all seiner gewiegten Autorität zu Hilfe. Er versicherte dem Parlament, meine Rede habe die volle Zustimmung des Kabinetts. Und als einige Tage später Außenminister Lord Halifax Hitler antwortete, sagte er sinngemäß das gleiche, was ich gesagt hatte. Allerdings drückte er sich etwas gemäßigter aus.

Aber meine nicht autorisierte Ablehnung von Hitlers Friedensangebot sollte noch eine andere Folge haben – zumindest möchte ich an einen solchen kausalen Zusammenhang glauben. In jenen Julitagen 1940 war die Abteilung von Himmlers SD, die unmittelbar nach der geplanten Invasion die Polizeigewalt über die besetzten Gebiete in England übernehmen sollte, mit der endgültigen Aufstellung einer Liste all der Personen beschäftigt, die sofort verhaftet und der Gestapo übergeben werden sollten. Diese Liste – ihre offizielle Bezeichnung lautete ›Sonderfahndungsliste G. B.‹[1] – gehört zu den Geheimdokumenten, welche den Alliierten 1945 in Deutschland in die Hände fielen. Die Nummer 33 auf dieser Liste war ein gewisser Sefton Delmer, Pariser Vertreter des *Daily Express.* Er sollte, wie die Liste besagte, der Abteilung IV B. 4 des Reichssicherheitshauptamtes übergeben werden.

Vielleicht wäre ich ohnehin auf diese Liste gekommen, die auch die Namen anderer bekannter Journalisten enthält. Aber ich möchte, wie gesagt, gern glauben, daß meine Jungfernrede bei der BBC mir diese Ehre verschaffte.

[1] Das einzige heute noch vorhandene Exemplar dieser Liste ist im Besitz der »Hoover Institution« an der Stanford-Universität in Kalifornien, die mir liebenswürdigerweise eine Fotokopie der Seite 42 zur Verfügung stellte, auf der die Nummer 33 erscheint.

38. Englisch für Invasoren

Am 16. Juli, also drei Tage vor seinem ›Friedensangebot‹, hatte Hitler Befehl gegeben, die Invasion Englands vorzubereiten. Das Ergebnis war die Schlacht um England. Ich berichtete über diese Schlacht in meiner neuen Doppeleigenschaft: nämlich als Kriegsberichterstatter und Mitarbeiter bei der psychologischen Kriegführung.

Von den Klippen bei Dover aus spähte ich prüfend zur französischen Küste hinüber, um das Auslaufen von Hitlers Invasionsflotte nicht zu verpassen; ich sah zu, wie der Sperrballon ›Sefton‹[1] abgeschossen wurde, wie man ihn zusammenflickte, wieder aufsteigen ließ, und wie er abermals über dem Hafen heruntergeholt wurde. Ich jagte hinter abgestürzten deutschen Kampfflugzeugen her, in der Hoffnung, die Flugzeugführer interviewen zu können. Und zwei- bis dreimal in der Woche raste ich zurück nach London, um im deutschen Dienst der BBC zu sprechen. Es waren muntere kleine Ansprachen, die ich da hielt, voller Spott und Neckerei für die Möchtegern-Invasoren jenseits des Wassers, um ihnen zu beweisen, daß wir in England noch längst nicht den Schwanz eingezogen hatten. Ich beobachtete unsere Kohlen- und Handelsschiffe, die bei ihrem mühsamen Weg durch den Kanal den Bomben der Luftwaffe und den Geschossen der Küstenbatterien in Frankreich ausgesetzt waren. Ich fuhr selbst in einem Convoy mit, um die Abenteuer dieser britischen Handelsmatrosen auch einmal zu erleben und darüber schreiben zu können. Aber entgegen all meinen Erwartungen kamen wir heil durch den Kanal und legten den ganzen Weg von Gravesend nach Portsmouth zurück, ohne ein einziges Schiff einzubüßen. Das gab mir Gelegenheit für neue spöttische Bemerkungen im BBC-Studio. In einem meiner Kommentare führte ich ein fingiertes Telefongespräch mit meinem alten Freund Göring, erzählte ihm die

[1] Die Leute von der Royal Air Force hatten ihn nach mir benannt, weil sie behaupteten, zwischen uns beiden bestünde eine gewisse Ähnlichkeit.

Geschichte meiner reibungslosen Kanaldurchfahrt und verhöhnte ihn wegen seiner Untüchtigkeit.

Einige Tage später brachte ich eine Englischstunde für angehende Invasoren.

»Sie wissen wahrscheinlich, daß wir Engländer dafür bekannt sind, daß wir keine Fremdsprache erlernen können«, sagte ich in meinem vorzüglichsten Deutsch. »Darum wird es wohl am besten sein, wenn Sie, meine Herren Engellandfahrer, einige nützliche englische Ausdrücke lernen, bevor Sie uns besuchen.

Als Thema unserer ersten Unterrichtsstunde wählen wir: Die Kanalüberfahrt . . . *the Channel crossing, the Chan-nel cros-sing.*

Nun sprechen Sie mir bitte nach: Das Boot sinkt . . . *the boat is sinking, the boat is sin-king.*

Das Wasser ist kalt . . . *the water is cold.* Sehr kalt . . . *very cold.*

Und jetzt sollen Sie ein Verbum lernen, das Ihnen sehr nützlich sein wird. Also, sprechen Sie mir bitte wieder nach:

Ich brenne . . . *I burn*
Du brennst . . . *you burn*
Er brennt . . . *he burns*
Wir brennen . . . *we burn*
Ihr brennt . . . *you are burning.*

Jawohl, meine Herren, im Englischen, einer sehr praktischen Sprache, verwenden wir dasselbe Wort ›you‹ sowohl für den Singular wie für den Plural. Also:

Ihr brennt . . . *you are burning*
Sie brennen . . . *they burn.*

Und nun möchte ich Ihnen noch einen Satz zum Auswendiglernen vorschlagen: Der SS-Sturmbannführer brennt auch ganz schön . . . *The SS Captain is also burning quite nicely, the SS Captain is al-so bur-ning quite nice-ly!«*

Recht plump, aber in einer wichtigen Hinsicht von hervorragender Wirkung. Der Satz über die brennenden Menschen im Kanal paßte ausgezeichnet zu einer Information, die unser Täuschungs- und Irreführungsdienst an Hitlers Spionagechef Admiral Canaris hatte gelangen lassen. Deshalb hatte ich ihn ja auch extra in meine Lektion eingefügt.

Diese Information besagte, daß die heimtückischen Engländer eine bestimmte Vorrichtung in Bereitschaft hielten, mit der sie den ganzen Kanal sowie den Strand in ein einziges Flammenmeer verwandeln könnten, sobald Hitlers Schiffe ausgelaufen seien.

38. Englisch für Invasoren

Am 16. Juli, also drei Tage vor seinem ›Friedensangebot‹, hatte Hitler Befehl gegeben, die Invasion Englands vorzubereiten. Das Ergebnis war die Schlacht um England. Ich berichtete über diese Schlacht in meiner neuen Doppeleigenschaft: nämlich als Kriegsberichterstatter und Mitarbeiter bei der psychologischen Kriegführung.

Von den Klippen bei Dover aus spähte ich prüfend zur französischen Küste hinüber, um das Auslaufen von Hitlers Invasionsflotte nicht zu verpassen; ich sah zu, wie der Sperrballon ›Sefton‹[1] abgeschossen wurde, wie man ihn zusammenflickte, wieder aufsteigen ließ, und wie er abermals über dem Hafen heruntergeholt wurde. Ich jagte hinter abgestürzten deutschen Kampfflugzeugen her, in der Hoffnung, die Flugzeugführer interviewen zu können. Und zwei- bis dreimal in der Woche raste ich zurück nach London, um im deutschen Dienst der BBC zu sprechen. Es waren muntere kleine Ansprachen, die ich da hielt, voller Spott und Neckerei für die Möchtegern-Invasoren jenseits des Wassers, um ihnen zu beweisen, daß wir in England noch längst nicht den Schwanz eingezogen hatten. Ich beobachtete unsere Kohlen- und Handelsschiffe, die bei ihrem mühsamen Weg durch den Kanal den Bomben der Luftwaffe und den Geschossen der Küstenbatterien in Frankreich ausgesetzt waren. Ich fuhr selbst in einem Convoy mit, um die Abenteuer dieser britischen Handelsmatrosen auch einmal zu erleben und darüber schreiben zu können. Aber entgegen all meinen Erwartungen kamen wir heil durch den Kanal und legten den ganzen Weg von Gravesend nach Portsmouth zurück, ohne ein einziges Schiff einzubüßen. Das gab mir Gelegenheit für neue spöttische Bemerkungen im BBC-Studio. In einem meiner Kommentare führte ich ein fingiertes Telefongespräch mit meinem alten Freund Göring, erzählte ihm die

[1] Die Leute von der Royal Air Force hatten ihn nach mir benannt, weil sie behaupteten, zwischen uns beiden bestünde eine gewisse Ähnlichkeit.

Geschichte meiner reibungslosen Kanaldurchfahrt und verhöhnte ihn wegen seiner Untüchtigkeit.

Einige Tage später brachte ich eine Englischstunde für angehende Invasoren.

»Sie wissen wahrscheinlich, daß wir Engländer dafür bekannt sind, daß wir keine Fremdsprache erlernen können«, sagte ich in meinem vorzüglichsten Deutsch. »Darum wird es wohl am besten sein, wenn Sie, meine Herren Engellandfahrer, einige nützliche englische Ausdrücke lernen, bevor Sie uns besuchen.

Als Thema unserer ersten Unterrichtsstunde wählen wir: Die Kanalüberfahrt . . . *the Channel crossing, the Chan-nel cros-sing.*

Nun sprechen Sie mir bitte nach: Das Boot sinkt . . . *the boat is sinking, the boat is sin-king.*

Das Wasser ist kalt . . . *the water is cold.* Sehr kalt . . . *very cold.*

Und jetzt sollen Sie ein Verbum lernen, das Ihnen sehr nützlich sein wird. Also, sprechen Sie mir bitte wieder nach:

Ich brenne . . . *I burn*
Du brennst . . . *you burn*
Er brennt . . . *he burns*
Wir brennen . . . *we burn*
Ihr brennt . . . *you are burning.*

Jawohl, meine Herren, im Englischen, einer sehr praktischen Sprache, verwenden wir dasselbe Wort ›you‹ sowohl für den Singular wie für den Plural. Also:

Ihr brennt . . . *you are burning*
Sie brennen . . . *they burn.*

Und nun möchte ich Ihnen noch einen Satz zum Auswendiglernen vorschlagen: Der SS-Sturmbannführer brennt auch ganz schön . . . *The SS Captain is also burning quite nicely, the SS Captain is al-so bur-ning quite nice-ly!«*

Recht plump, aber in einer wichtigen Hinsicht von hervorragender Wirkung. Der Satz über die brennenden Menschen im Kanal paßte ausgezeichnet zu einer Information, die unser Täuschungs- und Irreführungsdienst an Hitlers Spionagechef Admiral Canaris hatte gelangen lassen. Deshalb hatte ich ihn ja auch extra in meine Lektion eingefügt.

Diese Information besagte, daß die heimtückischen Engländer eine bestimmte Vorrichtung in Bereitschaft hielten, mit der sie den ganzen Kanal sowie den Strand in ein einziges Flammenmeer verwandeln könnten, sobald Hitlers Schiffe ausgelaufen seien.

Das war natürlich eine Lüge. Aber diese Lüge klang so überzeugend, daß es noch heute Leute gibt, die daran glauben.

Als die Schlacht um England zu Ende ging und der ›Blitz‹, Görings pausenloser Luftangriff auf London, begann, fühlte ich mich allerdings nicht ganz so fröhlich und munter, wie ich es in meinen Ansprachen in der BBC den Deutschen gegenüber vorgab. Im Gegenteil. Vielleicht war ich in jenen kritischen Wochen 1940 zu intolerant und zu gereizt. Aber der Anblick der unzähligen Londoner Familien, die während des ›Blitzes‹ Tag und Nacht in den Tunneln der Londoner Untergrundbahn herumhockten, erfüllte mich nicht mit Mitleid, sondern mit Wut. Selbstverständlich gab es viele unter diesen Tube-Bewohnern, die nur während der Angriffe oder um ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, hier Zuflucht suchten und dann wieder hinaufstiegen und an ihre Arbeit gingen. Aber für meinen Geschmack befanden sich doch allzu viele Dauergäste dort. Und wenn meine amerikanischen Kollegen den Mut rühmten, mit dem London diese Prüfung auf sich nahm, dachte ich voller Beschämung an all die gesunden und arbeitsfähigen Proletarier beiderlei Geschlechts, die ihren Arbeitsstätten fernblieben, auf ihren Matratzen in der ›Underground‹ lagen und sich in aller Öffentlichkeit auf den Bahnsteigen paarten und die Bahnhöfe für diejenigen, die zur Arbeit fahren wollten, blockierten. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob meine Beurteilung zutraf, damals jedenfalls war diese von der Panik geschaffene ›Unterwelt‹ für mich das Londoner Gegenstück zu den verächtlichen Horden, die ich wenige Monate zuvor in Frankreich erlebt hatte und die dort in ihrer wilden Flucht vor den deutschen Truppen alle strategisch lebenswichtigen Straßen unpassierbar gemacht hatten.
Ich dankte dem Himmel, daß diese Tube-Bewohner nicht typisch waren für die Mehrheit der Londoner. Die meisten von uns gingen ohne Rücksicht auf den ›Blitz‹ weiterhin zur Arbeit.
Meine Freunde und ich übertrieben vielleicht sogar diese Stimmung des ›Weitermachens wie bisher‹. Wir ließen uns nicht einmal in unseren Parties stören. Und so geschah es denn, daß eines Abends, als Isabel und ich eine kleine erlesene Dinergesellschaft gaben, eine entsprechend kleine und erlesene Bombe auf meine Etage in Lincoln's Inn fiel. Es war ein fröhlicher Abend gewesen, und niemand von uns hatte daran gedacht, in den Luftschutzkeller zu gehen, nicht einmal als wir die Bomber über uns hörten und das Krachen der Explosionen immer näher kam. Auch bei den vorhergehenden Angriffen waren rings um

uns Bomben gefallen, ohne uns zu treffen. Zwei Nächte zuvor war das Gebäude des Depositentresors in der Chancery Lane direkt unseren Fenstern gegenüber heruntergebrannt. Und am Vorabend hatte eine Bombe unsere Hauptgasleitung unterbrochen. Wir waren völlig unbekümmert und voller Zuversicht, daß die Bomben weiterhin überall um uns herum heruntergehen, aber uns selbst und unsere Wohnung verschonen würden.
Unter unseren Gästen befanden sich Marthe Huysmans, die Tochter des belgischen Ministerpräsidenten, und mein alter Freund Prinz Bernhard der Niederlande, außerdem Ian Fleming, der jetzt in seiner Marineuniform als persönlicher Adjutant des Nachrichtenchefs bei der Admiralität sehr imposant wirkte, die hübsche Anna McLaren, unsere Reisegefährtin von der *Madura,* und der Bankier Leonard Ingrams mit seiner Frau Victoria. Bernhard hatte in Holland eine schlimme Zeit mitgemacht und dort vom Dach und den Fenstern seines Palastes aus auf deutsche Fallschirmjäger geschossen. Nachdem er Juliana und seine Töchter nach England gebracht hatte, war er wieder zurückgefahren, um auf der Insel Zeeland weiter gegen die Deutschen zu kämpfen, und wäre um ein Haar von ihnen erwischt worden.
Jetzt erzählte er unter allgemeinem Gelächter von einer Heldentat, die er sich am Abend zuvor im Hotel Claridge geleistet hatte. Er hatte versucht, ein Licht auszuschießen, das etwa zweihundert Meter entfernt in der Oxford Street hell in einem leeren Dachzimmer brannte.
»Ich gab ein paar Schüsse aus meiner Maschinenpistole ab«, erzählte Bernhard, »aber ich traf nur die Fensterscheiben, nicht die elektrische Birne. Die brannte jetzt noch heller als zuvor.« Er lachte. »Der Mann von Scotland Yard, der mich veranlaßt hatte, auf das Licht zu schießen – er ist der Leibwächter meiner Schwiegermutter –, meinte nun, es sei wohl besser, hinunterzugehen und die Polizei auf das Licht aufmerksam zu machen. Wir gingen gerade auf die Treppe zu, als so ein Kerl mit einem großen gesträubten Schnurrbart – er sah aus wie ein Oberst a. D. – aus seinem Zimmer stürzte. »Haben Sie diese Schüsse gehört?« rief er. »Sabotage! Sabotage! Die fünfte Kolonne! Rufen Sie die Polizei!«
Wir alle lachten über diesen phantasielosen alten Knacker, der gar nicht auf die Idee gekommen war, jemand könne versuchen, ein Licht mit einer M. P. auszuschießen, und ich hatte gerade Bernhard, der bereits seinen Mantel anziehen wollte, überredet, noch einen letzten Cognac zu trinken, als eine Explosion, die sich anhörte wie der Weltuntergang, uns alle zu Boden schickte. Das Haus schwankte wie bei einem Erd-

beben. Sämtliche Lichter waren erloschen. Qualm und Mörtelstaub bedeckte alle und alles. Nach einigen Sekunden der Betäubung ging ich hinüber zur Diele und öffnete die Tür.
»Es ist nichts«, sagte ich großartig.
Bernhard kam hinter mir her und sah ebenfalls hinaus.
»Stimmt«, sagte er trocken und leuchtete mit seiner Taschenlampe in das schwarze, rauchende Loch, das eben noch das Treppenhaus gewesen war. »Es ist nichts! Gut, daß du mir noch einen letzten Cognac aufgedrängt hast, Tom, sonst wäre ich jetzt auch nichts. Ich wäre genau an dieser Stelle hier gewesen, als das Ding runterkam. Moral: man soll immer noch einen letzten Cognac trinken!«
Dann ging er ins Zimmer zurück und schaute aus dem Fenster. Sein Wagen stand noch immer unten auf der Straße. Er sah aus, als sei er noch absolut verwendbar.
»Ich glaube, diese Bombe war ein freundlicher Wink, daß ich jetzt wirklich aufbrechen sollte«, sagte Bernhard. Und nachdem er Isabel höflich für den ›wirklich reizenden Abend‹ gedankt hatte, ließ er sich sechs Meter hinunter zu dem nächsten Stück Treppe, das noch stehengeblieben war, und kletterte abwärts bis zur Straße. Sein Wagen war tatsächlich unbeschädigt. Er setzte sich hinein und fuhr los.
Wir anderen blieben, wo wir waren. Wir zündeten ein paar Kerzen an, plauderten weiter und tranken Champagner, als sei nichts passiert. Bis ein Beamter von Lincoln's Inn, der örtliche Luftschutzwart, unter unseren Fenstern erschien und eine empörte Protestrede an uns richtete.
»Ich bin der verantwortliche Luftschutzwart«, bellte er zu uns herauf, »und ich befehle Ihnen, diese widerliche Orgie abzubrechen und unverzüglich herunterzukommen. Das Haus kann jeden Augenblick einstürzen.«
Es stürzte aber keineswegs ein. Und als ich am nächsten Morgen bei ihm vorsprach, entschuldigte er sich wegen seiner Bemerkung über die ›widerliche Orgie‹. Aber unser Luftschutzwart war in jener Nacht nicht das einzige überreizte Gemüt im Inn gewesen. Am selben Morgen erschienen zwei Leute von der Kriminalpolizei bei mir im Savoy Hotel, in dem ich Zuflucht genommen hatte. Man habe ihnen gemeldet, so erklärten sie, daß meine Gäste ausländische Sprachen gesprochen und mit elektrischen Taschenlampen den deutschen Fliegern Zeichen gegeben hätten. Ich solle ihnen doch bitte erklären, was vorgefallen sei, und ihnen eine Liste meiner Gäste aufstellen. Als der Snob, der ich nun einmal bin, tat ich es mit dem größten Vergnügen!

39. Hitlers jüdischer ›Onkel Doktor‹

Zu den wenigen meiner Freunde, von denen ich mit Bestimmtheit wußte, daß sie etwas mit der geheimen Kriegführung zu tun hatten, gehörte Leonard Ingrams. Und er wirkte auch selbst wie die vollkommene Verkörperung des mysteriösen Mister X. Er war groß und athletisch. Augen und Mund hatten genau den richtigen Ausdruck überlegen spöttischen Mitleids für seine Umwelt. Victoria, seine Frau, die der einflußreichen Familie Baring entstammte, war seine ergebene Sklavin. Das galt auch für ihre Brüder und – wenn man's so nehmen will – für mich. Leonard war einer meiner engsten Freunde in Berlin gewesen, wo man ihn den ›fliegenden Bankier‹ nannte, weil er auf seinen Geschäftsreisen für die Chemical Bank in New York in seiner von ihm selbst gesteuerten Puss Moth in ganz Europa herumzufliegen pflegte.
Bisher hatte er sich nicht bereit finden wollen, mir zu einem Job zu verhelfen, der unmittelbarer mit der Kriegführung verknüpft war als die Aufgabe, Berichte über unsere Niederlagen und Rückzüge für den *Daily Express* zu schreiben. Doch nun, im September 1940, als rings um uns die Bomben herunterprasselten, gab Leonard endlich nach.
»Wie wäre es«, sagte er, »wenn du deine Arbeit beim *Express* aufgeben und dich ganz diesem Propagandarummel widmen würdest? Die Sendungen für Deutschland bedürfen dringend einer Verbesserung, und du hast mit deinen Talks überall Eindruck gemacht.« Und mit einem Lächeln fügte er hinzu: »Die Piepen sind natürlich miserabel. Kein Vergleich mit dem *Express*.«
Es war typisch für Leonard, daß er seine Aufforderung mit solch einem hämischen Spott abschloß. Aber ich antwortete ihm, daß ich zu allem bereit sei, und ich meinte es wirklich so. Leonard trat also in Aktion. Und zwar wandte er sich nicht an die BBC, sondern an die Abteilung des Geheimdienstes, welche die BBC ›beriet‹. Leonard vermittelte eine Zusammenkunft im Boodles Club zwischen mir und Va-

lentine Williams, dem stellvertretenden Leiter der Abteilung. Valentine Williams, einer der früheren Lieblingsschüler Lord Northcliffes im Ersten Weltkrieg, war der erfolgreiche Autor spannender Spionageromane. Und er sorgte auch dafür, daß unser Treffen sich in einer ungeheuer geheimnisvollen Atmosphäre abspielte – genau wie eine Szene aus seinen Romanen. Verstohlen schlichen wir drei uns die Treppe hinauf in ein Bridgezimmer, vergewisserten uns, daß es leer war, und ließen uns dann langsam und sorgfältig in den bequemen Sesseln am Kamin nieder.

Valentine Williams war ein gepflegter, behäbiger Mann mit dichten, lockigen schwarzen Haaren, einem humorvollen, faltigen roten Gesicht und lachenden blauen Augen. Aber diesmal lachte er nicht. Im Gegenteil: Er dämpfte seine Stimme fast zum Flüstern und begann mir Fragen zu stellen.

Am Ende dieser Befragung erklärte er, daß er mich gern in seiner Abteilung haben würde. Ich jubelte innerlich. Jetzt, dachte ich, war es endlich soweit, und ich würde nun bei der geheimen Kriegführung mitarbeiten können.

»Es wird noch einige Zeit dauern«, flüsterte Valentine, als ich die Formulare ausgefüllt hatte. »Sie müssen zunächst noch überprüft werden, verstehen Sie? Haben Sie Geduld; ich werde Sie es wissen lassen, wenn es soweit ist.«

Valentines melodramatisches Getue störte mich nicht weiter, und ich wartete voller Zuversicht. Nun hatte ich es endlich geschafft. Aber ich wartete und wartete, und nichts geschah. Und dann deutete mir Leonard an, daß mich die Herren vom Sicherheitsdienst zu seinem und Valentine Williams' größten Ärger wieder einmal abgelehnt hatten.

Die Sache hatte aber auch ihre ironische Seite. Während eine Abteilung der M. I. 5 Leonard Ingrams und seinen Freunden erklärte, es wäre unklug, mir einen Posten bei der psychologischen Kriegführung zu geben, forderte ein rothaariger junger Mann von einem anderen Zweig derselben Behörde mich auf, ihm bei der Jagd auf deutsche Spione behilflich zu sein – deutsche Spione, die sich als amerikanische Reporter tarnten, welche über die Schlacht um England berichteten.

Der rothaarige junge Mann besuchte mich eines Morgens in meiner Wohnung – bevor die Bombe gefallen war – und stellte sich ohne viele Umschweife als Beamter einer Sonderabteilung des Sicherheitsdienstes, der ›Field Security‹, vor. Dann fragte er mich, ob ich ihm bei seiner Arbeit helfen wolle. Selbstverständlich erklärte ich mich sofort bereit. Und als wir zusammen bei Scott's zu Mittag aßen, setzte Christopher

Catamole mir im einzelnen auseinander, was er von mir erwartete. Wieder erfüllte mich die Hoffnung, daß der wirkliche Krieg nun doch für mich beginnen werde.

»Wenn Sie bei Ihrer Arbeit für uns gegen die Gesetze verstoßen müssen, so tun Sie es ohne Zögern«, sagte er. »Wir stehen hinter Ihnen. Falls man Sie festnehmen sollte, werden Sie sofort wieder freigelassen. Sie werden nicht gerichtlich belangt. Sie brauchen nur der Polizei zu sagen, man solle diese Nummer hier anrufen und diesen Nebenanschluß verlangen. Das genügt.« Damit reichte er mir eine Karte, auf der zwei Nummern standen. Es klang fast zu romantisch, um wahr zu sein.

Doch als ich meine Arbeit an diesem ersten Auftrag begann, erwies sich das Ganze als äußerst prosaisch. Die Kleinigkeiten, die ich herausbekam, stimmten in keiner Weise mit irgendeiner Theorie der Spionagetätigkeit überein. Aber Christopher war darüber nicht ärgerlich. Er war ein ehemaliger Oxford-Student mit einem beneidenswerten ›First Class Honours‹ in seinem Magisterexamen und einem lobenswerten Hunger nach der objektiven Wahrheit. Er dankte mir überschwenglich für alles, was ich getan hatte, und bat mich, ihm weiterhin zu helfen.

Christopher und ich trafen uns regelmäßig. Er veranlaßte mich sogar, für ihn ein paar kleine Aufsätze über gewisse Lieblingsthemen von mir zu schreiben, wie zum Beispiel über die mögliche kommunistische Infiltration der ›Volkssturm‹-Einheiten als Vorbereitung für einen Putsch. Als Christiansen mich dann Ende Oktober beauftragte, für ihn nach Lissabon zu fliegen, fragte Christopher mich, ob ich bereit sei, während meines dortigen Aufenthalts seinen Leuten ein wenig zur Hand zu gehen.

Ich sagte sofort zu. »Ich weiß natürlich nicht«, fuhr er fort, »ob man Ihre Hilfe tatsächlich in Anspruch nehmen wird. Aber wenn dies der Fall ist, wird man sich mit Ihnen in Verbindung setzen. Sie brauchen von sich aus nichts zu unternehmen.«

Isabel war wütend, daß ich ausgerechnet jetzt ins Ausland fahren wollte. Denn gerade bevor Christiansen beschlossen hatte, daß ich nach Portugal fliegen solle, hatten wir in einem grünen Tal von Ost-Anglien, das sich zum Ufer des Stourflusses hinunterzieht, ein verlassenes, aber bewohnbares Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert gefunden, zu dem siebzig Morgen unbebautes Land gehörten. Die Valley Farm war eine großartige Zufluchtstätte für unsere Möbel und Bilder aus der zerbombten Wohnung in Lincoln's Inn. Und sie würde auch der

ideale Ort sein, um fern von den Bomben ein behagliches Wochenende zu verbringen und Kaninchen und Rebhühner zu schießen. Jetzt stand der Umzug bevor, und Isabel wies empört darauf hin, daß ich mich unter den Lichtern von Lissabon amüsieren würde, während sie sich hier im verdunkelten London mit unseren Möbeln herumplagte.
Aber ich konnte es beim besten Willen nicht ändern. Hitler und Franco hatten soeben eine Zusammenkunft in Hendaye gehabt, und man munkelte von deutsch-spanischen Vorbereitungen für einen Angriff auf Gibraltar. Verständlicherweise wollte Christiansen mich dort in der Nähe haben, wenn es dazu kommen sollte.
So verabschiedete ich mich denn an einem dunklen, nebligen Novembermorgen in Poole von Isabel und nahm meinen Platz in der dicht verhängten Kabine eines BOAC-Flugbootes ein. Fünf Stunden später, nachdem wir das Spießrutenlaufen zwischen den Abfangjägern der Luftwaffe über dem Atlantik glücklich überstanden hatten, glitten wir hinunter auf das Wasser des Tejo im neutralen Lissabon.

Meine Expedition nach Lissabon erbrachte wenig Material für die Schlagzeilen des *Daily Express*. Denn Hitler gab seinen Gibraltar-Plan auf, genau wie er zuvor den Gedanken einer Invasion in England aufgegeben hatte. Und doch, wenn ich heute an die in Lissabon verbrachten Wochen zurückdenke, erscheinen sie mir als einer der wichtigsten Abschnitte meines Lebens. In erster Linie darum, weil mein dortiger Aufenthalt die Leute von der britischen Abwehr endgültig bestimmte, ihr Mißtrauen gegen mich fallen zu lassen, und zweitens, weil ich in Lissabon engen Kontakt mit Deutschen aufnehmen konnte, die aus Deutschland kamen und dort gelebt und gearbeitet hatten, jetzt, da Hitlers Macht ihren Höhepunkt erreicht hatte. Dieser Auffrischungskursus in Deutschlandkunde sollte für mich von größter Wichtigkeit werden, als ich wenige Monate später eine neue Waffe der psychologischen Kriegführung zu schmieden begann, über die man noch heute in Deutschland spricht und schreibt, ja sogar Filme gedreht hat.
Wer waren die Deutschen, die mich so freundlich über den letzten Stand der Dinge in Deutschland orientierten? Es waren Juden. Für große Summen, die in die Taschen des SD oder der Gestapo geflossen waren, hatte man ihnen gestattet, die Gaskammern von Auschwitz zu umgehen und statt dessen nach Lissabon zu reisen, um von hier aus zu ihren Verwandten in Nord- und Südamerika zu emigrieren.
Mit Hilfe zweier Freunde, die ich als Assistenten engagierte – einer

von ihnen war erstaunlicherweise Albrecht Ernst, ein deutscher Links-Journalist, den ich während des spanischen Bürgerkriegs kennengelernt hatte, als er dort Stellvertreter des kommunistischen Stabschefs General Kleber im belagerten Madrid war –, nahm ich heimlich Kontakt mit den in Lissabon eintreffenden Juden auf und befragte sie über die Verhältnisse in Deutschland.
Sie waren keineswegs alle alt und gebrechlich. Eine erstaunlich große Anzahl von ihnen war jung und kräftig. Und viele hatten in deutschen Rüstungsbetrieben gearbeitet. Von ihnen erfuhr ich eine Menge interessanter Einzelheiten und manche hübsche Anekdote. Alles, was ich hörte, notierte ich sorgsam, da ich es für eine Artikelserie über das Leben in Deutschland zu verwenden gedachte.
Ich erfuhr die Namen und persönlichen Eigenheiten der Vorarbeiter, Ingenieure und Parteifunktionäre in den Rüstungsbetrieben, in denen die Juden gearbeitet hatten. Man erzählte mir, was dort hergestellt wurde, und ich lernte auch eine Anzahl der neuen deutschen Kriegsausdrücke. Vor allem jedoch bekam ich die Möglichkeit, mich einzufühlen in jenen Geist, der jetzt zur Kriegszeit im Hitlerreich herrschte.
Nicht alle jüdischen Flüchtlinge waren gewillt, dem englischen Reporter und seinen Assistenten Rede und Antwort zu stehen. Einige waren so eingeschüchtert, daß sie fürchteten, selbst hier in Lissabon könne die Gestapo ihnen noch etwas anhaben, wenn sie ihre Meinung sagten. Andere wieder betrachteten Deutschland oder Österreich noch immer als ihr Vaterland und hielten trotz allem, was geschehen war, und trotz der Emigration hartnäckig an einem Restbestand ihres alten nationalen Treuegefühls fest. Ich fand das Schicksal gerade dieser alten jüdischen Männer und Frauen mit ihrer unglücklichen Liebe zum deutschen Vaterland noch tragischer und bedauernswerter als das der anderen. Vor allem ein altes Ehepaar kam mir während meiner Arbeit der nächsten Jahre immer wieder ins Gedächtnis. Sie werden für mich stets das Musterbeispiel für den fast mystischen Einfluß sein, den Hitlers ›siegreiche Heldengestalt‹ auf die Deutschen ausübte – sogar auf die ausgestoßenen Juden.
Dr. Bloch, ein gebeugt gehender Mann von einundsiebzig Jahren, war praktischer Arzt in Linz gewesen, jener Stadt, in der Hitler seine Jugendjahre verlebt und die Realschule besucht hatte. Und selbst jetzt noch, im Herbst 1940, nach all dem, was dieser Hitler ihm und seiner Rasse zugefügt hatte, war es Dr. Blochs größter Stolz, daß er Hausarzt der Familie Hitler gewesen war und daß der kleine Adolf ihn ›Onkel Doktor‹ genannt hatte.

Ernst hatte den alten Mann in einem Schub Emigranten entdeckt. Nun nahm er mich mit zu dem schmierigen Boardinghaus in der düsteren Seitenstraße, in dem Dr. Bloch und seine Frau wohnten. Mir war sehr viel daran gelegen, von dem Doktor unter anderem etwas über Hitlers Krankengeschichte zu hören – denn es ging schon seit langem das Gerücht, daß er ein angeborenes Leiden habe. Ich bestürmte den alten Mann mit Fragen. Denn ich setzte voraus, daß er nur allzu bereit sein werde, die Geheimnisse seines Verfolgers preiszugeben.

Aber Dr. Bloch blieb verschlossen wie eine Auster.

»Ich habe nie einem Menschen etwas über die Krankheit in der Familie Hitler erzählt und ich werde es auch nie tun«, lautete seine Antwort, die für den Nachrichtenjäger Delmer natürlich eine wahre Tantalusqual bedeutete.

»Und wissen Sie auch, Herr Delmer«, warf Frau Bloch ein, »daß Adolf Hitler meinen Mann nicht vergessen hat? Als der Führer 1938, damals beim Anschluß, nach Österreich kam und in seinem Mercedes durch Linz fuhr, ist er auch an unserem Haus vorbeigefahren, und da hat er mit einem ganz besonderen Lächeln zu unserem Fenster heraufgewinkt.«

Der alte Arzt nickte bestätigend. »Das heißt, man hat uns das erzählt, meine Liebe. Wissen Sie«, und damit wandte er sich wieder zu mir, »wir als Juden durften ja nicht am Fenster stehen, wenn der Führer vorbeifuhr.«

»Hat der Führer Ihnen um der alten Zeiten willen irgendwelche Vergünstigungen zukommen lassen, Herr Doktor?« fragte ich. »Zum Beispiel eine Vorzugsbehandlung im Vergleich mit den anderen Juden in Linz?« Der alte Mann lächelte wehmütig.

»Ich hatte gehofft, daß er mir vielleicht erlauben würde, meine Praxis in Linz weiterzuführen. Ich dachte, der Führer würde sich vielleicht daran erinnern, wie ich mich um seine Mutter während ihrer letzten Krankheit bemüht hatte. Aber das ging nicht. Die Behörden wollten mir lediglich gestatten, eine neue Praxis in Wien zu eröffnen – und das war in meinem Alter eine Unmöglichkeit. Ich sei in Linz als Jude zu bekannt, sagte man mir. Es wäre zu kompromittierend für den Führer, wenn er mir erlauben würde, weiterhin in Linz zu praktizieren. Er könne da keine Ausnahmen machen.« Aber, so fügte Dr. Bloch hinzu, eine Vergünstigung, die andere Juden nicht hatten, habe man ihm doch zugebilligt. Er habe sein Telefon behalten dürfen.

Aus der Art, wie er mir von dieser ›außergewöhnlichen Vergünstigung‹ erzählte, entnahm ich, daß seiner Ansicht nach Adolf Hitler wirklich

alles, was in seiner Macht stand, für den alten jüdischen Hausarzt seiner Eltern getan hatte, für den Mann, der ihn als Kind behandelt hatte und der später dem jungen Adolf, als dieser ein untalentierter Malschüler in Wien war, eins seiner schlechten Aquarelle abgekauft hatte, um ihn zu ermutigen und finanziell zu unterstützen[1].

Auch für die Bevölkerung von Linz hatte Dr. Bloch nur freundliche Gefühle. Er empfand keinerlei Groll wegen all der Dinge, die man ihm am Ende seines langen Lebens angetan hatte, das ganz ihrem Wohl gewidmet war.

»Bevor meine Frau und ich fortgingen«, berichtete der alte Mann, »sind viele meiner Freunde und früheren Patienten gekommen, um sich von uns zu verabschieden, obgleich das doch gefährlich für sie war. Sie wollten uns auch davon abbringen, wegzufahren und diese lange Reise nach New York zu unserem Sohn zu machen. Ja, sie waren wirklich sehr nett zu uns.«

Er lächelte ein wenig vor sich hin, als hinge er einer angenehmen Erinnerung nach. »›Onkel Doktor‹, sagten sie zu mir, ›wie können Sie nur in Ihrem Alter daran denken, nach Amerika zu emigrieren? Und Tantchen auch? Bleiben Sie bei uns. Bald wird alles wieder anders sein.‹ Ich glaube, die Leute in Linz haben uns wirklich gern gehabt. Meinst du nicht auch, meine Liebe?«

Aber Frau Bloch konnte nicht antworten. Sie hatte Tränen in den Augen.

[1] Aus Franz Jetzinger, *Hitlers Jugend. Phantasien, Lügen – und die Wahrheit*. Europa-Verlag, Stuttgart, 1957.

40. Endlich beim Secret Service!

Während der ersten Tage nach meiner Ankunft in Lissabon hatte ich mich wie ein hoffnungsvolles Mauerblümchen auf einem Ball gefühlt, denn ich wartete immer auf die Erfüllung von Christophers Versprechen: »Man wird sich mit Ihnen in Verbindung setzen.« – ›Kann es der sein?‹, fragte ich mich jedesmal, wenn ein neues englisches Gesicht auftauchte. Aber als allmählich drei Wochen vergangen waren, ohne daß mir jemand auch nur die geringste Andeutung gemacht hätte, kam ich zu der Überzeugung, daß ich nicht erwünscht war. Bestimmt hatten die Bürokraten von der Spionageabwehr wieder einmal ihr Veto gegen meine Beschäftigung eingelegt.

Ich hatte das alles schon fast vergessen, als einer meiner neuen Bekannten in Lissabon, ein Mann, den ich John Burgoyne nennen möchte, mich eines Tages zum Mittagessen in seine Wohnung einlud. John war ein lustiger alter Eton-Schüler mit Kaninchenzähnen, der sich aus geschäftlichen Gründen in Lissabon aufhielt. Wie er mir erzählte, kaufte er zu unverschämt hohen Preisen von den Portugiesen Wolfram für die britische Regierung, um zu verhindern, daß die Deutschen es bekamen. Ich wollte gern einen Artikel über diese ›Blockade durch Vorkauf‹ und ebenso über die deutschen Einkäufer, Burgoynes Rivalen, schreiben, und Burgoyne hatte versprochen, mir beim Essen einige Informationen zu geben. Es wunderte mich auch nicht weiter, daß noch ein anderer Gast erschienen war – ein Ire, der mir erzählte, er habe meinen Vater gekannt und sei während des Ersten Weltkrieges zusammen mit ihm im Lager Ruhleben bei Berlin interniert gewesen.

Die Unterhaltung hatte sich mehr oder weniger gleichmäßig auf drei Themen verteilt: den Wolfram-Krieg, Lissabon als Mittelpunkt der internationalen Intrigen und Ruhleben. Dann, als wir beim Kaffee saßen und ich eben an einem Glas des wunderbaren spanischen Cognac Carlos XIII. nippte, schoß mein Gastgeber plötzlich eine überraschende Bemerkung gegen mich ab.

»Sie haben in England für die M. I. 6 gearbeitet«, sagte er. Ich schüttelte den Kopf und versuchte, ein unschuldiges Gesicht zu machen.

»Ich arbeite lediglich für den *Daily Express*, sonst für niemanden«, sagte ich, »das heißt, falls die M. I. 6 nicht etwas mit den deutschen Sendungen der BBC zu tun hat«, fügte ich dann mit glänzend gespielter Harmlosigkeit hinzu. »Ich habe, bevor ich hierherkam, dort ein paar deutsche Sendungen gemacht. Meinen Sie die?«

Burgoyne lachte, und der Freund meines Vaters aus Ruhleben lachte auch.

»Ausgezeichnet, Tom«, sagte er. »Aber uns brauchen Sie nichts vorzumachen. Ich vertrete hier die M. I. 6. Man hat Ihnen doch wohl in London gesagt, daß wir uns mit Ihnen in Verbindung setzen würden?«

»Ja«, erwiderte ich und kam mir dabei sehr albern vor. »Aber ich dachte immer, die Leute, mit denen ich in London gearbeitet habe, gehörten zur M. I. 5 und nicht zur M. I. 6.«

»Nein«, versetzte Burgoyne trocken. »Das war die M. I. 6.«

Und mit dieser mir unverständlichen mathematischen Mystik[1] begann meine kurze Gastrolle als ›unerprobter V-Mann‹ des britischen Secret Service. Leider hatte Burgoyne aber nicht geahnt, wie entsetzlich unerfahren sein unerprobter neuer Helfer war. Er hatte, wie er mir gestand, nachdem er meine ersten nur allzu sehr im Stil des *Daily Express* abgefaßten Berichte durchgeblättert hatte, mit einem absolut versierten Mitarbeiter gerechnet. Nun war ihm klar, daß er mich selbst Schritt für Schritt einarbeiten mußte. Trotzdem war Burgoyne begeistert über das Material, das ich bei den aus Deutschland kommenden jüdischen Flüchtlingen gesammelt hatte. Und ehrlich gesagt, ich war selbst erstaunt, daß die Gestapo Männer und Frauen aus dem Lande gelassen hatte, die derartig ausführliche Informationen über Firmen wie zum Beispiel Askania und Lorenz geben konnten, die kriegswichtige Meßgeräte bauten.

Ich war gerade dabei, eine interessante neue Verbindung mit einer italienischen Reiseagentur herzustellen, die regelmäßig Kuriere durch

[1] Burgoyne irrte sich. Ich hatte in England tatsächlich nur für M. I. 5 gearbeitet. M. I. 6, die für Spionage im Ausland verantwortliche Abteilung, durch meine Freunde von M. I. 5 auf mich aufmerksam gemacht, hatte Burgoyne angewiesen, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ich wußte damals jedoch so wenig über M. I. 5 und M. I. 6, daß ich ohne weiteres annahm, Burgoyne habe recht.

das von Hitler besetzte Europa nach Spanien und Portugal schickte, als mich ein Telegramm von Leonard Ingrams erreichte.
»Vorschlage rückkehre baldmöglichst und ausscheide aus *Express*«, stand darin. »Wichtiger Posten erwartet dich.«
Diesmal war es kein falscher Alarm. Die Beamten des Sicherheitsdienstes hatten sich endlich bereit erklärt, ihre Einwände gegen mich fallen zu lassen. Wahrscheinlich hatte meine kurze Tätigkeit beim Secret Intelligence Service den Ausschlag gegeben.
Zehn Tage nach Eintreffen des Telegramms war ich wieder zurück in London, hatte meine Stellung beim *Daily Express* aufgegeben und fuhr stolz in einem großen schwarzen Rolls-Royce in London herum, auf dessen Windschutzscheibe die magischen Buchstaben OHMS[1] prangten. Und sehr stolz war ich auch über die Tatsache, daß ich mit meinen neuen Chefs zu einem Gehalt abgeschlossen hatte, das weniger als ein Drittel der Summe betrug, die ich als Zeitungsreporter verdient hatte.
Dabei hätte ich dieses finanzielle Opfer gar nicht zu bringen brauchen. Ich hätte mich während der vier Jahre meiner Abwesenheit von der Fleet Street, die jetzt begannen, wesentlich besser stehen können, wenn ich ein bißchen mehr Fingerspitzengefühl und nicht diesen fast preußischen Respekt vor offiziellen Bestimmungen gehabt hätte. Er veranlaßte mich zu einer der dümmsten Ungeschicklichkeiten meines Lebens.
Voller Neugier auf meine neue Arbeit und meine neue Umgebung war ich in einem großen Daimler zu den geheimen ›Country Headquarters‹, dem Hauptquartier auf dem Lande außerhalb Londons, hinausgefahren, zusammen mit einer deutsch-jüdischen Nationalökonomin von der Bank von England, einem ziegenbärtigen Schulmeister aus der Harrow-Schule – er war der Fachmann für Spanien –, einem Portraitmaler in Fliegeruniform und zwei Stenotypistinnen. Nicht einmal als der Wagen sich längst in Bewegung gesetzt hatte, wollten sie mir sagen, wo das ›C. H. Q.‹, wie sie es nannten, lag. Das sei ein Geheimnis, erklärten sie. Schließlich kamen wir dann in den kleinen Ort Woburn, bogen nach rechts ab, und wenige Minuten später befand ich mich vor den Toren von Woburn Abbey, dem jahrhundertealten Stammsitz der Herzöge von Bedford. Ein Polizeisergeant trat an den Wagenschlag und inspizierte unsere Ausweise.
»Sie werden leider aussteigen müssen, Herr Delmer«, sagte der Sergeant höflich. »Sie müssen mit ins Wachthaus kommen und die *Official Secrets Act* unterzeichnen. Dazu ist jeder, der zum erstenmal hierherkommt, verpflichtet.«

[1] On His (Her) Majestys Service.

Ich stieg also aus und ließ mir ein imponierendes Dokument vorlegen, in dem die Bestimmungen der *Official Secrets Act* ausgeführt waren. Ich las es sorgfältig durch und merkte mir, daß ich unter keinen Umständen irgendeinem Menschen verraten dürfe, welche Bezahlung ich von der Abteilung erhielt, und auch sonst nichts über die Finanzangelegenheit der Organisation verlauten lassen dürfe. Ich unterschrieb die Erklärung, deren Inhalt ich mir pflichtgemäß eingeprägt hatte – einschließlich der erschreckenden Strafen, die mir drohten, falls ich eine der Bestimmungen verletzen sollte.
›Aha!‹ sagte ich zu mir selbst. ›Jetzt verstehe ich, warum sie mir nicht sagen wollten, wohin wir fuhren, obgleich sie ja wissen mußten, daß ich es neunzig Minuten später herausfinden würde.‹
Ich war tief beeindruckt. Und das war der Grund für meine Ungeschicklichkeit. Denn kaum hatte man mich in Dick Crossmans kleines Büro geführt, das in einer großen, vielfach unterteilten Halle, der früheren herzoglichen Reitschule, lag, als ein atemloser Bote hereinplatzte.
»Herr Delmer, Sie werden am Telefon verlangt«, keuchte er.
»Ich nehme das Gespräch hier entgegen«, sagte ich.
»Das können Sie nicht, Sir«, entgegnete der Bote. »Lord Beaverbrook ist am Apparat, und das Gespräch liegt auf der grünen Linie. Sie müssen hinten in der Telefonzelle sprechen.«
Ich hatte keine Ahnung, was die ›grüne Linie‹ sein mochte – der Ausdruck klang nach einer Autobuslinie. ›Wahrscheinlich irgendein besonderer Ministeranschluß‹, sagte ich zu mir selbst, als ich mit meinem Führer durch die langen Korridore eilte. Als ich dann endlich den Hörer ergriff, vernahm ich jene tiefe rauhe Stimme, die während der letzten vierzehn Jahre meines Lebens mein Geschick gelenkt hatte.
»Tom«, sagte der Minister für Flugzeugherstellung in Winston Churchills Regierung, »wie geht's Ihnen denn? Wie behandelt man Sie?«
»Ich muß mich ja erst einmal einarbeiten, Sir«, antwortete ich. »Aber ich hoffe doch, daß alles gut geht.«
»Was zahlt man Ihnen denn dort?«
Vor meinem geistigen Auge tauchte die *Official Secrets Act* mit ihren Strafbestimmungen auf. Auch die außerordentliche Diskretion meiner Fahrtgenossen im Wagen fiel mir ein. Ohne einen Augenblick länger zu überlegen, antwortete ich Lord Beaverbrook ebenso steif und zurückhaltend, wie die anderen meine Fragen beantwortet hatten.

»Bedaure, Sir«, sagte ich. »Aber darüber darf ich nicht sprechen.«
Vom anderen Ende der ›grünen Linie‹ her drang ein glucksender Laut des Ärgers und Unmuts an mein Ohr.
»Uuh!« sagte Lord Beaverbrook zu diesem jungen Hündchen, das er selbst gezogen hatte und das jetzt in die Hand biß, die ihm Futter reichen wollte. »In meiner Position kann ich das Gehalt jedes Mannes erfahren. Leben Sie wohl, Tom.« Damit legte er auf.
Bis der Krieg vorüber war, hörte ich nie wieder ein Wort von ihm.
Lord Beaverbrook aber war so ärgerlich über das, was er meine ›überhebliche Arroganz‹ nannte, daß er die Geschichte meiner empörenden Antwort Chefredakteur Christiansen nicht nur einmal, sondern, wie dieser mir viele Jahre später anvertraute, eine ganze Reihe von Malen erzählte.
Beaverbrook, so sagte Christiansen mir, habe damals nicht nur für die Dauer des Krieges eine entsprechende Summe zu meinem Gehalt zuschießen wollen, damit es die frühere Höhe erreichte; er wollte mir obendrein ein Geschenk in Form einiger *Express*-Aktien machen. Doch so sehr ich es, als ich die wahren Hintergründe dieses Anrufs erfuhr, auch bedauerte, daß mir diese Gratifikation entgangen war, noch mehr erstaunte es mich, daß ein Mann, für den ich stets nur Zuneigung und Achtung verspürt habe, den Eindruck bekommen haben sollte, ich hätte mich ihm gegenüber ›arrogant und überheblich‹ betragen.

Wenn ich in jenen ersten Tagen in dem Wagen mit dem OHMS auf der Windschutzscheibe umherfuhr, hoffte ich immer, einer meiner Freunde von der Fleet Street möge mich sehen und sagen: »Dieser Delmer hat bestimmt irgendeinen unheimlich wichtigen Posten. Seht euch bloß mal diesen tollen Wagen an!« Sehr bald jedoch verblaßte für mich der Glanz des Wagens, und ich mußte mir die nüchterne Wahrheit eingestehen, daß ich weder einen richtigen Posten noch eine richtige Arbeit hatte.
Ich hatte ein eigenes kleines Büro in einem sehr geheimen Gebäude in einer Sackgasse hinter dem Berkeley Square. Es enthielt einige sehr harte Stühle, einen unlackierten Arbeitstisch, einen Eingangs- und einen Ausgangskorb, einen Aktenständer und einen Satz Schreibzeug, alles eindrucksvoll gezeichnet mit dem Vermerk ›W. D. Box 100, London S. W. 1‹. Doch abgesehen von dem täglichen Bulletin mit Auszügen aus Zeitungen der ›Feindlichen, Satelliten- und besetzten Staaten‹ waren meine Postkörbe leer. Und abgesehen davon, daß ich zwei- bis dreimal pro Woche eine Sendung für den deutschen Dienst der BBC schrieb

und sprach – im Gegensatz zu den anderen englischen Sprechern schrieb ich meine Sendungen auf deutsch und nicht auf englisch – und an ein paar Sitzungen in Woburn Abbey teilnahm, schien ich keine Aufgaben zu haben, zumindest keine wichtigen. In meiner Verärgerung dachte ich sogar daran, wieder nach Lissabon zu fliegen. Meine Freunde von der Admiralität hatten mich dazu aufgefordert, und auch Burgoyne hatte meine Rückkehr erbeten.
Admiral John Godfrey, der Leiter des Abwehrdienstes der Marine, hatte bereits meine Versetzung zu seiner Abteilung beantragt, als mein Chef von der psychologischen Kriegführung mir endlich einen richtigen Job anbot. Das Angebot kam durch Leonard Ingrams. Dieser wirklich brillante Deutschlandkenner hatte sowohl eine Schlüsselstellung im Ministerium für wirtschaftliche Kriegführung wie eine weitere in der Geheimorganisation S. O. 2 inne, die später in S. O. E. (Special Operations Executive) umbenannt wurde. Sie war verantwortlich für die Organisation von Widerstands- und Sabotageakten, Ermordungen und ähnlichen Unternehmungen. Und Ingrams hatte sogar noch einen dritten Posten in der S. O. 1, wie meine Abteilung genannt wurde. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß er einer der fähigsten Köpfe des geheimen Nervenkrieges auf britischer Seite war. Ich bewunderte ihn sehr.
»Würde es dir wohl Spaß machen, die Leitung einer neuen R. U. zu übernehmen, Tom?« fragte Leonard.
»Was ist eine R. U.?« erkundigte ich mich.
»Eine Research Unit – eine Forschungseinheit. Wußtest du das nicht?«
»Nein, das wußte ich nicht. Und was wird da erforscht?«
Leonard musterte mich mit spöttischem Erstaunen.
»Ich habe nicht geahnt, daß unsere Geheimhaltung so gut funktioniert«, meinte er. »Willst du wirklich behaupten, du hättest in den beinahe acht Wochen, die du bei uns bist, noch nicht herausgefunden, was eine Research Unit ist? Du bist mir ein feiner Reporter!«
Etwas beleidigt gab ich zurück, daß ich mich nicht mehr als Reporter betrachtete, der Geheimnissen nachspürt, sondern mich strikt an meine Aufgaben hielte.
»Und wenn du willst, daß ich so eine Einheit übernehme, dann hör endlich auf mit dieser albernen Geheimniskrämerei und erzähl mir, was es damit auf sich hat!«
Leonard lachte. Die R. Us., so erklärte er, hätten nichts mit irgendwelchen Forschungen zu tun. ›R. U.‹ war einfach der Deckname, den unsere Organisation für ihre Freiheitssender benutzte, jene Einheiten,

die ihre Sendungen von England aus über bestimmte Spezialsender der Abteilung ausstrahlten und dabei so taten, als ob sie an irgendeinem Ort innerhalb des von Hitler besetzten Europa arbeiteten.
»Wir hatten bisher zwei deutsche R. Us.«, sagte Leonard. »Die eine war eine rechtsgerichtete Station, deren Sendungen von einem früheren Reichstagsabgeordneten der Zentrumspartei zusammengestellt wurden, der als Emigrant in England lebt. Aber als der alte Knabe krank wurde, ging der Sender ein, und nun haben wir nur noch den Linkssender. Er wird von einer Gruppe deutscher Marxisten betrieben und nennt sich ›Sender der Europäischen Revolution‹. Die Leute richten Aufrufe an die Arbeiter, das faschistische Joch abzuschütteln, predigen den Marxismus und die Doktrin einer europäischen Gemeinschaft und ähnlichen Quatsch. Dein Freund Dick Crossmann zeigt zwar eine Art wohlwollendes Interesse für ihren Sender, aber genau besehen läßt man die Deutschen auf eigene Faust arbeiten. Keine besonders glückliche Idee.«
Dick Crossman und seine Frau, so erfuhr ich, führten die Aufsicht in dem geheimen Landhaus, in welchem die ›Europäischen Revolutionäre‹ wohnten und arbeiteten. Dick nahm an den Besprechungen des Teams teil, aber das Team – dessen Mitglieder fast alle einer Linksgruppe mit dem Namen ›Neubeginn‹ angehörten – sträubte sich gegen jede Beeinflussung seines Programms durch die Engländer.
»Wir möchten nun eine rechtsgerichtete R. U. aufbauen«, fuhr Leonard fort, »und ich habe vorgeschlagen, daß du mit allen redaktionellen und politischen Vollmachten die Leitung übernimmst. Die Deutschen, die für dich arbeiten werden, dürfen nur das tun und sagen, was von dir angeordnet wird. Also Schluß mit diesem Unsinn von Freiheit und Unabhängigkeit. Was hältst du davon?«
»Ich finde, das klingt sehr verlockend.«
»Schön, überleg dir's. Und dann mach bitte einen kleinen Entwurf für deine R. U. Eins mußt du dabei bedenken: Du wirst eng mit der S. O. 2 zusammenarbeiten und nötigenfalls deine Sendungen auf ihre Operationspläne abstimmen müssen. Dadurch wird es mir auch möglich sein, dich ein bißchen gegen deine streitbaren sozialistischen Kollegen in Schutz zu nehmen, falls die sich mausig machen wollen. Und auf jeden Fall werden sich für deine R. U. Mittel und Wege finden lassen, der S. O. 2 etwas behilflich zu sein. Das wirst du zu gegebener Zeit noch alles erfahren.«
Leonard Ingrams war ein eingefleischter Tory und daher sehr mißtrauisch gegen den Sozialisten Dick Crossman, der vor kurzem

Leiter der deutschen Sektion in unserer Abteilung geworden war. Er fürchtete – grundlos, wie sich herausstellen sollte –, daß Dick versuchen würde, jeden Versuch meinerseits zu sabotieren, neue Angriffsmethoden und neue Ideen einzuführen.
»Ach richtig, und noch eine andere Kleinigkeit«, fügte Leonard in seiner ungezwungenen lässigen Art hinzu, die er stets dann annahm, wenn er etwas für besonders wichtig oder besonders komisch hielt. »Du weißt vielleicht, daß die Deutschen neuerdings einen linksgerichteten Freiheitssender gegründet haben, der in englischer Sprache sendet. ›The Worker's Challenge‹ nennen sie das Ding. Alte Damen in Eastbourne und Torquay hören ihn mit Begeisterung, weil er die denkbar obszönste Sprache führt. Die Damen machen sich ein Vergnügen daraus, die unanständigen Ausdrücke zu zählen. Der Minister[1] meint nun, wir sollten ebenso antworten, und da er Sozialist ist, hält er eine Rechts-Station für besonders geeignet, die Schmutzarbeit zu leisten.«
»Geht in Ordnung!« lachte ich. »Wenn er eine möglichst derbe und saftige Sprache wünscht – die kann er bekommen. Ich werde eine Sonderstudie über Landserdeutsch verfassen.«
»Also dann los, Tom. Und schick mir möglichst bald deinen Entwurf. Es ist eine große Chance für dich, deine Einfallsgabe und Findigkeit zu beweisen. Dir sind keine Grenzen gesetzt. Jeder Griff ist erlaubt.«

[1] Der spätere Lord Dalton – damals Dr. Hugh Dalton.

41. Gustav Siegfried Eins

Das war der Anfang, der Anfang einer langen Arbeit, die eine wirkungsvolle neue Waffe für die psychologische Kriegführung schaffen sollte. So wirkungsvoll wurde diese Waffe, die wir schmiedeten, daß ich das Echo ihrer Legende noch lange nach dem Krieg in Deutschland zu hören bekam.

Aber als ich mich damals in meinem spartanisch einfachen, kleinen Büro hinsetzte, um einen Plan für die neue R. U. zu entwerfen, hatte ich noch keinerlei Ahnung von dieser Entwicklung. Nur eins war mir klar: Der deutsche Dienst der BBC war mit seinen Sendungen in eine Sackgasse geraten und konnte keine wirklich nutzbringende Arbeit leisten. Die deutschen Nachrichten zwar, die mein Kollege Hugh Carleton Greene, der frühere Berliner Korrespondent des *Daily Telegraph*, redigierte, waren in Ordnung. Sie waren klar und – abgesehen von einigen durch Unachtsamkeit oder Leichtgläubigkeit verursachten kleinen Irrtümern – zutreffend. Aber die Kommentare waren fürchterlich. Sie klangen, als spräche ein Emigrant zu einem anderen, nicht aber wie Ansprachen, die London an Berlin richtete. Sie wendeten sich nicht an die große Masse der Deutschen, die Hitler und seinen Angriffskrieg guthießen und unterstützten, sondern an die verschwindend kleine Minderheit, die Hitlers Niederlage herbeiwünschte. Auf den Durchschnittsdeutschen mußten sie als krasse und unrealistische Feindpropaganda wirken, die er denn auch als solche abtat.

Ich hatte deshalb darauf gedrungen, daß die BBC in diesem Stadium des Krieges mit aller Energie daran gehen müsse, sich in Deutschland einen Ruf als verläßliche Nachrichtenquelle zu schaffen. Meiner Ansicht nach sollte sie sich auf gut und klar geschriebene Nachrichtensendungen beschränken sowie auf Kommentare, die nicht so sehr persönliche Meinungen und weltanschauliche Verallgemeinerungen als vielmehr Informationen und sachliche Auslegungen dieser Mitteilungen enthielten. Das ideologische Debattieren sollte, so schlug ich vor,

auf ein Mindestmaß beschränkt und Appelle an den anti-nationalsozialistischen Idealismus völlig ausgeschaltet werden. Aber es half nichts. Die BBC-Sendungen liefen weiter nach demselben Rezept wie bisher. Eine Untersuchung der deutschen BBC-Kommentare zwischen dem 26. Oktober und dem 6. Dezember 1941 ergibt, daß ›ideologische humanitäre Appelle‹ 21 Prozent des Inhalts ausmachten und ›Debatten‹ 32 Prozent, daß 12 Prozent der Sendungen eine freundliche, aus antinationalsozialistisch eingestellten Pazifisten bestehende Hörerschaft voraussetzten und 35 Prozent auf ›Volkserhebung oder aktive Opposition‹ abzielten.

In meinen Augen waren alle diese Versuche, die Deutschen durch Aufrufe und Kritik zum Aufstand gegen Hitler zu bekehren, eine Verschwendung von Atem und elektrischem Strom. Die Deutschen – davon war ich überzeugt – würden sich derartige Sendungen erst dann anhören und auf sie reagieren, wenn sie überzeugt waren, daß der Krieg verloren war und es für sie besser sei, sich von Hitler abzukehren als weiterzukämpfen. Wer in dem damaligen Stadium des Krieges die Deutschen zu hitlerfeindlichen Gedanken und Handlungen veranlassen wollte, mußte sich des Mittels der Irreführung bedienen. Nun lagen aber Betrug und Irreführung völlig außerhalb der Aufgaben, die die BBC übernehmen konnte und wollte. Man bedurfte zur Irreführung also einer neuen Waffe der spychologischen Kriegführung. Vielleicht, so dachte ich, könnte die neue R. U. einen ersten Versuch in dieser Richtung machen – ähnlich wie die damals gegen die norwegische und französische Küste eingesetzten Überfallkommandos eine Art Probeexperiment mit einer neuen Technik der amphibischen Kriegführung zu sein schienen. In Analogie zu Begriffen wie ›schwarze Magie‹, ›schwarze Messe‹ oder ›schwarzer Markt‹ nannten meine Freunde und ich diese neue psychologische Angriffsmethode ›schwarze Propaganda‹.

Selbstverständlich hatte es zuvor schon ›schwarze Propaganda‹ und ›schwarze Rundfunksendungen‹ gegen Hitler gegeben. In den ersten Jahren des Dritten Reiches hatte ich zuweilen den ›Geheimsender‹ gehört, den der frühere Nationalsozialist Rudolf Formis von der Mansarde eines Gasthofs in Zahori in der Tschechoslowakei aus betrieb – bis in der Nacht zum 23. Januar 1935 eine aus SS-Männern bestehende Mörderbande die nahe Grenze überschritt und Rudolf Formis niederschoß.

Später, im Herbst 1939, hatte ich einen anderen ›Freiheitssender‹ gehört. Er stand in einem Vorort von Paris, arbeitete im Auftrag der

französischen Regierung, und sein Leiter war Willy Münzenberg[1], das kommunistische Propagandagenie, das die Legende von den Nationalsozialisten, die den Reichstag angezündet hatten, so glänzend aufgebaut hatte. Münzenberg hatte mich selbst in das Geheimnis seines ›Freiheitssenders‹ eingeweiht, als wir eines Abends in einem Einzelzimmer des Restaurants La Pérouse in Paris miteinander speisten.
Die Station von Rudolf Formis, Münzenbergs ›Freiheitssender‹, die ›Europäische Revolution‹ der Neubeginn-Gruppe und jener andere englische Sender, der nicht mehr existierte, hatten eines gemeinsam. Sie bekannten sich offen als Oppositionssender, forderten das deutsche Volk auf, sich gegen Hitler zu erheben, schimpften auf den Krieg, rühmten die Stärke der Alliierten und verhielten sich auch sonst ganz wie ein feindlicher Propagandasender, abgesehen davon, daß sie ›wir Deutschen‹ sagten, wo die BBC ›ihr Deutschen‹ sagte. Beim Nachdenken über den neuen Sender, den ich leiten sollte, kam ich zu dem Entschluß, daß wir eine völlig andere Haltung einnehmen mußten.
»Ich glaube, wir sollten einen neuen Typ des ›schwarzen Rundfunks‹ an den Deutschen ausprobieren«, sagte ich zu Leonard, als ich die Angelegenheit noch einmal mit ihm besprach. »Wir müssen Sendungen bringen, die Hitlers Regime nicht dadurch zu untergraben suchen, daß wir offen gegen ihn sprechen, sondern dadurch, daß wir so tun, als seien wir ganz und gar für ihn und seinen Krieg.«
Der Gedanke schien Leonard zu gefallen. Er bat mich, ihn näher auszuführen. Ich sagte ihm, daß wir mit einer superpatriotischen Tarnung für den neuen Sender imstande wären, unter dem Deckmantel nationalsozialistischer und ›nationalbewußter‹ Redensarten die gefährlichsten Gerüchte zu verbreiten. Ich erzählte ihm, daß Hitler mir einmal gesagt hatte: »In jedem Menschen steckt ein innerer Schweinehund.«
»Wir müssen uns im Namen seiner höchsten vaterländischen Ideale an diesen ›inneren Schweinehund‹ in jedem Deutschen wenden«, sagte ich. »Wir müssen ihm eine patriotische Rechtfertigung dafür verschaffen, das zu tun, was er gern aus purem Selbsterhaltungstrieb oder egoistischem Interesse tun würde. Wir müssen von seinem Führer, seinem Vaterland und all diesen Dingen zu ihm sprechen und gleichzeitig seinem Hirn irgendwelche Tatsachen einprägen, die ihn veranlassen, in einer Weise zu denken und möglichst auch zu handeln, die Hitlers Kriegführung gefährden muß. Zu diesem Zweck«, so fügte ich

[1] Als er 1940 vor den Nationalsozialisten floh, fiel er dem Raubmordanschlag eines anderen Emigranten zum Opfer.

hinzu, »müßten wir natürlich darüber im Bilde sein, zu welchen Handlungen unsere Leute die Deutschen eigentlich veranlassen wollen.«
»Ich glaube, du bist da auf dem richtigen Weg«, sagte Leonard. »Aber jetzt quatsch nicht mehr lange darüber, sondern schreib's auf. Und vergiß nicht, meinen kleinen Slogan in diese verschiedenen Kampagnen mitaufzunehmen.«
»Welchen?«
»Du kannst eine Währung nicht mit Bomben zerstören«, intonierte Leonard wie ein Priester, der das Credo betet, »wohl aber mit einer Flüsterkampagne.«
Einige Tage später hatte ich meinen Plan auf dem Papier. Rex Leeper[1], der oberste Leiter meiner Abteilung, billigte ihn. »Eine neuartige und vielversprechende Idee«, schrieb er dazu. »Machen Sie sich mit Volldampf an die Ausführung.«
Auch Dick Crossman war einverstanden.

Die Grundformel für diesen ersten ›schwarzen Sender‹, den ich nun aufzubauen begann, war im großen und ganzen eine Art psychologisches Judo, das den ideologischen Schwung des Gegners auffing und gegen ihn selbst kehrte. Sie sollte zum Prinzip für fast alle unsere ›schwarzen Sender‹ in deutscher Sprache werden, die noch folgen sollten.
Noch in einer anderen Hinsicht beabsichtigte ich mit der Tradition zu brechen: Die Sendungen sollten sich nicht mehr so anhören, als seien sie an die Öffentlichkeit gerichtet. Ich erinnerte mich, mit welchem Interesse ich gelegentlich die pikanten Unterhaltungen von Schiffskapitänen mit angehört hatte, die auf See über ihr Radiotelefon miteinander sprachen. Nun wollte ich gern den deutschen Hörer glauben machen, daß er hier auf ganz ähnliche Weise ein Gespräch mitbekam, das eigentlich gar nicht für seine Ohren bestimmt war. Er sollte, wenn er an den Knöpfen seines Lautsprechers drehte, plötzlich auf eine Sendung stoßen, die ihm den Eindruck vermitteln würde, hier gebe eine geheime militärische Organisation verschlüsselte Anweisungen an ihre über das ganze besetzte Europa verstreuten Zellen durch. Zwischen diesen verschlüsselten Botschaften sollte ein Haudegen der alten preußischen Schule den Sender benutzen, um den Mitgliedern der Or-

[1] Sir Reginald Leeper, später Britischer Botschafter in Griechenland und dann in Argentinien, heute Direktor der Diamantengesellschaft De Beers und Vorsitzender ihrer Londoner Komitees.

ganisation in möglichst beißender und gesalzener Form seine Ansichten über die Tagesneuigkeiten mitzuteilen. Seine Ansprachen, die reichlich mit geheimen Interna bespickt sein mußten, sollten ihn als einen Mann ausweisen, der seinem Führer treu ergeben war, jedoch eine tiefe Verachtung für das ›Pack‹ empfand, das im Namen des Führers die Macht im Vaterland an sich gerissen hatte. Kurz, die Sendungen sollten den allnächtlichen Beweis erbringen, daß sich zwischen den konservativen Elementen der Wehrmacht und den Radikalen der NSDAP eine immer tiefer werdende Kluft aufgetan habe.

Um dem Ganzen einen besonders ironischen Anstrich zu geben, beschloß ich, daß der namenlose Leiter der Organisation als ›Der Chef‹ eingeführt werden solle. So nämlich hatten die Mitglieder seines engsten Kreises Hitler selbst genannt, als ich ihn auf seinen Wahlflügen begleitete. Den Sender selbst wollten wir ›Gustav Siegfried Eins‹ nennen, wobei es dem Hörer überlassen blieb, zu erraten, was mit diesen kabbalistischen Zeichen gemeint war. Bedeuteten sie ›Geheimsender 1‹ oder ›Generalstab 1‹? Oder vielleicht, wie Leonard Ingrams vorschlug, ›Gurkensalat 1‹?

Ich wußte es ebensowenig wie alle anderen. Aber bald schon sollten wir die interessantesten Theorien darüber zu hören bekommen – aus Deutschland und von anderswo.

42. ›Es spricht der Chef . . .‹

Am Abend des 23. Mai 1941 tönte die Stimme von ›Gustav Siegfried Eins‹ zum erstenmal durch den Äther. Es war eine grob zusammengebastelte und keineswegs perfekte Sendung. Denn der ›Chef‹ mußte ohne einen Adjutanten auftreten, der ihn ankündigte – ein schwerer Verstoß gegen das Dienstprotokoll des Dritten Reiches, in dem selbst die unbedeutenderen Würdenträger der Partei und der verschiedenen Waffengattungen niemals in Erscheinung traten, ohne daß mindestens ein Adjutant um sie herumwimmelte. Außerdem war es mir nicht möglich gewesen, den ›Chef‹ von der schlechten Gewohnheit abzubringen, am Ende jedes Satzes monoton die Stimme zu senken.

Aber mir blieb keine Wahl. Der Korporal des Pionierkorps, der die Rolle des ›Chef‹ spielen sollte, war das einzige Mitglied meines Teams, das bisher in das versteckt gelegene Klinkerhaus in dem kleinen Ort Aspley Guise in Bedfordshire hatte vordringen dürfen, das man Isabel, mir und meinem Team als höchst geheime Wohnstätte zugewiesen hatte (auch Isabel hatte unterdessen die furchteinflößende *Official Secrets Act* unterzeichnet). Der Adjutant des ›Chef‹ hatte die Überprüfung durch den Geheimdienst noch nicht überstanden, und wir konnten nicht länger auf ihn warten. Ob er da war oder nicht, wir mußten jetzt losschlagen. Wir mußten – denn vor nur zwölf Tagen war das Unvorstellbare Wirklichkeit geworden: Hitlers Stellvertreter, der getreue Rudolf Heß, war mit dem Fallschirm über Schottland abgesprungen und hatte mit dieser Tat Englands politischen Kriegern eine unbezahlbare Gelegenheit geboten, unter unseren Feinden Verwirrung zu stiften. Und während dieser letzten zwölf Tage war es nur allzu deutlich geworden, daß der ›Chef‹ sofort in Aktion treten müsse. Zu Dick Crossmans und unser aller Bestürzung nämlich hatte Winston Churchill der BBC nicht die Möglichkeit geboten, das Ereignis auszuschlachten. Die Propagandisten erhielten keine weitere Information als die dürftige Mitteilung, daß Heß eingetroffen und zum

Kriegsgefangenen erklärt worden sei. Schlimmer noch: Die BBC und die Redaktion der ›Luftpost‹ – eines Nachrichtenblattes, das die RAF über Deutschland abwarf – wurden gebeten, sich jeder Erörterung des Falls und aller Kommentare zu enthalten. Es sah fast aus, als fürchte Churchill, daß, wenn die Tatsachen über die ›Friedensmission‹ von Heß in England bekannt würden, die – nur als undeutliches Gespenst existierende – englische ›Friedenspartei‹ sich erheben, ihn aus dem Amt verdrängen und sich bei diesem Unternehmen die Hilfe von Heß sichern würde.
Der ›Chef‹ hingegen war im Gegensatz zur BBC weder an die offizielle politische Linie gebunden noch zur Wahrhaftigkeit gezwungen. Wenn ihm keine Tatsachen zur Verfügung standen, konnte er welche erfinden. Darum war es dringend erforderlich, daß er etwas unternahm, um die Lage auszunutzen. Er würde in jedem Fall nur sehr wenig ausrichten können. Denn ein ›Schwarzsender‹ kann bei seinen ersten Sendungen nur mit einer verschwindend kleinen Hörerschaft rechnen, da sie über eine Kurzwelle ausgestrahlt werden und keinerlei vorbereitende Reklame vorausgehen kann. Er ist einzig auf die wenigen zufälligen Skalenwanderer angewiesen, die im richtigen Augenblick die entsprechende Wellenlänge erwischen.

Pünktlich um halb drei am Nachmittag des 23. Mai 1941 fuhr eine kleine schwarze Limousine den Kiesweg zwischen den Lärchenbäumen zu unserer Villa herauf. Eine Fahrerin in Khakiuniform salutierte elegant, und der ›Chef‹, der noch immer die Uniform des Pionierkorps trug, stieg, von mir gefolgt, in den Wagen. Zwanzig Minuten später hielten wir vor einem Gebäude, das aussah wie das mehr als komfortable Landhaus eines Londoner Börsenmaklers. Rhododendronbüsche, Kastanien mit breit ausladenden Ästen und einige ehrwürdige Schuppentannen verbargen unseren Blicken einen Rasen, von dem das Klicken von Krocketschlägern herübertönte.
»Sind wir hier auch bestimmt richtig?« fragte ich die Fahrerin. Und noch verwunderter war ich, als ich das Haus betrat. Meinen staunenden Augen boten sich ein glänzender Mahagonitisch mit Büchern und einer Vase voller Schnittblumen, ein großes Sofa und einige Sessel. Eine elegante Treppe führte in die obere Etage, in der vermutlich die Schlafzimmer lagen. Und in einer Ecke des Raums stand ein Flügel, an dem ein hübsches blondes Mädchen saß und eine Melodie spielte, die sich wie Mozarts ›Kleine Nachtmusik‹ anhörte. Nichts deutete darauf hin, daß man in einem Studio des Geheimdienstes war.

Eben wollte ich mich mit ein paar entschuldigenden Worten wieder zurückziehen, als das blonde Mädchen vom Flügel aufstand und auf uns zukam.
»G. 3?« fragte sie mit einem so strahlenden und wohlberechnenden Lächeln, daß ich das Gefühl hatte, die Empfangsdame eines Zahnarztes vor mir zu haben. (G. 3 war die Code-Nummer unserer Einheit.) »Wir haben alles für Sie vorbereitet. Würden Sie mir bitte folgen.« Und dann führte sie uns beide geradewegs in ein Billardzimmer. Der Billardtisch allerdings war mit Tüchern überdeckt, und vor den Fenstern waren die Läden und Vorhänge zugezogen. Unter einem schmalen Streifen ultramodernen fluoreszierenden Lichts blinkten drei verchromte R.C.A.-Mikrophone einladend zu uns herüber. Das eine Mikrophon hing von der Decke herab, das zweite war auf einem verstellbaren Ständer angebracht, und das dritte stand auf einem sehr geschäftsmäßig aussehenden Schreibtisch, vor den zwei Stühle gerückt waren.
»Darf ich Ihnen bitte alles so einrichten, daß Sie es bequem haben?« sagte die Blondine, noch mehr Zahnarzt-Empfangsdame denn je. »Möchten Sie lieber sitzen oder stehen?«

Später, als Gustav Siegfried Eins und der ›Chef‹ sich in Deutschland einen weiten Hörerkreis erobert hatten, gingen die abenteuerlichsten Vermutungen über Ursprung und Standort des Senders von Mund zu Mund. Eine dieser Theorien, die Paul Schmidt[1], Hitlers Dolmetscher im Auswärtigen Amt, in seinen Erinnerungen erwähnt, lautete, daß der ›Chef‹ von einem Lastkahn auf der Spree aus operierte. Eine andere besagte, er sei ständig quer durch das von Hitler besetzte Europa unterwegs und flüchte von einem Versteck ins andere. Alle Theorien stimmten darin überein, daß sie den ›Chef‹ und sein unerschrockenes Team in äußerst primitiven und unwirtlichen Unterkünften vermuteten. Hätte seine Hörerschaft einmal einen Blick auf die Umgebung werfen können, in der die Sendungen tatsächlich entstanden, so wäre die Zahl der Hörer sicherlich auf Null herabgesunken.
Der ›Chef‹ begann jene erste Sendung damit, daß er sich sehr nüchtern ansagte und dann einige chiffrierte Meldungen durchgab.

[1] Dr. Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, Bonn 1951. Schmidt schreibt, Gustav Siegfried Eins sei ›die geschickteste Propaganda von englischer Seite‹ gewesen. Aus seiner Beschreibung entnehme ich allerdings, daß er G. S. I mit dem späteren ›Soldatensender Calais‹ verwechselt.

»Hier ist Gustav Siegfried Eins...« wiederholte er monoton etwa fünfundvierzig Sekunden lang. Und dann hieß es: »Wir rufen Gustav Siegfried 18,... es folgt eine Anweisung für Gustav Siegfried 18... wir rufen Gustav Siegfried 18, es folgt eine Anweisung für Gustav Siegfried 18...« Nun kam die Nachricht in Form eines Zahlen-Code. Es war keine sehr schwierige Chiffre, und ich rechnete damit, daß die Abhörbeamten in der Reichszentrale des Sicherheitsdienstes sie bald entschlüsselt haben würden. Diese Entschlüsselung aber würde vermutlich alle Taubenschläge der Gestapo in ganz Deutschland aufschwirren lassen, denn die Nachricht lautete: »Willy trifft Jochen Freitag fünfte Parkettreihe zweite Vorstellung Union-Theater.« Es gab in Deutschland Hunderte von Kinos, die sich ›Union-Theater‹ nannten, und ich stellte mir voller Vergnügen vor, wie nun vor und in jedem dieser Häuser Gestapobeamte in Ledermänteln stehen und nach ›Willy‹ und ›Jochen‹ ausspähen würden. Die Gestapo würde mit Hilfe ihrer Peilgeräte schnell herausgefunden haben, daß unsere Sendung aus England kam. Sie mußte daher mit der Möglichkeit rechnen, daß Willy und Jochen britische Agenten waren und die Anweisung an sie echt war.

Nachdem das Diktat des Code vorüber war, wurde es dann endlich Zeit für den ›Chef‹, mit seiner Sonderansprache zu beginnen. Er beantwortete, wie er sagte, Fragen, die auf die vorige Sendung eingegangen waren. (Selbstverständlich hatte es keine vorige Sendung gegeben, aber ich hielt es für gut, wenn er so sprach, als seien schon etliche Sendungen vorausgegangen. Ich hoffte, die Abhörer beim SD würden dadurch Krach bekommen, und man würde sie beschuldigen, sie hätten die früheren Sendungen verpaßt.) In jener letzten Sendung, so ließ der Chef durchblicken, habe er darauf hingewiesen, daß dieser dilettantische Scheißkerl von einem Führer-Stellvertreter im Begriff stünde, etwas völlig Idiotisches zu tun, und er habe seinen Kameraden befohlen, auf der Hut zu sein, da nach der Wahnsinnstat dieses Menschen bestimmt eine Hexenjagd losgehen würde. Er selbst habe aus diesem Grunde einige Tage geschwiegen. Aber jetzt, da die Luft wieder einigermaßen rein sei, könne er die eingegangenen Fragen beantworten.

»Zunächst müssen wir uns über eins klar sein«, erklärte der ›Chef‹. »Dieser Fatzke ist bei weitem nicht der schlechteste. In den Tagen der Freikorps hat er seinen Mann gestanden. Aber er hat eben, genau wie diese ganze Clique von Pfuschern, Größenwahnsinnigen, Drahtziehern und Salonbolschewisten, die an der Spitze unserer Regierung stehen, viel zu schwache Nerven, um eine Krise durchzuhalten. Sowie er etwas

von der dunkleren Seite der Entwicklungen erfährt, die uns bevorstehen – was macht er? Er verliert völlig den Kopf, packt ein paar Schachteln Hormonpillen und eine weiße Fahne in seine Mappe und fliegt auf und davon, um sich selbst und uns dazu diesem plattfüßigen Scheißkerl von einem besoffenen alten Juden, dem Churchill, auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Und er denkt überhaupt nicht mehr daran, daß er Träger der wichtigsten Reichsgeheimnisse ist, die diese Scheißengländer jetzt ebenso leicht aus ihm herauslutschen werden, als ob er 'ne Flasche Berliner Weißbier wäre.«

Dramatische Pause.

»Trotzdem muß ich mich gegen eine Stinklüge verwahren, die einige von den Speichelleckern im Führerhauptquartier in Umlauf gesetzt haben«, fuhr der ›Chef‹ fort. »Die Lüge, daß diese Nulpe auf Befehl des Führers nach Großbritannien geflogen sei. So was kommt überhaupt nicht in Frage. Niemals hätte der Führer einem Mann, der unsere Operationspläne so genau kennt, gestattet, sich ins feindliche Ausland zu begeben. Der Beweis dafür sind die drastischen Maßnahmen, die der Führer gegen diejenigen angeordnet hat, die durch ihre Schlamperei diesen schweren Schlag gegen die Zukunft unseres Vaterlandes verschuldet haben – in erster Linie gegen die Sicherheitsschnüffler, die, wenn sie nur halb so tüchtig wären, wie sie selbst immer behaupten, den armen Irren rechtzeitig zurückgehalten hätten. Unglücklicherweise aber hat dieser Obertintenpisser von einem Reichssicherheitschef, um seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, es für richtig gehalten, eine Anzahl von Männern – Industrieführer, leitende Herren der Abwehr und andere noch – zu verhaften, alles Männer von echtestem Nationalbewußtsein und tiefster Vaterlandstreue –, Männer, deren einziger Fehler es war, daß sie die Nervenkraft dieses sogenannten Stellvertreters des Führers überschätzt und ihm in den letzten Apriltagen die schweren Befürchtungen vorgetragen haben, die sie dem Führer selbst nicht vortragen konnten, weil sie eben durch diese Mauer von Lügnern und speichelleckenden Schmeichlern, die sich um ihn geschart haben, nicht durch konnten.«

Dann folgte eine Liste angeblich Verhafteter. Erstaunlich daran ist folgendes. Wir hatten diese Namen zwar alle willkürlich eingesetzt, aber es sollte sich später herausstellen, daß einige der von uns genannten Leute tatsächlich verhaftet worden waren, weil man sie im Verdacht hatte, von Heß' Plänen gewußt zu haben.

Das gilt zum Beispiel für einen gewissen Dr. Jahncke. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, es sei der oberste Spionagefachmann im

Verbindungsstab von Rudolf Heß. Wir setzten also seinen Namen auf die Liste. Als ich dann nach dem Krieg nach Deutschland kam, erfuhr ich zu meiner größten Freude, daß der ›Chef‹ seine Hörer nicht belogen hatte. Und ich hatte auch nicht die leiseste Ahnung, daß Deutschland, als ich den ›Chef‹ von ›einer schweren Krise‹ und der ›dunkleren Seite der bevorstehenden Entwicklungen‹ sprechen ließ, tatsächlich vor seinem gefährlichsten Schritt seit 1939 stand – dem Überfall auf Rußland.

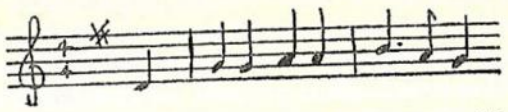
Der ›Chef‹ beendete seine Übertragung mit einem undramatischen: »Das ist alles für heute. Ich werde – vorausgesetzt, daß alles gut geht – diese Sendung stündlich immer sieben Minuten vor voll wiederholen lassen. Immer sieben Minuten vor voll!«

Als ich die Rede noch einmal abhörte – die ganze Sendung war auf Platten aufgenommen worden –, gefiel mir am besten die Stelle über Churchill, den ›plattfüßigen Scheißkerl von einem besoffenen alten Juden‹. Mit diesem einen Satz, der niemand schaden konnte, hatte ich uns als echten deutschen Sender legitimiert. Kein Mensch in ganz Deutschland – davon war ich überzeugt – würde je vermuten, daß ein englischer Propagandist imstande sein könnte, eine derart despektierliche Sprache über seinen geliebten Premierminister zu führen. Ich fand die Wendung so gut, daß ich beschloß, sie auch bei anderen Sendungen zu gebrauchen.

Der Korporal und ich wollten eben das Haus verlassen, als einer der Toningenieure, ein langer, schmächtiger Mann in einem Tweedanzug und mit der Brille und dem gewellten Haar eines Musikers sich über das Treppengeländer lehnte und mich zurückrief.

»Was meinen Sie, Herr Delmer, sollte G. 3 nicht eine Vorspannmusik bekommen?« fragte er. »Dann könnten Ihre Hörer den Sender leichter einstellen. Ich bin gern bereit, irgend so was aufzunehmen. Sie brauchen nur zu sagen, was Sie gern hätten.« Ich dachte einen Augenblick nach. »Eine Vorspannmusik paßt eigentlich nicht so ganz zu einem militärischen Nachrichtensender«, meinte ich. »Aber andererseits haben Sie recht: Unseren Hörern wäre damit geholfen. Und schließlich geht es uns ja darum, möglichst viele Hörer zu bekommen.«

Und so veranlaßte ich denn meinen neuen Musikerfreund – Jim Dougherty hieß er –, sich sofort an den Flügel zu setzen und für uns die Fortsetzung zum Pausenzeichen des Deutschlandsenders aufzunehmen. Dieses Pausenzeichen bestand aus den ersten Takten eines hübschen Volkslieds nach einem Gedicht von Ludwig Hölty, so wie sie das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche spielte.



»Üb' immer Treu und Redlichkeit...« klingelte der Deutschlandsender. Und nun antwortete Gustav Siegfried Eins mit der zweiten Zeile dieses Lieds, und es klang ganz großartig, so als kämen diese Töne aus einem kaputten alten Klavier, auf dem ein Landser irgendwo in einer primitiven Truppenunterkunft der Frontlinie klimperte:

»Bis an dein kühles Grab . . .«

Diese Takte blieben die Kennmelodie des ›Chef‹, bis er achtzehn Monate später plötzlich mitten in einer Sendung die Übertragung abbrach – weil ihn die Gestapo endlich geschnappt hatte!

Wer war der ›Chef‹ und wie war er zu uns gestoßen? Korporal Paul Sanders stammte aus Berlin, war ebenso alt wie ich und hatte sich früher seinen Lebensunterhalt als Verfasser von Detektivromanen verdient. 1938 war er so erbittert über die Ausschreitungen gegen die Juden, daß er Deutschland den Rücken kehrte und nach England ging. Bei Kriegsausbruch hatte er sich sofort zum Pionierkorps gemeldet (das als einziges Korps der Armee Emigranten aufnehmen durfte) und war nach Frankreich geschickt worden. Als ich ihn im April 1941 kennenlernte, war er einem Bombenräumtrupp zugeteilt und setzte täglich sein Leben aufs Spiel, indem er die Zeitbomben der Luftwaffe ausgrub und entschärfte. Noch nicht zufrieden mit dieser gefährlichen Arbeit, hatte er sich freiwillig zu einem der SOE-Kommandos gemeldet, um mit dem Fallschirm hinter den deutschen Linien abzuspringen. Auf diese Weise war Leonard Ingrams an ihn geraten, und Leonard wiederum hatte ihn zu mir geschickt. Ich mochte diesen Mann mit dem blassen Gesicht, den wachsamen, beobachtenden Augen und der aristokratischen Hakennase unerhört gern. Seine Stimme klang genau so, wie ich mir die Stimme des ›Chef‹ vorgestellt hatte: männlich sonor und mit jener leichten Andeutung eines berlinischen Tonfalls, die ich so oft bei den adligen Offizieren aus den kaiserlichen Garderegimentern gehört hatte.

Der zweite Mann in unserem Team, Johannes Reinholz, war ein deutscher Journalist. Er war ein echter Konservativer und war buchstäblich im letzten Augenblick – direkt vor Ausbruch des Krieges – mit seiner jüdischen Frau nach England geflohen. Reinholz hatte innerhalb der konservativen Opposition gegen Hitler zuerst unter Walter Stennes[2] gearbeitet und dann, als Stennes nach China geflüchtet war, unter so mannhaften alten pommerschen Junkern und Widersachern Hitlers wie von Oldenburg-Januschau und von Rohr-Demmin.

Ich war sehr erleichtert, als die Leute von M. I. 5 Reinholz endlich gestatteten, zu uns zu kommen. Denn der Korporal hatte das Wesen dessen, was ich wollte, nicht ganz erfaßt, und ich war darum in jener ersten Zeit gezwungen gewesen, die meisten Sendungen für den ›Chef‹ selber zu schreiben. Jetzt übernahm Reinholz diese Aufgabe, und er machte seine Sache ganz hervorragend. Er spielte auch bei den Sendungen die Rolle des Adjutanten, diktierte die chiffrierten Nachrichten und sagte den ›Chef‹ an.

Sein metallischer Bariton und sein knapper Ton, aus dem man Generationen hackenzusammenschlagender, auf der Stelle tretender, Kommandorufe bellender pommerscher Vorfahren herauszuhören meinte, gab dem Sender genau den richtigen militärischen Akzent. Und wenn er ankündigte: »Es spricht der Chef . . .«, konnte ich fast Hitler selbst vor mir sehen, wie er steif und gravitätisch zum Mikrophon schritt während jener kurzen Pause, die Paul Sanders verstreichen ließ, bevor er feierlich und mit tiefer Stimme zu sprechen begann.

Die Ankunft von Reinholz bewirkte ein Wunder bei Sanders. Jetzt endlich bekam er den Trick heraus, seine Stimme vor dem Mikrophon richtig einzusetzen. Mit jeder Sendung wuchs er immer mehr und mehr in die Rolle des ›Chef‹ hinein. Eines Tages fragte er mich, ob er das Manuskript seiner Redeweise entsprechend abändern dürfe. Ich willigte sofort ein. Seine Änderungen waren meisterhaft. Die saftigen und derben Berliner Ausdrücke, die ich nach meiner ersten Unterhaltung mit ihm erhofft hatte, kamen nun auf einmal an den unerwartetsten Stellen zutage. Bald darauf bat Sanders mich, selbst einmal eine Sendung schreiben zu dürfen. Er tat es, und sein Skript wurde ein

[2] Stennes war ein früherer Offizier, der nach dem Zusammenbruch von 1918 zuerst in der ›Schwarzen Reichswehr‹ gedient hatte, dann Polizeioffizier wurde und schließlich aus der Polizei ausschied, um Hitlers SA in Berlin zu kommandieren. Später hatte er einen Aufstand gegen die Ernennung von Ernst Röhm zum Stabschef der SA geleitet.

Meisterwerk, sarkastisch, witzig und sogar bewegend. Ich hatte jetzt zwei erstklassige Schreiber.

Aber eins besaß G. 3 noch nicht: Nachrichtenmaterial, mit dem wir unserer Zersetzungskampagne Fleisch und Blut verleihen konnten. In jenen ersten experimentellen Monaten unserer Arbeit waren wir völlig auf unsere Kenntnis der Verhältnisse in Deutschland und unsere Phantasie angewiesen. Wir mußten uns ›die Nachrichten aus den Fingern saugen‹, wie Goebbels es ausgedrückt hätte. Glücklicherweise verfügten wir über die Berichte und Namen, die ich von meinen Befragungen der jüdischen Flüchtlinge aus Lissabon mitgebracht hatte und mit denen wir unseren Erfindungen ein wenig Hintergrund und Farbe geben konnten. Rund um die Figuren der Vorarbeiter, Ingenieure und Parteifunktionäre aus meinem Lissaboner Notizbuch bauten wir manchen überzeugenden Bericht über die geheimsten Interna der Partei auf. Reinholz konnte gewisse Ereignisse, die wir nach Pommern verlegten, mit Einzelheiten über den alten von Rohr und seine Freunde in Demmin ausschmücken. Und Max Braun, der Sozialdemokrat, der im Saarland die Anti-Hitlerfront angeführt hatte, war in der Lage, uns durch seine persönlichen Kontakte mit den Sozialisten in ganz Europa und seine sehr intensive Lektüre der deutschen Zeitungen Hilfestellung zu leisten. Max war der dritte Mann, der sich zu unserem Team gesellte.

Als ich Max vor sieben Jahren im Saarland zum ersten Mal sah, hatte ich ihn als eine bemitleidenswerte, etwas komische Figur betrachtet. Er reizte mich zum Lachen, als er da bei einer Massenversammlung der ›Status-quo-Front‹ auf dem Rednerpult stand, die untersetzte, rundliche Gestalt in eine grasgrüne sozialdemokratische Version des nationalsozialistischen Braunhemds gezwängt. Aber in den vier Jahren, in denen wir während des Kriegs zusammenarbeiteten, lernte ich ihn nicht nur als einen ausgezeichneten Nachrichten-Fachmann, sondern auch als aufrechten und redlichen deutschen Patrioten kennen. Man muß es als eine der deutschen Tragödien bezeichnen, daß Max Braun im April 1945 starb, gerade in dem Augenblick, als der Krieg vorüber war und sein Land seiner Dienste am dringendsten bedurfte. Wäre es Max Braun vergönnt gewesen, nach dem Krieg Einfluß auf die Entschlüsse der SPD zu üben, so hätten wir wahrscheinlich nicht erleben müssen, wie diese Partei sich zu einem erfolglosen, unrealistischen Haufen steriler Postenjäger entwickelte, deren Schwäche Deutschland um eine wirkungsvolle Opposition gegen die illusionistische Ostpolitik Bundeskanzler Adenauers gebracht hat.

Ich habe hier Max Braun bei seinem wirklichen Namen genannt, weil seine Identität niemals ein Geheimnis war. Es war bereits am Morgen nach seiner Ankunft gelüftet. Törichterweise hatte ich ihm den Decknamen ›Albert Simon‹ gegeben, da ich die alte Regel noch nicht kannte, daß man bei der Wahl von Decknamen nach Möglichkeit die wirklichen Initialen beibehalten soll. Und gleich am ersten Morgen, noch bevor ich ihn hatte abfangen können, erschien Max zum Frühstück in einem schönen seidenen Morgenmantel, auf dessen Brusttasche das sauber gestickte Monogramm M. B. prangte. Reinholz, der schon am vorhergehenden Abend geglaubt hatte, auf Grund von Zeitungsbildern in dem Neuankömmling Max Braun erkannt zu haben, redete ihn sofort mit seinem wirklichen Namen an. ›Simon‹ gestand, und das Geheimnis war erledigt.

Ich zog meine Lehre aus diesem Erlebnis. Als meine Freunde von der spanischen Internationalen Brigade, Albrecht Ernst und Alexander Maaß, auf meine Bitte hin von Leonard Ingrams Leuten aufgespürt und aus Lissabon und Französisch-Nordafrika nach England geschleust worden waren, war ich sorgsam darauf bedacht, Decknamen für sie zu finden, deren Initialen mit ihren eigentlichen Namen übereinstimmten.

43. Rudolf Heß - eine verpfuschte Angelegenheit

Was mich bei der ganzen Heß-Episode am meisten wunderte, war die Tatsache, daß unsere höchsten Behörden so offensichtlich zögerten, den Fall mit jenem Realismus und jenem Sinn für praktischen Nutzen anzupacken, den Engländer normalerweise zeigen, wenn sich ihnen eine derartige Gelegenheit bietet. Man tat, als sei Heß ein gefährliches Trojanisches Pferd, das man in unsere Mitte gesetzt habe – eine tückische Sprengladung, die uns jeden Augenblick ins Gesicht gehen konnte. Nicht nur, daß den Stellen, denen die politische Kriegführung oblag, verwehrt wurde, den Fall so auszuwerten, wie es ihnen möglich gewesen wäre und wie Hitler es auch befürchtet hatte – nein, sogar die Leute von der Abwehr ließen es bei der Befragung von ›Hauptmann Horn‹, wie er sich anfangs nannte, an jener Findigkeit und Phantasie fehlen, die ihnen anderen Gefangenen gegenüber soviel Erfolg beschert hatten.

Man möge nur nicht behaupten, aus Heß sei ohnehin nichts Wichtiges herauszuholen gewesen. Auch wenn sein Stellvertreter Bormann in letzter Zeit einen großen Teil der Arbeit übernommen hatte, so war Heß doch noch immer Mitglied des Reichsverteidigungsausschusses und einer der nächsten Vertrauten des Führers gewesen und war sicherlich der Träger wertvoller politischer, wirtschaftlicher und strategischer Geheimnisse. Sein Wissen hätte uns bei der psychologischen Kriegführung von großem Nutzen sein können, selbst wenn es sich in militärischer Hinsicht nicht unmittelbar verwerten ließ.

Auch die Experten der ›Irreführung‹ hätten sich die Gelegenheit zunutze machen können, um im Oberkommando der Wehrmacht und bei Deutschlands Verbündeten Verwirrung zu stiften. Aber die Behandlung des Falles Heß war von Anfang an dilettantisch. Mir wurde das sehr schnell klar; denn schon in den ersten drei Stunden, nachdem Heß' Landung in Whitehall bekannt geworden war, wurde ich selbst in diese klägliche Farce verwickelt.

Am Sonntag, dem 12. Mai 1940, hielten Sanders und ich gerade in unserer roten Klinkervilla eine Probe für die ›Chef‹-Sendung ab, als Valentine Williams mir die große Neuigkeit durchtelefonierte und mich bat, sofort ins Büro in der Abbey zu kommen.

»Cadogan[1] will, daß jemand, der Heß persönlich kennt, nach Schottland fährt, um ihn zu identifizieren und zu befragen«, sagte er. »Wir müssen uns bereit halten, um sofort aufbrechen zu können.«

»Wer ist ›wir‹?« fragte ich.

»Ich fahre mit Ihnen«, antwortete Valentine. »Also los, kommen Sie!« Doch als ich zur Abbey kam, erzählte Valentine mir, daß der Auftrag annulliert worden sei. Das Auswärtige Amt hatte Ivone Kirkpatrick[2] ausfindig gemacht, und nun fuhr er an unserer Stelle hin. Ich war enttäuscht und doch gleichzeitig erleichtert. Erleichtert deshalb, weil ich es für keine sehr glückliche Idee von Whitehall gehalten hatte, mich hinzuschicken, einen Mann, den Heß nicht als Staatsbeamten, sondern als Journalisten kannte. Obendrein würde er sich erinnern, daß dieser Journalist vor einem Jahr über den Rundfunk Hitlers Friedensangebot abgelehnt hatte – ich hatte unter meinem eigenen Namen gesprochen. Ich fürchtete, daß auch Kirkpatrick nicht der ideale Abgesandte war. Denn obgleich er zwischen 1933 und 1938 in seiner Eigenschaft als Erster Sekretär der Britischen Botschaft in Berlin gelegentlich mit Heß zusammengetroffen war und Heß sich vermutlich an ihn erinnern würde, stand er im Rang nicht annähernd hoch genug, um Rudolf Heß' Parvenü-Hunger nach einem einflußreichen und wichtigen Gesprächspartner zu befriedigen. Ich war schon damals überzeugt, daß es sich als nötig erweisen würde, Heß zu schmeicheln, wenn wir etwas aus ihm herausholen wollten.

Doch mit dieser abgeblasenen Reise nach Schottland war meine Einbeziehung in die Affäre Heß noch nicht zu Ende. Schon drei Tage später bestellte Valentine mich wiederum in sein Büro in der Abbey und machte den Vorschlag, daß wir für Heß gewisse Nachrichten aus Deutschland erfinden sollten, die ihn derart gegen Hitler aufbringen müßten, daß er endlich seiner Zunge freien Lauf ließ. Ich äußerte Bedenken.

»Dieser Heß ist ein sonderbarer Kauz«, sagte ich. »Um den aufzurütteln, bedürfte es eines ganz außerordentlichen Schocks. Ich kann mir

[1] Sir Alexander Cadogan, ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office.

[2] Der spätere Sir Ivone Kirkpatrick, ständiger Unterstaatssekretär im Foreign Office.

kaum vorstellen, daß er den Mund auftut, nur weil sein Freund Adolf ihn schlecht behandelt. Und ich habe immer gefunden, daß man mit Schmeichelei am leichtesten den Weg zum Herzen der Nazis findet. Und am allerbesten wäre es, wenn wir ihm ein paar Wahrheitsdrogen einspritzten.«

»Drogen kommen nicht in Frage«, sagte Valentine, der im Ersten Weltkrieg als Gardeoffizier gedient hatte. »So etwas macht man nicht. Wenigstens nicht in England!« Und er blickte mich fest, aber freundlich an, als wolle er sagen: ›Hör auf mit deiner kontinentalen Rücksichtslosigkeit, mein Junge!‹ – »Nein«, fuhr er fort, »ich habe eine Idee, mit der wir es vielleicht schaffen.« Und dann umriß er mir seinen Plan.

Valentines grandioser Vorschlag lautete dahin, daß wir eine Seite vom ›Völkischen Beobachter‹ fälschen sollten. Sie würde die genaue Nachbildung einer echten Seite der letzten Nummer des V. B. sein, die seit der Ankunft von Heß in unseren Besitz gelangt war – abgesehen von einer Meldung. Und diese Meldung – die ich im besten V.-B.-Stil verfassen müsse – sollte eine Nachricht enthalten, die Heß aufregen und dazu bringen sollte, den Mund aufzutun. Die gefälschte Seite sollte in ein echtes Exemplar des ›Völkischen Beobachters‹ eingeschmuggelt und Heß bei der ersten Gelegenheit auf sein Frühstückstablett gelegt werden.

»Ich schlage vor«, sagte Valentine, »daß Sie irgend etwas in der Richtung entwerfen, daß Frau Ilse Heß und ihr Sohn in ein Konzentrationslager eingeliefert worden seien.«

Ich sah Schwierigkeiten voraus. Verfügten wir zu diesem Zweck über die richtigen Drucktypen und die richtige Rotationspresse? Aber andererseits – waren das meine Sorgen? Ich hatte jedenfalls meine Meinung gesagt. So setzte ich mich denn sofort hin und schrieb zwei Entwürfe für Valentine. Leider war keiner von beiden ein Meisterwerk, und ich fürchte auch, daß sie den deutschen Polizeireporterstil nicht allzu gut getroffen haben.

»Laut Aussage des Herrn Staatsanwalts«, hieß es im ersten meiner Entwürfe, »hat Frau Ilse Heß nach einer langen und eingehenden Befragung durch ihn und Kommissar Dr. Braschwitz von der Politischen Polizei ein volles Geständnis abgelegt. Frau Heß hat erklärt, daß sie gewisse Drogen – wahrscheinlich englischen Ursprungs – unter das Essen ihres Mannes gemischt hat. Diese Drogen haben den Pg. Heß dem hypnotischen Einfluß englisch gelenkter Hochverräter zugänglich gemacht und jene geistige Umnachtung herbeigeführt, in der er nach

England geflogen ist. (Für den ›Völkischen Beobachter‹ war Schottland natürlich ein Teil von England.) Frau Heß ist nach München gebracht worden, wo man sie den Adjutanten des Pg. Heß und anderen Mitgliedern dieser Verschwörerclique, die sich zur Zeit in Sicherheitsverwahrung befinden, gegenüberstellen wird.«
Um diese Meldung zu untermauern, entwarf ich noch eine zweite, die, wie ich vorschlug, in die gefälschte Seite eines Münchner Lokalblattes eingerückt werden solle, falls uns eine solche zugänglich war. Diese zweite Meldung, die an einer ganz unauffälligen Stelle stehen mußte, berichtete von der Festnahme zweier Frauen und eines Mannes, die am Abend des 12. Mai einen Straßentumult verursacht hatten, weil sie die Polizei daran hindern wollten, eine Frau und ihren kleinen Sohn in einer Villa in Harlaching zu verhaften. Harlaching war der Münchner Vorort, in dem Heß mit seiner Familie wohnte.
Valentine war begeistert. Aber ach, als es ans Drucken ging, sollten sich meine düsteren Ahnungen bewahrheiten. Wir mußten feststellen, daß die technischen Hilfsmittel unserer Abteilung für dieses Unternehmen nicht ausreichten. Und das S.O.1-Archiv deutscher Persönlichkeiten enthielt auch keinen Namen eines Polizeibeamten aus der Münchner Kripo, den man glaubhafter als den meines früheren Berliner Gegners Dr. Braschwitz im Zusammenhang mit der Vernehmung von Frau Ilse Heß zitieren konnte. Ich notierte mir im Geiste diese Mängel und beschloß, ihnen künftig abzuhelfen – wenigstens soweit es unsere ›Schwarzarbeit‹ anging. Denn eine Liste von Namen aus jeder Berufssparte und ein Satz aller geläufigen deutschen Drucktypen sowie ein Vorrat an in Deutschland fabriziertem Papier würden unerläßlich sein, wenn wir die Deutschen dazu bringen wollten, unsere Fälschungen als echt zu akzeptieren. Und schon nach wenigen Monaten war es mir gelungen, in dieser Hinsicht einen gewissen Grundstock zu legen.
An jenem 16. Mai 1941 hingegen mußten wir die Waffen strecken. Schließlich wurde meine Nachricht englisch auf der gefälschten Seite einer Londoner Zeitung gedruckt – Heß konnte genügend Englisch, um eine englische Zeitung zu lesen. Mehrere hundert Exemplare mußten für diese höchst geheime Spezialausgabe durch die Rotationspresse laufen, damit wir das eine für Heß benötigte Exemplar erhielten. Alle anderen wurden augenblicklich vernichtet.
Zur gegebenen Zeit erhielt Heß die Zeitung zusammen mit seinem Frühstück. Und der Erfolg? Er entsprach nicht dem, was wir erhofft hatten. Für Heß war offenbar nur die Behauptung wichtig, daß die Engländer Drogen besäßen, mit deren Hilfe sie ihre Opfer suggestiv

beeinflussen könnten. Von nun an weigerte er sich, etwas zu essen oder zu trinken, was nicht ein anderer vorgekostet hatte.
Meine erste ›schwarze Operation‹ war mir mitten ins Gesicht explodiert.

Meiner Ansicht nach gab es nur einen Weg, wenn man bei Heß etwas erreichen wollte: Man mußte ihm schmeicheln, indem man so tat, als verhandle man ernsthaft mit ihm, und der Verhandlungspartner mußte nach Möglichkeit ein hoher, angeblich mit allen Vollmachten ausgerüsteter Würdenträger sein.
Churchill unternahm auch einen Versuch in dieser Richtung. Er schickte einen veritablen Kabinettsminister nach Mytchett Place, in das geräumige viktorianische Landhaus bei Aldershot, in das Heß inzwischen gebracht worden war. Aber ach, der Kollege, den er am 10. Juni 1941 – genau einen Monat, nachdem Heß von Augsburg abgeflogen war – mit dieser Aufgabe betraute, war der frostige, gehemmte Jurist Lord Simon. Eine unglücklichere Wahl ließ sich nicht denken. Denn Lord Simon konnte zweifellos ein hervorragendes Kreuzverhör führen, nur war die Betätigung gerade dieses Talents bei der Behandlung von Rudolf Heß im gegenwärtigen Stadium nicht angebracht. Man brauchte hier einen Mann, der Autorität mit menschlicher Wärme und Charme zu verbinden wußte; nur eine solche Persönlichkeit konnte Heß für die Befragung durch die Abwehr vorbereiten.
Man hätte das absurde Fiasko, das sich aus Lord Simons Begegnung mit Heß ergab, voraussehen können. Lord Simon sprach englisch, während Heß, dessen Worte durch einen Dr. Maaß übersetzt wurden, deutsch sprach. Simon begann sehr geschickt damit, daß er Heß davon in Kenntnis setzte, er ›sei ermächtigt, im Namen der Regierung seine Botschaft in Empfang zu nehmen‹. Heß, der erfreut und geschmeichelt schien, begann unverzüglich mit einer langen und außerordentlich klar vorgetragenen Aufzählung der Gründe für seinen Flug nach Großbritannien. In dieser gescheiten und klaren Darlegung deutete nichts auf die Geisteskrankheit hin – mochte es nun eine Amnesie, eine Schizophrenie oder eine Paranoia sein –, die ihn später vor allen weiteren Befragungen bewahrte.
Er sei herübergekommen, so erklärte Heß, um mit einem einzigen tapferen Streich den verknoteten Wirrwarr allseitiger bürokratischer Verwicklungen und Prestigeansprüche zu lösen, der zwei nordische Brudervölker in den Krieg gegeneinander gestürzt hatte. Er wolle die Engländer darüber aufklären, wie außerordentlich gemäßigt die

Friedensbedingungen seien, die Hitler Großbritannien stelle. Er kenne die Einstellung des Führers hierzu aus vielen Gesprächen mit ihm.
Lord Simon hörte Heß mit bewundernswerter Höflichkeit und Geduld an, nannte ihn ›Herr Reichsminister‹, war ungeheuer verbindlich, aber leider auch unbarmherzig und unnötig ernüchternd. Stück für Stück führte er Heß die logischen Folgen seines Vorschlags vor Augen, Europa zu einer deutschen Einflußsphäre zu machen, in der England nichts mehr zu sagen hätte.
Mit jeder Frage, die der Lordkanzler Heß stellte, wurde dieser verschlossener, feindseliger und herausfordernder. Wenn wir Engländer die jetzt angebotenen Bedingungen nicht annähmen, so drohte er, würden wir uns, wenn wir geschlagen und auf die Knie gezwungen seien – und das sei unausweichlich –, sehr viel härteren Bedingungen beugen müssen. Unendlich viel härteren.
Als Heß so aufbrauste, vergaß Lord Simon völlig seine geheime Aufgabe und verfiel mehr und mehr in die Rolle des heroischen britischen Staatsmannes, der sich weigert, vor einem tyrannischen Feind zu kapitulieren.
»Ich glaube nicht, daß Ihre Argumente beim britischen Kabinett sehr gut ankommen werden«, sagte er mit kühler Nüchternheit und einer Arroganz, die ausgezeichnet gewesen wäre, wenn er einem siegreichen Hitler in Berlin gegenübergestanden hätte und nicht dem wehrlosen Gefangenen Rudolf Heß im gutbewachten Mytchett Place.
»Sie wissen wohl«, fügte er mit seiner hohen Stimme hinzu, »daß man in diesem Land über ziemlich viel Mut verfügt und daß wir Drohungen nicht sehr schätzen[1].«
Es wäre natürlich großartig gewesen, wenn man die ganze Unterhaltung auf Platten aufgenommen hätte (Magnetophonbänder gab es damals in England noch nicht), um sie dann über die BBC Hitler und ganz Europa vorzuspielen. Aber daran hatte niemand gedacht. Und selbst wenn dieser Vorschlag aufgetaucht wäre, so wäre er zweifellos abgelehnt worden. Somit hatte Lord Simons Besuch nur einen einzigen Erfolg: Als er und Kirkpatrick gegangen waren, verfiel Heß in einen Zustand der Verzweiflung. All seine Pläne, all seine Hoffnungen auf einen glorreichen diplomatischen Erfolg waren gescheitert. Er beschloß, sich das Leben zu nehmen. Und fünf Tage später, am 15. Juli 1941,

[1] Ich gebe diese Unterhaltung so wieder, wie sie damals offiziell aufgezeichnet wurde. Siehe hierzu *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal*, S. 279–292.

stürzte er sich in seiner hellblauen Uniform eines Hauptmanns der Luftwaffe über das Treppengeländer auf dem Flur vor seinem Zimmer hinunter in das drei Stockwerke tiefer liegende Kellergeschoß.
Der arme Heß! Sogar hierbei machte er einen Fehler. Anstatt kopfüber hinunterzuspringen, sprang er mit den Füßen voraus. So blieb er am Leben und zog sich nur einen Beckenbruch und einen Beinbruch zu.
Für seine Befrager indessen war der Fall Heß hiermit erledigt.

Einen Minister in Churchills Kabinett gab es, der einen gewissen bannenden Zauber auf Heß hätte ausüben können. Dieser Minister war Lord Beaverbrook. Hätte man Beaverbrook die Aufgabe anvertraut, Heß zu bearbeiten, er hätte bestimmt in zwei oder höchstens drei Unterhaltungen das psychologische Fundament gelegt, das die Leute von der Abwehr benötigten. Bedauerlicherweise jedoch bekam Lord Beaverbrook, der zu jener Zeit Wehrwirtschaftsminister war, Heß erst am 9. September 1941 zu sehen, und auch dann nur für eine Stunde. Doch schon dieses kurze Gespräch versetzte Heß in eine Stimmung, die kluge Befrager hätten ausnützen können.
Beaverbrook hatte vor Heß' anderen Gesprächspartnern – einschließlich Ivone Kirkpatrick – mehrere Vorteile voraus. Der wichtigste war die Tatsache, daß er zu den Männern gehörte, von denen Heß bei seinem Abflug gehofft hatte, er werde sie sehen und sprechen. Denn Heß hatte viele deutsche diplomatische Berichte gelesen, in denen Beaverbrook als Kriegsgegner bezeichnet wurde – was er auch tatsächlich war.
In der neutralen Schweiz hatte der Aga Khan dem Amateuragenten Ribbentrops, Prinz Max Hohenlohe, erzählt, daß Lord Beaverbrook unbedingt für den Frieden und einen Vergleich mit Hitler sei. In einem Brief, den der Prinz am 25. Juli 1940 an das Deutsche Auswärtige Amt richtete, zitierte er den folgenden Ausspruch des Aga Khan: »Beaverbrook ist der einzige Mann, der genügend Mut, Macht und Einfluß hat, um in England sogar gegen Churchill einen Umschwung zu bewirken, vor allem da Churchill lange Zeit hindurch in Beaverbrooks Schuld war[1].«
Ein weiterer Vorteil Beaverbrooks bestand darin, daß Heß schon vor dem Krieg mehrere Male mit ihm zusammengetroffen war und sich an seine Gespräche mit ihm ohne Schwierigkeit erinnerte. Denn Bea-

[1] *Documents on German Foreign Policy*, Serie D, Bd. X, Nr. 228.

verbrook hatte in den Jahren zwischen 1935 und 1939 Berlin mehrere Besuche abgestattet und bei jeder dieser Gelegenheiten ausführlich mit Hitler und Heß gesprochen. Bei einigen dieser Unterhaltungen hatte Hitler, zuweilen in Gegenwart von Heß, sein möglichstes getan, um seinen englischen Besucher durch die ihm zu Gebote stehende Klarheit und Sachlichkeit zu beeindrucken. Nicht ohne Erfolg. Das bewies Beaverbrooks Verhalten im Jahre 1939. Er wollte nicht glauben, daß Hitler so töricht sein könne, den unendlichen Gewinn auszuschlagen, den die Vermeidung des Krieges ihm mit Sicherheit eingebracht hätte.

Heß und Beaverbrook hatten bereits einige Briefe über die deutschen Angriffe auf Sowjetrußland gewechselt, als man Heß am 5. September mitteilte, Lord Beaverbrook werde ihn vier Tage später in Mytchett Place besuchen.

Ich weiß nicht, ob die unmittelbare Folge dieser Nachricht darauf zurückzuführen ist, daß Heß noch immer unter der scharfen Zurückweisung durch Lord Simon litt. Auf jeden Fall erfüllte die Aussicht auf das Zusammentreffen mit jenem Mann, den er als seinen einflußreichsten Verbündeten in Großbritannien angesehen hatte, Heß mit Angst und Nervosität.

»Er wurde launisch und reizbar und auffallend empfindlich gegen Geräusche«, berichtet Captain Johnston, der Militärarzt, welcher Heß in Mytchett Place betreute[1]. Heß begann über Magenschmerzen zu klagen, faßte nach dem Streckbalken, der seinem gebrochenen Bein als Stütze diente, zog sich im Bett hoch und verlangte nach Morphium. Schließlich ließ er dem Vertreter des Auswärtigen Amtes sagen, er fühle sich zu krank, um Lord Beaverbrook zu sehen.

Lord Beaverbrook ließ sich dadurch nicht abhalten. In seinem einfachen blauen Anzug, den er stets trug, trat er in das Krankenzimmer von Heß, warf seinen weichen schwarzen Hut auf einen Tisch und ging mit ausgestreckter Hand und dem breiten fröhlichen Lächeln eines alten Freundes auf Heß zu. Sein Verhalten war das absolute Gegenteil der frostigen Formalität Lord Simons.

»Na, wie geht's denn?« fragte er und wies dabei auf Heß' Bein, das an dem Streckbalken über seinem Bett festgebunden war.

Im Handumdrehen waren die beiden in ein Gespräch verwickelt. Und sie unterhielten sich nicht wie vorsichtig lauernde Unterhändler, sondern wie die Kabinettsminister zweier Regierungen, deren Ansichten

[1] *The case of Rudolf Hess,* Berichte der behandelnden Ärzte, herausgegeben von J. R. Rees.

zwar auseinandergehen, die aber begierig sind, die Meinung des anderen zu hören. Der Gegenstand ihres Gesprächs war derselbe wie der ihrer Briefe: Sowjetrußland.

Heß erklärte jetzt, daß er mit seinem Flug nach Schottland den Zweck verfolgt habe, »um jeden Preis« Frieden mit Großbritannien zu schließen, vorausgesetzt, daß Großbritannien dann zusammen mit Deutschland Sowjetrußland angreifen werde. Das Sonderbarste an diesen Ausführungen war die Tatsache, daß Heß bei seiner Unterhaltung mit Lord Simon den bevorstehenden Angriff auf Rußland nicht mit einem einzigen Wort erwähnt hatte. Und Kirkpatrick gegenüber hatte er rundweg geleugnet, daß Hitler die Absicht habe, Rußland anzugreifen. Auch die Aufzeichnungen, die er selbst zum Zeitpunkt seiner Unterredung mit Lord Simon gemacht hatte, enthielten keinen Hinweis darauf, daß Deutschland bereit sei, »um jeden Preis« Frieden mit Großbritannien zu schließen.

Aber Lord Beaverbrook kam ihm – ganz anders als Lord Simon – nicht mit Gegenargumenten oder Spitzfindigkeiten. Er wollte lediglich hören, was Heß zu sagen hatte. Und er bekam genug zu hören. Das Hauptthema von Heß war die Behauptung, England sei völlig im Irrtum, wenn es annehme, ein Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion werde beide Gegner so schwächen, daß zum Schluß Englands Hegemonie in Europa, die es im 19. Jahrhundert innegehabt hatte, wiederhergestellt sein würde.

»Ein Sieg, den England als Bundesgenosse der Russen erringt«, sagte Heß, »wird ein Sieg der Bolschewisten sein. Und ein bolschewistischer Sieg wird früher oder später die Besetzung Deutschlands und des übrigen Europa durch die Russen nach sich ziehen. Weder England noch irgendeine andere Nation wird imstande sein, das zu verhindern. Und ich bin überzeugt«, so faßte er seine Ausführungen zusammen, »daß die Zukunft für die Sowjetunion die absolute Weltherrschaft in Bereitschaft hält, wenn ihre Macht nicht jetzt gebrochen wird.«

Diese Prophezeiung war selbstverständlich nur ein Teil jener Propaganda, welche die Deutschen über den Deutschlandsender in die ganze Welt hinausposaunten, sobald Hitlers Truppen mit ihrem Einmarsch in Rußland begonnen hatten – jener Predigten über die gottgegebene Mission Deutschlands, die zivilisierte Welt gegen den bolschewistischen Osten zu verteidigen. Ich bin sicher, Lord Beaverbrook war von diesem Argument aus dem Munde von Heß auch damals nicht tiefer beeindruckt als in jüngerer Vergangenheit, da Bundeskanzler Adenauer es benutzte, um die deutsche Aufrüstung zu rechtfertigen. Aber trotzdem

speiste er Heß nicht mit einem hochmütigen »Es hat keinen Sinn, so mit mir zu reden« ab. Er hörte ihm mit glänzend gespieltem Wohlwollen zu und bestärkte ihn in dem Glauben, er habe einen Mann vor sich, der bereit war, sich überzeugen zu lassen. Als die Unterhaltung zu Ende war, war Heß ein verwandelter Mensch. Mit fröhlichem Lächeln erzählte er Captain Johnston, er habe diese Stunde sehr genossen und fühle sich nun viel besser.

Wenn Beaverbrook Heß noch eine weitere Dosis dieser Behandlung hätte zukommen lassen, so hätte er diesen wertvollen Gefangenen meiner Überzeugung nach in eine Verfassung gebracht, in der er bereit gewesen wäre, zu reden. Vor allem dann, als die Nachrichten über die Fehlschläge der deutschen Truppen vor Moskau in sein Bewußtsein zu dringen begannen. Aber es kam nicht zu dieser zweiten Dosis, und die Leute von der Abwehr unternahmen keinen Versuch, die Euphorie auszunutzen, in die Heß durch diese einstündige Unterhaltung mit Lord Beaverbrook versetzt worden war. Man ließ es zu, daß er sich wieder in jene Pose der Apathie flüchtete, die sich mit der Zeit zu einer ständigen Geistesstörung auswuchs. Eine einmalige Gelegenheit im psychologischen Krieg war verspielt.

44. Roosevelt wird eingeweiht

Am Donnerstag, dem 6. Juni 1941, herrschte schönes sonniges Wetter in dem kleinen Ort Aspley Guise, und ich war trotz der schlechten Nachrichten, die aus Kreta kamen, bester Laune. Denn an meiner persönlichen Front begann sich die Lage zu bessern.

Johannes Reinholz war am Tag zuvor mit seiner Frau zu uns gekommen, und gleich sein erstes Skript hatte bewiesen, daß er genau in dem Stil schreiben konnte, den ich mir für unsere ›Chef‹-Sendungen wünschte. Und ich hatte noch einen zweiten Grund zur Zufriedenheit: Dick Crossman hatte mich gebeten, einen neuen Auftrag bei der BBC zu übernehmen. Ich sollte gemeinsam mit ihm an jedem Donnerstag die Kommentare abhören, die Goebbels' Rundfunkstar Hans Fritzsche über den Berliner Sender dem deutschen Publikum vorsetzte. Und dann sollte ich jeweils anderthalb Stunden später mit einer Antwort im deutschen Dienst der BBC Herrn Fritzsche zerfetzen.

»Wenn wir das schaffen«, hatte Dick gesagt, »wird unsere Hörerschaft unheimlich anwachsen. Millionen Deutsche hören Fritzsche. Wenn du deine Sache geschickt anpackst, Tom, werden sie alle gespannt darauf sein, wie du ihn lächerlich machst.«

Wie bereits gesagt, hielt ich nicht viel von trockenen und langweiligen Mikrophondebatten mit den Nazis – eine Übung, welche die BBC und die vielen Unterhauskandidaten unter ihren Kommentatoren mit Begeisterung betrieben. Aber das hier war eine andere Sache. Sie war von größtem menschlichem Interesse und würde eine Menge Hörer anlocken. Der erste Zusammenstoß mit Fritzsche war für den Abend desselben Tages vorgesehen, und ich war bereits gespannt darauf. Doch eben als ich in den Wagen steigen wollte, um nach London zu fahren, klingelte das Telefon. Leonard Ingrams war am Apparat.

»Warum bist du nicht zur Abbey herübergekommen?« fragte er. »Weißt du denn nicht, daß wir dich zu einer wichtigen Besprechung erwarten?«

Ich sagte ihm, daß mich niemand davon benachrichtigt habe und daß ich im Begriff sei, nach London zu fahren.
»Das kannst du später machen«, gab Leonard zurück. »Du mußt jetzt unbedingt mit dabei sein. Sämtliche großen Tiere werden anwesend sein, und du wirst auch selbst sprechen müssen. Also los!«
Der prächtige Ballsaal der Herzöge von Bedford war bereits überfüllt, als ich eintrat. An einem langen Konferenztisch saßen bunt durcheinander Universitätsprofessoren, Werbefachleute, Diplomaten, Autoverkäufer, Journalisten und Offiziere des Heeres, der Marine und der Royal Air Force, die zusammen die erste Mannschaft der englischen psychologischen Kriegführung stellten.
An einem Tisch auf einer Estrade sah ich Lord Vansittart, Valentine Williams, Leonard Ingrams, Dr. Hugh Dalton und einige andere Eminenzen, denen ich bisher noch nicht begegnet war. Hinter Dalton hockte ein schüchtern und bescheiden aussehender junger Mann, der die Aktentasche des Ministers auf den Knien hielt: Hugh Gaitskell, Daltons Privatsekretär Nummer eins.
Den Vorsitz führte Rex Leeper, der oberste Chef der Abteilung: groß und hager, mit den nachdenklichen aufmerksamen Zügen eines päpstlichen Sekretärs früherer Jahrhunderte. Ich hatte Rex Leeper bereits vor dem Krieg in seiner Eigenschaft als Pressechef des Foreign Office kennengelernt. Und wir hatten noch einen weiteren Berührungspunkt: Vor etwa einem halben Jahrhundert war sein Vater der Collegepräsident meines Vaters an der Universität Melbourne und sein Tutor in klassischer Philologie gewesen. Ich bewunderte Rex als einen der klügsten Politiker, die ich in der Abteilung erlebt hatte, und meine Bewunderung sollte sich im Verlauf des Krieges immer mehr steigern.
Rex hatte eine gleichmäßige, absichtlich leidenschaftslose Sprechart, die auch die sensationellste Ankündigung alltäglich erscheinen ließ. Doch selbst er konnte dem, was er jetzt zu sagen hatte, nichts von seiner dramatischen Wirkung nehmen.
»Meine Herren«, begann er, als endlich der letzte Beamte sich an seinen Platz geschoben und seine Pfeife angezündet hatte, »der Herr Premierminister hat mir die Erlaubnis erteilt, Ihnen von einer Tatsache Mitteilung zu machen, die Mr. Churchill und den Stabschefs seit mehreren Wochen bekannt ist, deren weitere Verbreitung jedoch bis jetzt untersagt war. Er hat mich autorisiert, Ihnen – und zwar allein Ihnen – von dieser Tatsache Kenntnis zu geben, damit wir sobald wie möglich unsere Pläne für die neue Situation besprechen, der wir demnächst gegenüberstehen werden. Kurz, die Mitteilung lautet dahin,

daß Hitler und seine Wehrmacht im Begriff stehen, Sowjetrußland anzugreifen. Deutsche Truppen werden insgeheim in den Gegenden zusammengezogen, die man vermutlich bald als ›Ostfront‹ bezeichnen wird. Gemäß den Mutmaßungen, die das Joint Intelligence Committee, das Hauptkomitee des Nachrichtendienstes, bei seiner gestrigen Sitzung geäußert hat, wird der Angriff höchstwahrscheinlich am 22. Juni beginnen[1]. Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen, daß es jetzt an der Zeit ist, zu überlegen, wie wir diese Situation sowohl auf dem offiziellen wie dem geheimen Sektor der politischen Kriegführung nutzen sollten. Ich möchte jetzt die Leiter der einzelnen Abteilungen um ihre Stellungnahme bitten.«
Mir kam diese Methode der Planung etwas schwerfällig vor, und wenig später wurde dem Übel auch abgeholfen, indem mein Journalisten-Kollege Ritchie Calder zum Leiter eines neugeschaffenen Planungsdirektoriums ernannt wurde – eine Maßnahme, die weitere umfangreiche und übermäßig lange Sitzungen dieser Art überflüssig machte. Bei jener ersten Tagung jedoch mußten wir mehrere Stunden lang einen Wortschwall über uns ergehen lassen. Während so geredet und geredet wurde und keiner außer naheliegenden Selbstverständlichkeiten etwas vorzubringen hatte, schweiften meine Gedanken bald zu anderen Gefilden ab.
Aus diesem Tagtraum schreckte mich die kehlige Stimme Rex Leepers auf. »Und nun, Herr Delmer«, sagte er, »teilen Sie uns bitte mit, welche Haltung diese interessante Persönlichkeit, der ›Chef‹, einzunehmen gedenkt.«
Ich fühlte mich recht nervös, als ich aufstand, um zu sprechen. Die Rednergabe gehört zu den vielen Talenten, mit denen ich nicht gesegnet bin.
»Der ›Chef‹ ist ganz und gar für Hitler und seinen neuen Krieg gegen die Bolschewisten, Sir«, sagte ich. »Der ›Chef‹ wird dem Entschluß des Führers Beifall spenden und ihn mit aller Kraft bei seinem kommenden Feldzug unterstützen.«
Lord Vansittart, der neben Leeper saß, brach in schallendes Gelächter aus und rief: »Bravo, Delmer! Ausgezeichnet!« Die meisten meiner

[1] Churchill war angesichts der Agentenberichte bereits Ende März zu der Überzeugung gekommen, daß Hitler Rußland angreifen werde. Das Hauptkomitee der Nachrichtendienste hingegen ließ diese Berichte unberücksichtigt. Während die Stabschefs am 31. Mai mit einer unmittelbar bevorstehenden deutschen Offensive rechneten, schloß sich das Hauptkomitee erst am 5. Juni dieser Ansicht an.

Kollegen jedoch, die nichts über Gustav Siegfried Eins wußten, starrten mich entsetzt und ungläubig an.
»Der ›Chef‹«, fuhr ich fort, »wird darauf bestehen, daß der Führer seinen antibolschewistischen Kreuzzug gegen Sowjetrußland mit einer Säuberungskampagne gegen die Bolschewisten in der Heimat verbinden müsse, nämlich gegen das, was er die ›Parteikommune‹ nennt, die Bolschewisten innerhalb der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Der ›Chef‹ hat eine erstaunliche Fülle an Material über die Parteikommune gesammelt, und er gedenkt, die Aufmerksamkeit des Führers auf dieses Material zu lenken.«
Jetzt lachten sie alle. Es war dem ›Chef‹ zumindest gelungen, in diese ernste Sitzung eine heitere Note zu bringen.
Als ich an jenem Nachmittag zu meiner ersten ›Verabredung‹ mit Hans Fritzsche nach London fuhr, fühlte ich mich auf eine sonderbar neue Art gehoben und zuversichtlich.

Der Krieg gegen Rußland war die große Chance für den ›Chef‹. Er wurde jetzt zu einer durchaus glaubwürdigen Figur. Wenn er gegen die russischen Bolschewisten in Moskau und die Parteibolschewisten in Deutschland wetterte, kam es mir fast vor, als höre ich den alten Ludendorff sprechen. Als sich die ersten Rückschläge zeigten, schob der ›Chef‹ alle Schuld daran auf die Partei. Er gebrauchte nicht direkt das Wort ›Dolchstoß‹, das beliebte Alibi deutscher Generale. Und er verwandte selbstverständlich auch niemals den Ausdruck ›Nazis‹, der allzusehr nach Feindpropaganda geklungen hätte. Aber jede neue, sorgsam mit allen Details ausgeschmückte Geschichte über das skandalöse öffentliche und private Leben der Beamten, Amtswalter und Hoheitsträger der Parteiverwaltung, die er erzählte, lief auf die Behauptung hinaus: »Während unsere tapferen Soldaten sich in Rußland zu Tode frieren müssen, weil die korrupten Parteibonzen, die nur auf einen fetten Profit aus sind, die rechtzeitige Lieferung von Winterbekleidung absichtlich verzögert haben, führen diese uk gestellten Parteischweine ein gutes Leben und sitzen fern jeder Gefahr und allen Entbehrungen in bequemen Druckposten.« Nur die Partei war zu tadeln; die Wehrmacht bestand aus anständigen Menschen, braven Deutschen und treuen Patrioten.
Ich hatte die Parteifunktionäre zum Hauptziel unserer Angriffe gewählt, weil meiner Ansicht nach diese fanatischen und zu allem entschlossenen Gefolgsleute Hitlers eine erstaunlich wirksame Arbeit leisteten und als unermüdlich treibende Kraft hinter dem Kriegswillen

des deutschen Volkes standen. Ich war äußerst beeindruckt von der Art, wie Goebbels und seine Propagandaleute jeder Rangstufe es fertigbrachten, das deutsche Volk zu immer größeren Anstrengungen und immer härteren Opfern anzuspornen. Wenn wir diese Leute in den Augen der deutschen Öffentlichkeit als eine korrupte privilegierte Schicht hinstellen konnten, die von dem gemeinen Mann alles verlangte, selbst jedoch keinerlei Opfer brachte, konnten wir vielleicht einen tödlichen Schlag gegen eine der Lebensadern der deutschen Kampfmoral führen. Und das war noch nicht alles. Wir lieferten dem Durchschnittsdeutschen damit eine glänzende Ausrede, um selbst in seinem Pflichteifer nachzulassen. »Warum soll ich das auf mich nehmen«, konnte er jetzt zu sich selber sagen, »wenn diese Nazischweine sich so aus der Affäre ziehen können?«
Der ›Chef‹ berichtete, wie die Parteifunktionäre ihre Stellung und ihr geheimes Wissen ausnutzten, um sich auf Kosten der deutschen Kriegswirtschaft Vorteile zu sichern. Doch er legte dabei größten Wert darauf, genau zu erklären, wie die Nazibonzen das anstellten, in der Hoffnung, daß seine Hörer dieses Rezept selbst befolgen würden. Leonard Ingrams nannte dieses Verfahren ›operative Propaganda‹ – eine Propaganda, welche die Menschen zum Handeln, zum ›Operieren‹ anregt. Und manchmal erwies sie sich auch als wirksam.
So prangerte der ›Chef‹ zum Beispiel in einer seiner Sendungen eine Anzahl von Frauen hoher Parteifunktionäre in Schleswig-Holstein an, die, wie er sagte, in sämtliche Textilgeschäfte gelaufen waren – die Namen dieser Geschäfte sowie die Namen der Frauen wurden angegeben – und alle Wollwaren und andere Textilien aufgekauft hatten, die sie auf die Abschnitte ihrer Kleiderkarten bekommen konnten. Warum? Weil diese ›verräterischen Bonzenweiber‹ von ihren Männern erfahren hatten, daß wegen der Anforderungen für die Truppen in Rußland die Textilvorräte Deutschlands zu Ende gingen und daß jeder Volksgenosse, der die Abschnitte seiner Kleiderkarte nicht sofort einlöste, schon bald nichts mehr dafür bekommen werde.
Als ich etwa sechs Wochen später eine Kieler Zeitung durchblätterte, die kurz nach der Philippika des ›Chef‹ erschienen war, fand ich doch tatsächlich darin den Bericht über einen Sturm auf die Kleidergeschäfte. Und zu meiner größten Genugtuung machte der Redakteur die Sache noch schlimmer, indem er das schlagendste Argument des ›Chefs‹ wiederholte. »Wenn sich jeder so verhalten würde«, schrieb er, »wäre bald für niemanden mehr etwas vorhanden und die Kleiderkarten würden wertlos.«

Wir richteten unsere Angriffe nie gegen die höchsten Spitzen der NSDAP, also gegen Männer wie Göring, Goebbels und Himmler. Sie waren die üblichen Ziele für jede Feindpropaganda. Damit unsere Hörer glaubten, wir seien wirklich ein deutscher Sender, gingen wir nur gegen die weniger bekannten Lokalgrößen der Partei vor. In unseren Geschichten wimmelte es von Bürgermeistern, Gauleitern, Ortsgruppenleitern und sogar von Blockwarten, über deren öffentliches und privates Verhalten der ›Chef‹ erstaunlich gut Bescheid wußte. Wir überschütteten sie mit einer Brühe von Schmähungen und Verleumdungen, ebenso stinkend wie die, mit der sie selbst die Juden überschüttet hatten. Nicht einmal die sexuellen Ausschweifungen, die unter die Lupe des ›Chef‹ gerieten, waren sicher vor seiner ausführlichen und von dem fanatischen Bekehrungseifer eines Heilsarmee-Predigers getragenen Anprangerung.
Um unsere Heroen und Heroinen mit den entsprechenden Fetischismen und Perversionen auszustatten – über die die deutsche Hörerschaft mit besonderer Wonne berichten hörte –, mußte ich eine regelrechte Suchaktion in den Werken der großen Autorität auf dem Gebiet der sexuellen Verirrungen, Dr. Magnus Hirschfeld, veranstalten. Wäre es Dr. Hirschfeld vergönnt gewesen, den ›Chef‹ zu hören, so hätte er vielleicht das Gefühl gehabt, daß wir die Verbrennung seiner Bücher durch die Nazis wenigstens zum Teil gerächt haben. Außerdem lockten diese freimütigen und rückhaltlosen Ansprachen natürlich enorm viele Hörer an.
Aber Gustav Siegfried Eins tat noch viel mehr. Mit jeder Sendung wurde eine neue Legende den Hörern immer wieder eingehämmert: Die Wehrmacht ist gegen die Partei, die Wehrmacht ist gegen die SS, die Wehrmacht ist gegen die Gestapo . . . Diese Legende wurde zu unserem Fundament, zur geistigen Grundlage fast aller unserer ›schwarzen‹ Unternehmungen. Und ach, in den Jahren nach dem Krieg sollte sie zum Bumerang werden!

In den ersten Wochen, nachdem wir Gustav Siegfried Eins in Betrieb genommen hatten, mußten wir sämtliche Stories, mit denen der ›Chef‹ seine Ansprachen ausschmückte, frei erfinden. Für einige dieser Geschichten bekamen wir die Ideen und das Material von einem speziellen Gerüchte-Ausschuß geliefert. Dieser kleine Ausschuß bestand aus Fachleuten der verschiedenen Abteilungen des Kriegsministeriums und des Blockadeministeriums, die alle vierzehn Tage zusammenkamen und eine kurze Liste der Gerüchte aufstellten, welche für

deutsche Ohren bestimmt waren und von den Geheimagenten in Städten wie Lissabon, Zürich, Stockholm und Istanbul verbreitet werden sollten. Rund um den Kerngedanken eines dieser Gerüchte, das ich mir aus der Liste aussuchte – die Gerüchte wurden ›sibs‹ genannt, eine Ableitung von dem lateinischen Wort *sibillare* = flüstern –, entwickelten wir dann eine ausführliche und möglichst bunte Story.
Die meisten unserer ›sibs‹ jedoch und die davon abgeleiteten Geschichten dachten wir uns selbst aus. Und ganz im Gegensatz zu den meisten Romanschriftstellern legten wir größten Wert darauf, daß die darin auftretenden Personen so weit wie möglich lebende Personen waren, deren Berufe und Adressen mit denen, die der ›Chef‹ angab, übereinstimmten. Auch sollten Ruf und Stellung dieser Personen möglichst zu der ihnen zugeteilten Rolle passen.
Woher bekamen wir diese Namen und Adressen? Aus den deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Schon in der Zeit, bevor Max Braun zu uns gestoßen war und ich mein eigener Nachrichtenexperte und Archivar sein mußte, hatte ich damit angefangen, ein Register über Persönlichkeiten jeder Art anzulegen. Ich entnahm sie den Nachrichtenspalten der deutschen Zeitungen, den Geburts-, Todes- und Heiratsankündigungen und den kleinen Anzeigen. Wenn ich einen Lokomotivführer aus der Gegend um Kassel oder einen Grünwarenhändler im Berliner Hansaviertel suchte, so brauchte ich nur in meinem Register nachzusehen.
Oft lieferten uns auch deutsche Zeitungsartikel die Anregung für eine Gustav-Siegfried-Story. Dies war zum Beispiel der Fall, als ich in einer der Zeitschriften von Dr. Goebbels einen Artikel las, der die Bluttransfusions-Einheiten des nationalsozialistischen Sanitätsdienstes lobte und uns zuvorkommenderweise auch die Namen einzelner verdienter Ärzte und Krankenschwestern nannte.
»Ich glaube, wir sollten uns diese Volksgenossen einmal vornehmen«, sagte ich zu Sanders, indem ich ihm die Zeitschrift gab. »Die haben sich da eine verbrecherische Schlamperei zuschulden kommen lassen. Es ist Ihnen vermutlich bekannt, Korporal, daß diese Schweine den Hauptteil ihrer Blutkonserven von russischen und polnischen Gefangenen bezogen haben. Und sie haben diese russischen und polnischen Blutspender behandelt, als seien sie anständige, saubere, reinblütige Deutsche. Es ist kaum zu glauben, aber sie haben doch tatsächlich das Blut dieser Polacken genommen, ohne zuvor eine Wassermann-Probe zu machen. Einer unserer tüchtigen alten Militärärzte – Simon (Max Braun) wird Ihnen einen Namen und ein Lazarett nennen – schöpfte

schließlich Verdacht, als sich höchst unliebsame Symptome bei einigen unserer tapferen Verwundeten zeigten, die Transfusionen erhalten hatten. Er unterzog die Blutkonserven, die sein Lazarett erhielt, einem Wassermann-Test und stellte bei zwölf Prozent derselben eine positive Reaktion fest. Unser wackerer Militärarzt machte diesen widerlichen Parteihengsten – den in der Zeitschrift hier erwähnten Burschen – Meldung und verlangte eine sofortige Vernichtung der Vorräte. Und was glauben Sie, hatten diese Menschen die Unverschämtheit zu antworten? ›Geschlechtskrankheiten‹, erklärten sie, ›sind durch Bluttransfusion nicht übertragbar. Es besteht somit kein Anlaß, eine Wassermann-Probe vorzunehmen oder die Vorräte zu vernichten.‹ Und so haben diese Verräter, um ihre Nachlässigkeit zu vertuschen, sich nicht allein geweigert, die Einheiten, an die sie das verseuchte Blut geschickt haben, zu warnen, sondern sie verschicken sogar weiterhin Blut der gleichen Herkunft, so daß nun immer mehr verseuchtes Untermenschenblut in die Adern der Männer gepumpt wird, die ihr sauberes deutsches Blut für das Vaterland gegeben haben. Wie gefällt Ihnen das, Korporal?«

Dem Korporal gefiel es sehr gut, und schon am nächsten Abend erzählte der ›Chef‹ in seiner Sendung die peinliche Geschichte und warnte die Zellen der Gustav-Siegfried-Eins-Organisation vor dieser neuen Gefahr.

Bald jedoch begann ich mir Nachrichtenquellen zu erschließen, die nichts mit Zeitungen oder Zeitschriften zu tun hatten, Quellen, die direkt den Nachrichtendiensten entsprangen und uns halfen, unsere Skandalgeschichten mit einem immer zutreffenderen Hintergrund auszustatten.

Eine unschätzbare Quelle für solche Nachrichten waren die Abhörberichte aus den Gefangenenlagern. Sie enthielten die wörtliche Wiedergabe höchst interessanter Unterhaltungen zwischen neu eingebrachten Kriegsgefangenen. Die Gefangenen, die nicht ahnten, daß in den Wänden ihrer Aufenthaltsräume und sogar in den Bäumen im Garten Mikrophone verborgen waren, redeten ganz offen miteinander, und wir erfuhren auf diese Weise, worüber die deutschen Soldaten am heftigsten schimpften, und erhaschten manchen Leckerbissen an Klatsch und Tratsch. Sie lieferten uns auch manchen Slang-Ausdruck, der seit Kriegsausbruch in Mode gekommen war, und halfen uns so, die Sprache des ›Chef‹ dem neuesten Stand anzupassen. Ausdrücke wie z. B. ›abgesoffen‹, ›am Arsch‹, ›Goldfasan‹ und andere wären uns aus der bloßen Zeitungslektüre nie bekannt geworden. Dazu kamen Abkürzungen, wie ›Teno‹ für Technische Nothilfe oder M. Pi. für Maschinenpistole, die der Redeweise des ›Chef‹ meiner Ansicht nach ein besonders authentisches Gepräge verliehen.

Anfangs bekam ich diese Abhörberichte nur gelegentlich zu Gesicht. Valentine Williams hatte sie und erlaubte mir, sie in seinem Büro in der Abbey zu lesen. Bald aber hatte ich es geschafft, mir meinen eigenen Schmuggelvorrat anzulegen.

Eine weitere Quelle waren die von der Postzensur aufgefangenen Briefe, die aus Deutschland in das neutrale Amerika – nach Nord-, Mittel- und Südamerika – gingen. Sie boten ein geradezu unerschöpfliches Material. Da war zum Beispiel Genevra Wolff-Limper, die junge, aus Amerika stammende Frau eines Kölner Industriellen, die mit dem köstlichsten Klatsch durchsetzte Briefe an ihre Jugendfreundin Mrs. Ruth Stradling irgendwo in Nevada schrieb. Genevra Wolff-Limper und ihr Mann verkehrten in den ›vornehmen‹ Kreisen um den jungen nationalsozialistischen Kölner Bürgermeister Winkelkämpner und den rheinischen Gauleiter Grohé. Und Frau Wolff-Limper war voll kindlichen Staunens über alles, was um sie herum vorging. Sie beschrieb die Menschen, die sie traf, und die Gesellschaften, die sie besuchte, in einer so herrlich naiven, treuherzigen Art, daß der ›Chef‹ auf Grund dieser Details einige seiner überzeugendsten Sendungen über die Prassereien der Kölner Parteibonzen und ihr zügelloses Treiben erfinden konnte.

Ich kann mir gut vorstellen, wie wütend und empört Parteigenosse Winkelkämpner gewesen sein mag, als er hörte, wie der ›Chef‹ den wundervollen, in Form des Kölner Doms gebackenen Zuckerkuchen beschrieb, mit dem Herr Winkelkämpner seine Gäste bei einer Gesellschaft überraschte, kurz nachdem die Zuckerrationen der gewöhnlichen Volksgenossen rigoros gekürzt worden waren. Der Zuckerkuchen war erlogen, die Gesellschaft jedoch nicht. Winkelkämpner muß sich wohl gefragt haben, wer der Verräter war. Aber ich bin sicher, daß weder er noch die Gestapo es je herausbekommen hat. Denn die schwarze Propaganda, gleichgültig ob sie von Gustav Siegfried Eins oder einem unserer späteren Sender kam, brachte nie eine Nachricht in der ursprünglichen Form. Wir ›frisierten‹ unsere Mitteilungen stets so, daß es unmöglich war, die Quelle zu identifizieren.

Als ich zum Beispiel erfuhr, daß Dino Alfieri, Mussolinis Botschafter in Berlin, demnächst zu Besprechungen nach Rom zurückkehren werde, brachte der ›Chef‹ diese Nachricht nicht so, wie die BBC oder die Reuter-Agentur sie gebracht hätten. Er sagte nicht: »Wie wir er-

fahren, wird Signor Alfieri sich demnächst zu Besprechungen nach Rom begeben. In diplomatischen Kreisen ist man der Ansicht, daß der vermutliche Zweck dieser Reise darin besteht, gewisse Themen zu diskutieren, die . . .« Gustav Siegfried hatte die Aufgabe, diese Nachricht auszunutzen und sie nicht lediglich weiterzugeben. Und der ›Chef‹ reagierte damit, daß er Alfieris Abberufung forderte. Als dann dieser Günstling Ribbentrops tatsächlich wenige Tage nach unserer Sendung Berlin verließ, sah man seine Abreise als einen Beweis dafür an, daß Gustav Siegfrieds erschütternde Enthüllungen der Wahrheit entsprachen.

Die Alfieri-Sendung war eine der besten Sendungen des ›Chef‹, und ihr Echo ist selbst heute noch vernehmbar. Denn unsere Story schlich sich sogar in die diplomatischen Berichte und von da in Cianos Tagebuch ein. Ihr Inhalt war folgender: Zur Rechtfertigung seiner Forderung, daß Alfieri gehen müsse, erzählte der ›Chef‹, wie ein deutscher Offizier (dessen Name und Dienstgrad angegeben wurden) unvermutet von der Ostfront auf Urlaub nach Hause gekommen sei. In seiner Berliner Wohnung (mit Angabe von Straße und Hausnummer!) ertappte dieser Offizier seine Frau *in flagranti* mit dem italienischen Botschafter. Der Kamerad, so berichtete der ›Chef‹, zog seine Dienstpistole und hätte den Botschafter auf der Stelle niedergeknallt, wenn dieser kriecherische Feigling von einem Makkaronifresser nicht auf die Knie gefallen wäre und sich auf seine diplomatische Immunität berufen hätte. Darum habe der Kamerad diesen rückgratlosen Jämmerling nicht erschossen, sondern ihn nur windelweich geschlagen, bis er weder hören, sehen, noch stehen konnte. Und daraufhin habe er den Kerl in seinen Wagen gepackt und bei der italienischen Botschaft abgeliefert.

Ciano schreibt in seiner Tagebucheintragung vom 3. Juli 1941: ». . . der Stern unseres Alfieri in Berlin scheint doch im Verlöschen zu sein« und erzählt dann, daß der Duce herzlich gelacht habe, als er gehört habe, daß Dino von einem deutschen Offizier verprügelt worden sei.

Unsere beste Informationsquelle, die uns auch mancherlei Hilfe und Anregung lieferte, war – neben Leonard Ingrams und seinem Blockadeministerium – die Admiralität. Und die Admiralität, speziell die Marine-Nachrichtendivision, war es auch, der ich eine immer enger werdende Verbindung zwischen meiner ›schwarzen‹ Einheit und den kämpfenden Verbänden – Heer, Marine und Luftwaffe – verdankte. Diese Zusammenarbeit mit den Nachrichten- und Planungsabteilungen der britischen Wehrmacht wiederum machte es uns möglich, unsere

Gerüchte-Operation, deren Wirkung anfangs Nadelstichen vergleichbar war, schließlich zu einer mächtigen Waffe der psychologischen Kriegführung zu entwickeln.

Gustav Siegfrieds linker Stallgefährte, der ›Sender der Europäischen Revolution‹, hatte wenig oder gar kein Echo in Deutschland gehabt, ebenso wie sein rechts eingestellter Vorgänger. Die deutschen Kriegsgefangenen schienen von keinem der beiden je etwas gehört zu haben. Der ›Chef‹ hingegen hatte schon nach einigen Wochen eine reiche Ausbeute der erstaunlichsten ›comebacks‹, wie wir die direkten oder indirekten Beweise nannten, daß ein Sender gehört wurde.

Am meisten freute es mich, wenn ich merkte, daß die Deutschen eine von uns erfundene Story als Tatsache wiedererzählten, ohne Gustav Siegfried als Quelle überhaupt zu erwähnen. So war ich zum Beispiel begeistert, als ich in einem der Abhörberichte aus den Kriegsgefangenenlagern las, daß ein kürzlich in Gefangenschaft geratener deutscher Luftwaffenoffizier die Geschichte über den Nazibonzen Robert Ley und die Diplomatenrationen erzählt hatte, die der ›Chef‹ vor erst drei Wochen erfunden und gesendet hatte.

Es war eine sehr hübsche kleine Story.

Der Vater eines Küchenmädchens, das bis vor kurzem bei der Familie Ley in Stellung gewesen war, hatte den Haushofmeister von Ley angerufen und gebeten, man möge seiner Tochter ihre Lebensmittelkarten zuschicken. »Hier ist das Palais Ley«, antwortete der Haushofmeister großartig. »Bei uns gibt es keine Lebensmittelkarten. Die brauchen wir nicht. Wir haben hier Diplomatenrationen.«

Die sogenannten ›Diplomatenrationen‹ waren von der deutschen Regierung festgesetzte Zuteilungen an die ausländischen Botschaften in Berlin und bestimmte Regierungsstellen, die aus Repräsentationsgründen Essen veranstalten mußten. Gustav Siegfried Eins behauptete nun, sämtliche Parteibonzen hätten sich diese ›Diplomatenrationen‹ verschafft, um die strengen Rationierungsgesetze zu umgehen, denen der gemeine Mann unterworfen war. Die Ley-Story hatten wir als ein Beispiel hierfür erfunden. Und nun erhielt ich aus dem Mund dieses Luftwaffenoffiziers den Beweis, daß die Deutschen sie gehört hatten und weitererzählten!

Wir ritten auf diesem Thema mit soviel Erfolg herum, daß Goebbels und Ley sich veranlaßt sahen, eine Sonderkampagne dagegen zu starten. Robert Ley selbst schrieb in Goebbels' Zeitung ›Der Angriff‹: ». . . . Wir Nationalsozialisten kennen keinen ›Diplomatenhaushalt‹. Jeder, ob Reichsminister oder Reichsleiter, muß genauso von seinen

Karten leben wie der einfache Arbeiter, Handwerker und Beamte. Aber selbst die Normalkarte reicht für alle, denn ich probiere sie täglich aus, da auch ich zu den Normalverbrauchern gehöre[1].«

Doch als dieses Dementi erschien, konnten wir bereits die Verordnung zitieren, die den Diplomaten und den Parteistellen mit Repräsentationsverpflichtungen Sonderrationen zubilligte[2].

Es gab noch eine Menge solcher ›comebacks‹. Das amüsanteste von allen jedoch zeigte gleichzeitig die größte Gefahr auf, die aus den ›schwarzen‹ Sendungen erwachsen konnte – die Gefahr, daß unsere eigenen Freunde sich dadurch irreführen ließen.

Im Sommer und Herbst 1941 unterhielten die Amerikaner noch immer eine Botschaft in Berlin. Und genau wie die Deutschen von Francos Außenministerium die Berichte bekamen, die der Herzog von Alba aus London schickte, gab das State Department den Leuten vom Foreign Office Einsicht in die diplomatischen Berichte, die aus Berlin eintrafen. Später gelangten dann Abschriften dieser Berichte auch nach Woburn Abbey, wo man sie sorgfältig nach Material durchforschte, das unser Bild des damaligen Deutschland vervollständigen konnte.

Valentine Williams las den Bericht eines der amerikanischen Militärattachés, als seine Augen auf einen Absatz fielen, der ihn mit maliziösem Triumph erfüllte. Der Amerikaner berichtete, daß seit dem Beginn des Kriegs mit Rußland die Spannung zwischen Wehrmacht und Partei außerordentlich zugenommen habe. Die Wehrmacht, so sagte er, sei so weit gegangen, einen Kurzwellensender zu installieren, über den ein namenloser Offizier, der als ›Der Chef‹ bezeichnet wurde, heftige Angriffe gegen bestimmte Dienststellen der NSDAP führte. Die Sendungen dieses Offiziers würden von einer ständig wachsenden Zahl von Deutschen gehört. Die Versuche der deutschen Regierung, den Standort des Senders zu ermitteln und die Sendungen zu unterbinden, seien bisher fehlgeschlagen, vermutlich weil eine wichtige Persönlichkeit innerhalb der Wehrmacht die Gruppe schützte, deren Sprecher jener Offizier sei.

Valentine Williams rief mich an und gratulierte mir. Ich war über dieses ›comeback‹ weniger erfreut als Valentine, denn ich vermutete, daß der amerikanische Attaché uns mit seinem Bericht nur hatte andeuten wollen, daß wir gehört wurden. Bald aber trafen weitere Berichte ein, in denen der ›Chef‹ ausführlich zitiert wurde. Und jedesmal wurde darauf hingewiesen, daß das Vorhandensein dieses Senders sehr bezeichnend sei für die wachsende Stärke und Selbstsicherheit der gegen die Partei gerichteten Untergrundbewegung innerhalb der Wehrmacht. Valentine und ich kamen nun zwangsläufig zu der Ansicht, daß wir unsere amerikanischen Freunde aufs Glatteis geführt hatten. Auf ein für uns gefährliches!

Jetzt berief Valentine Williams eine kleine Konferenz ein, um zu beraten, was zu tun sei. Denn es erschien uns keineswegs wünschenswert, daß die Amerikaner sich der Illusion hingaben, sie brauchten nur noch ein wenig abzuwarten und sich weiterhin neutral zu verhalten, dann würde Hitler schon von seiner eigenen Wehrmacht gestürzt werden. Aber wie sollten wir sie in unser Geheimnis einweihen, ohne es gleichzeitig der Weltöffentlichkeit preiszugeben? Schließlich wurde entschieden, daß der Bruder der Königin, David Bowes-Lyon, der unsere Abteilung in Washington vertrat, bei Präsident Roosevelt im Weißen Haus vorsprechen und ihm die Wahrheit bekennen solle – mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß diese Information nur für Roosevelts Ohren bestimmt sei.

David löste seine Aufgabe glänzend. Roosevelt ärgerte sich keinen Augenblick bei dem Gedanken, daß seine diplomatischen Vertreter auf eine so plumpe Täuschung hereingefallen waren, sondern lachte aus vollem Halse, als sei die ganze Sache einzig zu seinem Vergnügen eingefädelt worden. Unglücklicherweise jedoch hatte Roosevelt weniger strenge Ansichten über die Notwendigkeit der Geheimhaltung als wir. Er konnte es sich nicht versagen, seinen Freunden von dem Streich zu erzählen, den die Engländer den Deutschen spielten. Und bald war Gustav Siegfried Eins in ganz Washington ein bekannter Begriff.

Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, wurde Rex Leeper von den Amerikanern mit Bitten bestürmt, er möge sie in die Technik und die Geheimnisse der ›schwarzen Propaganda‹ einweihen. Das Ergebnis war eine enge und fruchtbringende Zusammenarbeit zwischen den Abgesandten des ›Office of Strategic Services‹ – des OSS – und mir. Ebenso wie meine Zusammenarbeit mit unseren britischen Streitkräften sollte sie zur Ausgangsbasis der wichtigsten und erfolgreichsten Unternehmen werden, die unser Team durchführte.

Bis zum Oktober 1943 noch trotzte Gustav Siegfried Eins der Gestapo und ›verpestete‹ den Äther mit dem Gift seiner Sendungen. Dann

[1] ›Der Angriff‹, Nr. vom 12. Oktober 1943.

[2] Verordnung des Reichsernährungsministeriums. REM 1,237/43 vom 26. Januar 1943.

entschied ich, daß wir den Korporal Sanders an einer anderen Stelle besser gebrauchen könnten. So mußte der ›Chef‹ denn sterben – er mußte ›endlich geschnappt werden‹. Und ausgerechnet bei seinem Tode passierte dem ›Chef‹ der einzige böse Ausrutscher seiner langen Karriere. Denn er starb zweimal!

Ein Toningenieur, der nicht Deutsch verstand und von dem abschließenden Charakter dieser Sendung nichts wußte – wir hatten mit einer Maschinengewehrsalve und einem triumphierenden ›Hab' ich dich endlich erwischt, du Schwein!‹ geendet – hielt sich an das gewohnte Schema und brachte eine Stunde später die Platte noch einmal. Glücklicherweise hörte ich sie.

Ich habe nie einen Menschen getroffen, der das Ende des ›Chef‹ zweimal gehört hat.

45. *›Deutscher Kurzwellensender Atlantik‹*

Mein Lieblingsrestaurant im London der Kriegsjahre war Frascati. Mit seinen vergoldeten Putten, seinen Plüschsesseln und seinen betagten Kellnern erweckte es in mir eine fast wehmütige Erinnerung an bestimmte Pariser Eßlokale. Ich konnte sicher sein, hier niemanden zu treffen, der mich kannte, und die einzelnen Tische standen so weit auseinander, daß meine Gäste und ich sich unterhalten konnten, ohne daß jemand unsere Gespräche mit anhörte. Aber der unwiderstehlichste Magnet bei Frascati war ein Weinkeller, der eine Kollektion von Bordeaux und Champagnern enthielt, wie man sie 1942 sonst nirgends in London antraf. Viele meiner erfolgreichsten ›schwarzen‹ Unternehmungen wurden unter dem inspirierenden Einfluß eines Moët Chandon 1919 (ich habe eine fast makabre Leidenschaft für alten Champagner) und eines köstlichen Ausone 1923 konzipiert.

Nie jedoch war ein Vorschlag wichtiger und fruchtbarer als der, den Donald McLachlan mir um Weihnachten 1942 machte, als er mit mir bei Frascati zu Mittag speiste. Denn diesem Essen mit Donald entsprang die Idee zu meinen zwei berühmtesten Sendern: dem Deutschen Kurzwellensender Atlantik und dem Soldatensender Calais. Camille, unser Kellner aus Nizza, hatte uns eben in gewohnter Weise ein gastronomisches Taschenspielerkunststück versprochen: »Ich habe etwas für Sie dans mon chapeau, meine Herren: Champignons auf Toast!«

Donald hatte höflich an dem alten Moët Chandon genippt und so getan, als teile er meine Bewunderung für ihn. Und nun konnten wir vom Geschäft sprechen.

»Ich habe dir im Auftrag der Admiralität einen sehr wichtigen Vorschlag zu unterbreiten«, begann Donald in seiner methodischen Art. »Du weißt ja, daß wir zur Zeit eine Vernichtungs-Offensive gegen die U-Boote führen. Wir verfügen über ein ganzes Arsenal neuer Waffen, um sie zu orten und zu zerstören, so daß künftig eine U-Boot-Fahrt ungefähr so verlockend sein dürfte wie eine Segelpartie in einem

Sarg. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es uns damit zum erstenmal gelingt, den Kampfwillen wenigstens einer deutschen Waffengattung anzuschlagen. Und wenn es erst mal bei den U-Boot-Leuten losgeht, wird sich das schnell auch auf die anderen Waffengattungen übertragen. Meinst du nicht auch?«

Es war ein alter Trick von Donald, andere Leute zu fragen, ob sie ihm zustimmten, wenn er genau wußte, daß sie seine Meinung teilten. Ich erinnerte mich nur allzu gut an die Meuterei der Marinesoldaten in Kiel im Ersten Weltkrieg und daran, wie diese Bewegung dann auf ganz Deutschland übergegriffen hatte.

»Schön. Im Hinblick darauf möchte der Planungsstab der Admiralität nun gern die Angriffe unserer psychologischen Kriegführung gegen die deutsche Marine im allgemeinen und die U-Boot-Besatzungen im besonderen verstärken. Und diese Offensive sollte seiner Ansicht nach nicht von der BBC, sondern von der ›schwarzen Propaganda‹ ausgehen. Was würdest du davon halten, wenn man neben Gustav Siegfried Eins noch eine neue Station aufmachte, deren Sendungen sich speziell an die U-Boote richteten? Und wie wäre es mit einem ›schwarzen‹ Nachrichtendienst?«

Donald wußte natürlich, daß ein ›schwarzer‹ Nachrichtendienst, der eine wohlberechnete Mischung von Dichtung und Wahrheit enthielt, seit langem mein Traum war. Ich brannte darauf, der BBC den Unterschied zwischen dem von ihr ehrfurchtsvoll gepflegten altmodischen Journalismus mit seinen schwerfälligen Formulierungen und dem scharf zupackenden und lebendigen Stil vorzuführen, der auf meiner Seite der Fleet Street üblich war und den ich auf die Rundfunknachrichten zu übertragen hoffte. Es war mein Wunsch, einmal die Massenwirkung der ›menschlichen Story‹, die Technik einer ›Personalisierung‹ der Nachrichten, zu demonstrieren, die beim Rundfunk bisher unbekannt war. Aber wie konnte man das erreichen?

Ich erinnerte Donald daran, daß ich schon einmal versucht hatte, einen ›schwarzen‹ Nachrichtendienst mit einem Sender zu starten, den ich ›Wehrmachtsender Nord‹ getauft hatte. Es war ein kurzlebiges Unternehmen gewesen. Sehr bald schon war ich zu dem Schluß gekommen, daß diese Sendungen nicht echt genug klangen, weil sie – wie damals alle ›schwarzen‹ Sendungen – zuvor auf Platten aufgenommen werden mußten.

Damit unsere Rundfunknachrichten wirklich wie echte und aktuelle Meldungen wirkten, mußten sie als Direktsendungen – als ›Live‹-Sendungen – gebracht werden. Wenn der Hörer den Eindruck bekommen

sollte, daß ihm die allerneuesten, aktuellsten Nachrichten vorgesetzt wurden, genau auf die Minute, mußte die Zusammenstellung der Meldungen bei jeder neuen Nachrichtensendung wechseln. Aber unglücklicherweise boten die ›schwarzen‹ Studios keine technische Möglichkeit für Live-Sendungen. Nachdem ich ein paar Wochen lang herumexperimentiert hatte, gab ich darum den ›Wehrmachtsender Nord‹ wieder auf.

»Wenn man uns die Möglichkeit verschaffte, Live-Sendungen zu bringen, wäre ich hundertprozentig dafür«, sagte ich. »Wir könnten ein gefälschtes Wehrmachtsprogramm aufstellen, das scheinbar für die Besatzungen der U-Boote und die deutschen Truppen in Frankreich bestimmt ist. Und wir könnten es nach dem Muster der Wehrmachtssender aufbauen, die die Deutschen in Belgrad und anderen Städten eingerichtet haben. Aber woher in aller Welt nehmen wir die nötigen technischen Anlagen? Und abgesehen davon, unser Sicherheitsdienst würde ja Live-Sendungen ohnehin verbieten.«

»Vergiß nicht, daß die Admiralität hinter dir steht«, sagte Donald. »Ein Wort von Charles Lambe an Dallas Brooks[1] wird Wunder wirken. Und was den Sicherheitsdienst betrifft, so brauchte man doch nur einen Schalt-Zensor einzusetzen[2].«

Ich war noch immer nicht überzeugt, da uns, wie gesagt, ein geeignetes Studio fehlte. Aber dann hatte ich plötzlich eine Idee. Meine Abteilung hatte kürzlich in Crowborough einen großen 600 Kilowatt starken Mittelwellensender eingerichtet und Studios für ihn in Milton Bryan nahe von Woburn gebaut. Mit der Errichtung dieses Senders verfolgte man die Absicht, in die Frequenzen des Feindes einzubrechen. Man wollte die Stimme der Feindstation übertönen und die eigene, stärkere Stimme darüberlegen. Vorläufig jedoch hatte man den Sender an die BBC zur Verstärkung ihrer Übertragungen ausgeliehen. Die

[1] Generalmajor Dallas Brooks von den ›Royal Marines‹, den Seesoldaten, war der stellvertretende Leiter meiner Abteilung und der Verbindungsmann zu den Dienststellen der britischen Streitkräfte. Captain Charles Lambe war damals stellvertretender Leiter des Planungsstabs der Admiralität. Vor seinem Tode stieg er zum höchsten Posten innerhalb der britischen Marine auf: Er wurde Erster Seelord. Sir Dallas Brooks wurde Oberstkommandierender der Royal Marines und ist gegenwärtig Gouverneur des australischen Staates Victoria.

[2] Ein Schalt-Zensor sitzt während der Sendung neben dem Sprecher und kann durch den Druck auf einen Knopf die Sendung unterbrechen, wenn der Sprecher von dem vorgeschriebenen Text abweicht.

Studios in Milton Bryan standen leer. Warum sollten wir sie nicht benutzen?

Robert Bruce Lockhart, der unser oberster Leiter wurde, als Leeper seinen Posten als Botschafter beim König von Griechenland antrat, war ein vorsichtiger Schotte und von einer Bedachtsamkeit, die an Umständlichkeit grenzte. Doch als ich ihm unseren revolutionären Plan vortrug, stimmte er freudig, ja fast begeistert zu. Ich war sehr beeindruckt, denn Bruce war ein zu alter Hase in der Whitehall-Politik, um nicht zu wissen, daß die Live-Sendung eines Nachrichtenprogramms mit Musikeinlagen, Grüßen aus der Heimat und all den anderen Attraktionen eines deutschen Wehrmachtssenders uns in scharfen Gegensatz zu den mächtigen Interessen der BBC bringen mußte. Ebenso wie die Kirche von England den britischen Himmel als ihr angestammtes Monopol betrachtet, sah die BBC bis zur Einführung des kommerziellen Fernsehens den britischen Äther als ihr Eigentum an.
Daß wir zunächst mit nur sechs halbstündigen Kurzwellensendungen pro Abend beginnen sollten, tat in meinen Augen der Kühnheit von Bruces Entschluß keinen Abbruch. Denn ich hatte ihm gesagt, daß wir unsere Sendungen erweitern würden, sobald wir uns genügend eingearbeitet hätten und sicher fühlten. Ich dachte bereits an ununterbrochene allnächtliche Sendungen. Und es war Bruce zweifellos klar, daß wir schon bald noch einen Schritt weitergehen und darum bitten würden, der BBC den 600-Kilowatt-Sender wieder wegzunehmen und ihn uns zur Verfügung zu stellen, damit wir nicht nur auf der Kurzwelle, sondern auch auf der Mittelwelle senden konnten. Aber offenbar hatte er keine Bedenken.
Bruce gestand mir und meinem Team die ausschließliche Benutzung der Studioräume zu und ordnete die sofortige Errichtung einer Anzahl Baracken auf dem Studiogelände an, in denen die Intelligence-Einheit mit ihren Akten untergebracht werden sollte. Ganz offensichtlich hatte die durch den Mund von Dallas Brooks übermittelte Stimme der Admiralität eine ungeheuer überzeugende Wirkung ausgeübt. Zum erstenmal in der Geschichte der Abteilung konnte Bruce Lockhart seinen Ministern melden, daß eine der drei Streitkräfte der britischen Wehrmacht ein Propaganda-Unternehmen angefordert hatte.
Zu Beginn des neuen Jahres nahmen mein Team und ich Besitz von ›MB‹, wie das Studio von Milton Bryan und sein Gelände genannt wurden. Es bestand aus etwa fünf Morgen Grasland mit geteerten Wegen, in dessen Mitte ein geschmackvolles und zweckmäßiges zweistöckiges rotes Ziegelgebäude stand, das von außen wie eine moderne Fabrik wirkte. Umgeben war das Gelände von einem anderthalb Meter hohen Maschendrahtzaun, dessen oberen Rand eine bösartig aussehende Stacheldrahtgirlande zierte. Ein Trupp Hilfspolizisten bewachte das Ganze. Nachts patrouillierten die Männer mit deutschen Schäferhunden am Zaun entlang. Sie waren mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffnet und veranstalteten damit auf einem Schießstand regelmäßige Übungen, um auch im Ernstfall etwas treffen zu können.
Alles in MB war der letzte Schrei an Modernität. Vor den Schalttafeln in unserer Telefonzentrale saßen keine dilettantischen dienstverpflichteten Neulinge, sondern drei unbedingt zuverlässige junge Damen, die bei der G.P.O. London[1] ausgebildet waren und dort schon mehrere Jahre vor dem Krieg gearbeitet hatten. Auf meinem Schreibtisch standen zwei Telefone, eins davon als Symbol unserer neuen Bedeutung in der begehrten grünen Farbe. Diese grünen Apparate waren die sogenannten ›Bonzentelefone‹, über die man mit anderen Teilnehmern, die eine ebenso hohe Sprosse auf der behördlichen Stufenleiter erklommen hatten, unbesorgt sprechen konnte. Jeder, der versuchte, ein solches Gespräch abzuhören, vernahm nichts als wirres Gebrabbel. Wir ›Schwarzen‹ waren dank der Admiralität arriviert. Jetzt war es an uns, die Erwartungen zu rechtfertigen.
Nach dreiwöchigen Versuchen und Probesendungen eröffnete am 5. Februar 1943 der ›Atlantiksender‹ – wie die Deutschen ihn schon bald nannten – seine Jungfernsendung mit einer schrillen Flötenmelodie, seiner Kennmusik. Mein vielseitiger Musikerfreund unter den Toningenieuren hatte sie auf einer Hammondorgel aufgenommen. Entsprechend unserer Tradition, die sich allmählich eingebürgert hatte – denn wir hatten seit der ersten Sendung von Gustav Siegfried bereits mehrere weitere ›schwarze‹ Stationen eröffnet –, war das Skript für die Sprecher so gehalten, daß man aus gewissen Andeutungen entnehmen mußte, dies sei nicht die erste Sendung einer neuen Station, sondern die soundsovielte einer ganzen Serie – woraus man dann naürlich den Schluß zog, daß die unfähigen Abhörer im Rundfunk-Sicherheitsdienst die bisherigen Sendungen verpaßt hatten.

[1] General Post Office, das britische Postministerium. Die Ausbildung beim G.P.O. kommt für Telefonisten einem hohen akademischen Grad gleich. Unsere jungen Damen blickten auf die Telefonistinnen der Abbey, die nur bei einer Privatfirma ausgebildet waren, mit mitleidiger Verachtung herab.

Diese ersten Sendungen hingegen verpaßten die Abhörer auf der Feindseite nicht. Schon bei der dritten Übertragung dieses Abends waren ihre Störsender mit lautem Zetergeschrei hinter uns her.

Mit der Inbetriebnahme des Atlantiksenders war für mich natürlich die Aufgabe verbunden, mich nach neuen Arbeitskräften umzusehen und mein Team zu ergänzen.
Nun hatte ich in den zwanzig Monaten, die seit der ersten Sendung des ›Chef‹ vergangen waren, mein ursprüngliches Gustav-Siegfried-Team schon beträchtlich erweitert. Wir waren aus unserer abgelegenen roten Ziegelvilla in ein viel größeres Haus umgezogen. Es hatte einst dem Besitzer und Herausgeber einer Sportzeitschrift gehört, die wegen der Farbe ihres Papiers als ›Pink Un‹, ›die Rosafarbene‹, bekannt war. (Wie in einer unheimlichen Vorahnung unserer dortigen Tätigkeit hatte er sein Haus ›The Rookery‹ – ›Die Gaunerherberge‹ getauft.) Aber ich hatte immer noch nicht genügend Personal für dieses ehrgeizige neue Unternehmen. Ich mußte mich nach neuen Talenten umsehen.
Diese Suche war von erstaunlichem Glück begünstigt. Es gelang mir, aus einer damals im Eingehen begriffenen Abteilung des Foreign Office Clifton Child, einen jungen Schulinspektor aus Manchester, herauszuangeln und als Chef unseres ›Intelligence‹-Dienstes zu engagieren. Child hatte eine fast übernatürliche Begabung dafür, an Stellen, die zunächst völlig unergiebig schienen, Nachrichten über Deutschland aufzuspüren. Ich bin überzeugt, daß er einer der größten Nachrichtenredakteure geworden wäre, die Fleet Street je besessen hat, wenn man ihn nach dem Krieg nur hätte überreden können, an eine Zeitung und nicht wieder ins Foreign Office zu gehen, wie er es tat.
Leonard Ingrams und das Blockadeministerium hatten die Großzügigkeit, C. E. Stevens (›Tom Brown‹) zu mir abzukommandieren, den Oxforder Professor für Alte Geschichte, der noch heute seinen Studenten in Oxford erzählt, nur ein Kursus in ›schwarzer Propaganda‹ könne ihnen das volle Verständnis für Caesar und Cicero vermitteln.
Seinen wahrhaft historischen Beitrag zur psychologischen Kriegführung leistete Stevens jedoch, bevor er sich zu unserem Team gesellte.
Eines Morgens betrat Leonard Ingrams Stevens' Büro im Ministerium.
»Haben Sie heute irgendwelche Vorschläge für das V-Komitee?« fragte er.
Das V-Komitee war jener kleine Kreis von Propagandisten, die die ›Victory-Kampagne‹ für den europäischen Dienst der BBC betrieben.
»Tja«, meinte Tom Brown, indem er an seiner fürchterlichen alten

Pfeife sog, »haben Sie sich schon mal überlegt, wie sich der Buchstabe V als Morsezeichen anhört? Tam, tam, tam, taa. Das paßt übrigens genau zu den Anfangstakten der Fünften von Beethoven . . .[1].«
Mit Hilfe von Max Braun und einigen jungen Mädchen, die ein Universitätsstudium absolviert hatten, stellten Child und Stevens nun ein erstklassiges Intelligence-Team zusammen. Es war für seine spezielle Aufgabe genauso glänzend geeignet wie die ebenfalls aus aktiven Offizieren, Rechtsgelehrten, Biologen und Angehörigen anderer Berufe zusammengesetzten Nachrichtengruppen in den Militärdienststellen, die sich in diesen letzten Jahren des Krieges nicht nur den Deutschen, sondern auch unseren russischen und amerikanischen Verbündeten weit überlegen zeigten.
›Tom Brown‹ – er hatte diesen Spitznamen schon mit zwölf Jahren erhalten, als er mit einem Zylinder zu Beginn seines ersten Schuljahres in der Public School in Winchester erschien – war unser wandelndes Konversationslexikon. Er hatte die ausgefallensten Fakten und Statistiken im Kopf. Denn Tom ist einer der seltenen, vom Glück begünstigten Menschen, die über ein photographisches Gedächtnis verfügen. Alles, was er einmal gelesen hat, haftet in seinem Gehirn. Dazu kam noch ein großer Vorteil: Er kannte die einzelnen Abteilungen des Blockadeministeriums in- und auswendig und galt bei den dortigen Beamten als absolut vertrauenswürdig. Er wußte, wen man um eine Information angehen sollte und erhielt sie auch regelmäßig, ohne erst lange erklären zu müssen, wozu er sie benötigte. Was Child betrifft, so brachte mich seine geradezu unwahrscheinliche Gabe, logische Folgerungen zu ziehen, immer wieder in Schwierigkeiten mit den obersten Behörden des Secret Service. Denn bei verschiedenen Gelegenheiten traf er mit seinen Schlüssen so genau den Nagel auf den Kopf, daß man uns vorwarf, wir hätten uns unerlaubten Zugang zu der aller-, allergeheimsten Entschlüsselung deutscher Chiffremeldungen verschafft.
Tag um Tag, Woche für Woche lieferte uns dieser außergewöhnlich gewissenhafte und begabte Mann nicht allein Fakten, die wir für unsere Kampagne großartig gebrauchen konnten, sondern auch ›Exklusivknüller‹, die in Deutschland den Glauben bestärken mußten, der Atlantiksender habe seine Agenten überall.

[1] Auf Stevens' Vorschlag hin führte die BBC ihr historisches Pausenzeichen ein – das allerdings der Gestapo das Aufspüren von Schwarzhörern wesentlich erleichterte!

Als meinen Stellvertreter bei der Leitung des Atlantiksenders hatte ich Karl Robson vom Kriegsministerium angefordert. Karl, ein hochgewachsener, hagerer, dunkelhäutiger Hamlet-Typ, war der ideale Gegenpart zu meiner eigenen umfangreichen und überschwenglichen Person. Er verstand es hervorragend, mich wieder auf den Boden der nüchternen Tatsachen zurückzubringen, wenn ich mit meinen Ideen über das Mögliche und Ausführbare hinausschoß. Karl war bis zum Ausbruch des Krieges als Zeitungskorrespondent in Berlin gewesen und sprach ausgezeichnet deutsch. Somit brachte er die besten Voraussetzungen für eine sehr schwierige Aufgabe mit, der nur wenige andere Engländer gewachsen waren: Er konnte die in deutscher Sprache geschriebenen Manuskripte für die Nachrichtensendungen korrigieren, die von journalistisch zumeist noch unerfahrenen Deutschen verfaßt waren. Denn im Gegensatz zur BBC beschäftigten wir keine englischen Journalisten, die unsere Nachrichten und Kommentare englisch schrieben und sie dann ins Deutsche übersetzen ließen. Bei uns wurde von Anfang an alles von Deutschen in deutscher Sprache geschrieben.

Noch schwieriger wurde Karls Aufgabe dadurch, daß ich entschlossen war, eine neue Art der Rundfunksprache in unseren Sendungen einzuführen. Damit wollte ich den Deutschen das Zuhören erleichtern, genauso wie populär geschriebene britische Zeitungen ihren Lesern die Zeitungslektüre leichter machen.

»Wir wollen auf keinen Fall diese langen klassischen Satzperioden haben, bei denen das wichtige Hauptverb erst ganz zum Schluß kommt«, erklärte ich gleich bei der ersten Besprechung. »Wir werden leichtverständliches Konversationsdeutsch mit kurzen Sätzen bringen. Bloß nicht so was, das klingt, als läse einer laut aus einer wissenschaftlichen Zeitschrift vor!« Es war gar nicht einfach, dieses Prinzip bei Deutschen durchzusetzen, die dazu erzogen waren, einen schlichten Plauderton als grammatikalisch falsches und schlechtes Deutsch anzusehen.

Meine zweite Forderung lautete dahin, daß jeweils der erste Satz unserer Nachrichtensendung das enthalten müsse, was ich als ›Hörfang‹ bezeichnete.

»Zwischen dem Nachrichtenstil, den wir anstreben, und dem des Deutschlandsenders oder der BBC«, so belehrte ich mein Team, »soll der gleiche Unterschied bestehen wie zwischen der englischen und der deutschen Art, Zahlen zu lesen. Wir sagen ›eighty-three‹ – wobei achtzig als ausschlaggebender Teil an erster Stelle steht –, während die Deutschen ›dreiundachtzig‹ sagen und den wichtigsten Teil hintenan setzen. Bei unseren Texten muß gleich zu Beginn das wichtigste Wort

auftauchen, das die Aufmerksamkeit des Hörers gefangennimmt und ihm von Anfang an einen Begriff von dem vermittelt, was nun folgen soll. Verstanden?«

Karl Robson mußte darauf achten, daß diese Regeln angewandt wurden, und er machte seine Sache sehr gut.

Neben Albrecht Ernst, meinem Freund aus dem spanischen Bürgerkrieg und den Tagen in Lissabon, hatte ich jetzt noch zwei weitere Nachrichtenschreiber: Hans Gutmann, einen einstigen Berliner Kunsthändler, und Dr. Albert, einen früheren Presseattaché der Österreichischen Botschaft, der in England geblieben war, als Hitler den ›Anschluß‹ vollzog. Alex Maaß, einem anderen Veteranen aus dem Spanienkrieg, teilte ich das wichtige Amt eines Schallplatten-Jockeys zu. Alex stellte unsere Tanzmusik zusammen, die einerseits ein wichtiger Anziehungspunkt für die Hörer unseres Senders war, andererseits durch ihren besonderen Stil zu so etwas wie einem ständigen Erkennungszeichen wurde. Wir gaben uns viel Mühe, die richtige Musik für unseren Sender heranzuholen. Einige unserer Platten brachten die neuesten deutschen Schlager, die Moskitos eigens für uns aus Stockholm herüberflogen, wo ›Joe‹ Parrott (der heutige britische Botschafter in Prag) und sein Zeitungsleser-Team uns wertvolle Hilfestellung leisteten, indem sie außer diesen Platten noch Informationen und andere Nachrichten für uns sammelten. Wir machten jedoch in Milton Bryan auch eigene Schallplattenaufnahmen. Dabei stand uns eine deutsche Truppenbetreuungs-Kapelle unter Leitung ihres vorzüglichen Dirigenten Harry Zeisel zur Verfügung. Zeisel und seine Kapelle befanden sich gerade auf einer Konzertreise durch Nordafrika, als sie von der Achten Britischen Armee gefangengenommen und nach England geschickt wurden. Jetzt setzten sie unter Anleitung meines amerikanischen Rundfunk-Kollegen John Kebbe ihr gutes Werk fort, Hitlers Wehrmacht zu unterhalten – diesmal allerdings über den Atlantiksender.

Die amerikanischen OSS-Leute, mit denen wir jetzt zusammenzuarbeiten begannen, gaben mir nicht nur Kebbe. Sie belieferten uns auch mit der neuesten und besten amerikanischen Tanzmusik, ja sie machten sogar mit deutschsprechenden Künstlern wie zum Beispiel mit Marlene Dietrich speziell für uns Aufnahmen in deutscher Sprache.

Natürlich hatte Marlene, genau wie die anderen Künstler, keine Ahnung, daß diese Aufnahmen ihrer Songs für die ›schwarze Propaganda‹ bestimmt waren. Man sagte ihr, daß ihre Darbietungen in einem deutschen Programm der ›Stimme Amerikas‹ gesendet werden würden. Als sie dann nach Europa kam, war ich daher zu meinem Be-

dauern gezwungen, ihre Aufnahmen aus meinen Sendungen herauszunehmen, damit sie nicht ihre eigene Stimme in einem Programm hörte, das offensichtlich von einem nationalsozialistischen Sender ausgestrahlt wurde. Arme Marlene! Sie erfuhr die Wahrheit erst, als sie nach dem Krieg ihre Heimatstadt Berlin wieder besuchte und die neuen Chauvinisten die ›Verräterin Marlene‹ mit verfaulten Tomaten bewarfen.

Aber wir hatten noch einen weiteren Musiklieferanten: die Musikkapelle der Royal Marines. General Brooks beorderte sie von Portsmouth nach London zu einer höchst geheimen Schallplattenaufnahme, die ausgerechnet in der Albert Hall stattfand. Eine der Melodien, die diese Kapelle für uns spielte, war der alte Berliner Schlager »Es war in Schöneberg im Monat Mai«. Ich hatte das Thema dieser Melodie für die speziellen Marine-Programme des Atlantiksenders gewählt, weil ich von den deutschen Gefangenen erfahren hatte, daß es die Lieblingsmelodie der U-Boot-Besatzungen war und diese einige neue und schlüpfrige Strophen danach ›gedichtet‹ hatten. René Halkett, ein Neffe des früheren Generalstabschefs der Wehrmacht, Freiherr von Fritsch, sang die neuen Texte für uns. Er war das vielseitigste Mitglied unseres Teams, ein Alleskönner, gleichgültig, ob es sich um Schreiben, Dialektsprechen, Singen oder darum handelte, sich selbst auf einem Schifferklavier oder einer Gitarre zu begleiten. Die erste Zeile der neuen U-Boot-Version lautete: »Ich war in St. Nazaire in einem Puff . . .« Glücklicherweise bat der Kapellmeister unserer Royal-Marines-Kapelle mich nicht, ihm auch die folgenden Zeilen zu übersetzen.

Meine wichtigste Mitarbeiter-Quelle für unsere Sendungen war die deutsche Wehrmacht selbst. Von den im Atlantik versenkten U-Booten, von Rommels durch Nordafrika gejagten Armeen, von den deutschen Flugzeugen, die über England oder über Libyen abgeschossen wurden, wanderte ein ständig anwachsender Gefangenenstrom in die Befragungslager, die meine Freunde von der Abwehr in London und Umgebung eröffnet hatten.

Diese Gefangenen versorgten uns reichlich mit neuem Stoff, den wir für unsere Kampagnen verwenden konnten. Und sie versorgten uns auch mit einem neuen Reservoir an Talenten. Denn unter diesen in letzter Zeit eingebrachten deutschen Gefangenen gab es eine ganze Anzahl, die so empört waren über Hitler und die moralische und physische Zersetzung, die er ihrem Vaterland aufzwang, daß sie gern jede Gelegenheit ergriffen, seinen Untergang zu beschleunigen. Aus den

Reihen dieser Männer wählte ich einige aus, die mit der Zeit zu meinen befähigtsten Mitarbeitern zählen sollten. Mit mehreren von ihnen bin ich bis zum heutigen Tage befreundet.

Einer, ein junger Major der Artillerie und Sproß einer alten preußischen Offiziersfamilie, war Nachrichtenoffizier seines Regiments in Nordafrika gewesen. Wolfgang von Virchow, wie ich ihn nannte, hatte ein sehr gutes und genaues Gedächtnis. Er wurde die Nummer Eins des kleinen Teams, das unter der Leitung von Molly Fitzpatrick, einer witzigen jungen deutschsprechenden Irin, ein spezielles ›Wehrmachtsprogramm‹ schrieb. Es bestand, ebenso wie das Programm für die Marine, aus kleinen Klatschberichten, Nachrichten über die Bewegungen der verschiedenen Einheiten, Kritik an den deutschen Waffen und anderen Leckerbissen, die geeignet waren, die deutschen Soldaten zu unterhalten, irrezuführen und ihre Kampfkraft zu zersetzen. Virchow beriet die Verfasser unserer Skripts auch bei der Auswertung von militärischen Nachrichten und war uns eine wertvolle Hilfe bei unserem Bemühen, Sprachschnitzer, Fehler, die uns als Nichtkenner des deutschen militärischen Jargons verraten würden, und andere Fallgruben des Fälschers zu vermeiden.

Die deutsche Luftwaffe bescherte mir eine vollständige drei Mann starke Flugzeugbesatzung, die Probeflüge mit einem neuen deutschen Nachtjägertyp unternahm – zwei Offiziere und einen Unteroffizier. Alle drei waren eingeschworene Nazigegner. Sie gehörten zwar keiner Widerstandsgruppe an, hatten aber im Gespräch entdeckt, daß sie alle drei die gleiche Absicht hatten: nach England zu gelangen und sich dort anderen Deutschen anzuschließen, die auf britischer Seite kämpften.

Sie waren damit beschäftigt, von einem deutschen Flugplatz in Dänemark aus Testflüge zu unternehmen, als die große Gelegenheit sich bot. Der neueste und modernste Messerschmitt-Nachtjäger, der das Werk verlassen hatte, traf an ihrem Standort ein. Er war mit den neuen Meßgeräten ausgerüstet, die nach Überzeugung des OKL, des Oberkommandos der deutschen Luftwaffe, den nächtlichen englischen Bombenangriffen auf Deutschland ein Ende bereiten würden.

Obgleich ihnen klar war, daß sie von den Deutschen oder auch von den Engländern abgeschossen werden und dabei ums Leben kommen konnten, bevor es ihnen überhaupt möglich war, in England zu landen, entschlossen sie sich doch, die Maschine hinüberzufliegen und sie der Royal Air Force zum Geschenk zu machen – als ein Unterpfand ihres Wunsches, gegen Hitler zu kämpfen.

Aber sie wurden nicht abgeschossen. Es gelang ihnen, ihre Maschine

sicher auf einem Behelfsflugplatz in Essex zu Boden zu bringen. Natürlich hätte man sie niemals zu Kriegsgefangenen erklären dürfen. Aber unglücklicherweise wurden ihre Namen automatisch an das Internationale Rote Kreuz durchgegeben, bevor die britischen Behörden merkten, welchen Fehler sie begangen hatten. Als Steiner, Wegely und Obermeyer alle Fragen der RAF-Leute beantwortet hatten, schickte man sie zu mir.

Deutsche, die den Atlantiksender oder den Mittelwellensender, der ihm bald angeschlossen wurde, gehört haben, werden sich bestimmt an die derbe bayrische Stimme im Luftwaffen-Programm erinnern, die empört über die unmöglichen Bedingungen schimpfte, unter denen man den Kameraden der Luftwaffe zumutete, gegen den Feind zu kämpfen. Das war Unteroffizier Sepp Obermeyer, ein rothaariger stämmiger Oberbayer mit einem Gesicht, das genau seiner Stimme entsprach. Anfangs mußten seine Kommentare für ihn geschrieben werden. Und es bedurfte endloser Unterweisungen, bevor er imstande war, vor dem Mikrophon natürlich zu sprechen. Und dann fragte mich Obermeyer eines Tages – genau wie Korporal Paul Sanders in der ersten Zeit unserer ›Chef‹-Sendungen –, ob er seinen Text etwas abändern und seiner Sprechweise anpassen dürfe. Ich war begeistert, denn ich ahnte, was nun kommen würde. Und tatsächlich begann dieser derbe bajuwarische Monteur schon bald seine eigenen Kommentare zu schreiben – erstklassige Kommentare: einfach, kräftig und aufrichtig. Steiner und Wegely stellten gemeinsam mit Geschwaderchef Norman Roffy von der Air Intelligence 3, der ihnen technische Nachrichten lieferte, und einem meiner alten Mitarbeiter, der sie in der Kunst des Schreibens unterwies, ein vorzügliches, aus kleinen Klatschstories, technischen Nachrichten und Schimpfereien bestehendes Programm für die Luftwaffe zusammen, ganz ähnlich dem, das Major von Virchow für das Landheer ausarbeitete.

Die deutsche Marine und die U-Boote, an die die Sendungen des Atlantiksenders ursprünglich gerichtet waren, lieferten uns auf dem Weg durch die Gefangenenlager eine besonders reiche Ausbeute an Hilfskräften.

Unser fähigster und findigster U-Boot-Mann war Eddy Mander, ein schlauer kleiner Hamburger Buttje, der vor dem Krieg Telegrafen- und Funkmechaniker bei der Debeg, der Deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie, gewesen war. Mander hatte den höchsten Dienstrang inne, zu dem ein einfacher Funker es bei der Marine bringen konnte: Er war Flottillenoberfunkmeister. Aber er

war verbittert gegen seine eigenen Offiziere und die Führer der NSDAP. Bei Kriegsausbruch war er ein strammer Nationalsozialist gewesen, aber seine persönlichen Erfahrungen hatten ihn allmählich zu einem begabten und entschlossenen Gegner des Dritten Reiches gemacht.

Er brachte zweierlei mit in die Gefangenschaft: sein U-Boot-Codebuch, das die letzten Chiffren enthielt, und einen großen Haß auf Hitler.

Ein britischer Marinesender verhalf Mander zu seiner ersten Rache. Er gab eine Reihe chiffrierter Signale durch, die zwei deutsche U-Boote zu einem Treffen dirigierten. An der genannten Stelle stürzten sich dann die wartenden britischen Schiffe auf sie. Die U-Boote wurden versenkt, ihre Besatzungen wanderten in die Gefangenschaft.

Mander war für mein Team von unschätzbarem Wert, vor allem wegen seiner technischen Kenntnisse auf dem Gebiet der Signal- und Ortungstechnik, seines großen Bekanntenkreises unter den U-Boot-Besatzungen und seiner großartigen Gabe, einen urwüchsigen Mannschafts-Slang zu sprechen. In der Erfindung neuer Kraftausdrücke war er geradezu genial. Und wenn es darum ging, den Besatzungen Vorschläge zu machen, wie sie durch kleine, unauffällige Sabotageakte das Auslaufen ihres Boots verzögern und damit ihr eigenes Leben verlängern konnten, waren nicht einmal unsere eigenen Marine-Experten ideenreicher.

Mander war die Hauptstütze des Teams, das die Marine-Programme schrieb. Bei Kriegsende wurde er repatriiert. Aber er starb bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland – an Tuberkulose, wie behauptet wurde. Man kann sich vorstellen, daß eine andere Version besagte, er habe den Tod durch die Hand früherer U-Boot-Leute gefunden.

Frank Lynder, der Sohn eines Bremer Buchhändlers und Verlegers, war der Leiter des Marineteams, der Chefschreiber, Chefredakteur und Chefsprecher in einer Person. Sein Bremer Dialekt hatte genau den richtigen seemännischen Klang. Dabei war Frank gar kein Seemann. Er war Kaffeemakler und kam zu mir aus demselben Bombenräumtrupp des Pionierkorps, der mir schon Paul Sanders geliefert hatte. Lynder war dort Sergeant gewesen und Sanders sein Korporal.

Frank, der heute Londoner Korrespondent einer Zeitungsgruppe des Axel-Springer-Verlags ist, hatte, als er zu uns kam, noch nie etwas geschrieben, das größere literarische Ansprüche erheben konnte als ein Frachtbrief. Aber bald schon bewies er eine natürliche Begabung dafür, überall das unerwartete, bezeichnende Detail herauszufinden und

kleine Sendungen zu schreiben, die das besaßen, was mein Griechischlehrer in St. Paul's eine ›bezaubernde platonische Einfachheit‹ genannt hätte. Auf einer Wandtafel in seinem Büro zeichnete Lynder sich mit Kreide die verschiedenen Kampagnen auf, die Donald McLachlan ihm aufgetragen hatte. Jedesmal wenn eine Sendung zur Unterstützung einer dieser Operationen in den Äther ging, notierte er sich das auf seiner Tafel mit der gleichen Beflissenheit, mit der ein deutscher Philologiestudent für seine Doktorarbeit bestimmte Satzkonstruktionen bei Otfried von Weißenburg auszählt. Und wenn Frank Lynder den Eindruck gewann, eine der Kampagnen sei vernachlässigt worden, war er wie ein Terrier hinter einer Ratte dahinter her, daß dieses Versäumnis schnellstens wiedergutgemacht wurde.
Frank Lynder war es auch, der zusammen mit seiner Assistentin die Briefe las, welche die Mitglieder der U-Boot-Besatzungen in den Gefangenenlagern in England und Kanada nach Hause schrieben oder von dort erhielten. Die beiden registrierten alle persönlichen Einzelheiten und Familiennachrichten in einem großen Zettelkasten, der auch die in deutschen Zeitungen erschienenen Heirats-, Geburts- und Todesanzeigen aus den Familien der U-Boot-Leute enthielt. Auf Grund dieses Zettelkastens konnte das ›Seemannsliebchen‹ des Atlantiksenders – Agnes Bernelle, eine Tochter des Berliner Stückeschreibers und Theaterbesitzers Rudolf Bernauer, die wir ›Vicky‹ nannten – die deutschen Mariner verblüffen, indem sie nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihren Familienmitgliedern Glückwünsche zum Geburtstag aussprach, ihnen zur Geburt eines Sohnes oder einer Tochter gratulierte und überhaupt eine intime Vertrautheit mit den Privatangelegenheiten ihrer ›lieben blauen Jungens‹ verriet.
Vicky erfüllte diese Aufgabe unerhört gut. Der leichte Schmelz in ihrer Stimme hätte nie einen Menschen vermuten lassen, daß diese Circe die Hälfte ihrer Familie in den Gaskammern von Auschwitz verloren hatte.

Kein geringerer Nazibonze als Dr. Goebbels war es, der mir das beste Deckmaterial für die zersetzenden Sendungen des Atlantiksenders lieferte – er und sein ›Deutsches Nachrichtenbüro‹.
Denn um den DNB-Nachrichten eine schnelle Verbreitung über die riesigen von Hitler beherrschten Gebiete zu sichern, hatte Goebbels einen drahtlosen Fernschreiberdienst mit Hilfe eines sogenannten Hellschreibers eingerichtet. Es gelang mir nun, mir ein Hellschreiber-Empfangsgerät zu verschaffen, das der Londoner Korrespondent des DNB

versehentlich in seinem Büro zurückgelassen hatte, als er bei Kriegsausbruch nach Deutschland floh. Nun hatte Reuter das Gerät – das DNB-Büro hatte im Reuter-Gebäude gelegen –, und Christopher Chancellor, damals Chef bei Reuter, hatte die Großzügigkeit, es mir zu überlassen, als ich darum bat.
Auf diesem Hellschreiber-Gerät empfingen wir nun in Milton Bryan Dr. Goebbels' Nachrichtendienst zur selben Zeit wie die deutschen Zeitungen und Rundfunkstationen. Und da wir schneller arbeiteten und weniger gehemmt waren als die Teams in Deutschland, konnten wir diese Nachrichten noch vor unseren Nazikonkurrenten senden.
Einige der Meldungen benutzten wir als Deckung, um unsere Hörer glauben zu machen, wir seien ein deutscher Sender. Den anderen gaben wir eine subversive Wendung, so daß Hörer, die sie später im deutschen Rundfunk hörten, unwillkürlich unsere tendenziöse Entstellung als ›zwischen den Zeilen verborgene‹ Wahrheit betrachteten. Der Hellschreiber lieferte uns Angaben über Ordensverleihungen und Beförderungen in der Wehrmacht, offizielle Verlautbarungen und die Ansprachen der Parteiredner, in denen diese ihren unerschütterlichen Glauben an den Führer und den Endsieg bekundeten. Aus diesen Reden brachten wir kurze kommentarlose Ausschnitte. Vom DNB-Hellschreiber erhielten wir auch die für uns sehr wichtigen Sportnachrichten, die der frühere Sportreporter für Ullstein, Dr. Willy Meisl, glänzend redigierte. Kurzum, der Hellschreiber war uns eine unschätzbare Hilfe. Ohne ihn wären wir nie imstande gewesen, jene Formel zu befolgen, die uns befähigte, unseren Nachrichtensendungen das bewußte Gift beizumischen, ohne daß sie wie Feindpropaganda klangen.
»Deckung, Dreck, Deckung, Deckung, Dreck, Deckung, Dreck«, so etwa lautete der von uns eingehaltene Rhythmus, wobei wir als ›Dreck‹ jene Nachrichten bezeichneten, von denen wir hofften, sie würden unsere Hörer zu Gedanken und Handlungen veranlassen, die ihrem Führer mißfallen würden.
Doch der DNB war nicht die einzige Gabe, die wir dem ›Propagandazwerg‹ verdankten. Gelegentlich trat er persönlich im Atlantiksender auf und verlieh ihm damit zusätzliche Glaubwürdigkeit als deutsche Rundfunkstation. Und das gleiche gilt für den Führer. Wenn Hitler oder Goebbels eine ihrer Rundfunkreden hielten, fischten wir uns diese aus dem deutschen Netz heraus und übertrugen sie dann über den Atlantiksender.
»Der Deutsche Kurzwellensender Atlantik«, verkündete bei diesen Gelegenheiten unser Ansager, »schaltet jetzt gemeinsam mit allen an-

deren Sendern des Reiches in den Berliner Sportpalast um, aus dem Sie die Ansprache des Führers hören werden. Wir schalten um . . .« Und wenn dann Harold Robin, unser vorzüglicher und erfindungsreicher Cheftechniker, umschaltete und Hitler an Stelle von Sepp Obermeyer oder Vicky weitersprach, dröhnte ein homerisches Gelächter durch die Räume von Milton Bryan. Es war ein Trick, der nie seinen Reiz verlor. Viele Mitglieder unseres Teams baten mich, ich möge ihnen doch erlauben, Goebbels oder den Führer mit irgendeiner derben Bemerkung zu unterbrechen. Wir hätten das leicht bewerkstelligen können, indem wir uns einschalteten und dann blitzschnell wieder zurückschalteten. Aber ich blieb fest. »Immer nur eins zur Zeit, meine Kinder!« sagte ich. »Das hier ist Deckung, Deckung, Deckung und sonst gar nichts. Dreck ist verboten!«
Auch bei unseren ›frisierten‹ Meldungen bemühten wir uns, die Goebbelssche Ausdrucksweise beizubehalten. Wir sprachen von den Alliierten als von ›dem Feind‹ und wandten sämtliche herabsetzenden Bezeichnungen an, die damals üblich waren. Angriffe, welche die RAF und die US Air Force durchführten, hießen bei uns ›Terrorangriffe‹, und die Flugzeugbesatzungen nannten wir ›Terrorflieger‹. Doch trotz aller Deckung und der plausiblen, glaubwürdigen Form, die wir auch unseren kühnsten Meldungen noch gaben, wurde ich das Gefühl nicht los, unsere schlaueren Hörer müßten sehr bald auf den Verdacht kommen, daß das unorthodoxe Abweichen des Atlantiksenders von den üblichen Sendungen der anderen Stationen nicht allein der weiten Entfernung des Senders von der Kontrollzentrale des dynamischen kleinen Doktors zuzuschreiben war – man vermutete allgemein, er stehe irgendwo in Frankreich. Aber selbst in diesem Fall mußten die Sendungen meiner Berechnung nach noch immer ihre Wirkung ausüben. Einesteils weil wir stets von einem patriotischen und ›nationalen‹ deutschen Gesichtspunkt ausgingen – und dieser Umstand mußte in besonders heimtückischer Weise zur Beeinflussung des Hörers beitragen –, andernteils weil Hörer, die dabei ertappt wurden, daß sie unsere Sendungen eingestellt hatten, stets die gute Ausrede gebrauchen konnten, sie hätten geglaubt, der Atlantiksender sei ein deutscher Sender. Und es war erstaunlich, wie viele Deutsche tatsächlich darauf hereinfielen und glaubten, sie hätten einen deutschen Wehrmachtssender vor sich. Wir erhielten schon sehr früh einen unwiderleglichen Beweis dafür: Ein deutscher Kriegsgefangener erzählte, daß der Unteroffizier, der als Toningenieur bei einer Wehrmachtsstation in Tunis arbeitete, das Programm des Atlantiksenders in die Erholungsbaracke geschaltet

habe, ›weil die Musik so fabelhaft war‹. Erst als ein Offizier ihn deshalb zur Rede stellte, begriff er, daß er seine Kameraden mit einer verbotenen Feindstation unterhalten hatte.

In den neun Monaten, in denen der Atlantiksender sich selbst überlassen war und sein Programm ausschließlich über Kurzwelle ausstrahlte, entwickelte unser Team sich zu einer schwer arbeitenden Schar, die nicht nachließ, bis die gewünschte Perfektion erzielt war. Kommentare und Meldungen wurden immer wieder umgeschrieben, bis sie so waren, wie ich sie haben wollte. Auch mit den kleinsten Einzelheiten gaben wir uns unendliche Mühe.
»Vor allem Genauigkeit!« predigte ich meinen Leuten immer wieder. »Wir dürfen nie zufällig oder aus Nachlässigkeit lügen, sondern immer nur bewußt und überlegt.«
Und während wir so eine Nachrichtensendung nach der anderen und ein Wehrmachtsprogramm nach dem anderen brachten, bildete sich ein ganzes System von Hetzkampagnen heraus.
Wir erklärten, daß Parteifunktionäre vom Frontdienst befreit seien, und konnten sogar eine echte Verordnung zitieren, die Beamte des Propagandaministeriums uk stellte. Wurden sie doch einmal zur Truppe geschickt, so behaupteten wir, dann geschah das lediglich für eine kurze, sozusagen symbolische Frist, nach deren Ablauf sie auf ihre Posten an der ›Heimatfront‹ zurückkehrten. Regelmäßig einmal pro Woche veröffentlichten wir eine absolut echte und den Tatsachen entsprechende Liste jener Parteibeamten, die zu ihrem symbolischen Felddienst eingerückt waren, sowie eine Liste derer, die zurückkehrten.
Die Frauen und Töchter der Nazibonzen, so erklärten wir, seien vom Arbeitseinsatz der Frauen ausgenommen. Ihre Familien waren von der für andere Deutsche geltenden Verpflichtung befreit, evakuierten oder ausgebombten Familien in ihren Wohnungen Unterkunft zu gewähren. Den Spitzen der Partei war es gestattet, ihre Büros und Wohnungen aus den meisten betroffenen Stadtbezirken hinauszuverlegen, während der gewöhnliche Arbeiter dableiben und die Feuersbrünste bekämpfen mußte. Wir führten zahllose Beispiele für den Defaitismus der Parteibonzen an. Sie verkauften die Geschäfte und Betriebe, die sie in den besetzten Ländern erworben hatten, da sie wußten, daß Deutschland diese Gebiete bald werde räumen müssen. Sie schmuggelten ihr Geld über die Grenze und legten es auf sicheren Konten in der Schweiz und Südamerika an.
Wenn wir unsere Hörer zu Widerstand und Insubordination ermun-

terten, so geschah das nicht durch ausdrückliche Aufforderungen, sondern durch Meldungen, aus denen hervorging, wie den deutschen Behörden jede Kontrolle über die Verhältnisse aus den Händen geglitten war. Der deutsche Bürger lief keine Gefahr, wenn er ihnen und ihrer Polizei den Gehorsam verweigerte. Denn die Polizeibeamten, die man nicht zum Militärdienst einberufen hatte, waren alt und gebrechlich. In unseren Sportsendungen betonte Willy Meisl immer wieder die Niederlage der Polizeimannschaften. »Sie sind derartige Klappergreise, daß sie kaum noch laufen können, geschweige denn einen Ball stoßen.«

Mit derselben Absicht schlachteten wir ein anderes Thema aus: die Hochflut der Verbrechen und ungeklärten Morde. Wir bewiesen an zahllosen Beispielen, daß die Luftangriffe jede Polizeikontrolle unmöglich machten. »Die Behörden wissen nicht, ob ein Mann, der vermißt wird, gefallen oder desertiert ist«, erklärten wir.

Unsere größte Sorgfalt jedoch galt den Tagesnachrichten. Immer und immer wieder ›frisierten‹ wir sie in zersetzendem Sinne. Als Goebbels zum Beispiel bekanntgab, daß man in den Fabrikkantinen eine zusätzliche ›Bombenration‹ an Schokolade verteilen werde – man tat dies, um die Männer, die der Arbeit ferngeblieben waren, wieder in die Fabriken zurückzulocken –, fügten wir die einleuchtende und absolut wahrheitsgemäß klingende Erklärung hinzu, diese ›Bombenschokolade‹ enthalte Zusätze von Drogen wie Pervitin, um die durch die Angriffe erschöpften Arbeiter zu erhöhten Leistungen aufzupeitschen. Als wir erfuhren, daß während der ›Terrorangriffe‹ auf Hamburg ausgebombte Familien in Ostgebiete wie Polen, die Slowakei und Ruthenien evakuiert wurden, berichteten wir über Typhus- und Choleraepidemien, die angeblich in diesen Gebieten wüteten. Ähnliche Meldungen brachten wir über die ›Kinderlandverschickungslager‹. Selbstverständlich wählten wir hierfür nicht die knappe und sachliche Form einer amtlichen Verlautbarung, sondern gewisse Umschreibungen, wie zum Beispiel die folgende:

»Der Reichsärzteführer Dr. Conti hat die Sanitätsoffiziere in den KLV-Lagern im Warthegau zu der selbstlosen Hingabe beglückwünscht, mit der sie die Diphtherie-Epidemie unter den ihrer Obhut anvertrauten Kindern bekämpft haben. Er hat ihnen seine Anerkennung dafür ausgesprochen, daß es ihnen gelungen ist, trotz des bedauerlichen Mangels an Medikamenten die Zahl der Todesfälle um einen Durchschnitt von sechzig pro Woche herabzudrücken.«

Nie gaben wir den Versuch auf, bei unseren Hörern von der Wehrmacht die Sorge um das Schicksal ihrer Familien in der Heimat wachzuhalten. Wir erweckten sogar ernste Bedenken in ihnen, was diese bösen Parteibonzen wohl ihren Frauen antun würden, falls sie selbst das Unglück haben sollten, ihr Leben im Kampf für Führer und Vaterland einzubüßen.

Hitler selber war uns bei dieser Kampagne ein großartiger Helfer. Denn er hatte eine sehr impulsive Art, Verordnungen zu erlassen, durch die er den Mut seiner Soldaten stärken und sie beruhigen wollte. Wenn man diese Verordnungen jedoch ein wenig verdrehte, konnte man die entgegengesetzte Wirkung damit erzielen.

Da gab es zum Beispiel eine Verordnung über die posthume Scheidung. Hitler mußte irgendwo gehört oder gelesen haben, es sei unerhört, daß Frauen, gegen die ihre im Felde stehenden Männer eine Scheidungsklage eingereicht hatten, von den Folgen ihres Ehebruchs befreit waren, wenn der Ehemann fiel, bevor die Verhandlung des Falles abgeschlossen war. Unverzüglich – am 1. April 1943 – erließ er eine Verordnung, die sogenannte ›Durchführungsverordnung zum Ehegesetz‹, nach der nicht allein diese Scheidungsprozesse bis zum bitteren Ende durchgeführt werden mußten, sondern auch in solchen Fällen ein Verfahren eröffnet werden sollte, in denen es als wahrscheinlich galt, daß ein inzwischen gefallener Soldat gegen seine Ehefrau Anklage erhoben hätte. Die Tatsache, daß er vor seinem Tode möglicherweise gar nicht von der Untreue seiner Frau erfahren hatte, spielte dabei keine Rolle. Von nun an sollte es Sache der Staatsanwaltschaft und der Parteibehörden sein, im Namen des Toten Klage zu erheben, damit keine treulose Soldatenfrau mehr die weltlichen Güter ihres gefallenen Mannes erben und eine Witwenrente erhalten konnte.

Das war für uns ein gefundenes Fressen, und wir behandelten dieses Thema sehr ausgiebig – nicht allein im Atlantiksender, sondern auch auf gedruckten Flugblättern. Die Führerverordnung gab uns Anlaß, mit überzeugenden Details darüber zu berichten, wie die Parteibonzen sie benutzten, um den Witwen unserer Kameraden eine Falle zu stellen und sie zu erpressen. Um einer solchen Erpressung vorzubeugen, so sagte der Atlantiksender, schickten viele Kameraden ihren Frauen Verzichterklärungen mit der beglaubigten Zeugenunterschrift ihres Gruppenkommandeurs, in denen sie ausdrücklich erklärten, sie würden einer posthumen Scheidung nicht zustimmen, gleichgültig was ihre Frau getan hatte oder welche Anklage gegen sie erhoben werden sollte.

Um es unseren Hörern bei der Wehrmacht zu ermöglichen, ihre Familien zu besuchen und selbst einmal in der Heimat nach dem Rechten

zu sehen, machten wir sie darauf aufmerksam, daß sie gemäß des OKW-Befehls 967/42g vom 28. August 1942 – den Clifton Child unter den uns in die Hände gefallenen Dokumenten entdeckt hatte – Anspruch auf einen Sonderurlaub hatten, wenn ihre Wohnung bei einem Bombenangriff zerstört worden war. Um ihnen noch mehr zu helfen – Hilfeleistung ist bekanntlich eines der besten Mittel, um sich Freunde zu verschaffen und Menschen zu beeinflussen –, brachten wir Listen der Straßen, die während der Angriffe in der vorhergehenden Nacht in deutschen Städten getroffen worden waren. Diese Listen wurden zu einem festen Bestandteil unserer Programme und machten einen ungeheuren Eindruck auf die deutschen Hörer. Denn unsere Berichte waren rasch und zutreffend. So rasch und zutreffend, daß die Leute von der deutschen Abwehr, die sie überprüften, zu der Überzeugung kamen, wir müßten in den betroffenen Städten Agenten haben, die sich über Geheimsender mit uns in Verbindung setzten.

Dieser Glaube besteht bis heute. Ende der fünfziger Jahre drehte eine deutsche Filmgesellschaft den Film »Soldatensender Calais« – einen lächerlichen Spionagereißer, in dem der dicke Chef des Senders (ich!) seine Agenten überall hat. Während eines englischen Bombenangriffs auf Essen tauchen zwischen den Trümmern plötzlich dunkelhäutige, orientalisch anmutende Gestalten in Regenmänteln auf, stellen einen Geheimsender an, den sie aus einer Aktentasche hervorholen, und funken blitzschnell einen Bericht über alles, was getroffen worden ist.

Oder ein anderes Schauermärchen: Während ein nationalsozialistischer Hoheitsträger auf einem Flugplatz in der Nähe von Paris von einigen Helden der Luftwaffe verhauen wird, bricht einer der französischen Arbeiter, die hier herumstehen, einen Brotlaib auseinander, entnimmt ihm ein Sendegerät und übermittelt mit dessen Hilfe dem Chef rasch eine Extrameldung über diesen Vorfall.

Allerdings brachten wir tatsächlich erstaunlich zuverlässige Nachrichten über Bombenangriffe und schmückten sie sogar mit anschaulichen Einzelheiten aus. Aber wir erhielten unsere Meldungen nicht von Agenten, sondern unsere Berichte basierten auf Informationen, welche die Flieger selber lieferten. Wenige Minuten nämlich, nachdem die Bomber aus Deutschland zurück waren, saß ein Nachrichtenoffizier des Geschwaders, der die Piloten befragt hatte, am ›Bonzentelefon‹ und teilte mir mit, wo die Maschinen gewesen waren, welche Ziele sie glaubten getroffen zu haben, ob sie in der Hauptsache Brandbomben abgeworfen und große Feuersbrünste verursacht hatten oder ob sie auch tonnenschwere Sprengbomben abgeworfen hatten.

So nützlich solche Informationen uns auch waren, sie hätten es uns doch nicht ermöglicht, die ausführlichen, bis ins einzelne gehenden Berichte zusammenzustellen, mit denen wir so großen Eindruck auf die Deutschen machten. Die Hauptquelle für diese Berichte waren Fotos. Sie stammten von den Moskitos, die unmittelbar nach jedem Angriff die betroffenen Gebiete überflogen, um den angerichteten Schaden fotografisch festzuhalten. Meine Freunde bei der Nachrichtenabteilung der Royal Air Force schickten mir die Bilder, sobald sie entwickelt und abgezogen waren, durch einen Kradfahrer unverzüglich nach Milton Bryan, und dann machte sich eine Sondersektion von Clifton Childs Team darüber her, um sie mit Hilfe von Stereoskopen auszuwerten. Wir hatten uns zu diesem Zweck eine ganze Bibliothek von deutschen Stadtplänen und Baedekern zugelegt.

Mit der Erfüllung dieser Aufgabe war ein junger Deutscher beauftragt, den die Intelligence-Leute von der RAF speziell für mich in der Kunst ausgebildet hatten, ihre Erkundungsfotos zu interpretieren. Peter von Schlabrenhorst empfand berechtigten Stolz über seine Arbeit. Er stellte nicht allein die Listen der bei den letzten Angriffen getroffenen Straßen zusammen, sondern bestand darauf, selbst vor das Mikrophon zu treten und sie zu verlesen. Sie waren bemerkenswert exakt.

Es gab jedoch andererseits auch Berichte, die völlig auf Erfindung und Kombination beruhten: jene Berichte, in denen der Atlantiksender einen Angriff beschrieb, der noch im Gange war, genau angab, welche Gebäude und Straßen in Flammen stünden, quälende Augenzeugenberichte über Männer, Frauen und Kinder brachte, die auf der Cuxhavener Straße von schmelzendem Asphalt festgehalten wurden, oder von einem Ortsgruppenleiter Schickedanz erzählte, der der Technischen Nothilfe den Befehl gab, den noch überfüllten Bunker auf dem Buxtehuder Platz zu sprengen. Wir wußten von den Bomberbesatzungen, wo und wann etwa Bomben gefallen waren und in welchen Bezirken Feuer wüteten. Alles übrige war eigene Ausschmückung. Unsere Hörer schenkten auch diesen Berichten Glauben, weil unsere übrigen Berichte über die Bombenangriffe und die Zerstörungen so zutreffend waren.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß der Atlantiksender großen Wert darauf legte, ständig neue Kampagnen zu starten, um den Deutschen die Gefangenschaft schmackhaft zu machen. Wir brachten Meldungen, aus denen hervorging, daß die Kriegsgefangenen gegenüber den kämpfenden Truppen stark im Vorteil sein würden, sobald ›der Frieden ausbräche‹. Denn der Feind, so erzählten wir, habe in den Gefangenenlagern ausgezeichnete Kurse eingerichtet, in denen die Ge-

fangenen eine handwerkliche und berufliche Ausbildung erhielten. Viele von ihnen arbeiteten auch außerhalb der Lager und bekämen dafür eine gute Bezahlung in Pfunden und Dollars. Dieses Geld aber würde nach Beendigung des Krieges im Vergleich zur wertlosen deutschen Mark einen hohen Wert haben.

Die meisten unserer Sendungen enthielten auch an irgendeiner Stelle eine Meldung über Deserteure. Unsere beste angebliche Nachrichtenquelle hierfür war das Internationale Rote Kreuz. Es meldete laut dem Atlantiksender die ständig wachsende Anzahl deutscher Soldaten, die nach Schweden, in die Schweiz oder nach Spanien desertierten, und man hörte auch davon, daß einige von ihnen zwar interniert worden seien, die große Mehrzahl jedoch in guten Stellungen säße und gut verdiene. Die deutschen Behörden, so berichteten wir wieder und wieder, seien gar nicht in der Lage, die angedrohten Repressalien gegen die Familien der Deserteure in Anwendung zu bringen, da sie ja – und hier tauchte wieder unsere stereotype Behauptung auf – nicht wüßten, ›ob ein Mann, der vermißt wird, gefallen oder desertiert ist‹.

Jedoch waren nicht alle Sendungen des Atlantiksenders und der bald darauf mit ihm gekoppelten Mittelwellenstation an den Feind gerichtet. Eine unserer interessantesten und erfolgreichsten Kampagnen hatte sich neutrale Hörer aufs Ziel genommen: die neutralen Firmen und Geschäftsleute, welche die von den Alliierten verhängte Blockade brachen, indem sie Geschäfte mit Hitler machten. Die meisten dieser Firmen erhielten ohnehin eine wirksame Strafe durch das Blockadeministerium, das ihre Namen auf eine sogenannte ›Statutenliste‹ setzte. Damit waren sie unter Boykott. Jeder Firma, die Abschlüsse mit ihnen tätigte, drohte die Gefahr, ihrerseits geächtet und damit wirtschaftlich ruiniert zu werden. Es existierte aber noch eine zweite Liste mit den Namen jener Firmen, die lediglich verdächtig waren. Diese Namen wurden zwar nicht veröffentlicht, doch hatten britische Beamte den Auftrag, ihnen immer und überall das Leben schwer zu machen.

›Tom Brown‹ Stevens verschaffte sich nun diese ›schwarze Liste‹ der Verdächtigen und ebenso die Geheimakte, in der die Gründe für den Verdacht und persönliche Angaben über die verdächtigten Firmenleiter verzeichnet waren. Sehr bald schon mußten diese neutralen Geschäftsleute die Erfahrung machen, daß die Geheimnisse ihres privaten und geschäftlichen Lebens ganz offen über unseren Sender ausgeplaudert wurden. Ihre erste Reaktion bestand gewöhnlich darin, daß sie Protest bei der nächsten britischen Behörde erhoben, die dann selbstverständlich jede Verbindung mit uns abstritt.

Nun warteten wir ab, ob die so Denunzierten in sich gehen und sich bessern würden. Taten sie dies nicht, folgten weitere Sendungen über sie. In der Regel hatte jedoch schon die erste Sendung Erfolg.

Ein typischer Fall war der einer schwedischen Exportfirma, die in Schweden Kugellager kaufte, nach Deutschland schmuggelte und somit die Wirkung unserer Bombenangriffe auf die deutschen Kugellagerfabriken abschwächte. Unsere Story über diese Firma war so treffend und ätzend, daß die schwedischen Behörden sich in ihrem Nationalstolz tief verletzt fühlten. Sie wurden inoffiziell in dieser Angelegenheit bei dem britischen Botschafter Sir Victor Mallet vorstellig.

»Wir hatten diese Firma selbst beobachtet«, erklärten sie voll beleidigter Würde, »und wollten sie gerichtlich verfolgen, sobald wir genügend Beweise hätten. Jetzt sind die Leute durch Ihre Sendung gewarnt.«

Sir Victor erwiderte, er wisse nichts über den Atlantiksender und habe nichts damit zu tun. Dann ließ er mir durch das Foreign Office eine Zigarre verpassen.

Das Blockadeministerium hingegen war sehr erfreut über unsere Tätigkeit. Denn die schwedischen Zeitungen hatten die Story, die wir gebracht hatten, aufgegriffen, und die Direktoren der betreffenden Firma, die weitere Berichte des Atlantiksenders befürchteten, hatten alle Lieferungen nach Deutschland gestoppt.

Das ›Marineprogramm‹ war das erste Spezialprogramm für eine Kampftruppe, das wir starteten. Und es sollte sich schon binnen erstaunlich kurzer Zeit als wirksam erweisen. Meine Freunde in den Lagern, in denen deutsche Kriegsgefangene befragt wurden, erzählten mir, daß der Atlantiksender ihnen ihre Aufgabe beträchtlich erleichtere. »Sie leisten eine gute vorbereitende Arbeit für uns«, erklärte lachend der Fregattenkapitän, der die Befragung der U-Boot-Besatzungen leitete. »Die Leute, die jetzt zu uns kommen, haben alle schon von ihren Offizieren gehört, daß der Atlantiksender ein englischer Sender ist. Aber sie sind ungeheuer beeindruckt von der Reichweite Ihres Nachrichtendienstes und der Tatsache, daß der Atlantiksender über alles Bescheid weiß, was mit U-Booten oder mit ihnen selbst und ihren Familien zu tun hat. Deshalb sagen sie: ›Die Engländer wissen sowieso alles. Dann kann ich auch ruhig meine Lage dadurch verbessern, daß ich ihre Fragen beantworte.‹ Bevor Sie mit Ihren Sendungen angefangen haben, brauchten wir Wochen, um die Leute in diese Verfassung zu bringen. Jetzt sind sie ›sprechbereit‹, ehe sie hier ankommen.«

Angesichts unserer Erfolge war die Nachrichtenabteilung der Admiralität uns behilflich, wo sie nur konnte. Donald McLachlan brachte die NID-Agenten in Frankreich sogar dazu, scheinbar so nebensächliche Dinge wie die Ergebnisse der Fußballwettspiele zwischen den Mannschaften der U-Boote zu melden. Auf diese Weise waren wir in der Lage, sie schon wenige Stunden nach Beendigung des jeweiligen Spiels bekanntzugeben.

»Die siebente U-Boot-Flottille St. Nazaire«, verkündete der Atlantiksender, »schlug heute nachmittag bei ihrem Wettspiel in Lorient die zweite Flottille mit drei zu zwei. Die beiden Mannschaften feiern ihr Treffen zur Zeit im Café Réunion. Wir beglückwünschen sie zu ihrem ausgezeichneten Spiel. Torschützen waren . . .« Und bei der Nennung dieser Namen fügte Frankie Lynder jedesmal einen Scherz oder ein paar kleine persönliche Bemerkungen hinzu, für die er das Material seinen Akten entnahm.

Manchmal wandten wir uns an ein U-Boot, von dem die Experten der Admiralität uns gesagt hatten, daß es sich vermutlich auf Feindfahrt befinde, und brachten ein spezielles ›Wunschkonzert‹ für die Mannschaft. Der Funker des U-Boots Luther erzählte mir nach seiner Gefangennahme, wie sehr dieser Trick ihn erschreckt habe, als wir ihn bei seinem U-Boot anwandten.

»Wir liefen unter den üblichen Vorsichtsmaßnahmen aus – absolute Funkstille und so weiter«, berichtete er. »Aber kaum waren wir zwei Tage in See, als der Atlantiksender uns aufrief und ein Wunschkonzert für uns spielte. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein äußerst ungemütliches Gefühl, wenn man merkt, daß man so beobachtet wird! Und daß der Feind genau weiß, wo man sich befindet!« Das wußte der Feind natürlich nicht.

Ein anderer kleiner Trick, der unsere deutschen Hörer immer wieder verblüffte, waren unsere Meldungen über die Verleihung von Orden und Auszeichnungen an U-Boot-Kapitäne, noch bevor die deutschen Behörden selber diese Ehrungen bekanntgaben. Wie brachten wir das fertig? Durch sorgfältige Untersuchungen und Vergleiche hatten wir herausgefunden, wie viele Tonnen ein Kapitän versenken mußte, bevor Admiral Dönitz ihm den entsprechenden Orden verlieh. Andererseits wußten wir ungefähr, wie viele Tonnen die einzelnen Kapitäne tatsächlich versenkten. Alles übrige entnahmen wir unserem Archiv. (Stevens wandte mit Erfolg die gleiche Technik bei Meldungen über die deutschen Lebensmittelzuteilungen an. Immer von neuem machte er es uns mit Hilfe der Experten vom Blockadeministerium möglich,

eine Verminderung oder Heraufsetzung der Rationen anzukündigen, noch bevor das Reichsernährungsministerium sie bekanntgab.) Das Ergebnis war, daß der Ruf des Atlantiksenders als eines raschen Nachrichtenlieferanten derartig in die Höhe schnellte, daß man uns sogar Knüller zuschrieb, die wir in Wirklichkeit nie zustande gebracht hatten. Ein Beispiel hierfür war die Sache mit dem Luftwaffenoffizier, der die im Gebiet der Biskaya stationierten Geschwader der deutschen Luftwaffe befehligte. Als er über See abgeschossen und gefangengenommen wurde, sagte er sofort zu seinem ersten ›Interviewer‹: »Hat ja gar keinen Sinn, wenn ich versuche, etwas vor euch geheimzuhalten. Ihr wißt ja doch schon alles. Neulich hat der Atlantiksender einen wörtlichen Bericht über meine Geheimbesprechung mit der Marine gesendet, die an Bord eines Blockadebrechers in der Girondemündung stattfand. Schon zwei Stunden nach unserem Gespräch haben diese Kerle alles weitererzählt. Unglaublich!«

Ja, es war unglaublich, denn es war nicht einmal wahr. In Wirklichkeit war folgendes passiert: Wir hatten durch die Admiralität erfahren, daß fünf bewaffnete Handelsschiffe in der Girondemündung unter Dampf lagen. Es bestand nach Ansicht der Admiralität die Möglichkeit, daß diese Schiffe versuchen wollten, die englische Sperre zu durchbrechen, um nach Japan zu gelangen. Um die Nerven der Besatzung ein bißchen zu strapazieren und den Leuten zu zeigen, daß ihr Geheimnis kein Geheimnis mehr war, beschlossen wir, ihnen ein kleines musikalisches Ständchen zu bringen.

»Und jetzt«, sagte Vicky in ihrem bezauberndsten Ton, »bringen wir auf besonderen Wunsch der Kameraden Blockadebrecher, die sich da unten in der Girondemündung entsetzlich langweilen, während sie auf den Befehl zum Auslaufen warten, eine musikalische Auswahlsendung von unseren tapferen Verbündeten im Fernen Osten, damit unsere Kameraden einen kleinen Vorgeschmack von dem Ohrenschmaus bekommen, den sie demnächst genießen werden.« Dann folgte das mißtönendste Durcheinander japanischer und chinesischer Schallplatten, das wir in den Archiven von ›His Master's Voice‹ hatten auftreiben können. Einen Tag später brachten wir abermals japanische Musik und einen Bericht über Einwände der Luftwaffe gegen die von der Marine angeforderte Fliegerdeckung während des Auslaufens der Schiffe. Das war eine durchaus logische Folgerung unsererseits, da wir durch Kommodore ›Tubby‹ Grant und seine Kollegen von der Air Intelligence 3 erfahren hatten, wie viele Kampf- und Erkundungsflugzeuge der Luftwaffe im Gebiet der Biskaya verfügbar waren.

Durch einen Zufall war am selben Nachmittag der Luftwaffenkommandeur an Bord eines jener Blockadebrecher gegangen, um mit dem Marinekommandeur eine Beratung über das bevorstehende Unternehmen abzuhalten. Er hatte sich bereits über die übertriebenen Sicherheitsmaßnahmen der Marine geärgert. Vor der Offiziersmesse standen Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett, und die Marineleute wollten sich auf kein Gespräch einlassen, bevor er das deutsche Gegenstück zu unserer *Official Secrets Act* gelesen und unterzeichnet und einen heiligen Eid geschworen hatte, daß er mit keinem Menschen über das, was er hier zu hören bekam, sprechen würde.

Als der Geschwaderkommandeur wieder in seinem Quartier im Luftwaffenstützpunkt war, stellte er den Atlantiksender ein. Und das erste, was er hörte, war Vickys japanisches Konzert, dem der Bericht über die Unfähigkeit der Luftwaffe folgte, den Blockadebrechern ausreichenden Fliegerschutz zu gewähren.

»Ich lachte und lachte, bis mir die Tränen über die Backen liefen«, erzählte er seinem englischen Befrager. »Da nannte der Atlantiksender doch nicht allein Japan als das Ziel dieser Fahrt, sondern gab Satz für Satz den Inhalt des Gesprächs wieder, das wir höchst geheim hinter verschlossenen Türen und unter schärfster Bewachung geführt hatten. Es war kolossal! Und was für eine Blamage für diese hochnäsigen Burschen von der Marine! Aber wie in aller Welt haben Sie das geschafft? Sie haben wohl versteckte Mikrophone durch Ihre Agenten anbringen lassen, was?«

Admiral Godfrey benutzte den Atlantiksender auch zu Zwecken der Irreführung, und wir ließen auf seine Anregung hin manchen kleinen Bluff vom Stapel. Denn es war eine naheliegende Vermutung, daß die Nachrichtenabteilung der deutschen Marine unseren Sendungen erhöhte Aufmerksamkeit zollte. Als darum zum Beispiel die Deutschen mit einer neuen Anti-Radar-Vorrichtung herauskamen, der sogenannten ›Aphrodite‹ – einem lächerlich aussehenden Gummiball, der vom U-Boot aus hochgeschickt wurde, dann auf den Wellen tanzte und die elektronischen Strahlen der RAF von den Unterseebooten ablenken sollte –, bat John Godfrey uns, eine ›Anti-Aphrodite-Kampagne‹ zu eröffnen. Die Deutschen, so kalkulierte er, würden daraus schließen, die Admiralität mache sich Sorgen wegen der ›Aphrodite‹, und würden an dieser Erfindung festhalten, die in Wirklichkeit völlig wertlos war.

Der Bluff gelang. Obgleich die Deutschen eigentlich längst gemerkt haben mußten, daß ›Aphrodite‹ ein Fehlschlag war, blieben sie ihrem Spielzeugball unwahrscheinlich lange treu.

Diese Methode, in aller Öffentlichkeit über technische Erfindungen zu sprechen, die von der deutschen Abwehr als absolut geheim bezeichnet worden waren, hatte bei unseren U-Boot-Hörern so viel Erfolg, daß wir dazu übergingen, sie auch in unseren Sendungen für die deutsche Luftwaffe und das Heer anzuwenden. Aber es war die Admiralität, die dem Luftwaffen- und dem Kriegsministerium mit ihrem Beispiel voranging, indem sie uns das Geheimmaterial zugänglich machte, auf dem wir unsere Berichte aufbauen konnten. So brachten wir denn ungeheuer gelehrte Diskussionen über ›Mücke‹ und ›Wanze‹, die neuesten Geheimwaffen gegen unser Radar, ›Zaunkönig‹, der neue deutsche mit einem automatischen Zielgerät versehene Torpedo, und vieles andere mehr.

Unsere Hauptbemühungen jedoch galten nach wie vor den Besatzungen, und wir ließen nicht nach, sie gegen ihre Offiziere aufzuwiegeln. Dazu bot sich uns reichlich Gelegenheit. Denn im Verlauf des Krieges entwickelte sich eine ziemlich gespannte Stimmung zwischen den alten Unteroffizieren, den Veteranen vieler gefährlicher Feindfahrten, und den jungen Kapitänen, die zuweilen schon nach zwei oder drei Fahrten als Erster oder Zweiter Offizier das Kommando über ein U-Boot erhielten. Es war für uns eine Kleinigkeit, unseren Hörern einzureden, daß diese jungen ordenshungrigen Offiziere die naturgegebenen Feinde ihrer Besatzung seien. Und Eddy Mander sorgte dafür, daß wir mit unserer ›Meckerei und Miesmacherei‹ den Unteroffizieren aus dem Herzen sprachen.

Die erschreckend hohe Todesrate unter den U-Boot-Besatzungen und der ausgiebige Gebrauch, den der Atlantiksender davon machte, bewirkten, daß der Schlag gegen die Kampfmoral der deutschen Marine, von dem Donald seinerzeit bei unserem Mittagessen im Restaurant Frascati hoffnungsvoll als Möglichkeit gesprochen hatte, jetzt, Ende Oktober 1943, zu einer wirkungsvollen Tatsache geworden war: Schon kam es vor, daß deutsche U-Boote auftauchten und sich kampflos ergaben. Jetzt war es für uns an der Zeit, einen Schritt weiterzugehen. Es war Zeit, die deutschen Truppen in Frankreich zu bearbeiten, um die Invasion vorzubereiten.

Bevor wir jedoch in dieses Stadium gelangten, wurde mir ein mächtiger Brocken völlig neuer Probleme und Aufgaben beschert. Denn sowohl Dick Crossman wie ich waren inzwischen aufgerückt. Dick war jetzt ›Leiter der politischen Kriegführung gegen die Feindstaaten und ihre Satelliten (weiß)‹, und ich war zum ›Leiter der Sonderoperationen

gegen die Feindstaaten und ihre Satelliten (schwarz)‹ ernannt worden. Das bedeutete, daß mir jetzt zusätzlich zu den Angriffen gegen Deutschland selbst auch die psychologische Kriegführung gegen Hitlers Satellitenstaaten vermittels der ›schwarzen Propaganda‹ übertragen war.

In die in aller Eile neu errichteten Baracken auf dem Gelände von MB zogen jetzt Intelligence-Teams, Redakteure, Sprecher und Sekretärinnen aus Italien, Ungarn, Bulgarien und sogar Rumänien ein. Unsere Kantine wurde zu einem Turm von Babel. Dunkelhäutige Zigeunerschönheiten vom Balkan flirteten hier mit meinen blonden deutschen Gefangenen bei ›Fleischersatz‹-Pastete, Eipulver-Omeletts, Bouletten aus amerikanischem Büchsenfleisch, Sojabohnenwürstchen und all den anderen köstlichen Delikatessen aus dem Repertoire der Kriegsköche.

Die Ankunft der Teams aus Italien und dem Balkan gab unseren Angriffen gegen die deutschen Streitkräfte neuen Auftrieb. Denn jetzt konnte ich dafür sorgen, daß unsere Kampagnen gegen die Moral der deutschen Besatzungstruppen von den besetzten Ländern selbst unterstützt wurden. Andererseits waren auch wir nun in der Lage, einzelne Punkte der von dort aus geführten Kampagnen aufzugreifen und zu übernehmen. Glücklicherweise waren die Engländer, welche die ›schwarzen‹ Sendungen für Italien, Ungarn und die Balkanländer leiteten, sämtlich Fachleute und für ihre Aufgaben vorzüglich geeignet. Ich konnte nur sehr wenig Italienisch und überhaupt kein Ungarisch, Bulgarisch oder Rumänisch, so daß es mir gar nicht möglich gewesen wäre, ihnen nötigenfalls, so wie meinem deutschen Team, mit redaktionellen Korrekturen zu helfen.

Mein Hauptinteresse galt zunächst den Italienern. Als Mussolinis Regime unter dem erschütternden Eindruck der Niederlagen zuerst in Afrika und dann in Italien selber ins Wanken geriet, eröffneten wir neue Sender und neue Kampagnen, um sein Ende zu beschleunigen. Die zwei wichtigsten davon waren ›Radio Livorno‹, eine Operation, die darauf abzielte, die italienische Flotte zur Übergabe zu bewegen, und eine Nachahmung des von deutscher Seite aus betriebenen ›Senders der Italienischen Faschistischen Republik‹.

›Radio Livorno‹ benannten wir einen Sender, der vorgab, von der Funkerkabine eines italienischen Kriegsschiffs im Flottenstützpunkt Livorno aus im Namen der italienischen Widerstandsgruppen zu operieren. Nacht für Nacht wandte ›Livorno‹ sich an die italienischen Schiffe in Spezia, Genua und anderen norditalienischen Häfen. In

feurigen antideutschen Ansprachen riet unser Sprecher – ein aus Malta gebürtiger Offizier der britischen Armee – seinen Kameraden von der italienischen Marine, vor den Deutschen auf der Hut zu sein – vor allem vor deutschen Versuchen, sich ihrer Schiffe zu bemächtigen. Und Nacht für Nacht befahl ›Livorno‹ den Patrioten von der italienischen Marine, ohne seinen Befehl keinerlei Manöver durchzuführen. Ich wartete gespannt darauf, daß die Deutschen eine Gegenoperation starteten und ihrerseits einen falschen Livorno-Sender in Betrieb nahmen. Aber zu meiner Erleichterung geschah nichts dergleichen. Anscheinend lagen solche Mittel gar nicht im Gedankenbereich der Abwehr.

Als dann die Zeit zum Handeln heranrückte, ließen wir immer deutlicher durchblicken, daß ›Livorno‹ mit den Alliierten verhandle, um die ›Befreiung‹ der italienischen Kriegsflotte von den Deutschen zu erreichen. Schließlich war der große Tag gekommen. Am 10. September 1943 gab ›Livorno‹ den Befehl zum Auslaufen, und die italienischen Schiffe lichteten gehorsam ihre Anker und fuhren nach Malta, das ›Livorno‹ ihnen als Treffpunkt angegeben hatte. Dort ergaben sie sich Admiral Cunningham und General Eisenhower.

Wir hatten die ganze Operation ›Livorno‹ in engster Verbindung mit der Admiralität durchgeführt, die uns täglich in großen Zügen den Inhalt der Botschaften bezeichnete, die ›Livorno‹ senden sollte. Es verlief alles so glatt und erfolgreich, daß ich überzeugt war, daß die Chefs der italienischen Marine ›Livorno‹ als das Sprachrohr Cunninghams erkannt haben mußten und in vollem Bewußtsein dessen, was sie taten, seinen Weisungen gehorchten. Einen Mann jedoch gab es, der nicht auf diese Vermutung kam: unser Sprecher aus Malta. Randolfo Imozzi war überzeugt, daß er und er ganz allein durch seine rednerischen Bemühungen vor dem Mikrophon die Übergabe der italienischen Flotte zuwege gebracht hatte.

Als die Übergabe bekannt wurde, legte er seine beste Uniform an und erschien siegesbewußt in meinem Büro. Er wartete sichtlich, daß ich ihm einen Orden an die Brust heften werde. Aber leider hatte ich keine Orden zu vergeben, sondern nur Glückwünsche. Die ließ ich ihm allerdings reichlich zuteil werden. Er verdiente sie. Nie hat ein Mann unermüdlicher und begeisterter gearbeitet.

Unsere Nachahmung des ›Senders der Italienischen Faschistischen Republik‹ erforderte viel technisches Geschick. Und obgleich seine Erfolge bei weitem nicht so dramatisch und aufsehenerregend waren wie die des ›Senders Livorno‹, bin ich doch der Ansicht, daß die aufgewendete Mühe sich durchaus lohnte. Doch selbst wenn wir mit dieser Nach-

ahmung keinerlei Erfolg verzeichnet hätten, sie wäre trotzdem die Arbeit wert gewesen, die wir darin investierten. Denn wir machten hier die ersten Erfahrungen mit einer neuen Technik, die uns später, als wir gegen die Deutschen eine ähnliche Operation aufzogen, unendlich wertvoll sein sollten.

Goebbels selbst war es, der uns die Gelegenheit verschaffte, sie gegen die Italiener auszuprobieren. Vor kurzem hatte Otto Skorzeny mit seinen SS-Leuten Mussolini aus den Händen seiner antifaschistischen Kidnapper befreit und es ihm ermöglicht, in Norditalien eine faschistische Regierung zu etablieren. Sofort stellte Goebbels ihm auch einen Rundfunksender zur Verfügung, damit er die italienische Öffentlichkeit durch seine Dynamik aufrütteln könne.

Dieser ›Faschistisch-republikanische Sender‹ brachte ein Kurzwellenprogramm, das von München aus gleichzeitig auf zwei Frequenzen übertragen wurde – nicht laufend, sondern nur halbstundenweise. Ich war nun der Ansicht, daß der kleine Doktor dem Duce gegenüber nicht großzügig genug verfahre und daß wir seine Knickerigkeit ein bißchen wettmachen und Mussolini zu seinen zwei Kurzwellenprogrammen noch ein drittes liefern sollten.

Ich besprach die Sache mit John Skeaping, meinem englischen Kollegen, der für die italienischen Sendungen verantwortlich war. Wir brauchten dazu nur die Münchner Italiensendung zu übernehmen und dann im richtigen Augenblick das ›Relais‹ abzubrechen und das faschistische Programm mit unseren eigenen Ansagen und Meldungen fortzusetzen. Wenn wir fertig waren, würden wir unsere Münchner Freunde wieder im ›Relais‹ übernehmen und ihnen erlauben, ihr Programm über unseren Sender zu beenden.

John hatte Bedenken. »Wir wollen Sie es fertigbringen, den geeigneten Moment herauszufinden?« fragte er. »Und wie wollen Sie die beiden Programme miteinander verblenden, ohne daß der Schwindel sofort auffällt?«

Aber es sollte sich herausstellen, daß die Sache gar nicht so schwierig war. Die Münchner spielten uns direkt in die Hände. Sie hatten ihr Wortprogramm in drei Abschnitte geteilt, die sorgfältig durch Einlagen von patriotischer und Militärmusik getrennt waren. Wir brauchten also lediglich den ersten Abschnitt ihres Programms zu übernehmen und dann, wenn der zweite begann, unsere eigene Musik und eigene Wortsendungen einzuschalten. Es kam nur darauf an, unsere letzten Meldungen und Ankündigungen so zu formulieren, daß wir jederzeit abbrechen und das Münchner Programm wieder übernehmen

konnten, sobald die Musik von dort zum dritten Abschnitt überleitete. Klingt das kompliziert? Das war es auch. Aber nach vielen geduldigen Versuchen und Proben, die vierzehn Tage dauerten, waren unsere Italiener schließlich startbereit. Und wir hätten keine besseren Sprecher finden können als die beiden Kriegsgefangenen, die vor ihrer Einberufung zur italienischen Armee Ansager bei Radio Italia gewesen waren.

Ich hoffte mit dieser Operation zu erreichen, daß italienische Hörer, die auf ihrer Skala den Sender des Duce suchten, versehentlich unser Programm an Stelle des echten faschistischen Senders bekamen. Und John und ich sowie die italienischen Sprecher und Skriptschreiber waren höchst erfreut, als wir merkten, daß diese Hoffnung sich erfüllte.

Schon wenige Tage nach Beginn dieser Operation stritten die Leute des Duce in München empört und heftig ab, daß sie die unglaublichen Dinge gesagt hätten, die ihnen die Abhörer in aller Welt in den Mund legten. Es ergab sich ein solcher Wirrwarr von Dementis und Gegendementis, daß Dr. Goebbels am Ende zu dem Entschluß kam, den Kurzwellensender aufzugeben. Statt dessen räumte er den Italienern eine Zeit im Münchner Mittelwellenprogramm ein, zur größten Empörung der Bayern, die so eine eigene Unterhaltungssendung einbüßten. Wir hatten bald Gelegenheit, diesen Ärger der Münchner zu unseren eigenen Gunsten auszuwerten.

Beschämt muß ich gestehen, daß der ›Faschistisch-republikanische Sender‹ in unserer ›Ausgabe‹ sich unverzeihlich rüde und feindselig gegen Seine Heiligkeit den Papst äußerte. In sämtlichen italienischen Zeitungen erschienen die Proteste des Vatikans. Und töricht war es auch vom faschistischen Sender – wiederum in unserer Version –, daß er im voraus bekanntgab, die Regierung beabsichtige, die Lira abzuwerten. Dadurch wurde ein höchst zufriedenstellender Run auf diese Währung verursacht. Wir berichteten außerdem von einer angeblichen Vereinbarung einer sogenannten ›Gnadenzone‹ und behaupteten, die Alliierten hätten versprochen, diese Zone nicht zu bombardieren, so daß die Einwohner der norditalienischen Industriestädte dort Zuflucht finden könnten, um ihr Leben zu retten. Zugleich mit diesem Bericht sendeten wir Mussolinis empörte Angriffe gegen die unpatriotischen Italiener, die ihre Arbeit in den Städten im Stich ließen, um in der ›Gnadenzone‹ Zuflucht zu nehmen.

Von unseren Operationen auf dem Balkan sind mir vor allem zwei in Erinnerung. Die eine sollte die Lieferung rumänischen Petroleums

nach Deutschland sabotieren. Unter dem Motto ›Behaltet das Öl unter der Erde! Laßt nicht zu, daß die Deutschen Rumäniens einzigen großen Reichtum verschwenden!‹ übertrugen wir Woche für Woche einen aus vierzehn einfachen Lektionen bestehenden Kursus in Ölquellen-Sabotage, den ein britischer Ingenieur, den ich zu Anfang des Krieges in Rumänien kennengelernt hatte, für mich zusammenstellte. Nach Abschluß der vierzehn Lektionen brachten wir sie in einer weiteren Sendereihe noch einmal.

Die einfachste dieser Lektionen lautete: »Wenn du auf den Ölfeldern ein Ventil oder einen Absperrhahn siehst, dreh im Vorbeigehen daran.« Ich hielt das für ein so einleuchtendes und einfaches Mittel, daß ich, ohne mich noch einmal bei einem Fachmann zu erkundigen, für die österreichischen Ölvorkommen eine ähnliche Kampagne mit dem Slogan ›Gehn ma drahn!‹ startete.

Als ich jedoch nach dem Krieg Wien besuchte und Mr. van Sickel, den kanadischen Pionier der österreichischen Petroleumindustrie, fragte, ob unsere Kampagne in Österreich wohl einigen Erfolg gehabt habe, brach er in ein spöttisches Lachen aus.

»Mein Lieber«, sagte er, »›Gehn ma drahn‹ ist ein prächtiges Motto, wenn man etwas gegen die rumänischen Ölvorkommen unternehmen will. Aber hier nützt das nichts. Wir haben bei den hiesigen Ölquellen ein anderes System; da gibt es keine Ventile und Hähne, an denen man drehen könnte!«

Die andere Operation auf dem Balkan betraf Bulgarien. So unglaublich es klingen mag, unser bulgarisches Team nahm einen Freiheitssender in Betrieb, der den Anschein erweckte, er sei ein von den Deutschen geleiteter bulgarischer Freiheitssender. Es war unsere Absicht, daß er etwa so wirken sollte wie die in schlechtem Englisch und mit einem starken deutschen Akzent ausgestrahlten Sendungen eines Goebbelschen Freiheitssenders, der vorgab, ein englischer Sender zu sein.

Um einen möglichst überzeugenden Effekt zu erzielen, mußten wir unter den deutschen Flüchtlingen in England zwei finden, die Bulgarisch mit starkem deutschem Akzent sprechen konnten. Wir fanden sie. Sie waren ausgezeichnet und – für diejenigen, die Bulgarisch verstanden – ungeheuer komisch.

Wie ich erfuhr, trug diese Fälschung einer Fälschung viel dazu bei, die Deutschen in Sofia lächerlich zu machen. Denn die einfachste und wirkungsvollste ›schwarze‹ Operation war es, wie ich meinem Team zu sagen pflegte, einem Mann in die Suppe zu spucken und dabei ›Heil Hitler!‹ zu rufen.

46. Soldatensender Calais

Am Abend des 24. Oktober 1943, drei Minuten vor sechs Uhr, saß Johnnie Kisch[1] wie gewöhnlich vor seiner Reihe grau gestrichener Empfänger in dem kleinen Abhörraum der BBC von Caversham. Johnnie langweilte sich. Er hatte einen geisttötenden Job. Seine Empfänger waren auf die deutschen Rundfunkstationen eingestellt, und Johnnies Aufgabe bestand darin, auf Änderungen in diesen Programmen zu achten – Änderungen, die vielleicht darauf hindeuteten, daß die Deutschen versuchten, eine chiffrierte Botschaft an einen Agenten durchzugeben, oder daß Goebbels irgendeinen neuen Propagandatrick ausprobieren wollte. Aber nie ereignete sich so etwas. Nacht für Nacht und Tag für Tag mußte Johnnie sich dieselben langweiligen Sprecher anhören, die dauernd dieselben öden Propagandasprüche herleierten ›... Die uneinnehmbare Festung Europa ... Hitler, der Vorkämpfer der westlichen Zivilisation gegen die bolschewistischen Horden ... die Verschwörung des Weltjudentums ...‹ Gräßlich! Einfach gräßlich! Johnnie empfand tiefes Mitleid mit sich selber.

Mechanisch drehte er an dem Knopf des Gerätes, das auf München eingestellt war. Es war jetzt genau sechs Uhr. Und da geschah es! Mit Trommelwirbeln und Trompetengeschmetter tönte lärmend und jubelnd ein deutscher Marsch aus dem Empfänger. Die Musik war so dröhnend, daß Johnnie sich augenblicklich vorbeugte und die Lautstärke verminderte. Und während er das noch tat, verkündete eine Stimme, die Johnnie nie zuvor gehört hatte, in einem knappen militärischen Ton: »Hier ist der Soldatensender Calais. Wir senden auf Wellenlänge 360, auf 420 und 492 Meter. Angeschlossen ist der deutsche Kurzwellensender Atlantik auf 30,7 und 48,3 Meter. Wir bringen Musik und Nachrichten für die Kameraden im Bereich des Befehlshabers West und Norwegen. Es folgt jetzt Tanzmusik.«

[1] Zur Zeit ist Kisch der Londoner Redakteur der Illustrierten ›Quick‹.

Johnnie hatte noch nie etwas vom Atlantiksender gehört, da er auf die Mittelwelle spezialisiert war. Daher war er mehr als erstaunt über die ausgezeichnete Tanzmusik, die schmissiger und rhythmischer war als alles, was er je im Rundfunk gehört hatte. Johnnie griff zum Telefon, um seinen Vorgesetzten anzurufen.

»Hallo, Bob«, sagte er. »Da ist ein neuer deutscher Wehrmachtssender, der in Calais stationiert ist. Toller Vorspann und wirklich großartige Musik. Er sendet fast auf derselben Wellenlänge wie München.«

»In Ordnung«, sagte Bob. »Schicken Sie mir einen Bericht darüber.«

Um halb sieben Uhr rief Johnnie seinen Vorgesetzten noch einmal an. »Sie müssen sich diesen Sender selbst mal anhören, Bob«, sagte er. »Ich kann mir keinen Vers darauf machen. Er kommt mir wesentlich offenherziger vor als die meisten anderen deutschen Sender. Die Leute bringen den üblichen deutschen Quatsch, aber zwischendurch kommen dann plötzlich Meldungen, die einen völlig anderen Ton anschlagen. Ich weiß nicht, ob das absichtlich ironisch gemeint war, aber stellen Sie sich vor, direkt nach einem Auszug aus einer sehr optimistischen Ansprache von Gauleiter Sauckel kamen ein paar äußerst niederschmetternde Meldungen von der russischen Front. Was soll das bloß heißen?«

Wenige Minuten später schon konnte Johnnie Kisch, ein sehr intelligenter junger Mann, sich denken, was hier im Gange war. Es kam ein Bote und überbrachte Johnnie Kisch einen Umschlag, der die Aufschrift ›Geheim‹ trug, mit einer ›D-Nachricht‹ (so genannt, weil diese Art der Mitteilungen mit den während des Krieges erlassenen ›Defence Regulations‹, den Verteidigungsbestimmungen, zusammenhing). Dieselbe Nachricht war bereits durch das Informationsministerium den Redaktionen aller Zeitungen und Nachrichtenagenturen zugegangen.

»Die Rundfunkübertragungen des Soldatensenders Calais oder des deutschen Kurzwellensenders Atlantik«, so lautete die Nachricht, »sowie der Inhalt ihrer Sendungen dürfen nirgends öffentlich erwähnt werden.«

In Deutschland jedoch, dem von den Deutschen besetzten Frankreich und den Niederlanden hatten viele diese erste Übertragung gehört. Und sie hatten keine D-Nachricht, die ihnen auf die Sprünge half. Sie nahmen diesen neuen Sender als das hin, wofür er sich ausgab: als einen deutschen Sender. Und sie lauschten voller Staunen und Vergnügen. Ein weniger enthusiastischer aber gleichermaßen aufmerksamer Hörer war Dr. Joseph Goebbels. Fünf Wochen nach dem Start des Soldatensenders, am 28. November 1943, schrieb er in sein Tagebuch: »Große Sorge bereitete uns am Abend ein sogenannter Soldatensender Calais, der offenbar von England aus betrieben wird und sich auf die Welle des Deutschlandsenders setzt, wenn der bei Luftangriffen ausgeschaltet wird. Er betreibt eine sehr geschickte Propaganda, und man kann aus den dort gemachten Angaben entnehmen, daß die Engländer ganz genau wissen, was sie vor allem in Berlin zerstört haben und was nicht.«

Ja, wir hatten jetzt endlich auch die Mittelwelle erobert. Und uns stand nicht allein der mächtige 600 Kilowatt starke Sender mit dem Codenamen ›Aspidistra‹[1] zur Verfügung, sondern Harold Robin hatte ihm obendrein noch einen kleinen transportablen ½ Kilowatt starken Sender angeschlossen, den seine Leute an eine Stelle der Küste bei Dover, direkt gegenüber von Calais, geschleppt hatten – eine kleine Freundlichkeit für diejenigen, die versuchen würden, unseren Standort anzupeilen.

Aber was für ein Kampf war es gewesen, die Genehmigung für diesen neuen Sender zu erhalten und ›Aspidistra‹, den stärksten Sender Europas, den Klauen der BBC zu entreißen!

Obgleich unsere Abteilung ›Aspidistra‹ der BBC ursprünglich nur leihweise überlassen hatte, sah diese ihn als ein ihr durch Gewohnheitsrecht zustehendes Eigentum an. Es war einfach undenkbar, daß jetzt diese vulgären ungehobelten Burschen von der ›schwarzen Propaganda‹ ihn bekommen sollten! Aber nach einem vier Wochen dauernden Papierkrieg, endlosen Besprechungen und Streitigkeiten hatte die BBC schließlich doch nachgegeben.

Ivone Kirkpatrick war mein Hauptgegner gewesen.

»›Schwarz‹ mag ganz gut sein für die Kurzwelle«, erklärte er mit der knappen, dogmatischen Selbstsicherheit des ehemaligen Militärs und jetzigen Diplomaten. »Aber wenn Sie mit all Ihren Lügen und Entstellungen auch noch auf die Mittelwelle gehen, untergraben Sie damit den guten Ruf der britischen Propaganda als Vermittler der Wahrheit.«

Kirkpatrick vertrat den europäischen Dienst der BBC bei den Beratungen des Komitees der Politischen Kriegführung, und da er einen hohen diplomatischen Rang innehatte, fiel seine Stimme sehr ins Ge-

[1] Aspidistra ist eine seit der Victorianischen Zeit beliebte Zimmerpflanze mit breiten palmenähnlichen Blättern. Zur Zeit, da der Sender gebaut wurde, gab es einen Schläger »Unser ist die größte Aspidistra in der Straße ...«.

wicht – vor allem bei Bruce Lockhart, der früher selbst beim Foreign Office gewesen war und natürlicherweise Wert auf die gute Meinung seiner älteren Kollegen legte.

Aber als die Entscheidung wegen des Mittelwellensenders gefällt werden mußte, war Bruce Lockhart aus Krankheitsgründen abwesend, und an seiner Stelle führte General Brooks den Vorsitz. Dallas Brooks gehörte, wie gesagt, den Royal Marines an, und für ihn waren die Ansichten der britischen Streitkräfte maßgebend, vor allem die der Admiralität. Und die Vertreter der Streitkräfte, allen voran die Admiralität, waren sämtlich dafür, daß ›Aspidistra‹ nebst einigen Mittelwellenfrequenzen der ›schwarzen Propaganda‹ zugesprochen wurde. Denn es war jetzt an der Zeit, zur Vorbereitung der Invasion die in Frankreich stationierten Deutschen propagandistisch ›einzuseifen‹ und ›aufzuweichen‹. Nach Meinung der Stabschefs war die BBC mit ihren Hemmungen und ihrer Leidenschaft für ideologische Diskussionen für eine solche Aktion nicht das bestgeeignete Instrument. Hier brauchte man zusätzlich zur BBC noch einen anderen, rücksichtsloseren Helfer: den Soldatensender Calais.

Sogar der Name ›Calais‹ mußte zunächst genehmigt werden. Denn es war der Plan der Alliierten, Hitler und seinen Nachrichtendienst glauben zu machen, das Hauptziel der Invasion werde Calais und seine Umgebung sein, während die Operationen gegen die Normandie scheinbar nur ein Ablenkungsmanöver darstellten. Wenn wir unseren Sender nun ›Soldatensender Calais‹ nannten, würden die Deutschen daraus möglicherweise folgern, daß die Bedrohung von Calais ein Bluff war. Endlich jedoch kam man zu der Ansicht, daß dieser Punkt wohl in keiner Richtung ausschlaggebend sein werde, und der Name mit seinem wohlklingenden Rhythmus wurde mir bewilligt.

»Aber jetzt lassen Sie mich bloß nicht im Stich, Tom«, waren Dallas Brooks' letzte Worte, bevor wir an die Arbeit gingen. »Ich setze dabei allerhand aufs Spiel. Wenn Sie die Sache verpfuschen, wird diesmal mein Kopf im Sand rollen.«

Als jedoch unsere erste Nachtsendung vorüber war, rief Dallas Brooks mich aufgeregt und hocherfreut an.

»Sie wissen ja, daß ich selbst nicht Deutsch kann«, sagte er. »Ich konnte deshalb nicht verstehen, was Sie gebracht haben. Aber Freunde von mir, die Deutsch können, haben mir erzählt, es sei fabelhaft gewesen, einfach fabelhaft.«

Auch Kirkpatrick spendete mir ein großzügiges Lob, und ›Kirk‹ sprach gut deutsch.

»Es war ganz ausgezeichnet«, sagte er. »Aber mit Ihrem kleinen Team werden Sie dieses Niveau niemals halten können. Ich habe noch immer die größten Bedenken.«

Auch ich fürchtete, daß hier eine Gefahr lag. Denn wir hatten nur ein Drittel des Personals, das der BBC für ihren deutschen Dienst zur Verfügung stand. Dabei mußten wir jetzt allabendlich drei Nachrichtensendungen mit ständig wechselndem Inhalt bringen anstatt der einen, die wir im Atlantiksender gebracht hatten.

»Calais muß während der ersten sechs Wochen absolut erstklassig sein«, erklärte ich dem Team bei unserer Besprechung am nächsten Morgen. »Wir werden eine Menge sehr kritischer Beobachter unter unseren Hörern haben, und einige davon werden bestimmt versuchen, uns abzuschießen. Es wird also für die nächsten vier Wochen für keinen von uns einen Urlaubstag geben. Einverstanden?«

Mein aus Emigranten und Kriegsgefangenen bestehendes Team stimmte begeistert zu. Sie waren großartige Kerle mit einem ungeheuren Korpsgeist und echt deutschem Arbeitsehrgeiz. Und auch als wir unseren Mitarbeitern später wieder ein paar freie Tage gönnen konnten, war trotzdem kein Absinken jenes Niveaus zu verspüren, das unsere Programme von Anfang an gehabt hatten. Im Gegenteil, es erhöhte sich noch. Aber wir durchlebten auch ein paar kritische Augenblicke. Den ersten bescherte mir Lindley Frazer, den unsere Abteilung als Verbindungsmann zu Carleton Greene und der BBC abgeordnet hatte. Eines Abends, schon bald nach der Eröffnung des Soldatensenders Calais, rief Lindley mich über den Dienstapparat an.

»Tom«, sagte er, »falls man mir nicht in Balliol etwas völlig Falsches beigebracht hat, gehörte der Philosoph Spinoza der jüdischen Rasse und Religion an.«

»Sehr richtig, Lindley«, erwiderte ich mit der anerkennenden Fröhlichkeit eines Quizmeisters beim Fernsehen, der dem Kandidaten eine Fünfdollarnote zuerkennt. »Und was wollen Sie sonst noch wissen?«

»Hören Sie zu!« Und jetzt schoß Lindley das schwere Geschütz gegen mich ab. »Im Hinblick auf die Rasse dieses Philosophen kommt es mir doch etwas unwahrscheinlich vor, daß es im heutigen nationalsozialistischen Frankfurt am Main eine Spinozastraße geben soll. Trotzdem habe ich soeben im G. 7 (unsere Chiffre für den Soldatensender) gehört, daß die RAF letzte Nacht Bomben auf die Spinozastraße in Frankfurt geworfen habe.«

»O weh, o weh!« sagte ich jetzt sehr kleinlaut. »Vielen Dank, Lindley. Ich werde der Sache sofort nachgehen.«

Natürlich fürchtete ich, wir seien einem vorhitlerschen Baedeker zum Opfer gefallen. Zum Glück aber war dies nicht der Fall. Der Stadtplan, den Schlabrenhorst benutzt hatte, war neuesten Datums. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund nannten die Frankfurter Stadtväter die Spinozastraße selbst nach Hitlers Machtübernahme noch immer Spinozastraße, und ich konnte Lindley zu meiner Erleichterung versichern, daß Calais sich keinen Lapsus hatte zuschulden kommen lassen. Aber immerhin – so ein Fehler konnte uns leicht einmal unterlaufen und uns zu Fall bringen.

Die Aufnahme, die der Soldatensender Calais beim deutschen Publikum erfuhr, sollte Kirkpatricks düstere Vorahnungen nicht rechtfertigen. Sehr bald schon liefen Berichte von Kriegsgefangenen und aus anderen Quellen ein, aus denen hervorging, daß die Deutschen diese Sendungen keineswegs als plumpen Betrug abtaten, sondern im Gegenteil eifrigst hörten und in diesen offenen und unumwundenen Meldungen einen Beweis dafür erblickten, daß die Leute vom Reichspropagandaministerium der Wehrmacht manche Wahrheit erzählten, die sie vor der Zivilbevölkerung geheimhielten. Der arme kleine Dr. Goebbels konnte sich nicht retten vor all den Berichten der Himmlerschen Polizeibeamten und der Gauleiter, in denen diese ihn von den Verheerungen in Kenntnis setzten, die der Soldatensender anrichtete.
Ein Bericht vor allem war es, der mir besondere Freude machte, als eine Abschrift desselben unter einem Haufen uns in die Hände gefallener Dokumente auftauchte. Er stammte aus dem Bayrischen Innenministerium und war an den Leiter des Münchner Sicherheitsdienstes, Freiherr von Eberstein, gerichtet. Ich schickte ihn mit freundlichen Grüßen an Kirkpatrick.
Sein wörtlicher Inhalt ist folgender[1]:

Sicherheitsdienst des Reichsführers SS — München 13
SD-Leitstelle München — Franz-Joseph-Str. 38
III c 4-AZ 17/43 – Dr. Kn/Hi — 16. 3. 1944
(Gestempelt: Bayrisches Staatsministerium des Inneren: 20. März 1944)
Übermittelt am 18. 3. 44 an SS-Obergruppenführer und General der Polizei Freiherr von Eberstein.

[1] Leider besitze ich diesen Bericht nicht mehr in seiner ursprünglichen deutschen Fassung, sondern nur in einer englischen Übersetzung. Der folgende Text ist also eine Rückübersetzung.

Betrifft: Empfang und Wirkung der Sendungen des Soldatensenders Calais auf die Bevölkerung.

Seit dem Oktober 1943 hört die Bevölkerung in zunehmendem Maße die Sendungen einer Rundfunkstation, die sich selbst ›Soldatensender Calais‹ nennt und über deren Nationalität die Bevölkerung sich nicht im klaren ist.
Die Hauptwirkung der Nachrichtensendungen dieser Station, die als psychologisch hervorragend aufgemacht bezeichnet werden, beruht auf dem Prinzip, absolut einwandfreie Nachrichten zu bringen, die wörtlich vom deutschen Nachrichtendienst übernommen werden, und eine Anzahl mehr oder weniger tendenziöser Meldungen dazwischen zu mengen. Diese Methode hat große Teile der Bevölkerung zu der Annahme veranlaßt, der Soldatensender Calais sei eine deutsche Station, möglicherweise einer der vielen Soldatensender, die man in den besetzten Gebieten einrichtete, ohne der Bevölkerung davon offiziell Kenntnis zu geben. Daß die Berichte des Soldatensenders Calais häufig eine Schärfe aufweisen, die sonst im deutschen Nachrichtendienst nicht üblich ist, erklärt sich die Bevölkerung in einzelnen Fällen mit der folgenden Überlegung:
»Immerhin kann man dem Frontsoldaten nicht die gleiche Propaganda bieten, die man uns in der Heimat verkauft. Man muß dem Frontsoldaten gegenüber ehrlicher verfahren.«
Wie sich im Laufe der letzten zwei Monate des Jahres 1943 herausstellte, verdankt der Soldatensender Calais, der ursprünglich auf einer Wellenlänge um 360 m sendete und erst später auf die Münchner Frequenz überging, einen großen Teil seiner Hörerschaft einem ganz besonderen Umstand. Seit dem September 1943 führte, wie erinnerlich, der Reichssender München in den Abendstunden Sendungen für das faschistisch-republikanische Italien durch, die auf die Dauer großen Ärger bei den hiesigen Hörern erregten und diese zwangen, andere Stationen einzustellen, um ihrer Abendunterhaltung nicht verlustig zu gehen.
Diese Hörer stießen bei ihrer Suche auf den Soldatensender Calais, der mit außerordentlicher Lautstärke durchkam und die Bevölkerung mit seinem Nachrichtendienst fesselte.
Seit Beginn dieses Jahres weisen Beobachter in München und der Provinz mit aller Dringlichkeit darauf hin, daß der Sender mit seinen Nachrichten über die Situation an der Front und in der Heimat große Unruhe und Verwirrung unter der Bevölkerung gestiftet hat und daß die Bevölkerung in zunehmendem Maße dem Nachrichtendienst dieser

Station ihr Vertrauen schenkt, da seine Berichte sich als mehr oder weniger zutreffend erwiesen haben. Man stimmt darin überein, daß die bei der Bevölkerung herrschende Meinung über die Situation an der Front sich hauptsächlich auf die Nachrichten des Soldatensenders Calais stützt, der nach den Worten eines bekannten Münchner Rundfunkexperten neben Belgrad und dem Luftnotsender Laibach[1] zu den meistgehörten Rundfunkstationen zählt.

Politisch verantwortliche Beobachter fordern immer dringender, daß wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln Maßnahmen gegen diesen Sender ergreifen. Vor allem muß die Bevölkerung über seinen Charakter als Feindsender aufgeklärt werden. Solange dies nicht geschehen ist, glaubt die Bevölkerung das Recht zu haben, diese Station zu hören, einerseits weil sie ihre Sendungen auf der Münchner Frequenz ausstrahlt, andererseits weil noch keine wirksamen Mittel gegen ihren Einfluß angewendet wurden.

Da es nicht möglich war, das Abhören des Soldatensenders Calais durch vertrauliche Hinweise auf seinen Ursprung zu unterbinden, hielt man es für richtig, einen kräftigen Störsender einzuschalten.

Die Einschaltung dieses Störsenders hatte jedoch vor allem in letzter Zeit unliebsame Folgen. Der Lärm des gegen Calais eingesetzten Störsenders machte den Empfang des Reichssenders München in vielen Teilen des Gaus Oberbayern und vor allem im Münchner Stadtbezirk unmöglich, während andererseits der Sender Calais deutlich empfangen werden konnte. Der Reichssender München wurde völlig überdeckt (und es ist hinzuzufügen, daß viele Hörer den gegen Calais eingesetzten Störsender als einen Feindsender ansahen, der die Sendungen der ›deutschen Station‹ Calais stören sollte).

Im Hinblick auf die unheilvolle Wirkung, die dieser Feindsender in moralischer und propagandistischer Beziehung ausübt, erscheint es als dringend notwendig, den Einfluß des Soldatensenders Calais so weit wie möglich zu beschränken, da die bisher unternommenen Störversuche auf Grund der hier eingegangenen Hörerberichte als unzureichend betrachtet werden müssen.

Im Auftrag (Unterschrift unleserlich)
SS-Sturmbannführer

Anläßlich dieser Mitteilung sandte der Gauleiter von München-Oberbayern, Paul Giesler, einen weiteren kurzen Bericht an Goebbels, in

[1] Dieser mir sonst unbekannte Sender wird im englischen Text angegeben.

dem er die meisten dieser Punkte noch einmal aufführte und den Minister bat, Schritte gegen den Soldatensender Calais zu unternehmen.

Auch in Frankreich veranlaßte der Soldatensender die deutschen Behörden zu ernsten Befürchtungen hinsichtlich seiner ›vergiftenden‹ Wirkung auf die ›einfachen‹ Gemüter der Soldaten. Das Oberkommando der Wehrmacht erließ Befehle an die Kommandeure der verschiedenen Einheiten, ihre Leute über den ›Feindsender Calais‹ aufzuklären, und gab in einer Sonderanweisung die Richtlinien für diese Aufklärung[1].

Zu meiner Freude gingen uns jedoch viele Beweise zu, daß trotz dieser Anweisung die Hörerschaft unserer Sendungen noch weiter zunahm.

[1] Der Text der Anweisung und andere Instruktionen, die den Soldatensender Calais betreffen, sind im Anhang wiedergegeben.

47. ›. . . Beförderung im Westen bedeutet Tod im Osten . . .‹

Seit mehreren Wochen trug ich nun schon in meiner Brieftasche eine kostbare Karte, die das geheimnisvolle Wort ›Overlord‹ und darunter den Namenszug eines Sicherheitsbeamten trug.

›Overlord‹ war, wie heute jedermann weiß, die Code-Bezeichnung für die Invasion in der Normandie, und die Karte bedeutete, daß ich zu den wenigen Auserwählten gehörte, die bereits zu diesem frühen Zeitpunkt an den Vorbereitungen zu dieser entscheidenden Operation teilnahmen.

Was mich betraf, so hatten diese Operationen eigentlich schon begonnen. Meiner Einheit war die Aufgabe zugefallen, die deutschen Streitkräfte im Westen einer gewissen Aufweichungstaktik zu unterziehen. Wir sollten versuchen, bei ihnen eine Stimmung zu erzeugen, in der sie, wenn der Angriff begann, den alliierten Truppen einen möglichst geringen Widerstand entgegensetzen würden. Das war auch der Grund, warum Dallas Brooks der BBC den großen Mittelwellensender weggenommen und mir zur Verfügung gestellt hatte. Und wir arbeiteten schon seit einiger Zeit mit Anspannung aller Kräfte. Jetzt war der General noch einen Schritt weiter gegangen. Er hatte mir aufgetragen, auch für die BBC einen parallelen Plan auszuarbeiten, der sich in seinen Grundzügen unseren Operationen anpaßte.

Ich wußte, was ich mit ›Calais‹ anfangen wollte. Ich war bereits dabei, es auszuführen. Und ich wußte auch, welche Rolle die BBC in diesem Stadium der Vorbereitungen übernehmen mußte.

Mein Hauptziel war es, daß die deutschen Truppen im Westen sich weiterhin in Sicherheit wiegten, nur an sich selbst dachten und an ihr behagliches ›Gott-in-Frankreich-Dasein‹. Damit folgte ich dem Vorbild der deutschen Propagandisten in Frankreich während des langen Scheinkrieges, der der deutschen Invasion von 1940 vorausging.

Beim Soldatensender Calais taten wir schon unser möglichstes, um die Deutschen zu der Ansicht zu bringen, der Krieg im Westen sei eigentlich nichts als ein ›Sitzkrieg‹, bei dem jede militärische Anstrengung sinnlos und albern sei. Schlimmer als das: Militärischer Ehrgeiz sei geradezu gefährlich.

»Einheiten, die sich als besonders schneidig und tüchtig erweisen«, sagte Calais, »werden zur Ostfront abgezogen. Beförderung in Frankreich ist ein sicherer Weg zum Tod in Rußland.«

Als ›Nachricht‹ brachten wir immer wieder Ausführungen zu dem Thema, daß das OKW Frankreich als ein Gebiet minderer Bedeutung ansehe und daß die Truppen in Frankreich denen an der Ostfront an Kriegsstärke und Bewaffnung weit unterlegen seien – eine Selbstverständlichkeit, da das Schicksal Deutschlands ja im Osten entschieden werde. Wenn wir die Priorität der Ostfront derartig betonten, hatten wir natürlich einen Hintergedanken: Im Augenblick, da die Alliierten angriffen, würden wir den deutschen Einheiten in Frankreich um so leichter einreden können, das Oberkommando habe sie abgeschrieben und sie könnten auf keinerlei Verstärkungen oder Nachschub rechnen. Ihre Front sei unwichtig.

Bei dieser Kampagne wünschte ich keine Unterstützung durch die BBC. Diese hätte nicht, wie wir, geschickt verstreute kleine Meldungen gebracht, sondern auffällige und umständliche Ansprachen und Kommentare und auf diese Weise in kürzester Zeit unsere Absichten aufgedeckt und damit zunichte gemacht. Darum war es meiner Ansicht nach viel besser, wenn die BBC sich zunächst aus dieser Sache heraushielt. Sie würde die Einseifungskampagne am besten dadurch unterstützen, daß sie so tat, als gäbe es weiterhin ›Im Westen nichts Neues‹. Hingegen würde es gut sein, wenn sie die Härten des Krieges in Rußland noch stärker betonte als bisher und immer wieder von den unermeßlichen Reserven der Roten Armee und dem Umfang des von Amerika gelieferten Materials sprach. Unter gar keinen Umständen aber durften die Leute von der BBC oder ihre Kollegen von der ›Stimme Amerikas‹ etwa Drohungen ausstoßen nach dem beliebten Motto ›Wir werden euch mit der geballten Kraft unserer unbesiegbaren Streitmacht vernichten!‹. Dafür würde nach dem ›D-Day‹, dem Stichtag für die Invasion, noch genügend Zeit sein.

All das setzte ich Dallas Brooks auseinander, und er war ganz meiner Meinung. Aber auch er glaubte, daß es ein schweres Stück Arbeit sein würde, meine britischen und amerikanischen Kollegen von der ›weißen Propaganda‹ zur Enthaltsamkeit und Selbstbescheidung zu überreden,

vor allem wenn sie hörten, wie wir ›Schwarzen‹ mit der überlauten Stimme von ›Aspidistra‹ munter drauflos agitierten. Ich kam zu der Überzeugung, daß es am besten sein würde, wenn ich mir neben Dallas Brooks noch einige einflußreiche Verbündete sicherte.

Gemeinsam mit Donald McLachlan, der jetzt dem Stab des Marinebefehlshabers für ›Overlord‹, Admiral Ramsay, zugeteilt war, um uns noch bessere interne Informationen vermitteln zu können, sprach ich bei den Planungsstäben der Streitkräfte für die bevorstehende Invason vor und erklärte dort, was wir beabsichtigten. Beim Hauptquartier für Interalliierte Operationen im Norfolk House sprachen wir mit dem Brigadegeneral Arthur Head und mit Johnnie Vass. Sie waren begeistert. Ich besuchte den kürzlich eingetroffenen amerikanischen General Robert McClure, der die psychologische Kriegführung bei SHAEF – den Supreme Headquarters of the Allied Expeditionary Forces – leitete. Er sagte seine Unterstützung zu. Ich dinierte mit General Spaatz, dem Befehlshaber der amerikanischen Luftstreitkräfte. Und in seinem Krankenhauszimmer beriet ich mich mit jenem Vertreter der psychologischen Kriegführung Großbritanniens, dessen Stimme bei den Amerikanern am meisten ins Gewicht fiel – Dick Crossman.

Schon bald nach seiner Ernennung zum ›Leiter der politischen Kriegführung gegen die Feindstaaten und ihre Satelliten (›weiß‹)‹ hatte Dick London verlassen und war nach Nordafrika gegangen. Dort war er während der Kämpfe in Algerien, Tunis und Sizilien der eigentliche Leiter der erfolgreichen anglo-amerikanischen psychologischen Kriegführung unter McClure gewesen.

Nun aber war er wieder in London und lag mit einer lebensgefährlichen Embolie im Krankenhaus – die Erkrankung war nicht das Ergebnis einer Feindaktion, sondern eines bösartigen Wespenstichs.

Dick, der da mit einer Venenentzündung im Bein, die noch immer sein Herz bedrohte, in seinem Krankenzimmer lag, war voller Liebenswürdigkeit und Begeisterung. Er hatte, wie er mir erzählte, während seiner Krankheit den Sender Calais gehört und bezeichnete seine Sendungen als die geschicktesten, die er je gehört hatte.

»Aber das ist natürlich keine ›schwarze Propaganda‹«, meinte er.

»Nein«, bestätigte ich, »es ist etwas Neues. Donald und ich nennen es ›graue Propaganda‹, denn sie liegt zwischen Schwarz und Weiß. Zweifellos sind sich viele unserer deutschen Hörer darüber klar, daß wir unmöglich Deutsche sein können, und trotzdem akzeptieren sie uns voller Dankbarkeit, weil wir nicht diesen Bum-bum-bum-V-Lärm

machen, mit dem die BBC sie an die Gestapo verrät, und weil wir so sprechen wie richtige Deutsche und nicht wie Emigranten.«

»Köstlich!« lachte Dick Crossman. »Wirklich köstlich! Warten Sie nur, wenn ich das der BBC erzähle!«

Aber natürlich verriet er der BBC und der ›Stimme Amerikas‹ nichts von meinen hochverräterischen Ansichten über die Stimmen ihrer Ansager. Im Gegenteil. Als auch sie ihn im Krankenhaus aufsuchten, versicherte er ihnen, daß mein Plan der richtige sei und ich mit der Unterstützung der militärischen Planungsstäbe rechnen könne. Mit dem Ergebnis, daß, als Donald, Dallas Brooks und ich wenige Tage später unseren ›weißen‹ Kollegen und Carleton Greene gegenübersaßen, sich alles glatt abwickelte und die BBC ohne Widerspruch die Rolle übernahm, die ich ihr zugeteilt hatte. Und die ›Stimme Amerikas‹ verhielt sich auf Veranlassung McClures ebenso. Zu meiner Freude kann ich zudem berichten, daß Dick Anfang Februar 1944 wieder so weit hergestellt war, daß er an einem Stock herumhumpeln und bei den ›weißen‹ Planungsbesprechungen im obersten Hauptquartier seinen Einfluß zur Geltung bringen konnte.

Der Soldatensender Calais benutzte die russische Front nicht allein als Kinderschreck, um Hitlers Soldaten in Frankreich davon abzuhalten, allzuviel Schneid und Tüchtigkeit an den Tag zu legen, und als Vorwand, um ihnen das Gefühl einzuimpfen, sie seien ›abgeschrieben‹, ›im Stich gelassen‹ und ›zweitrangig‹. Wir verwendeten sie auch als eine Bühne, auf der wir geheimnisvolle neue amerikanische ›Wunderwaffen‹ auftreten ließen, gegen die jeder Widerstand sinnlos war.

Die Amerikaner, so berichtete der Soldatensender, hatten die Russen mit diesen supermodernen ›Wunderwaffen‹ versorgt. Eine davon war eine Phosphorgranate von noch nie dagewesener Durchschlagskraft, welche die dicksten Panzer und Betonmauern sprengen und alles, was dahinter war, verbrennen konnte. Diese und ähnliche neue Waffen, so sagten wir, seien der Grund für die letzten Niederlagen der Deutschen in Rußland. Zu meiner Genugtuung hatte diese Propaganda zumindest in einem Fall Erfolg; das sollten wir bald nach dem D-Day erfahren.

Durch Lautsprecher hatte man einen Appell an Generalleutnant Karl-Wilhelm von Schlieben, den Kommandeur des Fort du Roule, gerichtet, das den Vormarsch der Amerikaner bei Cherbourg blockierte.

»Sie und Ihre Leute haben tapferen Widerstand geleistet«, sagte die Stimme im Lautsprecher. »Aber Ihre Lage ist hoffnungslos. Ihnen bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben, solange noch Zeit dafür ist.

Anderenfalls werden Sie und Ihre Leute vernichtet werden.« Einige Minuten lang herrschte Stille, und das Team der psychologischen Krieger fürchtete bereits, es müsse sich geschlagen geben. Plötzlich aber ertönte aus der deutschen Befestigung eine Stimme. Es war die Stimme des Generals von Schlieben persönlich.
»Ich kann mich nicht ergeben«, sagte der General. »Ich habe Befehl, mich bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Wenn Sie mir allerdings beweisen könnten, daß unsere Lage tatsächlich hoffnungslos ist . . . Wenn Sie zum Beispiel eine dieser Phosphorgranaten abfeuern könnten . . .«
Die Amerikaner kamen diesem Vorschlag bereitwilligst nach. Die dem Fort am nächsten stehende Batterie feuerte eine ganz gewöhnliche Granate ab. Gleich darauf ging die weiße Fahne hoch, die schweren Eisen- und Betontore des Festungsturms gingen auf, und heraus schritt der General an der Spitze seiner Mannschaft. In seinem langen weiten Ledermantel, dem Stahlhelm und mit seinem eckigen Kinn, unter dem das Ritterkreuz glänzte, war der General ein Bild der Niedergeschlagenheit. Aber seine Ehre war gerettet, Fort du Roule war unser und der Weg nach Cherbourg frei.
Wir hatten jedoch noch einen anderen Grund, immer wieder mit der Behauptung zu kommen, daß ›die wahren Verteidiger des deutschen Vaterlandes an der Ostfront‹ stünden. Ich hoffte, diese Kampagne des Soldatensenders werde politischen Einfluß auf gewisse Persönlichkeiten im deutschen Offizierskorps ausüben.
Wir wußten, daß die Generale wegen der Folgen, die Hitlers Einmischung in ihre Strategie gehabt hatte, in steigendem Maße verärgert waren. Immer häufiger bemerkte man, wie ›Friedensfühler‹ ausgestreckt wurden, und diese Bemühungen kamen von Männern, die behaupteten, im Einverständnis mit den Generalen zu handeln.
Seit einiger Zeit schon versuchten wir, nicht allein im Namen dieser ›Wehrmachtsopposition‹ zu sprechen, sondern bemühten uns auch, ihren Führern jene Art von Ermutigung angedeihen zu lassen, welche die ›weiße Propaganda‹ als offizielle Stimme der Alliierten ihnen nicht geben konnte. Wir wollten sie zu der Meinung bringen, sie brauchten nur Hitler zu stürzen, dann seien wir bereit zu Friedensverhandlungen. Als zum Beispiel die ›Frankfurter Zeitung‹ von Hitler verboten wurde und ich die Fälschung einer ›Freien Frankfurter Zeitung‹, die scheinbar vom deutschen Widerstand herausgegeben wurde, anfertigen ließ, brachte ich darin einen Leitartikel über die Notwendigkeit, Hitler zu stürzen und eine deutsche Friedensregierung einzusetzen.

»Sind die Westmächte bereit zu Friedensunterhandlungen?« fragte der Artikel. »Wir glauben, daß wir auf Grund erster vorsichtiger Fühlungnahmen zwischen deutschen Militärkreisen im Westen und dem Feind diese Frage mit Ja beantworten können. Nur müssen wir endlich handeln!«
Es erschien mir durchaus möglich, daß die Generale diese Kampagne des Soldatensenders Calais als Unterstützung ihres Traums einer Revolte gegen den Führer ansahen, der dann ein Seperatfrieden mit dem Westen folgen würde. Selbstverständlich kam ein solcher Separatfrieden gar nicht in Frage. Aber wenn es ›Calais‹ gelingen sollte, durch seine ständige Betonung der Priorität der Ostfront die Generale zu einer Erhebung gegen ihren obersten Kriegsherrn zu verlocken, würde ich mir keine Gewissensbisse machen. Ein Generalsputsch, ob er nun erfolgreich verlief oder nicht, ja schon der Verdacht einer Generalsverschwörung gegen Hitler, würde Hitlers Niederlage beschleunigen. Und es sollte sich herausstellen, daß unsere Mühen auch hier belohnt wurden.
Als ich im September 1944 mit Otto John sprach, dem einzigen Überlebenden der Generalsverschwörung, dem es gelungen war, ins Ausland zu entkommen, erfuhr ich von ihm, daß die Verschwörer unsere Sendungen tatsächlich gehört und genau in dem von mir erhofften Sinne ausgelegt hatten. Es tut mir leid, daß die Generale an Hitlers Fleischerhaken ihr Leben einbüßen mußten. Aber ich könnte nicht behaupten, daß ich irgendwelche Reuegefühle verspürte, weil ich falsche Hoffnungen in ihnen erweckt hatte. Denn diese Männer und ihresgleichen waren die ersten Gönner und Förderer der Hitlerbewegung gewesen. Sie waren die Nutznießer seines Dritten Reichs. Und sie erhoben sich erst dann gegen ihn, als sich herausstellte, daß sein Eroberungskrieg zum Scheitern verurteilt war.

Kritische Leser mögen mir entgegenhalten, daß ich dem deutschen Gewissen als unserem natürlichen Verbündeten im Kampf gegen Hitler zu wenig Aufmerksamkeit gezollt habe.
»Und was ist mit der Opposition der Kirche gegen Hitler?« werden sie fragen. »Was ist mit Pastor Niemöller und Bischof Graf von Galen? Wie steht es mit den Geschwistern Scholl? Was haben Sie getan, um sie unterstützen und zu ermutigen?«
Ich gebe zu, daß wir uns beim Soldatensender Calais fast lediglich an die eigennützigen und auf Selbsterhaltung gerichteten Instinkte unserer deutschen Hörer wandten – sowohl im Hinblick auf den einzel-

nen wie auf die Gesamtheit der Deutschen. Wenn wir den U-Boot-Besatzungen Sabotagemethoden vorschlugen, sprachen wir sie nicht als Pazifisten oder gar als Nazigegner an. Wir brachten nur einige Meldungen darüber, wie andere Besatzungen durch unauffällige Sabotageakte, die wir genauestens beschrieben, das Auslaufen ihres Boots verzögert hatten. Es hätte dem Wesen des Soldatensenders nicht entsprochen, wenn wir uns zu diesem Zeitpunkt, kurz vor der Invasion, bereits zu einer öffentlichen Verdammung des Kriegs im allgemeinen entschlossen hätten. Erst als die ›Friedensgenerale‹, wie wir sie später nannten, uns mit ihrer Aktion vom 20. Juli 1944 grünes Licht gegeben hatten, begannen wir, unsere Forderungen nach einer Beendigung des Krieges zu erheben.

Trotz alledem richteten wir auch einen ›schwarzen‹ Appell an das humanitäre Gewissen der Deutschen. Unser Sprachrohr hierbei war ein katholischer Priester. Pater Andreas war ein junger, einer Bauernfamilie entstammender Steiermärker, der die Sondergenehmigung seines Ordens erhalten hatte, unter meiner Leitung über einen Geheimsender zu sprechen. ›Christus der König‹ war der Name dieses ›schwarzen‹ Senders – seine technische Bezeichnung lautete ›G. 8‹.

Als ich mich entschloß, meine Reihe von ›Schwarzsendern‹ durch einen religiösen Sender zu ergänzen, hatte ich ursprünglich an eine Persönlichkeit gedacht wie Pater Muckermann, jenen intellektuellen deutschen Kleriker, der vor Hitlers Machtergreifung glänzend fundierte religiöse Artikel über soziale und politische Themen für die Ullstein-Blätter geschrieben hatte. Statt dessen fand ich diesen einfachen Bauernpriester, dessen Sendungen wegen der erdhaften Direktheit ihrer Sprache und der strahlenden Aufrichtigkeit und Güte des Sprechers zu den bewegendsten Rundfunkansprachen zählen, die ich je gehört habe.

Pater Andreas begann gewöhnlich mit einer kurzen Schallplattenmusik – Beethoven, Haydn, Bach oder Monteverdi. Damit versetzte er seine Hörer in die erwünschte kontemplative Stimmung. Dann, nachdem er den Namen der Station angesagt hatte, hielt er noch einen ganz kurzen Gottesdienst mit sakraler Musik ab und begann daraufhin mit seiner Ansprache. In diesen Ansprachen berichtete Pater Andreas den Deutschen von all den Schändlichkeiten und Niederträchtigkeiten, die in ihrem Namen an den Juden und den slawischen Völkern des Ostens verübt wurden. Er beschrieb die Schrecken von Auschwitz, Natzweiler und Mauthausen mit all den Einzelheiten, die Clifton Child ihm an Hand der ausführlichen uns vorliegenden Berichte liefern konnte.

Er erzählte von der entsetzlichen ›Aktion T-4‹[1], bei der Zehntausende kranker Menschen auf Anordnung eines Ausschusses nationalsozialistischer Ärzte aus Krankenanstalten und Konzentrationslagern herausgeholt und in die Gaskammern geschickt worden waren, um dort einen ›Gnadentod‹ zu erleiden.

Er sprach von den sadistischen medizinischen Experimenten der SS-Ärzte an lebenden Gefangenen und von dem nicht weniger zynischen Vorhaben der SS-Gruppe Lebensborn auf dem Gebiet der Rassenhygiene, bei dem SS-Leute mit unverheirateten Mädchen gepaart werden sollten, um eine germanische Musterrasse zu erzeugen. Er prangerte die Angriffe der Nationalsozialisten gegen die deutsche Familie an und ebenso die Verachtung der NSDAP für alle Gesetze der Menschlichkeit und der Moral. Das Material, das er für seine Ansprachen benutzte, war einwandfrei und den Tatsachen entsprechend; es enthielt keinerlei Erfindungen und keine bloßen Gerüchte. Und er erhob seine Anklagen gegen die »gottlosen Beherrscher Deutschlands« mit einer so einfachen bäuerlichen Beredsamkeit, die diese Ansprachen hundertmal wirkungsvoller machte als alles religiöse Schwadronieren im Stil eines Abraham a Santa Clara, das ich ursprünglich für ihn im Sinn gehabt hatte.

Seine Sendungen waren so eindrucksvoll, daß ich ernstlich daran dachte, einige davon für den Soldatensender zu übernehmen. Wir konnten das tun, indem wir vorgaben, wir hätten die Ansprachen des Pater Andreas mitgeschnitten. Aber dann unterließ ich es doch. Ich wollte damit nicht eine andere Operation gefährden, in die ich Pater Andreas mit hineingezogen hatte – allerdings, ich gestehe es, ohne ihn darüber aufzuklären. Kurz nachdem seine ersten Sendungen gelaufen waren, hatte ich meine Freunde bei der SOE und der OSS gebeten, durch ihre Gerüchteagenten in den Hauptstädten der neutralen Länder verbreiten zu lassen, der Sender ›Christus der König‹ sei eine insgeheim durch den Vatikansender betriebene ›schwarze‹ Station. Dieses Gerücht wurde sehr willig aufgegriffen und ging schon bald von Mund zu Mund – nicht nur in der Schweiz, wo der Pater eine große Gefolgschaft hatte, sondern auch in Deutschland und Österreich. Es war ein ausgezeichneter ›Beweis‹ dafür, daß der Papst das nationalsozialistische Regime verdammte, und viel zu wertvoll,

[1] Die Aktion wurde mit ›T-4‹ bezeichnet, weil die Zentrale der nationalsozialistischen Euthanasie-Organisation eine Zeitlang in dem Haus Tiergartenstraße 4 in Berlin untergebracht war.

um es dadurch zu gefährden, daß man Pater Andreas auch nur entfernt mit den ›grauen‹ Sendungen von ›Calais‹ oder ›Atlantik‹ in Verbindung brachte.

Ein weiterer ›schwarzer‹ Sender, der bei dieser Zermürbungsaktion eine Rolle spielte, war ein Arbeitersender. Wir gingen dabei von der Vorstellung aus, daß die Sprecher nazifeindliche Elektrotechniker eines großen Konzerns wie z. B. Siemens waren, der Sendestationen baute. Die Techniker benutzten die Geräte für ihre eigenen Sendungen und gaben dabei vor, sie müßten sie ausprobieren. Die Kennmelodie der Station war ›Lili Marlen‹. Eine Lili-Marlen-Platte wurde einmal durchgespielt. Dann begann das Lied von neuem, wurde etwa nach der ersten Strophe jäh unterbrochen, und die Stimme eines proletarischen Kämpfers gegen Hitler tönte durch den Äther. Wie ein Gewerkschaftssekretär, der seinen Kollegen Bericht erstattet, verlas er Nachrichten über Arbeitsbedingungen und Mißstände in verschiedenen Betrieben. Er gab ausführliche Anweisungen zur Werkssabotage, zur Verlangsamungstechnik und für verschiedene Methoden, sich von der Arbeit zu drücken. Außerdem diktierte er Slogans für kurze Flugblätter und Klebezettel.
Um sicher zu gehen, daß solche Klebezettel auch tatsächlich in Deutschland auftauchten, fertigten wir selbst einige an. Agenten der SOE und der OSS nahmen sie mit nach Deutschland und klebten sie heimlich an Bauzäune und die Wände der Toilettenräume. Ich selber sah einen davon an der Mauer einer ausgebombten Fabrik in Essen, als ich 1945 kurz nach der Einnahme der Stadt dorthin kam.
»Macht den Führer kalt, dann wird die Stube wieder warm!« stand darauf.

48. ›Schwarze Literatur‹

Es erschien mir wie ein Symbol der aller-, allerstrengsten Geheimhaltung, die mir bei meiner Arbeit für ›Overlord‹ auferlegt war, daß man mir im Bush House, der neuen Londoner Zentrale unserer Abteilung, ein Büro im neuesten und allerhöchsten Stockwerk anwies. Es war ein hübscher kleiner weißgekalkter Raum direkt unter dem Dach des Gebäudes, das damals noch zu den höchsten in ganz London zählte. Von seinen Fenstern aus konnte Betty Colbourne, meine blondlockige junge Privatsekretärin, über die wie aus grauen Mosaiksteinen zusammengesetzte Wüste der Londoner Dächer unter uns bis hinüber zur Kuppel der St.-Paul's-Kathedrale blicken.
Und hier, an diesem luftigen Ort hoch über London, empfingen Betty und ich jetzt unsere heimlichen Besucher: Polen, Dänen, Norweger, Franzosen, Holländer, Amerikaner und Engländer – die Leiter der geheimen Widerstandsgruppen in den von Deutschland besetzten Gebieten. Von der SOE und der OSS ausgesandte Flugzeuge hatten sie auf verborgenen Behelfsflugplätzen aufgenommen, direkt vor der Nase des angeblich allwissenden Himmlerschen SD. Von dort waren sie nach London geflogen worden, wo man sie in einer Art Schnellkursus auf die Rolle vorbereitete, die sie und ihre Gruppen bei der kommenden Befreiung Europas übernehmen sollten. Es gehörte zum vorgesehenen Plan dieses Kursus, daß sie auch bei mir vorsprachen, damit ich von ihnen erfuhr, was wir tun konnten, um ihnen zu helfen und ihnen auseinandersetzte, auf welche Weise sie uns unterstützen könnten.
Wenn ich den lustigen, schlanken jungen polnischen Aristokraten zuhörte, die die neuesten und elegantesten Londoner Nachtlokale soviel besser zu kennen schienen als ich, konnte ich es kaum glauben, daß diese selben Menschen noch vor wenigen Tagen in Krakau geholfen hatten, eine deutschsprachige Zeitung mit Nachrichten herauszugeben, die sie im Atlantiksender gehört hatten. Oder daß der große junge englische Oberst, der mich dringend bat, einen neuen Geheimsender

für die Slowenen aufzuziehen, vor drei Tagen die Signalzentrale am Eisenbahnknotenpunkt Laibach in die Luft gesprengt hatte.
Ich fühlte mich fast peinlich berührt durch die Ehrerbietung, mit der diese Experten der physischen Zerstörung meinen Ausführungen über die ›schwarzen‹ Möglichkeiten ihrer Arbeit lauschten.
In der Hauptsache hatte ich eine Bitte an sie: Wenn sie einen Deutschen töteten, so sollten sie nach Möglichkeit den Anschein erwecken, als sei dieser Mann von Deutschen umgebracht worden.
»Hitler und die Gestapo sollen glauben, daß sie es nicht nur mit einer polnischen oder französischen Untergrundbewegung, sondern auch noch mit deutschen Widerstandsgruppen zu tun haben.«
Zu meiner großen Erleichterung begriffen sie sofort, worauf es ankam, und versprachen, alles Erdenkliche zu tun, damit die Deutschen an das Vorhandensein einer mächtigen und aktiven deutschen Widerstandsbewegung glauben sollten. Und sie waren auch voller Begeisterung bereit, von uns fabriziertes Material zu verbreiten, das die Deutschen zu Gedanken und Handlungen verleiten sollte, die Hitlers militärischen Bestrebungen zuwiderliefen.
Ich konnte ihnen an zahlreichen Beispielen zeigen, wie ich es meinte. Eins meiner ›Muster‹, das die Absicht verfolgte, die deutschen Soldaten zur Desertion nach Schweden und in die Schweiz anzuregen, war ein Flugblatt, das genauso aufgemacht war wie ein Propagandablatt, das vom OKW für die Offiziere unter dem Titel ›Mitteilungen für die Truppe‹ herausgegeben wurde. Ich zeigte meinen Besuchern ein deutsches Original, damit sie sich überzeugen konnten, daß unsere Fälschung das gleiche Format, die gleiche Papiersorte, die gleichen Drucktypen und den gleichen Stil hatte. Unser Flugblatt behandelte das Problem, das die angeblich ständig wachsende Zahl der Desertionen in neutrale Länder aufwarf. Die Offiziere wurden darin angehalten ihre Leute zu belehren, daß sie die Jagd auf Deserteure nicht der Feldgendarmerie überlassen dürften, sondern selbst auf diese verräterischen Feiglinge aufpassen und sie daran hindern müßten, den neutralen Ländern einen so kläglichen Eindruck vom Kampfgeist der Wehrmacht zu vermitteln. Die Mitglieder der Untergrundbewegungen, so erklärte ich, sollten dieses Flugblatt an Stellen legen, wo es glaubhaft erschien, daß ein deutscher Offizier es vergessen hatte, und wo ein deutscher Soldat es finden konnte.
»Ein derartiges Flugblatt«, dozierte ich, »ist ein hundertmal wirksamerer Anreiz zum Desertieren als irgendeine Propaganda, die offensichtlich von den Alliierten ausgeht.«

Ein weiteres Beispiel war ein angeblich von der deutschen Feldgendarmerie veröffentlichter Anschlagzettel. Er zeigte das undeutlich wiedergegebene Foto eines deutschen Soldaten, der von den deutschen Behörden wegen Mords gesucht wurde. Die Beschreibung des Mannes in dem Steckbrief sowie das Foto konnten fast auf jeden deutschen Soldaten oder Offizier in Uniform zutreffen. »Erwin Bauer«, so lautete die polizeiliche Bekanntmachung, »wurde zuletzt in der Uniform eines SS-Obersturmführers in Oslo gesehen ... Es ist bekannt, dass Bauer sich verschiedene Offiziersuniformen und Ausweispapiere beschafft hat. Man muss annehmen, dass er ... in der Uniform eines Sonderführers auftritt.« Der Text schloß mit der Erklärung, der Mann sei ein so gefährlicher Verbrecher, daß die Feldgendarmerie darum ersuchte, ihn *lebend oder tot* auszuliefern. Das war eine offene Aufforderung, deutsche Soldaten zu erschießen Und diese Aufforderung schloß stillschweigend auch die Norweger mit ein, denn der Steckbrief war sowohl in deutscher wie in norwegischer Sprache abgefaßt.
»Wir haben mit diesem ›Muster‹ sehr zufriedenstellende Resultate in Norwegen erzielt«, erzählte ich meinen Besuchern. »Die Widerstandsgruppe Haugesund hat es fertiggebracht, den echten Stempel ihrer örtlichen Kommandantur daraufzusetzen und den Zettel an allen möglichen Stellen anzubringen, sogar am Schwarzen Brett des deutschen Offizierkasinos in einem der Hotels. Sie hatten viel Spaß damit, bevor die Deutschen merkten, was hier los war. Wenn Sie jetzt von diesem Anschlagzettel Gebrauch machen möchten, könnten wir Ihnen wahrscheinlich die nötigen Stempel verschaffen, falls Sie sie nicht selbst haben sollten.«
Aber fast in allen Fällen besaßen meine Besucher bereits alle erforderlichen deutschen Stempel. Ich war erstaunt, wie gut diese Guerillakämpfer mit allem versehen waren, was für die Herstellung gefälschter deutscher Ausweise erforderlich war.
Auch uns standen sämtliche Hilfsmittel zur Verfügung. Denn seit jenem Zeitpunkt im Mai 1941, an dem wir nicht imstande waren, eine Seite des ›Völkischen Beobachters‹ zu fälschen, weil wir weder die entsprechenden deutschen Drucktypen noch das richtige Druckpapier besaßen, hatten wir einen langen Weg zurückgelegt. Jetzt hatten wir eine eigene Druckerei, die in der Lage war, jedes beliebige deutsche Dokument vom Wehrmachtsbefehl bis zu Briefmarken und Lebensmittelkarten einwandfrei zu kopieren.
Das Genie, dem wir diese Entwicklung verdankten, war Armin Hull, der von einer Sperrballon-Einheit zu uns gekommen war. Er war

Drucker von Beruf und hatte sich speziell mit deutscher Typographie und Drucktechnik beschäftigt. Schon vor dem Krieg war er regelmäßig nach Deutschland gefahren und dort auf die Jagd nach deutschen Druckproben gegangen. Das tat er ohne jeden Vorbedacht aus purem Sammlerspleen. Stets brachte er eine reiche Ausbeute für seine Sammlung mit nach Hause: Zeitungen, Straßenbahnfahrscheine, privates und Firmenbriefpapier, Geschäftsformulare, Steckbriefe der Polizei und alles, was ihm sonst in die Hände fiel.

Sein größter Vorteil aber war es in meinen Augen, daß er wie kein anderer wußte, wo man in England die Drucktypen auftreiben konnte, die wir für unsere Operationen benötigten. Vor dem Krieg hatten die englischen Druckereien eine große Anzahl von Typen aus Deutschland importiert, doch diese waren jetzt über das ganze Land verstreut. Hull brachte es fertig, eine Sorte nach der anderen aufzustöbern, bis er in unserem geheimen Setzraum eine geradezu phantastische Auswahl von Schrifttypen beisammen hatte. Ich erinnere mich, daß er, bevor diese Typensammlung vorhanden war, bei einer Gelegenheit in etwa zwei Tagen sechs verschiedene Druckereien aufsuchte, um das Typensortiment zusammenzubekommen, das wir für eine Fälschung des Briefkopfs der Reichsbank benötigten. Das Endresultat war dann von dem Original nicht mehr zu unterscheiden. Wahrscheinlich gab es außer Hull niemanden in England, der das geschafft hätte.

Er besaß auch hervorragende Kenntnisse auf dem Gebiet der Papierherstellung und veranlaßte englische Fabriken dazu, deutsche Papiersorten und Wasserzeichen zu kopieren.

Auch als es für uns nötig wurde, Unterschriften und Handschriften zu fälschen, geriet er nicht in Verlegenheit. Einmal brauchten wir die Fälschung eines von K. E. Krafft, einem der Goebbelschen Hausastrologen, geschriebenen Briefes. Hull legte mir nach drei Tagen eine perfekte Fälschung vor.

»Wie in aller Welt haben Sie das fertiggebracht?« fragte ich ihn, wie immer fasziniert von seiner unglaublichen Technik.

»Ach«, meinte Armin wegwerfend, »ich habe einen meiner Freunde in Scotland Yard besucht und ihn gefragt, ob er einen guten Handschriftenfälscher kennt, der bereit wäre, auf diese Weise seinem König und seinem Vaterland zu dienen. Er hat mich zu einem Künstler in diesem Fach gebracht, der wegen Fälschungen seine Zeit in Wormwood Scrubs[1] absitzt. Na, und hier haben wir das Ergebnis.«

[1] Wormwood Scrubs: ein bekanntes Londoner Gefängnis.

Armin Hull war auch ein Experte darin, Drucksachen herzustellen, die genauso aussahen, als seien sie von einer Untergrundgruppe in einem Keller gedruckt. In seinem Büro hatte er eine kleine Druckerpresse aufgestellt und verbrachte oft seine Abende damit, Probeabzüge von ›Sabotage-Flugblättern‹ zu drucken. Er sagte immer, er würde nie einen Berufsdrucker finden, der imstande wäre, diese Blätter schlecht genug zu drucken.

Der Grund für Hulls Erfolge war die Tatsache, daß er eine Leidenschaft für Perfektion hatte. Nur *beinahe* perfekte Fälschungen, wie sie unsere ›Kollegen‹ von der Gegenseite, die für Goebbels und den SD-Chef Walter Schellenberg arbeiteten, gelegentlich nach England schmuggelten, waren ihm ein Greuel. Einmal zeigte ich ihm ein kleines antisemitisches Flugblatt im Oktavformat, das ich in einem Lokal in Soho gefunden hatte. Mir erschien es genial gemacht. Es hatte ein Londoner Impressum. Die Drucktype, in der es gesetzt war, war die in England gebräuchliche. Das Format war englisches Format. Aber Hull warf nur einen Blick darauf und zog dann sofort einen zusammenklappbaren Typenmaßstab aus der Tasche.

»Made in Germany«, lachte er, als er nachgemessen hatte. »Das Blatt ist mit der Linotype in Bodoni-Druckschrift gesetzt, wie wir sie auch hier in England verwenden. Aber die Drucktypen sind mit der deutschen sogenannten Didot-Matrize gegossen, und die ist um einen Bruchteil größer als die Matrize für die englischen Drucktypen und läßt auch etwas mehr Raum zwischen den Zeilen. Das, mein lieber Watson, ist der verräterische Punkt.«

»Hm«, machte ich nachdenklich. Dann kam mir ein Gedanke. »Und benutzen Sie die Didot-Matrize für unsere Fälschungen?«

»Natürlich tue ich das!« knurrte Hull beleidigt. »Als wir mit unserer Arbeit hier anfingen, habe ich sofort als erstes sämtliche nötigen Typengießformen vom englischen Standard auf den Didot-Standard umstellen lassen.«

Man konnte ihn nicht fassen. Er war wirklich ein Meisterfälscher.

Obgleich unsere Rundfunkarbeit an erster Stelle kam, hatten mein Team und ich doch in den Jahren 1941, 1942 und während eines großen Teiles des Jahres 1943 viel Mühe darauf verwandt, etwas herzustellen, das ich als ›schwarze Literatur‹ bezeichnen möchte. Und es gab schon eine ganze Reihe von ›Warenmustern‹, die Betty und ich auf dem großen Brettertisch in meinem Büro vor unseren Kunden aus den Untergrundbewegungen ausbreiten konnten. Wir nannten sie

›Warenmuster‹ oder auch ›Beweisstücke‹, weil sie oft in dokumentarischer oder anderer Form die Stories und Kampagnen unterstützten, die wir über den Rundfunk verbreiteten.
Da hatten wir zum Beispiel einen runden Klebezettel von der Größe einer Untertasse, auf dem unter der Überschrift ›Sechs Wochen im Dock‹ Anweisungen für U-Boot-Leute gegeben wurden, wie man am Dieselmotor eines Unterseeboots Sabotage üben könne. Wir hatten dieses ›Warenmuster‹ ursprünglich an die norwegische Untergrundbewegung ›verkauft‹, die es in Bergen und Trondheim in der Nähe der U-Boot-Docks angebracht hatte. Jetzt wollte ich die Polen und die Franzosen dazu bringen, in Gotenhafen bzw. in Lorient und St. Nazaire das gleiche zu tun.
Der Zweck dieser Klebezettel bestand, wie ich meinen Kunden auseinandersetzte, nicht so sehr darin, die Besatzungen zu Sabotageakten zu veranlassen – obgleich ein solcher Erfolg uns sehr angenehm gewesen wäre –, als vielmehr darin, die Gestapo zu beunruhigen. Wenn wir die Gestaposchnüffler dazu bringen konnten, in der Umgebung der U-Boote herumzulungern und den Besatzungen damit zu beweisen, daß man sie für suspekt hielt, so würde damit der Stolz und das Selbstgefühl der Mariner schwer getroffen und ihre Kampfmoral geschwächt werden.
Eine ähnliche Überlegung lag einem anderen unserer ›Warenmuster‹ zugrunde: unserem Handbuch, das die Deutschen in der Kunst unterwies, zu simulieren und ihre Ärzte so weit zu bekommen, daß diese ihnen einen Krankheits- oder Genesungsurlaub verschrieben. Wir brachten diesen Text in den verschiedensten Verkleidungen: als Handbuch der Leibesübungen für die deutsche Marine, als Gesangbuch, als Eisenbahn-Kursbuch, als Kalender und sogar ganz offen als Reclamheft mit dem Titel »Krankheit rettet . . . von Dr. med. Wilhelm Wohltat«.
Eine dieser Verkleidungen, die mir – als Nichtraucher – besonders gefiel, war eine auf dünnes Seidenpapier gedruckte Fassung, die in die Schutzhülle eines Zigarettenpapier-Päckchens mit dem Aufdruck einer bekannten deutschen Firma verpackt war. In dem Handbuch für Leibesübungen ebenso wie in dem Gesangbuch und dem Kursbuch waren die ersten Seiten mit denen des deutschen Originals identisch, und auch bei dem Päckchen bestanden die ersten Blätter aus echtem Zigarettenpapier. Erst wenn man überall etwas weiterblätterte, kamen unsere ›Un-Gesundheitsvorschriften‹ zum Vorschein.
Die von uns empfohlenen Simuliertechniken waren eigens von unserem

›Zauberdoktor‹ Dr. J. T. McCurdy in Milton Bryan ausgearbeitet worden, einem klugen, alten einäugigen Kanadier, der am Corpus Christi College in Cambridge lehrte. McCurdys Spezialgebiet in Friedenszeiten war die Heilung von Geisteskrankheiten gewesen. Jetzt machte es ihm Spaß, seine Erfahrungen im entgegengesetzten Sinne bei Hitlers Deutschen anwenden zu können.
Dr. McCurdy stellte zwei Grundregeln für Simulanten auf. Erstens mußte der Simulant bei seinem Arzt den Eindruck erwecken: »Hier ist ein williger Arbeiter oder ein diensteifriger Soldat, der das Unglück hat, sehr gegen seinen Willen krank zu sein.« Zweitens durfte der Simulant dem Arzt gegenüber niemals erklären, er sei krank, oder gar eine bestimmte Krankheit nennen oder unaufgefordert Symptome aufzählen.
»Ein einziges Symptom, das der Arzt durch seine eigenen Fragen entdeckt«, sagte das Handbuch, »ist mehr wert als zehn Symptome, mit denen der Patient dem Doktor gleich ins Gesicht springt.«
Dann wurden all die Symptome aufgeführt, die der Patient dem Arzt während der Untersuchung gewissermaßen suggerieren sollte. Diese Symptome waren nicht nach Krankheiten eingeteilt, sondern nach der Art des Urlaubs, den der Patient herausschinden sollte, also danach, ob er für kürzere und längere Zeit vom Dienst befreit oder für die Dauer des Kriegs zurückgestellt zu werden wünschte.
»Wir verfolgen bei der Herstellung dieser kleinen Broschüre zwei Ziele«, erklärte ich meinen Besuchern. »Einerseits hoffe ich, daß eine Anzahl von Deutschen diese Regeln befolgen wird, andererseits möchten wir die deutschen Ärzte, die von der Existenz dieser Broschüre in Kenntnis gesetzt werden – und das wird bestimmt der Fall sein –, veranlassen, auch in den Fällen ein Simulieren zu vermuten, in denen der Patient nicht simuliert. Ich hoffe sehr, daß sie von jetzt ab effektiv kranke Männer und Frauen an ihre Arbeit zurückschicken und dadurch vielleicht sogar zur Verbreitung von Krankheiten beitragen, weil sie glauben, daß die Patienten ihre Symptome mit Hilfe dieses nichtswürdigen Dr. med. Wohltat vorgetäuscht haben.«
Meinen Kunden von der Résistance gefiel dieser Gedanke.
Aber leider nahmen die Dinge nicht den Lauf, den ich beabsichtigt hatte. Denn die deutschen Behörden waren von den in Dr. McCurdys Broschüre angegebenen Möglichkeiten so beeindruckt, daß sie sie ins Englische übersetzen ließen und in die Linien der englischen und amerikanischen Truppen einschmuggelten. Die in Deutschland angefertigte englische Version unseres Opus überdauerte sogar den Krieg. Noch bis

zum Jahre 1952 erzielten Exemplare davon hohe Preise in Soho. Denn in unserem Nachkriegs-Wohlfahrtsstaat war das hier vermittelte Wissen geradezu unbezahlbar!

Neben anderen Erzeugnissen unserer ›schwarzen Literatur‹ versuchte ich meinen ausländischen Kunden auch eine astrologische Zeitschrift mit dem Titel ›Zenith‹ zu verkaufen. Armin Hull hatte sie mit herrlichen Annoncen ausgestattet, die Fotokopien echter Annoncen aus deutschen astrologischen Zeitschriften waren. Der Text stammte von einem berühmten in Berlin geborenen Astrologen namens Louis de Wohl, den ich fast jedesmal, wenn ich in London war, in seiner Parterrewohnung am Athenaeum Court in Piccadilly besuchte. Er war ein äußerst finster blickender Herr, und ich verspürte doch eine gewisse Bangigkeit, als ich versuchte, diesen neuen Nostradamus in eine Richtung zu lenken, die unseren Zersetzungsabsichten entsprach. Dabei entnahm ich das, was ich ihm sagte, teils meinem Wissen über vorgesehene Operationen, teils meinem Vorrat an Propagandakampagnen.

Jedesmal wenn ich seine Höhle betrat, sah ich vor mir eine riesige bebrillte Qualle von Mann, der die Uniform eines britischen Captain trug, eine überdimensionale Zigarre paffte und überdimensionale Rauchkringel in die Luft blies: eine khakifarbene Qualle in einem Spinnennetz aus Rauch.

Als ich ihm etwas nervös meine Ansichten über das vortrug, was, wie ich hoffte, die Sterne voraussagen würden, runzelte er die Stirn und durchbohrte mich förmlich mit wütenden Blicken, als wolle er mir wegen meiner zynischen Ungläubigkeit Vorwürfe machen. Dann grapschte er aus der Schublade seines Chippendale-Schreibtischs eine Handvoll astrologischer Tabellen und nahm ein paar rasche Berechnungen vor. Als er sich daraufhin wieder zu mir wandte, hatte sein Stirnrunzeln einem gönnerhaften Lächeln Platz gemacht. Mit dem Gehabe des Meisters, der sich mit einem vielversprechenden Jünger unterhält, sagte er in seinem gutturalen Berliner Englisch:

»Wie haben Sie das gemacht, mein Freund? Das ist ganz außerordentlich. Die Sterne sagen tatsächlich etwas ganz Ähnliches wie Sie. Im Zeichen des . . .«

Und nun folgte eine für mich vollkommen unverständliche Belehrung über Konstellationen, Aspekte, Zeichen und so weiter. Ich mußte jedoch das allerehrlichste Gesicht der Welt ziehen, wenn ich ihm meine Vorschläge machte. Denn mein Astrologe betonte immer wieder, daß er unter keinen Umständen bereit sei, seine geheiligte Wissenschaft zu umstürzlerischen Zwecken zu prostitutieren, so sehr er auch Hitler und

alles haßte, was mit ihm zusammenhing. Es war einfach ein bemerkenswert günstiges Zusammentreffen, daß das, was ich vorschlug, so oft mit dem übereinstimmte, was die Sterne tatsächlich verkündeten.

Zweifellos war er ein großer Künstler auf seinem Gebiet. Und ›Zenith‹ wurde zu einer hübschen kleinen Nebenaktion in der psychologischen Kriegführung. Die Zeitschrift enthielt Horoskope für die führenden Persönlichkeiten in Deutschland, Voraussagen für U-Boote und Flugzeuge, nach Tag und Stunde ihres Auslaufens oder Abflugs berechnet, und natürlich die allgemeinen Prophezeiungen über Wohl und Wehe der Personen, die zwischen bestimmten Daten geboren sind – jene Angaben, ohne die keine astrologische Zeitschrift vollständig wäre.

Mein Respekt vor der mystischen Redlichkeit des Weisen hielt mich jedoch nicht davon ab, einige der Nummern von ›Zenith‹ zurückzudatieren und darin erstaunlich zutreffende Voraussagen von Ereignissen zu bringen, die in Wirklichkeit schon geschehen waren. So prophezeiten wir zum Beispiel in einer Nummer, die ein Datum vom Juni 1942 trug, in Wirklichkeit aber im März 1943 gedruckt war, Hitlers Niederlagen bei El Alamein und Stalingrad. Meiner Ansicht nach würde diese kleine List den anderen Voraussagen in der Zeitschrift, die sich auf die künftige Entwicklung bezogen, mehr Gewicht verleihen, wenn das Blatt unseren deutschen Kunden in die Hand fiel.

Aber wie belieferten wir nun unsere Verteiler aus dem Untergrund mit unseren ›Mustern‹? Wir benutzten dazu die Kanister, die ihnen die SOE mit Fallschirmen abwarf. Unsere Papiere wurden in sämtliche Lücken zwischen den Maschinenpistolen und den Plastikbomben gestopft. Hier lag auch einer der Gründe, warum wir unsere Besucher unbedingt über Sinn und Zweck unserer Propagandablätter informieren mußten. Andernfalls hätte es leicht vorkommen können, daß sie sie als wertlosen Abfall betrachteten und wegwarfen.

Die Polen waren meiner Erfahrung nach unsere geschicktesten Mitarbeiter. Von ihren Standorten in Polen aus bereisten sie das gesamte Reichsterritorium. Und die Polen waren es auch, denen die SOE in unserem Namen die knifflige Aufgabe übertrug, Briefe und Drucksachen in Deutschland selbst zur Post zu geben. So schickten sie zum Beispiel für uns die Pappmaché-Matrizen, mit denen wir die Sonderausgaben einer der Nachrichtenagenturen von Dr. Goebbels gefälscht hatten, an deutsche Provinzzeitungen. Eine ganze Reihe von Zeitungen erhielten diese Fälschungen, aber der ›Danziger Vorposten‹ war die einzige, in der ich je einen unserer Artikel gelesen habe. Er war

aus Anlaß des 50. Geburtstags von Admiral Dönitz geschrieben, enthielt alle einschlägigen nationalsozialistischen Phrasen und wirkte absolut orthodox – bis auf einen Satz.

»Infolge der hohen Verlustquote von dreißig U-Booten pro Monat während des letzten halben Jahres«, stand da, »hat der Admiral ein wenig von seiner vormaligen Jugendfrische und seinem bekannten Schneid eingebüßt.«

Die anderen Postsendungen, welche die Polen in Deutschland für uns aufgaben, waren wichtiger und schwerwiegender als dieser kleine Nadelstich. Zwei ihrer Aufgaben kamen dem Sinn unserer polnischen Freunde für alles Makabre besonders entgegen.

Die erste bestand darin, Briefe an Angehörige deutscher Soldaten aufzugeben, die kürzlich in italienischen Lazaretten gestorben waren. Zu unserem Glück hatten die deutschen Verwaltungsleiter dieser Lazarette die Gewohnheit, an die örtlichen Parteistellen in Deutschland unverschlüsselte Funktelegramme zu schicken, in denen sie darum baten, den Angehörigen der Verstorbenen die Nachricht zu übermitteln. Diese Botschaften wurden aufgefangen und mir vorgelegt. Und sie lieferten uns alle nötigen Informationen: den Namen des Soldaten, die Adressen seiner Angehörigen und den Namen des Lazaretts.

Nun entwarfen wir einen rührenden Brief, der in deutscher Schrift auf einen Bogen mit dem Briefkopf des betreffenden Lazaretts geschrieben wurde. Angeblich stammte dieser Brief von einer Krankenschwester oder einem Kameraden des Toten, der ihn einem anderen mitgegeben hatte, welcher auf Urlaub nach Deutschland fuhr. Der Schreiber oder die Schreiberin erklärte darin, er – oder sie – sei bis zuletzt bei dem Verstorbenen gewesen und wolle nun seinen Angehörigen ein paar Worte des Trostes schicken.

In rührenden Ausdrücken berichtete der ›Freund‹ dann über die Führertreue des sterbenden Soldaten, über seinen unerschütterlichen Glauben an den Endsieg und richtete seine letzten Grüße an seine Angehörigen aus. Und dann, fast nebenbei, erwähnte er (oder sie) die mit Diamanten besetzte Uhr, das goldene Kruzifix oder einen anderen kostbaren Gegenstand, den der tote Soldat seinen Lieben als Geschenk hatte mitbringen wollen.

»Man hat die Uhr dem Herrn Ortsgruppenleiter . . .«, hier folgte der entsprechende Name, »übersandt, damit er sie Ihnen persönlich oder durch einen seiner Stellvertreter aushändigen kann.«

Wenn eine gewisse Zeit verstrichen war und wir annehmen konnten, daß der Brief bei den Angehörigen eingetroffen und seine Wirkung

getan hatte, nahm der Soldatensender sich der Angelegenheit an. In einer empörten Ansprache, die Sepp Obermeyer oder ein anderer unserer Sprecher vom deutschen Dienst hielt, schimpften wir auf den ›elenden Leichenfledderer‹, der sich nicht scheute, einen Mann zu bestehlen, der sein Leben fürs Vaterland geopfert hatte. Und selbstverständlich zitierten wir noch weitere Namen und Fälle als Beispiele für diese Art von ›Verbrechen‹ – nicht nur den einen Fall, in dem wir durch unsere polnischen Verbündeten den Angehörigen eine Nachricht hatten zukommen lassen.

Bei anderen Gelegenheiten wandten wir die gleiche Technik an, um den Angehörigen toter Soldaten mitzuteilen, daß diese nicht an ihren Verwundungen, sondern an einer ›Todesspritze‹ gestorben seien. Der nationalsozialistische Arzt im Lazarett, so ließen wir durch die angebliche Krankenschwester erklären, sei zu der Ansicht gelangt, der Verwundete werde vor Beendigung des Krieges nicht wieder kampffähig sein. Deshalb habe der Arzt das Bett für einen anderen Soldaten frei machen wollen, der bessere Aussichten auf baldige Genesung hatte.

Bei der zweiten Aufgabe für unsere polnischen Freunde machten wir uns ebenfalls den Tod eines Soldaten zunutze, und zwar auf eine noch zynischere Art. Es ist dies die einzige unserer vielen Operationen gegen die Deutschen, deren ich mich heute nachträglich ein wenig schäme.

Meine Kontaktleute bei der Zensurstelle der Kriegsgefangenenpost hatten mir berichtet, daß sie in letzter Zeit eine ganze Anzahl von ›Totenbriefen‹ erhalten hätten – Briefe von den Eltern als vermißt gemeldeter deutscher Soldaten, die noch immer an ihren Sohn schrieben, obgleich man ihnen mitgeteilt hatte, daß man weder in Großbritannien noch andernorts eine Spur von ihm gefunden habe. Diese Eltern wollten einfach nicht glauben, daß ihr Sohn tot war.

»Könnte ich wohl ein paar von diesen ›Totenbriefen‹ bekommen?« fragte ich. »Ich glaube, ich könnte etwas damit anfangen.«

Unendlich bewegend waren diese Briefe, welche die alte Mutter oder der Vater des toten Soldaten geschrieben hatte. Sie berichteten über Familienereignisse, genau als sei der Empfänger noch am Leben.

»Deine Schwester Erna ist jetzt die Frau von Fritz Klausen. Die beiden haben während seines letzten Urlaubs geheiratet. Und sie hat schon einen reizenden kleinen Jungen, den sie nach Dir Martin genannt hat. Denk Dir nur, lieber Martin, Du bist jetzt Onkel! Tante Minna ist nach Pfaffenhofen gezogen und wohnt dort bei Herrn Professor Spitzner und seiner Familie. Es ist ruhiger da unten, obgleich

sie neuerdings auch in Bayern Bombenangriffe haben. Laß bald von Dir hören, lieber Junge. Wir denken immer an Dich . . .«
Obgleich diese Briefe mich jedesmal zu Tränen rührten, bestand ich doch auf der Durchführung unserer Operation. Denn hier bot sich uns eine großartige Gelegenheit, unsere Desertier-Kampagne zu verstärken.
»Sehr geehrte Frau . . .«, schrieb einer unserer Deutschen auf einer deutschen Schreibmaschine. »Bitte stellen Sie keine Nachforschungen nach Martins Verbleib an. Er befindet sich mit mehreren Kameraden heil und sicher in einem neutralen Land und verdient dort gut. Wenn dieser schreckliche Krieg, den Hitler heraufbeschworen hat, vorüber ist, wird er entweder zu Ihnen zurückkehren oder Sie zu sich kommen lassen. Er bittet mich, Ihnen, Erna und Klein-Martin die herzlichsten Grüße auszurichten und hofft, daß es Ihnen allen gutgeht. Bitte erzählen Sie niemandem von diesem Brief.« Die Unterschrift war ein mit roter Tinte gezogener Kreis. Der Brief wurde in Deutschland aufgegeben.
Meiner Berechnung nach würden die Eltern niemals der Versuchung widerstehen können, mindestens einem nahen Freund die gute Nachricht von der Rettung ihres Sohnes mitzuteilen. Und auf diese Weise würde sich die Kunde von der erfolgreichen Desertion deutscher Soldaten in neutrale Länder verbreiten und, wie ich hoffte, immer mehr Deutsche ermutigen, diesem Beispiel zu folgen.

Normalerweise ließen wir unsere ›schwarze Literatur‹ nicht durch die RAF-Bomber über Deutschland abwerfen. Das war eine Methode, die ich gern meinen ›weißen Kollegen‹ für ihre Flugblätter überließ. Man sollte in Deutschland annehmen, unser Material sei deutschen Ursprungs, während ein Abwurf die englische Herkunft verraten hätte. Außerdem konnten wir auf diese Weise unsere ›Muster‹ an die Stellen legen, an denen sie auf die Deutschen, die sie fanden, am überzeugendsten wirken mußten. Darum waren wir hinsichtlich der normalen Verteilung auf unsere Agenten der Untergrundbewegung angewiesen[1].
Drei unserer Fälschungen aber ließen wir doch durch die RAF-Flieger abwerfen. Das erste ›Muster‹ waren unsere nachgemachten deutschen Lebensmittelkarten. Das zweite war ein einfaches hektographiertes Flugblatt, bei dem wir Funkerpapier der Luftwaffe verwendet hatten,

[1] Später ließen wir einige unserer ›grauen‹ Propagandablätter durch Ballons nach Deutschland treiben und dort automatisch abwerfen.

um den Anschein zu erwecken, es sei von Kameraden des berühmten deutschen Kampffliegers Werner Mölders abgeworfen worden.
Ich wußte nicht, daß Armin Hull schon seit einiger Zeit deutsche Lebensmittelkarten fälschte. Er tat es für unsere Freunde von der SOE, die diese Karten für ihre Agenten brauchten, welche in Deutschland ›reisten‹.
Als ich eines Tags auf Armins Arbeitstisch einige deutsche Lebensmittelkarten liegen sah, glaubte ich, es seien echte Exemplare.
»Könnten Sie die wohl nachmachen?« fragte ich und erklärte ihm, daß wir einen schweren Schlag gegen Hitlers Rationierungssystem führen könnten, wenn wir die RAF dazu brachten, solche Karten über Deutschland abzuwerfen.
»Tut mir leid, die hier können Sie trotzdem nicht bekommen«, sagte Armin.
»Warum denn nicht? Ich weiß, daß es uns nicht gestattet ist, Banknoten zu fälschen. Aber Lebensmittelkarten? Also hören Sie . . .«
»Darum geht's ja nicht. Die hier gehören der SOE. Das *sind* Fälschungen, und die SOE hat sie für ihre Agenten bestellt.«
Ich konnte ihm kaum glauben.
»Zeigen Sie mir die Originale«, bat ich. Armin legte sie mir vor. Die Fälschungen waren von ihnen nicht zu unterscheiden. Farbe, Perforierung, Papierqualität, Wasserzeichen, alles erschien mir identisch. Es war ein Wunder. Ich beschloß, meinen Plan der SOE vorzutragen, denn ich war sicher, daß sie mir helfen würde. Und ich sollte mich nicht irren.
Die Leiter der SOE stellten lediglich die Bedingung, daß wir nicht die letzte in Deutschland herausgebrachte Serie abwerfen lassen dürften.
»Die brauchen wir für unsere Leute, die dort arbeiten«, erklärte mir der Oberst, der mein Verbindungsmann zur SOE war. »Außerdem dürfen die Deutschen nicht wissen, daß wir hier ihre Lebensmittelkarten fast unmittelbar nach der Ausgabe bekommen.«
Anstelle der letzten Serie bot er mir ein paar Reisekarten an, die in ganz Deutschland angenommen wurden. Ihr einziger Nachteil war, daß ihre Gültigkeit bald erlosch. Ich nahm sie mit Begeisterung.
Armin druckte große Mengen von diesen Reisemarken, und sehr bald schon warf die RAF sie über Deutschland ab.
»Ein kleiner Balsam gegen die Wunden der Bombenschäden«, nannte ich dieses Unternehmen.
Das Protestgeschrei, das Goebbels gegen diese englische Schandtat erhob, war so ermutigend, daß wir sofort Millionen weitere Karten

druckten und abwarfen. Und kurz darauf gab die SOE nach und überließ uns auch die neueren Serien zur Nachahmung.
Armin entwickelte eine fabelhafte Technik der Fälschung im großen Maßstab. Wenn er von der SOE hörte, daß eine neue Sendung deutscher Lebensmittelkarten an ihn unterwegs sei, benachrichtigte er seine Drucker und Papierhersteller, die sich in seinem Büro versammelten und die Sendung abwarten mußten. Wenn sich dann herausstellte, daß die Deutschen das Muster verändert hatten und ein neuer Schub Papier mit den speziellen Wasserzeichen benötigt wurde, fertigten die Papierhersteller bereits die Bögen an, während die Drucker ihre Offsetplatten vorbereiteten. Die ganze Arbeit ging in einem unheimlichen Tempo vor sich. Hulls Team wurde so perfekt, daß die RAF unsere Fälschungen schon wenige Tage nach Ausgabe der Originale durch die deutschen Lebensmittelämter abwerfen konnten.
Die deutschen Polizeibehörden forderten in Rundschreiben sämtliche Dienststellen auf, nach unseren Fälschungen zu fahnden. In einer Anweisung vom 14. Januar 1944, die wir später dann unter den erbeuteten Dokumenten entdeckten, gaben sie eine sehr ausführliche Beschreibung der einzelnen Punkte, in denen sich unsere Fälschungen von den echten deutschen Abschnitten unterschieden. Doch wenn diese Unterschiede auch für eine Polizeibehörde, die über Spezialinstrumente verfügte, erkennbar sein mochten, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß sie einem Lebensmittelhändler, einem Bäcker oder einem Gastwirt in der Eile des Geschäfts auffallen würden. Im Hinblick auf die Schnelligkeit, mit der diese Fälschungen hergestellt wurden, durfte man das Rundschreiben der deutschen Polizei als ein Kompliment für Hull und sein Team betrachten.
Aber Goebbels ließ sich eine noch viel bessere Gegenmaßnahme einfallen. Als er merkte, daß die deutschen Drucker und Papierhersteller durch ein ständiges Abändern der Lebensmittelkarten Hull und seine Leute nicht in Verlegenheit bringen konnten, wandte Goebbels, dieser wirkliche Meister in seinem Fach, einen Kunstgriff an, den ich zu den genialsten aller Kriegslisten zählen muß. Um seine Propaganda-Behauptung zu unterstützen, daß die RAF-Fälschungen »plump« und »leicht erkennbar« seien und »jeden, der sie benutzte, mit Sicherheit in die Todeszelle bringen« würden, veranlaßte er seine eigenen Drukker, selber einige unglaublich plumpe Fälschungen von deutschen Lebensmittelkarten herzustellen. Diese ließ er dann bei Parteiversammlungen ausstellen als Beweisstücke für die »dummen englischen Machwerke, auf die kein intelligenter Volksgenosse hereinfallen könne.«

Gleichzeitig brachte er in allen Zeitungen lange Berichte über die Bestrafung jener ›Volksschädlinge‹, die man bei dem Versuch ertappt hatte, in Lebensmittelgeschäften die gefälschten Karten der RAF loszuwerden. Ich war damals voller Bewunderung für die Genialität des kleinen Doktors und bin es noch heute. Doch seine Maßnahmen konnten viele Tausende von Deutschen, welche die abgeworfenen Karten fanden, nicht davon abhalten, sich wertvolle zusätzliche Kalorien zu verschaffen.
Als Armin Hull im Sommer 1945 nach Deutschland kam, erzählte sein deutscher Fahrer ihm, wie er sechs Wochen von unseren Reisemarken und ausgerechnet von den Käseabschnitten gelebt hatte, während er auf der Flucht vor der Gestapo war. Der Mann hatte keine Ahnung, daß er mit dem Fälscher persönlich sprach.
Aber die Legende von den ›plumpen‹ englischen Fälschungen, die Goebbels verbreitet hatte, hat sich in Deutschland bis heute gehalten.
»Sagen Sie, Herr Delmer«, fragte mich kürzlich ein junger Deutscher in Hamburg, »warum haben die Engländer sich eigentlich mit den Lebensmittelkarten, die sie damals abgeworfen haben, nicht ein bißchen mehr Mühe gegeben? Warum haben sie Karten abgeworfen, die so schlecht gefälscht waren, daß man sie nicht gebrauchen konnte?«
Ich sagte es ihm.

Ich muß gestehen, daß der Erfolg des gefälschten Briefes von Werner Mölders, den wir Anfang 1942 durch die RAF abwerfen ließen, mich überraschte. Bevor wir uns zu dieser Unternehmung entschlossen, hatte ich die größten Bedenken, die RAF mit einer ›schwarzen‹ Aufgabe zu betrauen.
Oberst Mölders, einer der bekanntesten Kampfflieger der Luftwaffe, war in den letzten Tagen des Jahres 1941 von der deutschen Flak in der Nähe von Breslau abgeschossen worden. Es war fast mit Sicherheit ein unglücklicher Zufall gewesen. Aber als wir durch einen in Gefangenschaft geratenen Luftwaffenoffizier etwas über die näheren Umstände dieses Todes erfuhren, ließen wir es selbstverständlich nicht bei dieser Version.
Werner Mölders, so erzählte uns der Offizier, war ein frommer Katholik gewesen. Und er begann offene Kritik an dem antichristlichen nationalsozialistischen Regime zu üben, als nach einem englischen Luftangriff auf Münster die Nationalsozialisten darauf bestanden, ein dortiges Kloster zu beschlagnahmen und die Nonnen, unter denen sich auch eine Schwester von Mölders befand, auszuquartieren. Himmlers

SD hatte gerade eine Untersuchung der »hochverräterischen Umtriebe« von Mölders eingeleitet, als dieser über dem Flughafen von Breslau abgeschossen wurde. Er hatte dort landen wollen.

Natürlich gab dieser mysteriöse Tod eines der populärsten Helden des Dritten Reichs in Deutschland Anlaß zu vielen Diskussionen, und ich war entschlossen, den Vorfall mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln auszunutzen. Über den Sender Gustav Siegfried Eins hielt der ›Chef‹ eine flammende Ansprache, in der er Himmlers ›bolschewistische Kanaillen‹ beschuldigte, dieses leuchtende Vorbild deutscher Männlichkeit feige ermordet zu haben.

Als nächstes veranlaßte ich die Abfassung eines angeblich von Mölders geschriebenen Briefes, in dem dieser sich über die ihn und seine Kameraden bewegenden Zweifel ausließ, ob man für den Atheisten Hitler kämpfen dürfe. Dieser Brief war als Beweisstück für die von Gustav Siegfried Eins eröffnete Kampagne gedacht. Doch in diesem Fall sollte das geschriebene Wort ein stärkeres Echo auslösen als die Sendung des ›Chef‹.

Als Adressaten für den angeblich von Mölders geschriebenen Brief wählten wir den katholischen Dompropst von Stettin, mit dem, wie der erste Satz des Briefes andeutete, Mölders schon seit einiger Zeit korrespondiert hatte. Der Inhalt des ›Mölders-Briefes‹, wie er bald in ganz Deutschland genannt wurde, war defaitistisch. Voller Trauer berichtete Mölders dem Dompropst, wie immer mehr seiner Kameraden den Fliegertod erleiden mußten. Und der Brief war rebellisch. Rebellisch gegen die Partei, deren Vertreter Mölders nicht als die ›Nazis‹, sondern als ›die Gottlosen‹ bezeichnete. Er setzte den Propst davon in Kenntnis, daß immer mehr seiner Kameraden von der Luftwaffe sich von den ›Gottlosen‹ abkehrten und der Religion zuwandten.

»Nichts ist schöner für einen Mann, als wenn er sich erfolgreich durch diesen Sumpf der Lügen, Verleumdungen und Ungerechtigkeiten hindurchgekämpft und seinen Weg zum Wissen, zum Licht und zum wahren Glauben gefunden hat.« Aus dem Brief ging hervor, daß Mölders wußte, daß die ›Gottlosen‹ hinter ihm her waren und seine Tage gezählt sein könnten.

»Wenn in meiner letzten Stunde kein Priester mir beistehen kann«, so schloß der Brief, »werde ich diese Erde im Bewußtsein verlassen, daß ich in Gott einen gnädigen Richter finden werde. Schreiben Sie mir bald wieder, mein lieber väterlicher Freund, und beten Sie für Ihren Werner Mölders.«

Es war dringend nötig, dieses bewegende Dokument in Deutschland

zur Verteilung zu bringen, bevor der Fall Mölders seine Aktualität verlor. Wenn wir die normale Verteilung durch die Agenten der SOE abwarteten, konnten Monate darüber hingehen. So entschloß ich mich denn schweren Herzens, dieses eine Mal den Abwurf ›schwarzer Literatur‹ durch die RAF zu riskieren. Um einen Abwurf aus der Luft glaubhaft zu machen, fügte ich eine kurze Einleitung eines anonymen Luftwaffenoffiziers hinzu und ließ den ganzen Text auf gefälschten Funkerbögen der Luftwaffe abziehen – Hull hatte diese Fälschung nach einem echten Exemplar angefertigt, das wir unter einem Haufen erbeuteter Dokumente entdeckt hatten. Jeder Deutsche, der so ein Blatt aufhob, würde glauben, es sei von einem der deutschen Nachtjäger abgeworfen worden, die aufgestiegen waren, um RAF-Bomber zu verfolgen.

Die RAF-Leute mußten bei der Wahl ihrer Abwurfstelle eine unerhört glückliche Hand gehabt haben. Binnen kürzester Frist war der ›Mölders-Brief‹ in ganz Deutschland bekannt. Unerschrockene Priester verlasen ihn von ihren Kanzeln. Der greise Feldmarschall von Mackensen, der entsetzt war über die antichristliche Einstellung des nationalsozialistischen Regimes, hatte ihn vervielfältigen lassen und an seine Freunde verschickt. Die BBC und der sowjetische Rundfunk griffen den Fall auf und berichteten darüber.

Goebbels erklärte den Brief für eine Fälschung. Er brachte die Mutter von Mölders dazu, sich dieser Erklärung anzuschließen. Aber niemand wollte ihnen glauben. Denn Mölders war genau der Mann gewesen, dem man einen solchen Brief zutraute. Nur er allein hätte die Urheberschaft überzeugend abstreiten können, und er war tot – von den Nazis ermordet, wie jeder glaubte.

Der ›Mölders-Brief‹ war ein solcher Erfolg, daß ich etwa ein Jahr später die RAF bat, ein weiteres Flugblatt für uns abzuwerfen, dessen Inhalt ebenfalls angeblich von einem deutschen Kampfflieger stammte. Doch obgleich die RAF mehrere tausend dieser Blätter abwarf – ›weiße‹ Flugblätter wurden selbstverständlich zu Millionen abgeworfen –, konnte ich keinerlei Reaktion darauf feststellen. Die deutsche Propaganda nahm keine Notiz davon, und ich traf nie einen Gefangenen, der eines dieser Blätter gesehen oder davon gehört hatte. Dabei hatte ich mir allerhand davon versprochen. Der einzige Unterschied zum ›Mölders-Brief‹ bestand darin, daß wir unseren Text diesmal nicht auf Funkerbögen der Luftwaffe abgezogen, sondern auf gewöhnlichem Zeitungspapier gedruckt hatten.

Allerdings bekümmerte mich dieser Fehlschlag nicht allzu sehr. Denn

ich übertrug diese Operation jetzt unserem Rundfunkteam, und hier sollte sie bald eine reiche Ernte an ›comebacks‹ einbringen. Das Flugblatt war ein Aufruf deutscher Kampfflieger an die Öffentlichkeit und ihre Kameraden von der Wehrmacht gegen den Inspekteur der Jagdflieger, Generalmajor Adolf Galland, der sich über ihren Mangel an Kampfgeist beschwert hatte.
Fürs erste bemühte ich unsere Flieger nicht wieder mit der Bitte um den Abwurf ›schwarzer‹ Flugblätter. Ich wandte erst viel später diese Methode noch einmal an, dann nämlich, als die Deutschen selbst gezwungen waren, ihre Truppen aus der Luft zu versorgen, und ebenfalls Flugblätter abwarfen. Ich werde an einer späteren Stelle dieses Buches darauf zurückkommen.

Nicht alle unsere ›schwarzen‹ Operationen bestanden in Rundfunksendungen von angeblich deutschen Stationen oder Dokumentenfälschungen. So war zum Beispiel die sogenannte ›Operation Freßpaket‹ eine einfache finanzielle Transaktion, die niemanden gefährdete und verhältnismäßig wenig Arbeit machte. Ich leitete sie Anfang 1944 als einen Teil unserer Aufweichungskampagne ein und erzielte einen ausgezeichneten Erfolg damit.
Bestimmte Firmen in neutralen Ländern – in der Schweiz oder in Portugal –, darunter auch die Hapag, gaben damals bekannt, daß sie Lebensmittelpakete an Empfänger im blockierten Deutschland verschicken könnten. Somit konnten sich also Deutsche, deren im Ausland ansässige Freunde Schweizer Franken, portugiesische Escudos oder amerikanische Dollars einzahlten, Geschenkkörbe beschaffen, die Kaffee, Zucker, Butter, Büchsenmilch und andere Mangelwaren enthielten und die ihnen von besonderen Depots in Deutschland geliefert wurden.
Wir hatten diese Aktion über den Soldatensender Calais als neues Material bei unserer Kampagne gegen die ›Parteibonzen‹ ausgewertet. Nach unserem Slogan von der ›Ungleichheit des Opfers‹ hatten wir erklärt, daß diese Herrschaften die Hauptnutznießer der neuen Einrichtung seien. Aber dann kam mir plötzlich eine Idee. Schon seit einiger Zeit hatte der Soldatensender Meldungen über die hohen Löhne gebracht, die deutsche Gefangene in Kanada und den USA verdienten, wo sie als Holzfäller, Erntehelfer, Lkw-Fahrer usw. arbeiteten. Wäre es nicht ganz natürlich, daß diese deutschen Gefangenen ihre Angehörigen in der Heimat an diesem Reichtum teilnehmen lassen wollten? Warum sollten sie nicht ein paar von ihren Dollars in die Schweiz

oder nach Portugal schicken, um dort Lebensmittelpakete für ihre Familien in Deutschland zu kaufen? Nun, und wenn sie das selbst nicht konnten oder wollten, so würden wir es für sie durch unsere SOE-Agenten in der Schweiz und in Portugal erledigen.
Frank Lynder stellte eine Liste mit den Namen und Adressen von Angehörigen in Gefangenschaft geratener U-Boot-Leute auf. Meine Freunde bei der SOE und der britische Steuerzahler besorgten den Rest. Als die Lebensmittelpakete einzutreffen begannen – wir lasen die Dankbriefe der Familien, die an die angeblichen Spender in Kanada und den Vereinigten Staaten gerichtet waren –, sprach es sich bald unter den deutschen Kampftrupppen herum, welch großartige Möglichkeiten sich ihnen in der kanadischen Gefangenschaft boten. Feindpropaganda? Unsinn! Seht euch doch nur das fabelhafte Paket an, das der junge Schöller erst kürzlich seinen Eltern geschickt hat!
Einige der dankbaren Eltern wurden unsere besten Propagandisten. Ein alter Baron, Rittergutsbesitzer in Pommern, war über unsere kleine Gabe so gerührt, daß er das Paket auf einen Tisch vor seinem Haus legte und die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes aufforderte, zu kommen und sich anzusehen, was sein lieber Sohn Siegismund-Sizzo dem alten Vater von ›da drüben‹ geschickt hatte.
Um mein Gewissen ein bißchen zu erleichtern – und gleichzeitig unsere Desertions-Kampagne zu unterstützen –, veranlaßte ich auch, daß Lebensmittelpakete an jene Angehörigen gefallener Soldaten abgingen, die wir durch unsere mit dem ›roten Kreis‹ unterzeichneten Briefe so grausam zum Narren gehalten hatten. Um sie in dem Glauben zu bestärken, daß ihr Sohn keineswegs tot, sondern desertiert sei und im sicheren Ausland gut verdiene, gaben wir dem angeblichen Absender des Pakets den Vornamen des Toten, jedoch einen anderen Nachnamen – genau wie er selbst es getan hätte, wenn er irgendwo im Ausland ein neues Leben begonnen hätte. Mir taten die Frauen, die Eltern und Geschwister, deren trügerische Hoffnungen wir so unterstützten, mehr leid denn je. Doch diesmal bekamen sie wenigstens etwas dafür – etwas zu essen.

Eine weit weniger barmherzige Operation, die wir ein wenig später starteten, war die sogenannte ›Braddock‹-Operation. Die Anregung dazu ging von Winston Churchill persönlich und dem amerikanischen Schriftsteller John Steinbeck aus. In seinem Roman über das besetzte Norwegen hatte Steinbeck erzählt, wie die norwegische Widerstandsbewegung deutsche Warenlager in Brand gesetzt hatte. Churchill las

eines Nachts in Chequers dieses Buch und kam zu der Ansicht, daß hier eine ausgezeichnete Idee vorlag. Er gab Befehl, Zündvorrichtungen für den Gebrauch der Widerstandskämpfer im ganzen von Hitler besetzten Europa herzustellen.

Es wurden hübsche kleine Dinger fabriziert: etwa acht Zentimeter lange Röhrchen, von denen man leicht mehrere in der Tasche tragen konnte. Winston gab ihnen den Namen ›Braddocks‹. Man brauchte nur das spitze Ende des ›Braddock‹ einzukneifen, ihn in dem Heustapel des Bauernführers, dem Sofa des Gauleiters oder an sonst einem Platz zu deponieren, der sich als guter Ausgangsort für einen Brand bot, und dann machen, daß man davon kam. Fünfzehn Minuten, nachdem man das Ende eingekniffen hatte, explodierte das Röhrchen geräuschlos und setzte seine Umgebung in Flammen.

Wie ich durch die RAF-Freunde im Luftfahrtministerium erfuhr, wünschte Churchill, daß die britischen Flugzeuge diese kleinen Höllenmaschinen bei ihren Flügen über Deutschland abwarfen. Aber Sir Arthur ›Bomber‹ Harris, ein unerbittlicher und eigensinniger Mann, weigerte sich, ›Braddocks‹ zu befördern. Er erklärte empört – und bei aller Bewunderung für Churchill muß ich ihm darin recht geben –, daß eine Bombenladung mehr Schaden anrichte, als man mit der entsprechenden Menge an ›Braddocks‹ erreichen könne.

»Ich denke nicht daran, das Leben meiner Besatzungen für das Phantasiespielzeug irgendeines verdammten Romanschreibers aufs Spiel zu setzen«, sagte Harris. Churchill gab nach, und der ›Braddock‹ geriet in Vergessenheit.

»Aber wer hat jetzt eigentlich die ›Braddocks‹?« fragte ich, als ich die Geschichte hörte. »Hört sich an wie eine ideale Waffe für die psychologische Kriegführung.«

Es stellte sich heraus, daß sie bei der SOE waren, und meine Kollegen von dort überließen sie mir nur allzu gern. Ich erklärte ihnen den Plan, den ich mit den ›Braddocks‹ verfolgte. Wir wollten pro Nacht zwanzig- oder dreißigtausend dieser Röhrchen durch das amerikanische Geschwader der ›Fliegenden Festungen‹ abwerfen lassen, die Flugblätter nach Deutschland beförderten. Ich war sicher, daß die Amerikaner mir diesen Gefallen tun würden.

Außerdem würden wir einen Aufruf an die Fremdarbeiter in Deutschland drucken, in dem wir sie in ihren verschiedenen Sprachen aufforderten, sich dieser Brandpäckchen gegen ihre nationalsozialistischen Unterdrücker zu bedienen. Zweck dieser Operation war, die Gestapo und die deutsche Öffentlichkeit glauben zu machen, daß viele der

Brände, die sie rings um sich auflodern sahen, nicht das Werk der alliierten Brandbomben waren, sondern das der ›Braddocks‹, die die Fremdarbeiter benutzt hatten.

Dabei machte ich mir keineswegs Illusionen, daß die Fremdarbeiter tatsächlich diese Röhrchen gebrauchen oder die ›Braddocks‹ große Brände verursachen würden. Ich setzte keine Hoffnungen auf die Fremdarbeiter, denn ich glaubte – im Gegensatz zu der von meiner eigenen Abteilung verbreiteten Propaganda – nicht, daß die Mehrzahl von ihnen ›zur Sklavenarbeit gepreßt‹ worden sei. Ich sah in ihnen vielmehr willige Kollaborateure, die sich von der guten Bezahlung und dem guten Essen, die der schlaue Rüstungsminister Speer ihnen gab, nach Deutschland hatten locken lassen – eine Ansicht, die mir nach dem Krieg Willy Schlieker, der damalige Meisterschüler Speers, bestätigte. Was die ›Braddocks‹ selbst betraf, so hatte die SOE mich bereits darauf hingewiesen, daß sie vielleicht ›ein bißchen alt‹ sein könnten, und als ich einen davon auf meinem Rasen ausprobierte, weigerte er sich hartnäckig, zu explodieren. Er brannte nicht einmal, als ich ihn ins Feuer warf.

Aber das störte mich nicht. Ich war lediglich darauf aus, durch diese ›Braddocks‹ die Polizei und die Öffentlichkeit gegen die Fremdarbeiter einzunehmen und damit den Wert und die Brauchbarkeit dieser bisher treu ergebenen Arbeitskräfte zu mindern. Als die Operation dann durchgeführt wurde, konnte ich aus den Reaktionen des deutschen Propagandaministeriums und der Polizei schließen, daß wir sogar mehr als dieses Ziel erreicht hatten.

Die Deutschen wurden gegen die Fremdarbeiter mobilisiert. Plötzlich waren diese keine Freunde und Helfer mehr, sondern wurden wie gefürchtete Feinde behandelt, wie ein ›Trojanisches Pferd‹ inmitten der Festung. Deutsche Zeitungen veröffentlichten Aufrufe an die Volksgenossen, nach Ausländern zu fahnden, die diese ›hinterlistigen Brandpäckchen‹ benutzten. Schulkinder wurden ausgeschickt, um die Röhrchen einzusammeln.

Am 3. November brachte das ›Deutsche Kriminalblatt‹, das offizielle Organ der Polizei, in einer Sonderausgabe eine Warnung an die Polizeibehörden. Sie trug die Überschrift »Feindsabotage im Reich durch Fremdarbeiter unter Benutzung von aus der Luft abgeworfenen Brandpäckchen. Besonders wichtig für die Dienststellen der Geheimen Staatspolizei!«

Wir taten natürlich unser Bestes, um die ›Braddock-Kampagne‹ auf jede nur mögliche Weise auszubauen. Unsere Freunde von der polni-

schen Untergrundbewegung und die anderen SOE-Agenten in Deutschland klebten in den Abteilen und Toilettenräumen deutscher Eisenbahnzüge von uns entworfene und gedruckte Aufrufe der Reichsbahnverwaltung an, in denen die Volksgenossen aufgefordert wurden, unter den Sitzen nach Brandpäckchen zu suchen und notfalls die Polsterung herauszureißen, wenn sie diese unheilvollen Dinger darin vermuteten. Der Soldatensender brachte Meldungen, in denen wir Brände, über die wir durch die Aufklärungsfotos der RAF orientiert waren, den Fremdarbeitern und ihren Brandstiftern in die Schuhe schoben. Auch ›Tom Brown‹ Stevens lieferte uns mit seiner für ihn so charakteristischen phantasievollen Sucharbeit manches Beispiel für eine angebliche Sabotage durch Fremdarbeiter. Als er zum Beispiel in einer Leipziger Zeitung eine Reihe gleichlautender Todesanzeigen fand, die offenbar von Familien aus ein und demselben Bezirk eingerückt waren, schloß er daraus, daß sich dort in einer Fabrik eine Explosion ereignet haben müsse. Beim Blockadeministerium erfuhr er, daß es in dem betreffenden Stadtteil zwei Fabriken gab: ein Munitionswerk und eine chemische Fabrik. Aus der Tatsache, daß die meisten der Toten junge Frauen waren, folgerte er, daß es sich um die chemische Fabrik handeln müsse. Sie gehörte einer Firma Rudel und Fiedler. Und wie wir später entdeckten, hatte er völlig recht. Bei Rudel und Fiedler war es zu einer großen Explosion gekommen, nur hatte dieser Unglücksfall nichts mit Fremdarbeitern oder Brandpäckchen zu tun, wie wir behaupteten. Aber wer wollte das beweisen?

Meine Zuversicht, daß ich die Leute von den amerikanischen ›Fliegenden Festungen‹ überreden könnte, das für mich zu tun, was ›Bomber‹ Harris dem Minister Churchill abgeschlagen hatte, war nicht etwa okkult oder mystisch begründet. Die amerikanischen Flieger des ›Flugblatt-Geschwaders‹ hatten seit der letzten Aprilwoche 1944 mit uns gearbeitet. Dieses Geschwader war im Jahre 1942 als reguläres Bombergeschwader der Gruppe 305 nach England gekommen. Im Oktober 1943 hatte man es zur größten Enttäuschung der Besatzungen ausschließlich zur Beförderung von Flugblättern abkommandiert. Die Flugblätter wurden in einer speziellen ›Flugblatt-Bombe‹ abgeworfen, die der erfindungsreiche junge Waffenoffizier des Geschwaders, Captain James Monroe, entworfen hatte, einem mit Metallfolie überzogenen Zylinder aus Wachspapier von etwa 150 cm Länge und 45 cm Durchmesser. In einer Höhe von 300 m zerstörte ein Zünder den Behälter, aus dem nun die Blätter herausflatterten. Während früher bei den Flugblattaktionen der RAF, welche ihre Ladung durch die Klappen oder die Bombenschächte hinunterwarf, die Flugblätter über Hunderte von Kilometern getrieben wurden, gingen die Blätter aus den ›Flugblattbomben‹ – 80 000 pro Bombe – auf einem Raum von etwa anderthalb Quadratkilometern nieder.

Nacht für Nacht machten diese tapferen jungen Leute in ihren nur mit Maschinengewehren ausgerüsteten Flugzeugen ihre sogenannte ›Mildmann-Runde‹ über den deutschen Linien in Frankreich und Belgien und flogen weit ins deutsche Hinterland, um unser neuestes Instrument der Aufwiegelung, eine Zeitung, zu verteilen. Ich hatte sie ›Nachrichten für die Truppe‹ genannt, in Anlehnung an die vom OKW herausgegebenen ›Mitteilungen für die Truppe‹, die wir früher so oft gefälscht hatten.

Unter allen Unternehmungen, die ich während des Krieges startete, gehören diese ›Nachrichten für die Truppe‹ zu denen, auf die ich am stolzesten bin. Denn es war ein gemeinsames britisch-amerikanisches Unternehmen. Die Bereitwilligkeit, mit der meine amerikanischen Freunde bei der OSS und der Leiter der amerikanischen psychologischen Kriegführung, General Bob McClure, ein erstklassiges Team an Redakteuren und Journalisten meiner Leitung unterstellten, betrachte ich noch heute als eines der größten Komplimente, die mir während meiner Kriegskarriere gezollt wurden.

Das Zeitungsteam arbeitete in einer weiteren vorfabrizierten Baracke, die in aller Eile auf dem Gelände von Milton Bryan errichtet worden war. In 345 aufeinanderfolgenden Nächten stellten diese Leute die Zeitung aus den Mitteilungen und Kommentaren des Soldatensenders zusammen, die sie für den Druck bearbeiteten und umschrieben. Denn selbstverständlich waren eine ganze Reihe von Abänderungen nötig, um unser für den Rundfunk aufgemachtes Material dem Zeitungsstil anzupassen. John Elliot, den ich noch aus meinen Berliner Tagen als gewissenhaften und gut informierten Berliner Korrespondenten der *New York Herald Tribune* kannte, stand dem amerikanischen Teil des Teams vor, während Dennis Clark, der frühere Wiener Korrespondent des *Daily Express*, für die britische Seite verantwortlich war. Dennis hatte als Artillerieoffizier in derselben Schlacht in Nordafrika, bei welcher der junge Virchow in Gefangenschaft geraten war, einen Arm verloren und sich das Military Cross verdient. Das hinderte die beiden jedoch nicht, die besten Freunde zu werden.

Dennis Clark und John Elliot fungierten abwechselnd als Chefredakteur und legten dann mir oder Karl Robson die Korrekturfahnen noch zu einer letzten Durchsicht vor. Harold Keeble, heute der Chefredak-

teur des *Daily Sketch* in der *Daily Mirror*-Gruppe, überwachte die Aufmachung in seiner Druckerei.
Um derartige Mengen einer Tageszeitung zu drucken, brauchten wir eine Rotationspresse. Hier half uns John Mills, der Direktor der *Home Counties Newspapers* in Luton. In Druckereien und auf Zeitungspressen, die bereits mit der Herstellung der sieben Provinz-Wochenzeitungen der Gruppe voll ausgelastet waren, druckten er und seine Leute Nacht für Nacht durchschnittlich zwei Millionen Exemplare der ›Nachrichten‹. Diese Drucker in Luton waren auf die ›Nachrichten‹ ebenso stolz wie wir. Sie betrachteten sie als ihren Sonderbeitrag zur Vernichtung Hitlers, und sie arbeiteten sauber und pünktlich, ohne je nachzulassen.
Wenn der Soldatensender ›grau‹ war, wie Donald und ich es nannten, so waren die Nachrichten gewissermaßen ›dunkelweiß‹. Im Gegensatz zu den von Briten und Amerikanern gemeinsam herausgegebenen ›weißen‹ Flugblättern erklärten sie nicht, daß sie General Eisenhower und SHAEF als Herausgeber hätten, aber sie beriefen sich auch nicht wie die ›schwarzen‹ Flugblätter auf eine deutsche oder nicht-alliierte Quelle. Die ›Nachrichten‹ fielen einfach vom Himmel als ein Geschenk der erhabenen objektiven Wahrheit. Und sie bezeichneten im Gegensatz zum Soldatensender die Alliierten auch nicht als ›den Feind‹, sondern als ›die anglo-amerikanischen‹ oder die ›russischen Streitkräfte‹. Die Deutschen waren für sie ›die deutschen Truppen‹. Aber nach Möglichkeit drückten sich die Nachrichten noch genauer aus und sprachen vom ›Infanterieregiment 919‹, der ›21. Panzerdivision‹, der ›336. Infanteriedivision‹ usw. Die Kommentare, die beim Soldatensender von den verschiedensten Stimmen gesprochen wurden, trugen, wenn sie als Artikel in den ›Nachrichten‹ erschienen, immer dasselbe Signum.
›Oblt. J. v. Ö.‹ waren die Initialen dieser mysteriösen Figur, die wir als unsere große Autorität auf allen Gebieten herausstellten, gleichgültig ob es sich um die Streitigkeiten zwischen Dönitz und Generaladmiral Otto Schniewind in der Hierarchie der Marine handelte, um die Unmöglichkeit, ohne Benzin Luftkrieg zu führen, oder um die ›unglaubliche‹ politische Einmischung in die taktischen Entscheidungen der Armeeführer. Dabei scheute sich der geheimnisvolle Oberleutnant v. Ö. nicht (ich habe mir immer vorgestellt, wie unsere Leser wohl an diesem Namen herumgerätselt haben: »Kann das der junge Joachim v. Örtzen sein? Oder vielleicht Johann von Oehmichen?«), auch Themen der Innenpolitik mit absoluter Sachkenntnis zu behandeln – wie zum Beispiel die Tatsache, daß die Mitglieder des Propagandaministeriums auf Grund einer Verordnung vom 4. Juli 1940, die im Faksimile bei uns erschien, noch immer uk gestellt waren.

Selbstverständlich erwarteten wir nicht, daß man die ›Nachrichten‹ als eine deutsche Zeitung ansehen werde – obgleich der Oberleutnant stets den Standpunkt eines ›nationalgesinnten‹ deutschen Offiziers vertrat. Wir unternahmen mit den ›Nachrichten‹ keinen Versuch, irgend jemanden irrezuführen; wir vermieden es lediglich, die alliierte Herkunft der Zeitung zu unterstreichen. Und dafür hatten wir zwei ausgezeichnete Gründe. Erstens wäre die Wirkung auf unsere deutschen Leser keineswegs erhöht worden, wenn wir hinzugefügt hätten ›Herausgeber General Dwight D. Eisenhower‹. Zweitens hätten wir dadurch den Soldatensender Calais bloßgestellt, der doch sichtlich die Quelle aller unserer Nachrichten und Artikel war.
Nun, da die ›Fliegenden Festungen‹ den Deutschen Nacht für Nacht unsere Mitteilungsblätter herunterwarfen, waren wir für mein Gefühl endlich soweit, auch unser Teil zur Unterstützung der Invasion beizutragen. Es mußte nur noch geklärt werden, welche Rolle uns am ›D-Day‹ zufallen sollte.

49. Die ›Dolce Vita‹ von MB - und die Gefangenen

In dem Maße, wie unser Ruhm in der Welt der Geheimdienste wuchs, baten immer mehr Besucher aus Großbritannien und Amerika darum, einmal Milton Bryan mit seinen Studios, seiner Schallplattensammlung, seinen Archiven und Karteien und den Redaktionsräumen für die Mitteilungsblätter und Rundfunksendungen besichtigen zu dürfen. Manche dieser Besucher, wie General ›Wild Bill‹ Donovan vom amerikanischen Office of Strategic Services, nahmen sogar an unserer Morgenbesprechung teil und hörten sich an, wie Clifton Child und seine Nachrichtenoffiziere Anregungen für neue Meldungen gaben und ich bestimmte, wie und von welchem Gesichtspunkt aus jede dieser Nachrichten verwendet werden solle. Aber meistens begnügten unsere Gäste sich mit einem raschen Rundblick, einem kurzen Hineinhören in einzelne Sendungen und dem unvermeidlichen Gespräch in meinem Büro, wo wir uns ausführlicher darüber unterhielten, wie ihre Organisation der meinen helfen könnte und wie wir dafür sie unterstützen könnten.
Wenn sie gegangen waren, lächelte ich zuweilen etwas nachdenklich bei der Vorstellung, welch sonderbaren Eindruck wir wohl auf sie gemacht haben mußten. Denn ein eigenartigeres Sammelsurium von Menschen hätte man zu jener Zeit in ganz Großbritannien schwerlich finden können. Deutsche Emigranten, deutsche Kriegsgefangene, Schönheiten vom Balkan, Italiener, Ungarn, Rumänen, Bulgaren, britische Sekretärinnen, britische und amerikanische Redakteure und Techniker, sie alle wimmelten auf dem Gelände von Milton Bryan herum, sprachen ihre verschiedenen Sprachen und ihr spezielles Englisch. Und alle kleideten sie sich, wie Phantasie und Laune es ihnen eingaben.
Einmal traf ein Beamter vom Gerichtshof der Admiralität mich und mein Team vor einem Kino. Er brachte uns einen Kanister mit deutschen Filmrollen, die man auf einem gekaperten deutschen Schiff gefunden hatte, und ich wollte dem Team den Film vorführen, um meinen Leuten einen Begriff davon zu geben, wie sich das deutsche

Leben zur Kriegszeit, durch die Augen der Goebbelsschen Filmpropaganda gesehen, ausnahm. Als die Männer und Mädchen sich aus den Bussen und in den Vorführraum drängten, beobachtete der Herr Gerichtsbeamte sie mit den strengen mißbilligenden Blicken eines Kirchendieners, der einen Haufen beschwipster Teddyboys vor sich hat.
»Sie haben vermutlich etwas mit dem Informationsministerium zu tun?« fragte er mich, als das letzte Mitglied meiner wilden Bohémiens-Schar im Vestibül verschwunden war.
»Aber nein, damit haben wir nichts zu tun«, erwiderte ich wahrheitsgemäß und fügte dann boshaft hinzu: »Wir gehören zum Foreign Office. Diplomaten, verstehen Sie?«
Starr vor Staunen glotzte er mich an. Und bestimmt war auch ich ein sonderbares Exemplar eines Diplomaten in meinen zerdrückten grauen Flanellhosen, dem Khakihemd, das am Hals offen stand, meiner alten Lederjacke aus dem Spanienkrieg und meinem Bart. Den Bart hatte ich mir nicht als ›Maske‹ zugelegt, wie nach dem Krieg einige deutsche Journalisten in Zeitschriftenartikeln behauptet haben, in denen sie sich mit kunterbunten Phantasien über den geheimnisvollen Leiter des Soldatensenders verbreiteten, und auch nicht, wie andere erklärten, um einen möglichst furchteinflößenden Eindruck auf die Mitglieder meines Teams zu machen. Der Grund war einfach der, daß es damals schwierig war, Rasierklingen zu bekommen. Deshalb ging ich einmal pro Woche bei meinem regelmäßigen Besuch in London in den Frisiersalon im Kellergeschoß des Bush-House. Dort bemühte sich ein lustiger kleiner Frisör aus Whitechapel namens Iky um meinen Bart. Er nannte ihn ›unser Bart‹ und behandelte ihn, als sei er ein Stück kunstvoll gestutzte Buchsbaumhecke in Hampton Court. Jede Woche bemühte er sich, eine neue Form auszuprobieren.
»Heute vielleicht ein kleiner Spatenbart, Sir?« fragte er, während die anderen Frisöre näher kamen, um zuzuhören. »Oder sollen wir bei dem jetzigen Trotzki bleiben und ihm höchstens noch eine ganz kleine Wendung nach links geben? Nein? Wie wäre es dann, wenn wir einmal so etwas versuchen, wie ich es hier auf der Büchse gefunden habe?« Und er zeigte mir eine leere Sardinendose, auf der das Porträt eines Seemanns mit Schifferkrause prangte.

Mein Team war so rasch angewachsen, daß uns nichts anderes übrig geblieben war, als noch einige Häuser in Aspley Guise zu requirieren. Wenn erst neue Gefangene aus der Normandie eintrafen, würden wir gezwungen sein, weitere Requisitionen vorzunehmen.

Die Dorfbewohner waren höchst interessiert an diesen geheimnisvollen Ausländern, die in ihren engen Straßen und Gassen herumliefen. Es war unseren Leuten verboten, öffentliche Lokale zu besuchen, und sämtliche Mitglieder unseres Hauspersonals hatten die *Official Secrets Act* unterschreiben und Schweigen geloben müssen.

In unserem Haus, dem Rookery Aspley Guise (RAG), lebten wir recht gut, jedenfalls besser als die meisten Menschen in England, obgleich wir uns streng an die Rationierungsbestimmungen hielten. Aus Woburn Park verschafften wir uns Wild, das nicht rationiert und wenig gefragt war dank der hartnäckigen Weigerung des Durchschnittsbriten, diese ihm unbekannte Delikatesse zu essen. Unsere eigenen Hühner legten Eier für uns. Wir fütterten sie mit Schrot, den wir gegen unsere Eierabschnitte eingetauscht hatten. Gemüse züchtete auf unserem eigenen Grund und Boden unser Gärtner, der Vater meiner unerhört tüchtigen Wirtschafterin und Köchin Freda Maddy. Das Team sammelte auf seinen Spaziergängen durch die Felder Pilze, und Isabel, der ich ›eine teure Pariser Erziehung‹ hatte angedeihen lassen – wie unser Künstlerfreund Peter Rose Pulham sich ausdrückte –, weihte Mrs. Maddy in die Geheimnisse der feinen französischen Küche ein. Obendrein war mein Weinkeller dank meinem Freund John Hill von der Firma Hedges & Butler noch immer gut bestückt.

Irgendwie verbreitete sich die Kunde, daß wir im RAG in Wein gekochte Pilze aßen, und bald war ein häßliches Gerede im Gange über ›Ausländer, die im Luxus leben, während die Engländer hungern‹. Es kam sogar meinem alten Kollegen John Gordon vom *Sunday Express* zu Ohren. Er schickte einen Reporter los, um den ›Skandal‹ zu untersuchen.

Der Bericht wurde erst nach dem Krieg veröffentlicht[1], als das Verbot gegen jede Erwähnung unserer Existenz aufgehoben war.

»Fettlebe deutscher Kriegsgefangener
Pilze in Wein gekocht.«

lautete die Schlagzeile, die geschickt darauf abgestimmt war, die Empörung des für seinen Patriotismus und seine Sparsamkeit bekannten schottisch-kanadischen Herrn und Meisters von John Gordon zu erregen. Der Inhalt gab der Überschrift nichts nach.

»Die deutschen Kriegsgefangenen, die in Zivilkleidung Rundfunk- und Propagandaarbeit für Großbritannien leisteten, haben hier recht angenehme Kriegsjahre verlebt ... Dieses ausländische Propagandakorps, dem auch Frauen angehörten, war in eigenen Häusern mit zehn bis vierzehn Räumen untergebracht ... Die Männer trugen Straßenanzüge oder Sportkleidung ... Ortsbewohner erzählen von dem üppigen Leben, das dieses ausländische Kontingent geführt hat. Während einer Woche des vergangenen Jahres wurden in die Häuser, in denen die Deutschen und andere Ausländer wohnten, nicht weniger als 225 Liter Milch geliefert.

Man spricht davon, daß von Bedford ausländische Delikatessen für die Tafel dieser Leute beschafft wurden, daß die besten Erzeugnisse eines Obstguts aus der Gegend an sie geliefert wurden, daß sie gelegentlich in Wein gekochte Pilze aßen ...«

Welches Vergnügen hätte dieser Bericht wohl den Opfern unserer ›Diplomaten-Rationen-Kampagne‹ bereitet! Der ›Chef‹ selbst hätte es nicht besser gekonnt.

Ich ließ mich jedoch durch das Gerede nicht stören und bemühte mich weiterhin, mein Team bei guter Laune zu erhalten. An jedem Jahrestag der ersten Sendungen von Gustav Siegfried Eins und dem Atlantiksender gab ich ›Geburtstagsparties‹. Die Kriegsgefangenen nahmen ebenso freudig daran teil wie unsere alte Garde. Und auch Pater Andreas machte mit.

»Ich war auf alles mögliche vorbereitet«, erklärte einer meiner entzückten amerikanischen Besucher, als er den Pater auf solch einer kleinen Festlichkeit beobachtete, »aber nie im Leben war ich darauf gefaßt, hier einen Priester beim Conga-Tanzen zu sehen!«

Bald fand ich heraus, daß sich romantische Beziehungen zwischen den Sekretärinnen aus England und dem Balkan und meinen neuen Freunden von den U-Booten, der Luftwaffe und dem Afrikakorps anspannen. Der junge Virchow verliebte sich in Marianne, eine bildhübsche junge Jüdin vom Typ einer Elizabeth Taylor, und sie verliebte sich in ihn. Sie kündigten ihre Verlobung an. Die Nachricht erregte großes Aufsehen unter den Kriegsgefangenen. Ein anderer Offizier machte Virchow Vorhaltungen. Er entstammte einer Familie, deren Name in ganz Europa seit Jahrhunderten bekannt war.

»Wie kannst du bloß so etwas tun? Das wird dir deine Familie nie verzeihen!«

»Ich bin überzeugt, daß meine Familie einverstanden sein wird«, entgegnete Virchow. »Marianne gehört einer sehr alten und aristokratischen jüdischen Familie an. Einer Familie, die viel älter ist als meine oder deine.«

Wenn Hitler das gehört hätte!

[1] *Sunday Express*, 17. Februar 1946.

Ich weiß bis zum heutigen Tage noch nicht, ob es einem natürlichen Hang zur Fopperei entsprang oder ob es die psychologische Wirkung unserer Arbeit war – jedenfalls waren die Mitglieder meines Teams ständig darauf aus, mir, meinen Gästen oder ihren eigenen Kollegen irgendeinen Schabernack zu spielen. Und häufig genug waren diese Streiche auf erstklassigen ›schwarzen Fälschungen‹ aufgebaut.

Max Braun führten sie mit einem angeblichen Brief des Foreign Office auf den Leim, der die Warnung enthielt, daß ein Anschlag auf sein Leben geplant sei. Ein weiteres Opfer war ein Major von der Nachrichtenabteilung der amerikanischen Marine, der im Herbst 1944 häufig zu uns herauskam und auch bei uns übernachtete – teils weil er mit unserer Arbeit in Verbindung zu bleiben wünschte, teils weil er gern ungestört von den deutschen V-1-Geschossen schlafen wollte. Meine jungen Halunken brachten Major Dickson zu der Überzeugung, daß das RAG vor den V-Waffen viel weniger sicher sei, als er gedacht hatte.

Eines frühen Morgens, als er noch im Bett lag, warfen sie einen Klumpen Erde durch sein Fenster, dessen Scheiben mit klirrendem Dröhnen zerschellten. Als der Major zum Frühstück herunterkam, fand er das gesamte Team in einer ernsthaften Diskussion darüber vor, in welcher Entfernung die Rakete wohl heruntergegangen sein mochte. Jeder gab eine andere Mutmaßung zum besten. Sie erzählten einander, wie die Fenster ihrer Zimmer durch den Luftdruck eingedrückt worden seien, wie Bilder von der Wand gefallen seien und das Dach des Vikars abgedeckt worden sei. Ihre Freude war riesig, als Major Dickson ihnen berichtete, daß auch seine Fensterscheiben zersprungen waren.

»Aspley Guise liegt wohl jetzt auch in der Gefahrenzone«, sagte er.

Trotz der lustigen Streiche und der Festlichkeiten jedoch begannen wir alle den Druck unserer Arbeit und die ständige Nervenanspannung zu spüren. Besonders für Karl Robson und mich war dieses Leben mehr als anstrengend.

Mein Tag begann um neun Uhr dreißig morgens, wenn ich in meinem Büro den neuesten Stapel der Telegramme vom Foreign Office und die vom Geheimen Nachrichtendienst eingegangenen Berichte las. Daneben mußte ich mich um viele Verwaltungsangelegenheiten kümmern, obgleich ich mit den eigentlichen Wirtschafts- und Verwaltungsfragen von Milton Bryan nichts zu tun hatte. Um Viertel vor elf Uhr versammelte sich dann das Team zur Redaktionssitzung im großen Konferenzzimmer. Diese Sitzung dauerte bis halb zwei oder zwei Uhr. Denn da die meisten unserer Mitarbeiter keine journalistische Vorbildung hatten, hielten Karl und ich es für richtiger, jede Meldung für unsere Programme im einzelnen zu besprechen. Der Nachmittag verging mit der schriftlichen Fixierung der Nachrichten und Kommentare und der Zusammenstellung der Wort- und Musikprogramme. Nichts wurde gesendet, was Karl Robson oder ich nicht zuvor gesehen und gebilligt hatte. Und vieles mußte noch einmal umgeschrieben werden. Am Abend hörte ich mir stückweise die Sendungen an, machte hier und da Vorschläge für Verbesserungen, redigierte und sortierte neue Meldungen, die über den Hell-Schreiber oder die Aufnahmegeräte unserer britischen und amerikanischen Nachrichtenagenturen hereinkamen, und besprach zwischendurch neue Ideen und neue Operationen mit meinem Team oder irgendwelchen Besuchern, die herausgekommen waren, um bei uns die Nacht zu verbringen. Nie kamen Karl Robson oder ich vor ein Uhr zu Bett.

Niemand möge sich jedoch einbilden, ich hätte nun ruhig durchschlafen können. Um drei Uhr morgens öffnete sich sachte die Tür meines Schlafzimmers, eine Hand knipste meine Nachttischlampe an und eine Jungmädchenstimme begann zu sprechen.

»Herr Delmer«, tönte es sanft durch meine Träume. »Mit besten Grüßen von Major Clarke.«

Ich öffnete die Augen und erblickte neben meinem Bett einen Engel in blauer Uniform, Reithosen und hohen Stiefeln, der mir dienstbeflissen einen großen gelblichen Umschlag hinhielt. Unter einem Sturzhelm lugten kornblonde Locken hervor. Die schlanke Taille war fest in ein Lederkorsett geschnürt. Da stand der Engel, meiner Befehle gewärtig, mit Wangen, die von der eisigen Nachtluft gerötet waren, die Purpurlippen leicht geöffnet – das Traumbild eines Fetischisten aus einem Kriminalroman. Aber das hier war kein Traumbild. Es war die Expreßbotin, die von Marylands, wie Harold Keebles Druckerei genannt wurde, mit dem Fahnenabzug der ›Nachrichten für die Truppe‹ auf ihrem Motorrad zu mir herübergefahren war.

Während meine Besucherin wartend neben meinem Bett stand, überflog ich die Fahnen und prüfte sie – wie ich hoffe, mit der gleichen kritischen Sorgfalt, die der große Meister des *Daily Express* seinen Erzeugnissen stets angedeihen ließ. Wenn ich auf irgendeinen Fehler stieß, war mein Zorn jedenfalls nicht geringer als der seine. Und wenn ich dann den Telefonhörer wieder hinlegte, hatte ich mich so in Wut hineingeredet und soviel Adrenalin in meinem Körper erzeugt, daß ich erst Stunden, nachdem die blonde, ledergegürtete Vision verschwunden war, wieder einschlafen konnte.

All das wurde allmählich zuviel für Isabel. Zuerst bestand sie auf getrennten Schlafzimmern, damit sie nicht ständig durch meine nächtliche Besucherin geweckt wurde. Dann besorgte sie sich eine Stellung als Zeichnerin für eine der Veröffentlichungen unserer Abteilung. Sie zog nach London und ließ sich nur noch hin und wieder zu einem kurzen Besuch bei uns blicken.
Das war der Anfang vom Ende meiner ersten Ehe.

50. Zermürbungstropfen

Bis zu dem Tage, an dem die ersten Wellen der Invasionsstreitkräfte Frankreich überschwemmten, setzten die Propagandabatterien unter meiner Leitung das Sperrfeuer ihrer Aufweichungstaktik fort. Und sie hielten dabei mehr oder weniger die Richtung ein, die wir am Anfang festgelegt hatten.
Allerdings wäre es unrealistisch gewesen, noch an unserer ursprünglichen ›Dolce far niente‹-Sorglosigkeit festzuhalten und die Möglichkeit einer Invasion geflissentlich zu übersehen, jetzt, da die RAF und die amerikanische Luftwaffe Straßen, Eisenbahnlinien und Brücken im besetzten Frankreich bombardierten und Rommel unablässig zwischen dem Kanal und dem Mittelmeer unterwegs war, um die Küstenverteidigungsanlagen zu inspizieren. Wir mußten auch diese Ereignisse in unseren Sendungen gelegentlich erwähnen. Trotzdem betonten wir nach wie vor die Priorität der russischen Front und die angebliche Ansicht des OKW, Frankreich sei ein Kriegsschauplatz zweiten Ranges, fast so etwas wie ein Trainings- und Erholungslager, ein Gebiet, auf das man im Fall eines feindlichen Angriffs verzichten könne. Ständig würden, wie wir behaupteten, Truppen von dort abgezogen, obgleich Rommel Befehl gegeben habe, der Invasion mit einer Gegeninvasion zu begegnen.
»Weitere Angriffstruppen aus dem Bereich des Oberbefehlshabers West«, berichtete der Ansager des Soldatensenders in einer der typischen Nachrichtensendungen jener Wochen, »werden in nächster Zeit den SS-Panzerdivisionen Hohenstaufen und Frundsberg an die Ostfront folgen. Marschbataillone werden auch von Einheiten nicht ostfront-verwendungsfähiger Verbände aufgestellt. Die Einheiten, die jetzt aus dem Westen nach dem Osten abkommandiert werden, sollen vor allem den rumänischen Abschnitt der Ostfront verstärken, wo unsere Fernaufklärer große Truppenansammlungen der Bolschewiken melden, die eine neue Großoffensive erwarten lassen.«

Wir brachten auch nette ›menschliche Geschichten‹, die sich dem Gedächtnis einprägten, um das Thema von der Verlegung westlicher Truppenkontingente an die Ostfront zu untermauern. Hier ein Beispiel dafür:

»Einem Schwindel auf dem Kölner Hauptbahnhof sind in letzter Zeit zahlreiche Kameraden zum Opfer gefallen, die sich in Transitzügen vom Westen nach der Ostfront befanden. Kurz vor Abgang des Transportes bieten Bahnsteigverkäufer Kölnisch Wasser an, das sich zwar als echtes Kölnisch Wasser, aber eben nur als Kölnisch Leitungswasser herausstellt. Die Polizei konnte bisher die Schwindler nicht festnehmen. Die Schwindler machen sich hauptsächlich an die vielen Osttransportzüge heran, anscheinend in der Annahme, daß die Opfer nach der langen Reise an die Ostfront keine Anzeige mehr erstatten werden . . .«

Unser Hauptangriff jedoch wurde weiterhin indirekt geführt. Wir berichteten über Ereignisse an der russischen und der italienischen Front, die, wie ich hoffte, unseren Wehrmachtshörern in Frankreich wieder ins Gedächtnis kommen würden, wenn die Reihe an ihnen war. Ein besonderer Bestandteil unserer Kampagne war das, was ich unsere ›Lageberichte‹ nannte. Ich war sehr beeindruckt gewesen von den bewundernswert klaren und sachlichen Lageberichten, die General Brooks bei unseren allwöchentlichen Sitzungen den Chefs der verschiedenen Sektionen unserer Abteilung abzustatten pflegte. Darum entschloß ich mich nun, den Hörern unseres Soldatensenders ähnliche Berichte zukommen zu lassen – wenngleich zu einem ganz anderen Zweck.

»Der plötzliche Zusammenbruch in Italien wird auf zwei Hauptfaktoren zurückgeführt: erstens die gewaltige Luftüberlegenheit des Feindes und zweitens das übermäßige Vertrauen auf die Unbezwingbarkeit unseres tiefgestaffelten Abwehrsystems gefestigter Stützpunkte, die vielfach mit zweitklassigen Truppen besetzt wurden . . .«

Recht deprimierende Sätze für unsere Hörer in Frankreich, denen man wieder und wieder gesagt hatte, auch sie seien ›zweitklassige‹ Truppen. Überdies war ihnen wohl bewußt, daß ihre Reihen mit ukrainischen und anderen ausländischen Einheiten durchsetzt waren. Und auch diese Schwäche der deutschen Kriegführung, auf die wir sie bereits in anderen Berichten aufmerksam gemacht hatten, war den Hörern des Soldatensenders nichts Neues. Ähnliche Behauptungen hatten wir bereits bei Meldungen von der Ostfront aufgestellt.

Als vor einem Monat Sewastopol gefallen war, hatte unser Militärexperte erklärt, diese Festung, die mit den modernsten und besten Verteidigungswaffen ausgerüstet gewesen sei, die dem Führer zur

Verfügung standen, habe hauptsächlich aus vier Gründen so unerwartet kapituliert. Diese vier Gründe seien:

1. Die vernichtende Durchschlagskraft der neuen amerikanischen panzerbrechenden Bomben, die die stärksten Panzerdecken und Eisenbetonbunker durchbrachen.
2. Die bemerkenswerte Kenntnis, die der Feind von den verwundbaren Stellen des deutschen Verteidigungssystems hatte.
3. Das Versagen der ausgedehnten deutschen Minenfelder vor und zwischen den drei Verteidigungsringen Sewastopols.
4. Das Durcheinander, das volksdeutsche und fremdländische Soldaten in Wehrmachtsuniform in den deutschen Reihen anrichteten. Einige der Wlasov-Russen entpuppten sich sogar als Partisanen, die den Kameraden in den Rücken fielen.

Derartige Meldungen hatten natürlich den Zweck, daß die Truppen in Frankreich im gegebenen Zeitpunkt ihren Wunsch, zu kapitulieren, vor sich selbst rechtfertigen konnten. Und wir sparten keine Mühe, bei unseren Hörern die Überzeugung zu erwecken, daß die Engländer und Amerikaner über die am sorgsamsten gehüteten deutschen Geheimnisse genauso gut informiert seien wie die Russen.

Als mir zum Beispiel meine Freunde vom Nachrichtendienst der amerikanischen Luftstreitkräfte berichteten, daß eine Gruppe von Mustang-Kampfflugzeugen einen Bombenangriff auf ein Schloß unternommen habe, in dem man das Hauptquartier eines deutschen Stabs vermutete, brachten wir bereits sechs Stunden nach dem Angriff die folgende Meldung:

»Feldmarschall Rommel ist wieder einmal knapp einem Anschlag auf seine Person entgangen. Heute vormittag wurde er zum Besuch im Château Lebiex erwartet, mußte aber im letzten Augenblick absagen. Um neun Uhr dreißig, genau zur verabredeten Besuchszeit, wurde das Schloß von feindlichen Kampffliegern im Tiefflug mit Raketen beschossen. Das Schloß und das ganze Stabsquartier wurden in Trümmer gelegt.«

Meldungen, die den Deutschen nahelegten, sich zu ergeben oder zu desertieren, indem auf die Vorteile und die leichte Ausführbarkeit dieser Schritte hingewiesen wurde, gehörten zum täglichen Brot unserer Sendungen und der ›Nachrichten‹. Als Beispiel für die besonders beliebte ›Operation Freßpaket‹ dient die folgende Meldung:

»Der Chef des Wehrmachtsfürsorgeamtes im OKW macht nochmals darauf aufmerksam, daß Angehörige von vermißten Italienkämpfern das erste Lebenszeichen oft in Form eines Briefes aus der Gefan-

genschaft erhalten, ohne daß die Behörden Kenntnis von der Gefangennahme des Betreffenden hatten. In vereinzelten Fällen besteht dieses Lebenszeichen aus der Gefangenschaft aus einem Lebensmittelpaket, das der Gefangene für Dollars, die er in den USA oder in Kanada verdient hat, aus Lissabon oder Stockholm an seine Angehörigen schicken läßt. In jedem Fall, ob das Lebenszeichen aus einem Brief oder einem Paket besteht, werden die Angehörigen aufgefordert, diese Selbstmeldung von vermißten Italienkämpfern umgehend dem nächsten Wehrmeldeamt mitzuteilen. Die Meldung ist für die Weiterzahlung der Familienunterstützung und sonstigen Gebührnisse wichtig.«

Mit Ausnahme des Einschubs über die Lebensmittelpakete entstammte diese Meldung einer echten Anweisung, die wir über den Hell-Schreiber empfangen hatten.

Typisch für unsere Bemühungen, die Soldaten zur Desertion anzuregen, waren Meldungen, die davon berichteten, wie Gefangene der Alliierten auf neutrales Gebiet hätten entweichen können. Um die Desertion als eine alltäglich geübte Praxis hinzustellen, behaupteten wir sogar, Generalmajor Kreipe sei auf Kreta nicht gefangengenommen worden, sondern desertiert. Hiermit entschuldige ich mich nachträglich bei meinem Freund Patrick Leigh Fermor, weil ich seine großartige Guerilla-Operation mit diesem Fleck des Zweifels beschmutzt habe. Wir meldeten:

»Der ehemalige Kommandeur der 22. Panzergrenadier-Division auf Kreta, Generalmajor Kreipe, der bei dem feindlichen Kommandoüberfall auf Kreta in der letzten Aprilwoche angeblich gefangengenommen wurde, ist gestern, wie der Londoner Rundfunk meldet, mit dem Flugzeug in England eingetroffen. Auf Veranlassung des OKH ist, wie bereits gemeldet wurde, gegen Generalmajor Kreipe ein Tatbericht eingereicht worden, in dem Generalmajor Kreipe der Fahnenflucht beschuldigt wird. Wie verlautet, wurde der englische Bericht über seine Gefangennahme nur ausgegeben, um den wahren Sachverhalt zu verschleiern.«

Die Unfähigkeit der Polizei wurde durch eine Unzahl von Meldungen illustriert. Wir brachten die verschiedensten Variationen, von einer ausführlichen Schilderung der erfolglosen Nachforschungen nach dem Verbleib des französischen Massenmörders Dr. Petiot bis zu knappen Angaben über die wachsende Anzahl ungeklärter Verbrechen. Und innerhalb derselben Kampagne berichteten wir darüber, wie französische Widerstandskämpfer sich mit SS-Uniformen und falschen Papieren versehen hätten:

»Die Überhandnahme von Sabotageakten, die von französischen Freikorps in der Uniform der Waffen-SS verübt worden sind, hat jetzt zu einer neuen Anweisung des Chefs der Militärverwaltung in Frankreich, Dr. Michel, an alle ihm untergebenen Dienststellen geführt. Danach sind die Vollmachten und Befehle an Einzelpersonen und Behörden leserlich und mit vollem Namen zu unterzeichnen. In mehreren Fällen ist es französischen Freikorps-Kämpfern gelungen, sich Uniformen der Waffen-SS zu beschaffen, indem sie Ausweispapiere mit unleserlichen Unterschriften vorzeigten. Die Gepflogenheit, Befehle und Anordnungen unleserlich zu unterzeichnen, hat in Frankreich in letzter Zeit erneut zugenommen, nachdem bekannt wurde, daß die französischen Geheimorganisationen die Namen von Besatzungsangehörigen sammeln und ins Ausland schmuggeln, wo diese Namen dann auf die Listen der Kriegsverbrecher gesetzt werden.«

Dr. Michel hatte tatsächlich eine Verordnung erlassen, in der er eine bessere Lesbarkeit der Unterschriften forderte – allerdings gab er für diese Maßnahme nicht dieselben Gründe an wie wir. Aber mit geschickt aufgemachten Meldungen war es eben möglich, unseren Hörern unmerklich jede Gedankenrichtung aufzuzwingen. So konnten wir sie zum Beispiel auf eine Simuliermethode aufmerksam machen, indem wir genau berichteten, wie ein Führer der Hitlerjugend sich einen Heimaturlaub verschafft hatte, indem er sein Bein lähmte:

»Unter der Bevölkerung in Niederschlesien behauptet sich hartnäckig das Gerücht, daß Oberstammführer Schmutzler seine zeitgebundene Beinlähmung einer alten unfehlbaren Methode verdanke. Er soll sich eine Zeitlang nachtsüber einen Radiergummi in die Kniekehle gebunden haben, direkt hinter die äußere Sehne, damit durch den Druck auf den Nerv so lange alle Symptome einer echten Lähmung erzeugt wurden, bis die Entlassung aus dem Heeresdienst perfekt war.«

Schließlich versorgten uns die pathetischen Ansprachen der Parteiführer, in denen diese ihr unerschütterliches Vertrauen zum Führer und zum Endsieg bekundeten, nicht allein mit großartigem Deckmaterial, sondern sie waren auch eine unerschöpfliche Quelle für jene ironischen Kommentare, die von unseren etwas gewitzteren deutschen Hörern sehr geschätzt wurden.

So sagten wir zum Beispiel:

»Gauleiter Jordan prägte auf der Tagung der Gauarbeitskammer Magdeburg eine Parole im Kampf gegen die Kriegs- und Parteimüdigkeit: ›Der Feind mag sich brüsten, die meisten und besten Flugzeuge, Panzer, Arbeitskräfte und das meiste Gold zu haben. Für uns National-

sozialisten ist es jedoch entscheidend, daß wir die beste Weltanschauung besitzen.‹ «

Nach solch einer aufrüttelnden Erklärung pflegte Alex Maaß, unser Schallplattenjockey, eine Platte mit einem leichten Klaviergeklimper aufzulegen, das wir fünf bis sechs Sekunden laufen ließen, um dem Hörer Gelegenheit zu geben, die Pointe richtig auszukosten.

In einer ununterbrochenen Folge, so wie ich diese Meldungen hier wiedergegeben habe, hätte sie natürlich geradezu nach Feindpropaganda gestunken. Aber sie tauchten in unseren Sendungen nicht in dieser Massierung auf, sondern gut versteckt zwischen Meldungen, die wir Dr. Goebbels' eigenem DNB-Dienst entnahmen und in denen von Ordensverleihungen und Geburtstagen, von neuen Verordnungen, neuen in Deutschland gezeigten Filmen und sportlichen Ereignissen die Rede war. In dieser Mischung lösten sich unsere ›Zermürbungstropfen‹ ebenso unauffällig auf wie Arsenik in einem Becher Himbeersaft.

Ebenso wichtig wie diese kleinen Meldungen war zur Anlockung von Hörern vielleicht die Tatsache, daß unsere Programme stets unterhaltend waren. Sie langweilten die Deutschen nicht, die den ewigen Optimismus, mit dem Dr. Goebbels sie überfütterte, allmählich satt hatten. Wir ergingen uns auch nicht in tönenden Allgemeinplätzen, sondern brachten interessante und ansprechende Einzelheiten und gaben uns dabei die größte Mühe, unsere Nachrichten soweit wie möglich von einem menschlichen und persönlichen Gesichtspunkt aus darzustellen. Dort, wo die BBC zum Beispiel gesagt hätte: »RAF-Bomber haben letzte Nacht eine schwere Bombenlast auf den Rangierbahnhof von Metz abgeworfen . . .«, meldete der Soldatensender:

»Viele Kameraden, die auf kurzen Pfingsturlaub aus Frankreich nach Hause fahren wollten, sind gestern vor Metz liegengeblieben, da der gesamte Bahnverkehr durch Metz nach dem Reich durch den feindlichen Terrorangriff stillgelegt wurde. Wie aus Metz gemeldet wird, dürften die Instandsetzungsarbeiten an den Bahnanlagen in den folgenden achtundvierzig Stunden so weit sein, daß die Urlauberzüge wieder fahren können. Unter den Cafés und Nachtlokalen, die in Metz noch geöffnet sind, empfehlen wir . . .«

51. D-Day und der Dödel

In neutralen Zeitungen von Istanbul bis Stockholm wurde es als eine der kleineren Sensationen des ›D-Day‹ erwähnt: Die erste Meldung über die Landung alliierter Truppen in der Normandie, so berichtete man, habe der deutsche Soldatensender Calais durchgegeben.

Am 6. Juni 1944 morgens um 4 Uhr 50 hatte der Ansager die Tanzmusik des Senders unterbrochen und die Kurzmeldung gebracht, daß die Invasion begonnen habe. Fünfzehn Minuten später folgte ein längerer Bericht. Er war so anschaulich, daß schwedische Abhörer, wie ein Reporter des *Aftonbladet* schrieb, zu der Überzeugung kamen, der Sender müsse entweder direkt im Invasionsbereich oder doch ganz in seiner Nähe stehen.

In Wirklichkeit kam der Ruhm der Priorität eigentlich nicht uns zu. Er gebührte unserem Rivalen Dr. Goebbels und seiner unermüdlichen Nachrichtenagentur, dem DNB. Wir hatten die Kurznachricht über die Invasion vom DNB aufgefangen und unverzüglich als Rundfunkmeldung gebracht. Aber wir wußten ein bißchen mehr über die Invasion als Dr. Goebbels und das DNB. Und mit den 600 Kilowatt unserer ›Aspidistra‹, die der Stimme unseres Ansagers ein ungeheures Volumen verlieh, konnten wir wesentlich mehr Lärm machen als die anderen.

Zehn sorgenvolle Stunden hatte ich in Milton Bryan auf diese Kurznachricht des DNB gewartet, die uns das Zeichen geben sollte, unsere genau vorbereiteten Invasionsberichte zu senden. Donald McLachlan, der einzige in unserem Team, der ebenfalls in das Geheimnis um Datum und Stunde des ›D-Day‹ eingeweiht war, hatte sich fast den ganzen Montag im Hauptquartier des SHAEF in Bushey Park aufgehalten, um zur Stelle zu sein, falls sich noch eine Änderung des Plans ergeben sollte. Kurz nach sieben Uhr abends betrat er mein Büro in MB, warf seine Marinemütze auf meinen Schreibtisch und verkündete:

»Es geht los! Ike nimmt die Sache jetzt endgültig in Angriff.«

»Bist du ganz sicher, daß er seine Meinung nicht noch einmal ändert und alles abbläst?« fragte ich düster. Denn das hatten wir vor vierundzwanzig Stunden schon einmal durchgemacht. »Das Wetter ist verdammt schlecht«, fügte ich hinzu. »Schau nur mal raus.«

»Nein«, entgegnete Donald. »Diesmal geht es wirklich los. Und die Wetterheinis behaupten, es wird sich aufklären.«

So entschlossen wir uns denn, an die Verwirklichung unserer Pläne zu gehen. Ich benachrichtigte Harold Keeble – der Bescheid wußte –, daß die Titelseite der ›Nachrichten‹ wahrscheinlich noch einmal geändert werden müsse, da ich hoffte, wir könnten eine Sondermeldung einrücken. Und dann fuhren wir zum Abendessen ins RAG. Es war eine qualvolle Mahlzeit. Denn wir hatten vom Sicherheitsdienst die strengsten Anweisungen, keinem Menschen etwas zu sagen. Donald und ich jedoch konnten an nichts anderes denken als an die bevorstehenden Ereignisse. Wir hätten vieles darum gegeben, über das große Ereignis sprechen zu können. Aber wir wagten es nicht. Die schwierigste Aufgabe dieses Abends bestand darin, Hans Gutmann, meinen Chef-Nachrichtenschreiber, durch irgendeine List um Mitternacht mit mir zurück nach Milton Bryan zu locken, ohne daß jemand merkte, daß etwas in der Luft lag. Hans hatte mit uns zu Abend gegessen. Und als er kurz vor Mitternacht aufstand, um nach Hause zu gehen, bot ich ihm an, ihn mit meinem Wagen zum Haus der Ehepaare zu fahren, in dem er wohnte.

»Ich muß sowieso schnell noch mal nach Milton Bryan zurück«, sagte ich. »Es liegen ein paar Meldungen da, die ich noch einmal umschreiben möchte. Da kann ich Sie doch unterwegs absetzen.«

Hans reagierte auf dieses Stichwort, genau wie ich gehofft hatte. »Könnte ich Ihnen dabei behilflich sein?« fragte er.

»Ja, das wäre mir natürlich sehr angenehm«, stimmte ich zu.

»Ich komme auch mit«, erklärte Donald. So fuhren wir los, ohne daß jemand von meinem Team etwas ahnte.

In MB gingen wir drei sofort in mein Büro.

»Ich freue mich sehr, daß Sie mitgekommen sind, Hans«, sagte ich jetzt. »Donald und ich hätten das nämlich ohne Sie gar nicht geschafft. Passen Sie auf! Wir möchten insgeheim einen deutschen Entwurf für die Story machen, die wir senden wollen, falls die Invasion einmal stattfindet. Und zwar möchte ich für den großen Augenblick gern drei Stories auf Lager haben: erstens eine kurze Sondermeldung für den Soldatensender, zweiten einen längeren Bericht für den ersten Nachrichtendienst und drittens einen noch ausführlicheren für die ›Nachrichten‹. In diesen Berichten müssen wir die Garnisonen am Atlantikwall zu der Überzeugung bringen, daß ihre Linien durchbrochen worden sind, daß sie abgeschnitten sind und daß es richtiger sei, jeden Widerstand aufzugeben. Das sagen wir natürlich nicht wörtlich. Wir geben ihnen nur eine Schilderung der Situation, aus der sie dann ihre eigenen Schlüsse ziehen können. Selbstverständlich ist das Ganze zunächst nur ein Entwurf, Hans, aber ich möchte doch gern, daß Sie sich sofort an die Arbeit machen. Man weiß ja nie, wann man so was gebrauchen kann.«

Hans Gutmanns glänzende braune Augen strahlten vor Begeisterung. Und an dem Lächeln, das um seinen Mund zuckte, konnte ich sehen, daß er unser Geheimnis erraten hatte. Das war der große Augenblick, auf den er seit jenem Novemberabend des Jahres 1938 gewartet hatte, an dem der SA-Mob die Schaufenster seines Antiquitätengeschäfts auf dem Kurfürstendamm zerschlagen hatte und er um sein Leben laufen mußte. Er brannte darauf, mehr zu erfahren. Aber er brachte uns nicht in Verlegenheit, indem er Fragen stellte, die wir nicht beantworten durften.

»Aha, nur ein Entwurf, den wir uns bis zum großen Tag auf Eis legen wollen«, sagte er. »Und Sie möchten, daß ich den jetzt, um ein Uhr morgens, schreibe. Verstehe.«

»Na prima!« grinste ich. »Hier ist in großen Umrissen der Inhalt. Donald hat alles mit SHAEF abgesprochen.«

Und so kam es, daß wir Dr. Goebbels den großen Knüller wegschnappten, der eigentlich ihm gebührte. Denn als die Sondermeldung des DNB über den Hell-Schreiber durchkam, war bei uns dank Gutmann und Donald alles bereit. Unser Sprecher sagte:

»Achtung, Kameraden, Sondermeldung: Der Feind landet aus der Luft und von der See aus starke Truppenverbände. Der Atlantikwall ist an mehreren Stellen durchbrochen. Das Oberkommando hat Alarmstufe 3 angeordnet.«

Ohne die Durchgabe des ausführlicheren Berichtes im Soldatensender Calais abzuwarten, sprang ich in meinen Wagen und raste mit der neuen Titelseite für die ›Nachrichten‹ hinüber nach Marylands.

Es wurde eine großartige Titelseite. Und trotz der späten Nachtzeit schafften die Drucker es, daß die ›Fliegenden Festungen‹ nur wenige Stunden darauf unseren Lesern in der Normandie die ›Nachrichten‹ liefern konnten. »Atlantikwall an mehreren Stellen durchbrochen«, verkündete die große Schlagzeile, »Panzer dringen tief in das Hinterland ein. Heftige Kämpfe mit Fallschirmjägerkommandos.«

Ich besitze noch heute ein Exemplar dieser Nummer. Und wenn ich sie jetzt noch einmal lese und daran denke, daß dieser ›Bericht‹ sich ausschließlich auf Donalds Kenntnis der Pläne und seine Vorstellung dessen gründete, was, wie wir hofften, geschehen würde, und daß wir damit allen offiziellen Berichten um mindestens zwölf Stunden zuvorgekommen waren, bin ich wieder von neuem begeistert über diese Meisterleistung Donald McLachlans und Hans Gutmanns. Aber noch interessanter ist diese Nummer als historisches Dokument. Denn sie zeigt, wie genau unsere Berichte auf den Irreführungsplan der Alliierten abgestimmt waren, der die Deutschen glauben machen wollte, die Invasoren hätten es vor allem auf die Seinemündung und Calais abgesehen.

Keeble hatte im besten *Daily-Express*-Stil den Bericht auf drei Spalten der Titelseite gebracht. Und als Krönung des Ganzen hatten Donald und Hans Gutmann einen Kasten mit der Überschrift ›Was bereitsteht‹ eingerückt. Darin wurde die Schwäche der deutschen Reserven aufgezeigt und ein äußerst beunruhigendes Bild von der viel zu weit auseinandergezogenen deutschen Verteidigungsfront entworfen. Ich zitiere hier nur drei Sätze daraus:

»Durchschnittlich 18 Flugzeuge kommen auf eine deutsche Division im Westen. (Im Frankreichfeldzug hatten die deutschen Truppen noch je 80 Flugzeuge pro Division.) 160 Flugzeuge pro Division hatte der Anglo-Amerikaner jetzt vor Rom . . .«

Endlich war es soweit, daß wir ganz offen von dem sprachen, was wir bisher nur auf Umwegen angedeutet hatten: von der gigantischen Übermacht der alliierten Streitkräfte.

Mein deutsches Team bestand durchweg aus Männern, die unter schwersten Opfern und trotz großer persönlicher Gefahren mit Hitler und seinem Regime gebrochen hatten. Sie hatten ihr Heim und ihre Stellung in Deutschland gegen ein unsicheres Schicksal im Ausland eingetauscht, um gegen das Unheil zu kämpfen, das ihr Land befallen hatte. Kriegsgefangene wie Virchow und Mander waren zu uns gekommen, obgleich sie wußten, daß sie auch in England Gefahr liefen, dafür von den Mitgliedern der nationalsozialistischen Untergrundbewegung unter den Kriegsgefangenen ermordet zu werden. Jeder von ihnen hatte den Wunsch, daß das Hitler-Deutschland so schnell und gewaltsam wie möglich verschwinden möge, damit ein neues und besseres Deutschland an seine Stelle treten konnte. Doch trotz alledem spürte ich die geheime, oft unbewußte Sympathie und Trauer, mit der diese Männer jetzt zusahen, wie ihre Landsleute jenseits des Kanals durch den Moloch der anglo-amerikanischen Streitmacht geschlagen und vernichtet wurden. Nicht umsonst hatten wir uns so völlig in das Leben und die Umgebung unserer Hörer von der Wehrmacht versetzt. Jetzt konnten wir dieses Sperrfeuer mitempfinden, als käme es auf unsere eigenen Köpfe herab. Und diese Empfindung spiegelte sich auch in unseren Rundfunkansprachen. Meine Sprecher hatten auf einmal einen so persönlichen und tragischen Unterton, daß ich beim Anhören dieser flüchtigen Beiträge zur psychologischen Kriegführung ehrlich bewegt war.

Die Verbindungen zwischen den einzelnen deutschen Einheiten waren zu jenem Zeitpunkt so völlig abgebrochen, daß einige deutsche Kommandeure den Soldatensender Calais anstellten, um sich nach unseren Situationsberichten zu orientieren. Sie benutzten unsere Meldungen, um danach die Veränderungen in der ständig wechselnden Schlachtordnung in ihre Lagekarte einzuzeichnen.

Und wir taten gewiß, was wir konnten, um unsere Kunden gut zu bedienen. Während dieser ersten Wochen hielt sich Donald McLachlan fast dauernd im Hauptquartier der SHAEF auf, um die letzten und vollständigsten Lagemeldungen für uns zu ergattern – mit dem Resultat, daß unsere Berichte weitaus aktueller und ausführlicher waren als alle anderen, die damals veröffentlicht wurden. Ein deutschsprechender Reporter, John Kimche vom *Evening Standard*, entdeckte, daß wir mit unseren Informationen den anderen voraus waren Er hörte nun regelmäßig den Soldatensender ab, brachte unsere Meldungen, ohne uns zu zitieren, und verschaffte sich so den wohlbegründeten Ruf, besser informiert zu sein als seine Kollegen.

Unsere Berichte entsprachen auch den Tatsachen – in neunundneunzig Fällen von hundert. Und der hunderste Fall trat dann ein, wenn wir auf Veranlassung der Experten in der taktischen Irreführung absichtlich eine falsche Meldung brachten, um unsere vertrauensseligen Kunden zu täuschen und sie geradewegs in eine Falle zu führen.

Während der letzten fünfzehn Monate hatten Hitler und Goebbels versucht, die schwindenden Siegeshoffnungen der deutschen Öffentlichkeit durch Anspielungen auf eine Wunderwaffe wieder zu beleben, die mit einem entscheidenden Schlag den ganzen Verlauf des Krieges verändern werde. Die neue Waffe, so wurde erklärt, werde eine furchtbare Verheerung unter den Briten anrichten und diese Verbrecher dafür bestrafen, daß sie es gewagt hatten, Krieg mit Krieg und Bombenangriffe mit Bombenangriffen zu erwidern.

Bei diesen Anspielungen auf die neue V-Waffe war besonders interessant, daß sie an Häufigkeit und Heftigkeit variierten. Eine Zeitlang waren die Zeitungen und Ansprachen der Parteiredner voll von Vergeltungsdrohungen. Dann flaute die Kampagne wieder ab, und wenn die V-Waffe einmal erwähnt wurde, so bezeichnete man ihre Anwendung doch nicht als unmittelbar bevorstehend. Diese interessanten Schwankungen fielen meinem Kollegen Robert Walmsley auf.

Walmsley hatte unter anderem die Aufgabe, die deutsche Propaganda zu analysieren und nach Anzeichen zu suchen, aus denen sich Hitlers strategische Absichten entnehmen ließen.

Bereits 1940 hatte er sich dieser Tätigkeit mit Erfolg gewidmet und damals auf Grund sorgfältiger Untersuchungen der Rundfunkpropaganda und der deutschen Zeitungsberichte den Schluß gezogen, daß Hitler von dem Plan einer Invasion in England Abstand genommen hatte. Als uns bei Kriegsende Hitlers Geheimpläne und Geheimbefehle in die Hände fielen, entdeckten wir, daß Walmsley damals Hitlers Umdispositionen bereits nach achtundvierzig Stunden erraten hatte.

Nicht nur für meine Abteilung waren Walmsleys Berichte von höchstem Wert. Auch das Hauptkomitee der Abwehr und die Stabschefs zollten seinen Analysen große Aufmerksamkeit. Und sie taten recht daran. Denn Walmsley hatte ein wichtiges Grundprinzip der Goebbelsschen Propaganda entdeckt: Obgleich die Deutschen dem Ausland gegenüber bedenkenlos mit ihren Erfolgen prahlten, bemühten sie sich doch, ihren Hörern und Lesern im Inland nur dann Siege zu versprechen, wenn sie überzeugt waren, diese Siege auch wirklich erringen zu können. (Dick Crossman wurde durch diese Goebbelssche Vorsicht zu seinem glänzendsten Beitrag zur ›weißen‹ Propaganda inspiriert: Er nagelte Hitler durch die BBC auf Siegesversprechungen fest, die er nicht einhalten konnte, und dann, wenn Hitlers Fehlschlag offensichtlich war, tat er genau das, was Goebbels so sehr fürchtete. In einer Sendung nach der anderen erinnerte er die Hörer an diese nicht eingehaltenen Führerversprechungen.)

Seit dem Sommer 1943 hatten Walmsleys Propaganda-Analysen sich fast ausschließlich auf Goebbels' V-Drohungen und ihre schwankende Häufigkeit konzentriert. Seine Abteilung registrierte und analysierte diese Drohungen und wertete sie nach ihrer Heftigkeit aus. Und auf der Häufigkeit der Drohungen und ihrem An- und Abschwellen baute Walmsley allwöchentlich seinen Bericht auf, in dem er darlegte, wie nahe Goebbels dem Tag der ›Vergeltung‹ zu sein glaubte.

Seit Monaten schon hatten wir aus seinen Berichten entnehmen können, daß Bombenangriffe auf die Herstellungszentren der V-Waffen und die Abschußrampen immer wieder zu neuen Verzögerungen geführt hatten. Es war, als säße man in einem U-Boot auf dem Grunde des Ozeans und hörte, wie das piepsende Geräusch des Ortungsgeräts sich verstärkte und dann wieder abnahm, je nachdem der feindliche Zerstörer sich näherte oder entfernte.

In seinem Wochenbericht nach dem ›D-Day‹ jedoch erklärte Walmsley, die Deutschen würden vermutlich ihre V-Waffe als Gegenmaßnahme einsetzen, obgleich sie noch nicht weit genug entwickelt sei, um ein Bombardement im vollen Umfang zu gewährleisten.

Als ich Walmsleys Berichte las, erschien es auch mir einleuchtend, daß die Deutschen entschlossen waren, ihre Wunderwaffe zu politischen Zwecken einzusetzen, um nämlich die durch die Invasion erschütterte Kampfmoral ihrer eigenen Truppen wieder zu beleben und gleichzeitig nach Möglichkeit der unseren einen schweren Stoß zu versetzen.

Und dann war es tatsächlich soweit. Am 13. Juni, genau eine Woche nach dem ›D-Day‹, überquerte die erste deutsche V-Rakete die Kanalküste, flog nach London und explodierte in Bethnal-Green, einem östlichen Stadtteil Londons. Am 15. Juni begann dann die Vergeltungsoffensive im großen Maßstab. Zweihundert V-Geschosse flogen während der ersten vierundzwanzig Stunden herüber. Es sah aus, als habe Hitler hier eine wundervolle Spritze zur Aufmunterung seiner erschütterten und entmutigten Truppen gefunden, auch wenn die V 1 nicht die angekündigte kriegentscheidende Waffe war. Jetzt war es Sache des Soldatensenders, einen Gegenangriff zu starten.

Von den Kriegsgefangenen hatten wir erfahren, daß der Spitzname der deutschen Truppen für die V 1 eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Namen hatte, den die Londoner ihr gegeben hatten. London nannte sie den ›Doodle-bug‹, die deutschen Soldaten sagten ›Der Dödel‹. Darum sprachen auch wir jetzt vom ›Dödel‹, als der Korporal, der bei Gustav Siegfried Eins den ›Chef‹ gespielt hatte, seinen ersten Angriff gegen das neue Propaganda-Instrument vom Stapel ließ.

Sein Angriff behandelte drei Fragen: »Was hat die neue Waffe im ersten Einsatz geleistet? Was kann man für Wirkungen von ihr erwarten? Ist die neue Waffe eine Lösung für unsere dringendsten militärischen Probleme?«

Auf die erste Frage antwortete er: »Das wissen wir nicht und können es auch nicht wissen, da unsere Aufklärer nicht imstande sind, nach England zu fliegen. Und selbst wenn sie nach England gelangen, so kommen sie doch nicht wieder zurück.« Zum zweiten Punkt erklärte

er, es sei reine Glückssache, ob der Dödel ein militärisch wichtiges Ziel treffe, da man den Erfolg nicht beobachten könne und es infolgedessen unmöglich sei, Flugweite und Richtung dieses Geschosses zu korrigieren, das ohnehin einen hohen Streuungsfaktor habe. Dann ging der Korporal zur dritten Frage über: »Ist der Dödel eine Lösung für unsere dringendsten militärischen Probleme – kann er den anglo-amerikanischen Nachschub über den Kanal abstoppen? Unsere Marine und die Luftwaffe waren dazu nicht imstande. Wird der Dödel diese Aufgabe meistern können?« Und wieder lautete die Antwort, die er im Stil eines Stabsoffiziers erteilte, der freimütig die militärische Lage beurteilt: »Nein, das kann er nicht.«

Die BBC nahm unter Crossmans Leitung die genau entgegengesetzte Haltung ein. Anstatt die V 1 zu bagatellisieren, wie wir es taten, bauschte sie ihre Bedeutung auf und gab vor, ihre Wirkung sei sehr beträchtlich. Crossman verfolgte damit die Absicht, eine um so größere Enttäuschung in Deutschland zu provozieren, wenn sich erst herausstellte, daß die Anwendung der V-Waffe nicht die erhofften Folgen hatte. Für uns als ›kritische nationalbewußte Deutsche‹ jedoch war eine negative Einstellung richtiger.
Darum griffen wir dieses Thema in weiteren Berichten und Meldungen über den ›Dödel‹ immer wieder auf. Als ich meinte, daß unsere Sendungen genügend Eindruck gemacht und den Boden gut bereitet hatten, gingen wir einen Schritt weiter und griffen den ›Dödel‹ mit der Behauptung an, hier werde sinnlos wertvoller Treibstoff verschwendet – Treibstoff, der wesentlich vorteilhafter angewendet wäre, wenn er Rommels Panzern und LKWs oder den Kampfflugzeugen der Luftwaffe zugute käme. »Da fliegt der Sprit!« hieß der ärgerliche Kommentar, den wir in unseren Kommentaren den Hörern von der deutschen Wehrmacht suggerierten, die den ›Dödel‹ durch die Luft fliegen sahen. Der ›Gen. d. Mot‹ – wie die kabbalistische deutsche Bezeichnung für den General der motorisierten Einheiten lautete – habe, so berichtete der Soldatensender in seinem Nachrichtendienst, beim OKW ein Memorandum über den ›Dödel‹ eingereicht. In diesem Memorandum habe der Gen. d. Mot aufgeführt, daß der ›Dödel‹ pro Tag ebensoviel Treibstoff verbrauche wie hundert Panther-Tanks, fünfzig Bomber oder hundert Kampfflugzeuge.
»... Das Dödelschießen wäre ja ein ganz hübscher Sport gewesen zu irgendeiner anderen Zeit im Kriege, wo's noch Sprit gab«, kommentierte René Halkett, unser militärischer Experte.

»Da wäre das als zusätzliche Stimmungswaffe, zusammen mit richtigen militärischen Operationen, ein Heidenspaß gewesen. Aber an der Front aus Treibstoffnot eingehen – bloß damit man zur allgemeinen Volksbelustigung Dödel in die Gegend schießen kann –, das ist so richtig, wie gewisse Leute im FHQ sich das Kriegspielen vorstellen: Wenn richtige Waffen fehlen, dann wird's eben mit der Stimmung gemacht, mit der Weltanschauung. Der Grenadier an der Front muß eben die Suppe auslöffeln ...«
Wie üblich, veranschaulichten wir dasselbe Thema noch mit einzelnen Meldungen. Unter anderem berichteten wir, der Rüstungsminister Albert Speer habe sich darüber beschwert, daß man ihn gezwungen habe, Fabrikraum, Arbeitskräfte und Material für die Herstellung des Dödel zu bewilligen, die besser zur Herstellung von Kampfflugzeugen und Panzern verwendet worden wären.
Diese Meldung war nichts als eine plausible Erfindung. Wir hatten keinerlei Information in dieser Richtung. Als jedoch Speer 1945 in Nürnberg im Gefängnis saß und auf seinen Kriegsverbrecherprozeß wartete, sagte er:
»Natürlich war ich immer gegen den Dödel. Es war eine ganz lächerliche Verschwendung von Treibstoff und technischem Material, das man für wertvollere Waffen hätte verwenden sollen. Für Kampfflugzeuge zum Beispiel ...«
War das ein zufälliges Zusammentreffen? Hatte Speer tatsächlich beim Führer gegen den Dödel protestiert? Oder hatte er vielleicht den Soldatensender Calais gehört und unserem ›Gift‹, wie Goebbels es nannte, erlaubt, in sein Unterbewußtsein einzusickern?
Ich hoffe, daß Speer eines Tages aus dem Gefängnis in Spandau entlassen wird. Dann muß er es uns erzählen!

52. Otto John

Am Abend des 20. Juli 1944 zehn Minuten nach acht Uhr begann der DNB-Hell-Schreiber im Aufnahmeraum von Milton Bryan mit entnervend bedächtigem Klicken die erste Meldung über ein Ereignis zu übermitteln, das für uns in MB zur größten Nachrichtenstory des ganzen Krieges werden sollte.

Der Streifen, den der Hell-Schreiber ausspie, lief geradewegs zur Schreibmaschine der frischen blonden Mimi Molnar, einer deutschsprechenden Tschechin, deren Aufgabe es war, das spinnenfüßige Gekrakel des Hell-Schreibers zu lesen und auf den Bogen in ihrer Maschine zu übertragen. Gewöhnlich schrieb Mimi Molnar die DNB-Nachrichten nieder, ohne sie wirklich in sich aufzunehmen. Diese Arbeit langweilte sie. Sie wollte gern selbst schreiben, nicht nur abschreiben. Doch das, was sie jetzt schrieb, ließ sie erregt aufblicken.

»Dr. Gutmann!« rief sie. »Bitte kommen Sie doch einmal her und sehen Sie sich das an. Es scheint wichtig zu sein.«

Hans Gutmann stand von seinem Schreibtisch auf, ging hinüber zur Hell-Maschine und las über Mimis Schulter hinweg, was sie schrieb. Die Augen traten ihm fast aus dem Kopf.

»Geben Sie her!« rief er, riß das Blatt aus ihrer Maschine und rannte fort, um zuerst Karl Robson, der Dienst hatte, anzurufen und dann mich. Dick Crossman, der beim SHAEF die Direktiven für den ›weißen‹ psychologischen Angriffskrieg schrieb, war nach Aspley Guise herausgekommen, um mich zu besuchen und die weiteren Pläne mit mir zu besprechen. Wir saßen beim Abendessen und tranken voller Genuß die vorletzte Flasche eines hervorragenden Graacher Himmelreich 1934, als Gutmanns Anruf kam.

»Es ist passiert!« schrie Hans begeistert ins Telefon.

»Was ist los?« fragte ich etwas gereizt.

»Die Wehrmacht hat sich gegen die Partei erhoben. Sie haben versucht, Hitler zu ermorden.«

Im ersten Augenblick hielt ich alles für einen Scherz und glaubte, Frank Lynder oder der Korporal hätte wieder einmal versucht, den alten Hans auf den Arm zu nehmen. Denn ein Aufstand der Wehrmacht gegen Hitler und die NSDAP wäre die Krönung all dessen gewesen, wofür wir gearbeitet hatten. Seit Korporal Sanders und ich vor dreieinhalb Jahren unseren Sender Gustav Siegfried Eins eröffnet hatten, waren wir unablässig bestrebt gewesen, den Zwiespalt zwischen der Wehrmacht und der NSDAP – welche die Wehrmacht selbst als ihr politisches Instrument mitgeschaffen, finanziert und gefördert hatte – zu schüren, auszuwerten und zu vertiefen. Immer wieder hatten wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln Gerüchte über eine wachsende Spaltung zwischen den Generalen und dem Führer zusammengetragen und ausgestreut. Erst kürzlich hatte ich erfahren, wie wütend die Parteibehörden auf einen Rundbrief reagiert hatten, den unsere polnischen Freunde aufgegeben hatten und in dem der Gauleiter für Ostpreußen, Erich Koch, angeblich erklärte, der Führer sei in Gefahr. »Gewisse Kreise«, stand darin, »die den geheiligten Namen des Preußentums im Munde führen, aber in ihrer Haltung nichts vom Heldengeist des Siebenjährigen Krieges zeigen, streuen Zweckgerüchte aus, der Führer sei wegen seiner geschädigten Gesundheit nicht mehr den Bürden seines Amtes gewachsen. Mit diesen Gerüchten bereitet die Reaktion einen Putsch vor, der den Führer aus seiner Stellung als Oberbefehlshaber der Wehrmacht verdrängen soll. An seine Stelle soll ein eidbrüchiger General treten.«

»Wissen Sie bestimmt, daß Ihnen nicht jemand einen dummen Schabernack spielen will?« fragte ich Gutmann.

»Aber nein, das ist keine Ente! Da, hören Sie doch selbst! Eben kommt die Geschichte über den Deutschlandsender durch.« Und Gutmann hielt den Hörer an seinen Lautsprecher, so daß ich die Nachricht aus Berlin hören konnte. Tatsächlich, da verkündete es die geschulte, ein wenig singende Stimme des deutschen Nachrichtensprechers:

»... ein verbrecherischer Anschlag auf das Leben des Führers ... Zeitbombe ... auf wunderbare Weise entronnen ... von der Vorsehung zur Erfüllung seiner großen Aufgabe gerettet ... kleine Gruppe unverantwortlicher Reaktionäre ... Verfolgung der Verbrecher ... der Führer selbst wird über den Rundfunk sprechen und alle Gerüchte widerlegen ...«

Dick Crossman und ich fuhren von Mrs. Maddys Rehbraten hoch, als habe uns eine von Crossmans Wespen gestochen. Wir sprangen in den Wagen und rasten hinüber nach Milton Bryan. Karl Robson hatte be-

reits die erste Kurzmeldung durchgeben lassen. Jetzt setzten Child, Karl, Gutmann, Virchow und ich uns mit Crossman als willkommenem Ratgeber zusammen, um in aller Eile zu entscheiden, was wir dazu sagen sollten. Nach einer Diskussion von zehn Minuten legte ich unsere Haltung nach den folgenden Punkten fest: Es handelt sich um einen ›Friedensputsch‹. Hohe Stabsoffiziere aller drei Waffengattungen stehen dahinter, weil sie wissen, daß der Krieg verloren ist und sie Deutschland retten wollen. Sie haben eine Proklamation an das deutsche Volk und die Wehrmacht erlassen, in der sie verkünden, daß Hitler abgesetzt und eine neue Regierung gebildet sei, die sofort Friedensverhandlungen aufnehmen werde. Der ›Friedensputsch‹ ist entgegen den Verlautbarungen der Regierung nicht niedergeschlagen. Der Kampf geht weiter.

»Wir müssen vor allem betonen«, sagte ich, »daß die Verschwörung von sehr einflußreichen Persönlichkeiten angeführt wird und weit verbreitet ist. Sie hat ihre Mitglieder überall, sogar im Führerhauptquartier selbst. Wir müssen ein Bild der Verwirrung malen. Einige Einheiten der Armee folgen noch immer den Befehlen der ›Friedensgenerale‹, indem sie Angehörige der SS und der Gestapo entwaffnen und gefangennehmen und sich der Munitionsdepots bemächtigen. An anderen Orten hat die NSDAP die Oberhand. Und nicht vergessen: Wir müssen so viele Namen nennen, wie irgend möglich, ohne daß wir an Glaubwürdigkeit verlieren.«

Als immer mehr Einzelheiten über den Hell-Schreiber und den Deutschlandsender durchkamen, meinte Dick Crossman, es sei nun an der Zeit, auch unsere Minister zu informieren. Er hoffte, sie würden sich bewegen lassen, den Putsch auch offiziell zur Kenntnis zu nehmen und ihm die Veröffentlichung einer Stellungnahme gestatten, durch die die Generale in ihren Hoffnungen ermutigt würden. Auf jeden Fall aber mußten sie erfahren, was geschehen war. Er rief also Bruce Lockhart an.

Der arme Bruce Lockhart lag mit einer schmerzhaften Gürtelrose zu Bett. Er hatte nicht die geringste Lust, die Minister anzurufen. Aber Dick konnte ihn doch dazu überreden. Es war schon nach Mitternacht, als Bruce Lockhart zurückrief.

»Es war genauso, wie ich befürchtet hatte«, sagte er. »Und hören Sie gut zu, Dick, ich habe eine Mitteilung für Sie von Brendan Bracken[1], der mit dem Premierminister speist. Bracken läßt Ihnen sagen, er sei

[1] Der damalige Informationsminister.

sehr erstaunt, daß Sie auf diese nur allzu offensichtliche Ente von Herrn Goebbels hereingefallen sind, und er läßt Sie ersuchen, ihn nie wieder mit derartigem Blödsinn zu stören. Bitte veranlassen Sie, daß die BBC jede Äußerung vermeidet, die darauf hindeuten könnte, wir seien der Meinung, es habe tatsächlich so eine Generalsrevolte gegeben.«

Noch schlimmer war das Schicksal, das am nächsten Morgen unsere politischen Krieger ereilte, die das offizielle Sprachrohr Großbritanniens bedienten. Wenn sie gehofft hatten, die Deutschen aufspalten und die Generale zu weiteren Putschversuchen anstacheln zu können, so war diese Hoffnung jetzt zunichte gemacht. Denn man hatte Crossman und Carleton Greene nicht allein verboten, irgend etwas zu sagen, das die Rebellen ermutigen konnte, sondern sie hatten obendrein die strikte Weisung, zu erklären, daß die Regierung Seiner Majestät nicht bereit sei, die Wehrmacht von ihrer Verantwortung für den Krieg freizusprechen oder in irgendeiner Weise zwischen Deutschen und Deutschen einen Unterschied zu machen. Sie seien alle verantwortlich. Die einzige Grundlage für einen Frieden sei nach wie vor die bedingungslose Kapitulation Deutschlands.

Die Aufgabe, Deutschland aufzuspalten, war also wiederum uns ›Schwarzen‹ überlassen. Und wir gingen sofort an die Arbeit, denn wir waren ja nicht gehemmt durch irgendwelche ministeriellen Bedenken, die Russen durch eine gewisse ›Milde‹ den Deutschen gegenüber vor den Kopf zu stoßen. Während jener ersten Nacht und der darauffolgenden Tage waren wir emsig dabei, das nackte Nachrichtenskelett, das Goebbels uns geliefert hatte, mit Einzelheiten eigener Erfindung zu bekleiden. Dabei kamen mir meine Erinnerungen gut zustatten, vor allem die Erinnerungen an die ›Nacht der langen Messer‹ am 30. Juni 1934 und alles das, was während der folgenden Tage bei Hitlers Säuberung der SA geschehen war.

Als dann schließlich unsere Story in allen Einzelheiten nach Deutschland und in alle Welt hinausposaunt worden war, hatten wir eine stattliche Anzahl von Angehörigen der Wehrmacht, des Auswärtigen Amtes und der Verwaltungsbehörden mit dem ›Friedensputsch‹ in Verbindung gebracht – fast ebenso viele, wie nach 1945, als die Alliierten die Herrschaft in Deutschland übernahmen, Anspruch auf diese Ehre erhoben!

Eine unserer Bestrebungen war es, deutsche Beamte, die wir der Gestapo und dem SD verdächtig machen wollten, als Mitglieder der Verschwörung hinzustellen. Zu den Männern, die wir auf diese Weise

mit den Ereignissen in Verbindung brachten, gehörte der deutsche Marineattaché in Stockholm. Er wurde von seinem Posten abberufen und verhaftet – sehr zum Ärger seines britischen Kollegen, der seinen deutschen Kollegen als Nachrichtenquelle recht nützlich gefunden hatte! Als der deutsche Attaché später wieder nach Stockholm zurückkehrte, beklagte er sich bitter über den üblen Streich, den der Soldatensender ihm gespielt hatte, und der Engländer beschwerte sich dann bei mir.

Eins jedoch wußten wir damals nicht, ja wir vermuteten es nicht einmal: die Tatsache, daß die Revolte in unserem unmittelbaren Zielbereich des Oberbefehlshabers West viel weitere Kreise gezogen hatte als anderswo. In Paris waren die Vertreter der Gestapo und der SS tatsächlich durch die Heereseinheiten festgenommen und entwaffnet worden – für eine Nacht. Ich möchte gern glauben, daß unsere Berichte über die Ereignisse in Deutschland und an der Ostfront einiges dazu beigetragen haben. Jedenfalls ist sicher, daß die Mitglieder der Verschwörung in Paris noch lange an das Gelingen des Putschs glaubten, als die anderen Mitverschworenen sich über sein Scheitern klargeworden waren.

Für mich war es das Erstaunlichste und Erfreulichste an diesem Generalsputsch, daß Hitlers Drittes Reich offenbar sein möglichstes tat, um sich dem Bild, das wir von ihm entworfen hatten, anzugleichen – einem Bild, das ich stets als eine Propaganda-Karikatur angesehen hatte. Aber nun hatten sich echte Generale gegen Hitler erhoben, genau als befolgten sie die Anweisungen, die der ›Chef‹ von Gustav Siegfried Eins ihnen erteilt hatte. Und die Gestapo wie der SD hatten sich als die Stümper erwiesen, als die wir sie immer hingestellt hatten. Es war unglaublich.

Noch heute begreife ich nicht, warum es der Gestapo nicht gelang, die Verschwörung zu entdecken und im Keime zu ersticken. Denn obgleich ich in Milton Bryan so unendlich weit entfernt war vom Schauplatz des Dramas, hätte ich doch Himmler über das, was Graf Stauffenberg vorhatte, aufklären können. Schon zwei Monate bevor Stauffenberg seine Aktentasche mit der Zeitbombe unter Hitlers Kartentisch legte, wußte ich, daß er in eine Verschwörung gegen den Führer verwickelt war. Kriegsgefangene deutsche Offiziere, die sich unter den Mikrophonen in ihrem Gefangenenlager in England unterhielten, hatten Stauffenberg als Anführer einer Gruppe erwähnt, die den Plan verfolgte, sich des Führers zu entledigen. Wenn die Offiziere in England derartige Gespräche führten, so mußten sie meiner Ansicht nach

ähnliche in Deutschland geführt haben. Aber die großen Ohren der Gestapo hatten nichts davon vernommen. Oder sie hatten nicht verstanden, was da gesprochen wurde. Und das war ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer.

Auf Grund all dieser ermutigenden Anzeichen stellte der Soldatensender jetzt die Forderung, daß dem Krieg ein Ende gemacht werden müsse, um Deutschland zu retten. Und in unserer Eigenschaft als Fürsprecher des ›anständigen Frontsoldaten‹ kehrten wir nun unseren ganzen Zorn gegen Hitler persönlich, den wir bisher noch nie direkt angegriffen hatten. In einer Ansprache, die René Halkett einen Tag nach dem gescheiterten Attentat hielt, verwarfen wir die Behauptung, daß die Zeitbombe ein englisches Machwerk und der ganze Versuch von britischer Seite angeregt worden sei.

René Halkett (das Manuskript in der Hand, das Monokel ins linke Auge geklemmt): »Die Engländer, die Amerikaner und die Russen wären die letzten, die den Wunsch hätten, den Führer loszuwerden. Im Gegenteil. Der Feind kann sich keinen Besseren wünschen als einen Mann, der sich auf mystische Eingebungen und Schicksalswinke verläßt, der militärisch von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, aber die Macht besitzt, den Fachleuten unsinnige Befehle zu geben. Ein solcher Mann ist für seine Gegner im Krieg viel zuviel wert, als daß sie erlauben würden, daß ihm ein Haar gekrümmt wird. Für die Alliierten ist dieser Mann – ein Alliierter!«

Wir verteidigten das Offizierskorps, diese sakrosankte preußische Kaste, gegen den Angriff, den der Reichsarbeitsführer Dr. Robert Ley in seiner byzantinischen Begeisterung über die Rettung des Tyrannen gegen diese Männer gerichtet hatte. Der Korporal stürzte sich in seinem besten ›Chef‹-Stil auf Ley, um die deutschen ›Friedensgenerale‹ zu rächen.

»Der Parteigenosse Robert Ley«, näselte er in seiner hochmütigsten Art, »der ja gerade unter Soldaten so besonders beliebt und geschätzt ist wegen seiner schlichten, fast spartanischen Lebensführung, hat also jetzt der Öffentlichkeit die nötigen Aufklärungen gegeben, was man von den Leuten zu halten hat, die Hitler absetzen wollten, damit Frieden wird. Also von Leuten wie Brauchitsch, Halder, Beck, Fromm, Rundstedt und den anderen.

Herr Robert Ley ist der Meinung, daß jeder Deutsche sich schämen müßte, zu demselben Stand zu gehören wie diese Leute – also zum Offiziersstand. Daß das ganz undankbare blaublütige Schweinehunde wären, denen der Führer erst die Uniform wiedergegeben hat – und

dann gehen sie hin und legen ihm dafür 'ne Bombe unter den Schreibtisch. Es wäre Zeit, sagt Herr Ley, daß die nationalsozialistische Revolution jetzt nachholt, was sie damals versäumt hat, und diese ganze Kaste ausrottet.«

Nach dieser Einleitung begann er Ley als einen rücksichtslosen Kriegsgewinnler herunterzuputzen, der reich geworden war, während deutsche Kinder verhungerten, und der eine ganze Anzahl Stadt- und Landhäuser (mit Angabe der Adressen) besaß, in denen er keinem einzigen Bombengeschädigten Unterkunft gewährt hatte.

»Und Leute wie Oberst im Generalstab Klaus Graf Schenk von Stauffenberg«, er kaute diesen Titel mit der gemessenen öligen Hochachtung des Offizierskorps vor dem Adel, »den Ley nach seinem Tod für einen feigen Idioten erklärt – solche Leute haben inzwischen an der Front gestanden und den Kampf geführt, an dem Ley reich geworden ist.«

Darauf folgte eine Lobrede auf Stauffenberg als Stabsoffizier nebst einem kurzen Abriß über seine Karriere. Er betonte, daß Stauffenbergs Beförderung zum Mitglied des Generalstabs ihm Einsicht in das gegeben habe, was »wirklich vorging«, und daß diese Erkenntnis ihn dazu bewogen habe, die Schritte zu unternehmen, die er unternahm.

»Wenn jemand undankbar genannt werden kann, dann sind es sicher nicht diese bewährten Stabsoffiziere wie Oberst Stauffenberg, sondern die Leute, die solchen ehrlichen Männern einen Tritt gegeben haben, weil sie den Mut hatten, ihre wohlbegründete Meinung zu vertreten. Sie haben gezeigt, daß es in Deutschland nicht nur Speichellecker gibt, sondern auch noch Männer, die ihr Leben einsetzen für eine Sache, die sie für unausweichlich und für notwendig hielten.«

Es war eine gute, männliche Ansprache, die mit Kraft und innerer Bewegung vorgetragen wurde. Noch manche ähnliche folgten. Und sie alle waren nicht etwa Schmähreden voller Denunziationen, sondern mit vielen Informationen und Nachrichten verbrämte Kommentare, die dazu angetan waren, die Kluft in Deutschland zu erweitern und die ›Friedensbewegung‹ zu unterstützen.

Wenige Wochen erst waren nach dem Generalsputsch ins Land gegangen, als ich eine noch dramatischere Bestätigung meiner Ansicht erhielt, daß die Gestapo und der SD ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Sie hatten es nicht einmal fertiggebracht, nach der Explosion der Bombe die Tür zu schließen. Als neuer Rekrut für mein Team wurde mir einer der Männer angeboten, die an dem Putsch unmittelbar teilgenommen hatten. Es war ihm gelungen, aus Deutschland nach Spanien zu entkommen, und jetzt war er in England und hoffte, von hier aus den Kampf fortsetzen zu können, der für ihn und seine Freunde in Deutschland so enttäuschend ausgelaufen war.

Bruce Lockhart rief mich auf der geheimen ›grünen Linie‹ in meinem Büro an.

»Sind Sie da?« fragte er in seiner heiseren, stets besorgten Stimme, als wir gleichzeitig den ›Brabbelknopf‹ gedrückt hatten. »Eben hat mich C angerufen«, fuhr er fort und benutzte dabei die Chiffre, unter der der Chef des Geheimen Nachrichtendienstes bekannt war[1]. »Er möchte von Ihnen wissen, ob Sie Interesse hätten, einen von den 20.-Juli-Leuten in Ihr Team aufzunehmen. Der Mann ist eben erst in England angekommen. Vielleicht kann er Ihnen ein paar nützliche Angaben machen. Aber Sie dürfen ihn natürlich nicht als Sprecher einsetzen.«

»Das klingt sehr verlockend, Bruce«, sagte ich. »Aber könnte ich mir wohl den Mann erst mal ansehen, bevor ich fest zusage?«

»Aber ja, natürlich. Das arrangiere ich. Wann können Sie hinfahren?«

Und so lernte ich Dr. Otto John kennen, das tragische Opfer der deutschen Nachkriegsvendetta gegen die ›Verräter und Kollaborateure‹ – zugleich das Opfer von Whitehalls ständiger Bereitwilligkeit, die Freunde Englands preiszugeben. Ich traf John in einem der unzähligen Londoner Schulgebäude an, die während des Krieges beschlagnahmt worden waren.

Meine eigene ehemalige Schule, St. Paul's, hatte Feldmarschall Montgomery, der ebenfalls alter ›Pauliner‹ ist, als Planungs-Hauptquartier für die Invasion gedient. Die Schule, zu der ich jetzt fuhr, war in eine Haft- und Untersuchungsanstalt für einreisende Ausländer umgewandelt worden.

Dr. Otto John bewohnte hier allein einen Raum, der vor dem Krieg wohl das private Arbeitszimmer eines der Lehrer gewesen sein mußte. Es war eine dunkle, düstere Höhle. Doch etwas leuchtete selbst in

[1] In England wird die Identität des Chefs des Secret Service streng geheim gehalten. Er wird niemals mit seinem Namen, sondern nur mit der Chiffre C bezeichnet. Und selbst diese Chiffre war bis vor kurzem nur wenigen bekannt. Die persönliche Publizität, die Allan W. Dulles oder J. Edgar Hoover in den Vereinigten Staaten oder General Reinhard Gehlen im heutigen Deutschland genießen, war in seinem Fall absolut ausgeschlossen. Ebenso ausgeschlossen war die Publizität, die ich dem ehemaligen Admiral Canaris während des Krieges – zur höchsten Befriedigung von C, wie er mir selbst einmal erzählt hat – verschaffte.

dieser Dunkelheit: das Wasserstoffsuperoxyd-Blond von Dr. Johns Haar.

›Du lieber Gott!‹ dachte ich. ›Hoffentlich ist das nicht wieder so einer!‹ Denn ›C‹ hatte mich bereits mit einem deutschen Diplomaten beglückt, der lange seidene Strümpfe trug. Ich hatte keine Lust, das Leben unserer kleinen Gemeinschaft in MB zu komplizieren, indem ich dort noch ein weiteres Mitglied mit exotischen Geschmacksrichtungen einführte. Als man uns daher einander vorgestellt und dann allein gelassen hatte, waren meine ersten Worte eine sehr persönliche Frage im echten Beaverbrook-Stil.

»Bleichen Sie Ihr Haar regelmäßig, Herr Doktor? Die Farbe steht Ihnen gut!«

Otto John lachte. Ich war erleichtert, als ich dieses freie und offene Lachen hörte.

»Ich hatte mein Haar und meine Augenbrauen schwarz gefärbt, als ich mich in Spanien vor der Gestapo verbergen mußte«, sagte er. »Und jetzt gebrauche ich eine kleine künstliche Hilfe, bis mein Haar wieder zu seiner natürlichen Farbe zurückgefunden hat. Ich möchte nicht gern wie ein Zebra aussehen, wenn die schwarze Färbung auswächst.«

Während wir weitersprachen, sah ich ihn mir genau an. Er litt sichtlich noch unter der geistigen Anspannung, die seine Flucht vor der Gestapo ihn gekostet hatte. Seine blauen Augen waren mit einem ganz unnötig konzentrierten Starren auf mich gerichtet. Unter seiner kurzen stumpfen Nase zog er die Oberlippe herunter, als wolle er ein nervöses Zucken verbergen. Aber seine Worte kamen klar und artikuliert. Als erstes wollte ich von John hören, wie er aus Deutschland herausgekommen war. Es erschien mir fast unglaublich, daß ein wichtiges Mitglied der Verschwörung so einfach den Fängen der Gestapo hatte entwischen können. Immerhin hatte er ganz offen mit Menschen verkehrt, die wegen ihrer bekannt negativen Einstellung gegen das Dritte Reich sofort festgenommen worden waren, als das große Aufräumen nach dem Putsch begann. Sein eigener Bruder war verhaftet und zum Tode verurteilt worden. Wie hatte es Otto John gelingen können, ins Ausland zu kommen? Wir hatten es in MB als selbstverständlich angenommen, daß sämtliche Flüge nach ausländischen Flughäfen automatisch gestoppt worden waren – genau wie man bei uns in den Wochen vor dem ›D-Day‹ alle Flüge aus England gestoppt hatte. Es war dies so etwas wie eine routinemäßige Vorsichtsmaßnahme des Sicherheitsdienstes.

»Nein«, antwortete Otto John, »da tippen Sie falsch. Die Lufthansa-

Maschine, die am Morgen des 24. Juli nach Spanien flog, wurde ordnungsgemäß abgefertigt. Die Herren von der Gestapo haben nicht soviel Phantasie, wie Sie glauben. Ihnen genügte die Bestimmung, daß nur Passagiere mitfliegen durften, die im Besitz eines Ausreise-Visums waren. Und ich hatte als Angestellter der Lufthansa, der häufig in Geschäften der Firma nach Madrid fliegen mußte, ein Dauervisum. Das habe ich auf dem Flugplatz Tempelhof vorgezeigt, und man hat mich durchgelassen.«

»Sagten Sie eben, daß Sie Berlin erst am 24. Juli verlassen haben?«

Es schien unfaßlich. Und wenn man der Gestapo auch nur ein bißchen Tüchtigkeit zutraute, erschien es noch unglaublicher, daß John, wie er mir jetzt erzählte, sich in den Tagen vor seinem Abflug ganz offen in Berlin gezeigt und bei einigen seiner Mitverschworenen angerufen hatte. So hatte er zum Beispiel Stauffenbergs Sekretärin in Stettin angerufen, um sich nach Stauffenberg zu erkundigen. »Er ist verreist«, lautete ihre Auskunft. Dann hatte er die Privatwohnungen von zwei weiteren Verschwörern besucht und herausgefunden, daß der eine von ihnen verhaftet worden war. Der zweite, Adam von Trott zu Solz – ehemaliger Inhaber eines Rhodes-Stipendiums in Oxford, damals Beamter im Auswärtigen Amt (auch er wurde später verhaftet und hingerichtet) – drängte John: »Hau ab, Otto! Du bist der einzige von uns, der über die Grenze kommt. Los!«

Und John folgte diesem Rat. Die Maschine der Lufthansa flog ohne Zwischenlandung nach Barcelona und von dort aus nach Madrid. Sobald John in Madrid war, nahm er augenblicklich Kontakt mit den Briten auf.

Auf Anordnung seiner Gefährten in der Oppositionsgruppe hatte er sich schon seit 1942 insgeheim mit Mitgliedern der britischen und amerikanischen Abwehr getroffen, sie über die Pläne und Erwartungen der Verschwörer unterrichtet und ihnen auch gewisse andere Informationen gegeben, über die er verfügte. Denn Otto John und seine Freunde glaubten, daß Deutschland physisch und moralisch nur dann von dem Unheil, das Hitler verkörperte, errettet werden könne, wenn sie Hitler auf jede erdenkliche Weise bekämpften.

Als die Engländer in Madrid erfuhren, in welcher Gefahr John schwebte, schmuggelten sie ihn aus Spanien nach Portugal. Sogar in Lissabon waren die Gestapo und der SD noch hinter ihm her, aber unsere Leute brachten ihn sicher an Bord einer britischen Maschine und nach England – um ihn dann in London in dieser nicht besonders sympathischen Haft- und Untersuchungsanstalt einzusperren.

Ich hatte bei dieser Unterhaltung genug von John gesehen und genug von ihm über seine Arbeit in der Widerstandsgruppe und seine Freunde gehört, um mir schlüssig zu werden, daß ich ihn sehr gern in mein Team aufnehmen würde, wenn ich ihn dazu bewegen könnte, einzutreten.

Er kannte die Leute um Hitler und viele andere dazu. Er würde uns unschätzbare Hinweise geben und uns mit Einzelheiten über das Lokalkolorit versorgen können, die für unsere Operationen so wesentlich waren. Selbst wenn er sich nicht als Schreiber oder Redakteur bewähren sollte, würde er uns doch ungeheuer nützlich sein. So begann ich denn mit meiner Routineansprache, die ich mit kleinen Abweichungen fast allen ›Rekruten unserer Truppe‹ hielt, wenn ich sie für uns anwerben wollte.

»Ich leite eine Einheit«, sagte ich, »über die ich Ihnen in diesem Augenblick nur sehr wenig sagen kann. Aber eins will ich Ihnen sagen: Wir führen eine Art totalen Nervenkrieg gegen Hitler. Dabei ist alles erlaubt, sofern es dazu dient, das Ende des Krieges und Hitlers Niederlage zu beschleunigen. Wenn Sie auch nur die geringsten Bedenken haben, etwas gegen Ihre eigenen Landsleute unternehmen zu müssen, so sagen Sie es mir jetzt. Ich würde es verstehen. Sie würden dann allerdings nicht mit uns arbeiten können, aber zweifellos ließe sich eine andere Beschäftigung für Sie finden. Sollten Sie jedoch Lust haben, sich meiner Einheit anzuschließen, so muß ich Sie gleich darauf aufmerksam machen, daß wir jeden, auch den schmutzigsten Trick anwenden, der sich nur denken läßt. Jeder Griff ist erlaubt. Je übler, um so besser. Lügen, Betrug – alles. Ihre Erfahrungen in Deutschland und ihre intimen Kenntnisse über führende deutsche Persönlichkeiten, die Sie uns natürlich rückhaltlos zur Verfügung stellen müßten, würden uns meiner Ansicht nach sehr zustatten kommen. Was sagen Sie dazu?«

Ich hatte die Schurkerei, die bei uns betrieben wurde, absichtlich so kraß dargestellt. Ich wollte nicht, daß John später Gewissensbisse bekam. Er sah mir kurz in die Augen.

»Herr Delmer«, sagte er dann, »meine Freunde haben ihr Leben für den Versuch geopfert, Deutschland von Hitler zu befreien. Sie glaubten, wir Deutschen müßten selber die Welt von diesem Satan erlösen. Ich entnehme Ihren Worten, daß Ihre Einheit zum größten Teil aus Deutschen besteht« – ich nickte bestätigend – »... obgleich sie selbstverständlich von Ihnen geleitet wird. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich dort zusammen mit meinen Landsleuten arbeiten dürfte. Alles, was Sie von mir verlangen, was es auch sein mag, betrachte ich

als eine Fortsetzung des Kampfes, den meine Freunde und ich bisher gegen Hitler geführt haben. Dürfte ich Sie wohl bitten, es auch so anzusehen?«

»Selbstverständlich will ich das tun, Herr Dr. John. Und Sie werden selbst sehen, daß Ihre Haltung durchaus mit der der anderen Mitglieder meines Teams übereinstimmt.« Wir schüttelten uns die Hände.

»Aber da wäre noch eine Kleinigkeit wegen Ihres Namens zu klären«, fügte ich hinzu. »Gewöhnlich gebe ich meinen Mitarbeitern englische Namen an Stelle ihrer deutschen. Da aber ›John‹ so englisch klingt, glaube ich, wir sollten Ihnen zur Abwechslung einen deutschen Namen geben. Wäre es Ihnen recht, wenn wir Sie Oskar Jürgens nennen . . .?«

Als er wenige Tage später zu uns herausgebracht wurde, machte ich ihn sofort zum Mitglied meines ›Brain Trust‹ im RAG. Ich habe es nie bereut.

Ganz abgesehen von den vielen ausgezeichneten Vorschlägen, die ›Oskar Jürgens‹ bei unseren Konferenzen machte, war die psychologische Wirkung seiner Anwesenheit ungeheuer anregend. Denn er war ein lebender Beweis dafür, daß – wenngleich unterdrückt und ›in der Versenkung‹ – noch ein anderes Deutschland vorhanden war, das unter den Trümmern hervorzugraben sich lohnte. Ein Deutschland, das seine kollektive Verantwortung für Hitler bejahte und die Notwendigkeit verspürte, die unter dem Führer begangenen Unmenschlichkeiten zu sühnen.

Besonders für mich war das eine sehr ermutigende Entdeckung. Ich hatte natürlich seit langem die Friedensfühler bemerkt, die von Zeit zu Zeit deutsche Diplomaten und andere Persönlichkeiten ausstreckten, welche behaupteten, im Namen der ›inneren Opposition‹ Deutschlands zu sprechen und zu handeln. Doch obgleich ich der Ansicht war, man müsse diese Opposition fördern, vor allem wenn hohe Offiziere der Wehrmacht daran beteiligt waren, weigerte ich mich doch, eine echte moralische Bewegung darin zu erblicken. Ich war überzeugt, daß diese Vorschläge nicht einem ehrlichen Abscheu gegen Hitlers Angriffskrieg entsprangen, sondern einem opportunistischen Wunsch, sich gegen eine mögliche Niederlage abzusichern. Abgesehen davon hatte ich die nur allzu durchsichtigen strategischen Absichten durchschaut, die sich hinter vielen dieser ›Friedensfühler‹ verbargen. Es waren einfach Versuche, die Allianz aufzusplittern. Eine Gruppe von Abgesandten der sogenannten ›Widerstandsbewegung‹ wollte sich mit dem anglo-amerikanischen Westen einigen und erreichen, daß die deutschen Armeen mit der mehr oder weniger offenen Unterstützung der Anglo-Ameri-

kaner weiterhin gegen die Russen Krieg führten. Eine andere Gruppe wiederum wollte Frieden mit den Russen schließen und das alte Bündnis zwischen der Reichswehr und der Roten Armee erneuern.

In Otto John hingegen lernte ich einen völlig anderen Typ des deutschen Widerstandskämpfers kennen. Und durch ihn hörte ich auch von einigen seiner Mitverschworenen wie Pfarrer Dietrich Bonhoeffer und Klaus Bonhoeffer, dem Syndikus der Lufthansa. Selbstverständlich waren diese Namen mir seit langem bekannt, aber erst jetzt wurde mir klar, daß diese Männer nicht nur versuchten, Deutschland aus der Schlinge zu ziehen. Eine tiefe christliche Überzeugung von der Notwendigkeit, die Verbrechen ihrer Nation zu sühnen, trieb sie zum Handeln. Ich war jetzt überzeugt von ihrer absoluten Aufrichtigkeit, obgleich sie Menschen in ihrem Kreis zugelassen hatten, die ich noch immer als bloße Opportunisten abtat.

Otto John erzählte mir, wie er durch seinen Freund Klaus Bonhoeffer, unter dem er in der Rechtsabteilung der Lufthansa arbeitete, zur Opposition gegen Hitler gestoßen war. Johns blondes Haar und seine blauen Augen, die den Eindruck einer supernordischen Gesundheit und Kraft vermittelten, hatten ihm – zusammen mit seiner Stellung bei der Lufthansa – Zutritt zu der Pilotenmesse des Kurier- und Transportgeschwaders des Führers verschafft. Durch diese Offiziere erfuhr er 1939 das Geheimnis von Hitlers bevorstehendem Marsch auf Prag. Er konnte Admiral Canaris, den Leiter der deutschen Abwehr, warnen, der seine Position dazu benutzte, Mitgliedern der deutschen ›Résistance‹ Posten in seiner Organisation zu verschaffen, die ihnen als Tarnung dienten. Das war Johns erster Beitrag zur ›inneren Opposition‹ gewesen.

Am verwendbarsten von allen Informationen, die John mir gab, war sein Bericht über Himmlers Flirt mit der Widerstandsbewegung. Ich benutzte ihn als Grundlage einer neuen Kampagne, die ich ›Himmler zum Präsidenten‹ nannte. Das war eine Gerüchte-Kampagne, durch die wir ausstreuten, der ehrgeizige Himmler wolle seinen verwundeten Führer hintergehen, ihn der Macht berauben und selbst seinen Platz einnehmen. Die Geschichte, die John mir erzählt hatte, ließ mich vermuten, daß ein solches Gerücht der Wahrheit ziemlich nahe kommen würde. Schließlich war ja Himmler jetzt nach dem Putsch auch der Befehl über das Ersatzheer zugesprochen worden, was einen sehr wichtigen Machtzuwachs bedeutete, so daß der Gedanke, Himmler könnte Hitler ablösen wollen, durchaus nahelag.

Im August 1943 hatte Himmler, wie John berichtete, Professor Johannes Popitz, einen konservativen Politiker, empfangen, der direkt nach Hitlers Machtergreifung Finanzminister in Görings Kabinett für das Land Preußen gewesen war, jetzt aber einer der Führer der ›inneren Opposition‹ war. Popitz hatte Himmler dargelegt, wie hoffnungslos die Lage Deutschlands war und wie dringend erforderlich es sei, Frieden mit den Westmächten zu schließen. Ein Separatfrieden mit dem Westen aber sei, wie Popitz überzeugend ausführte, möglich, wenn Hitler abgesetzt würde und Himmler an seiner Stelle die Zügel der Regierung in die Hand nähme. Die Westmächte hätten Angst davor, die Russen zu stark werden zu lassen. Sie würden nur allzu bereit sein, Deutschland als Bollwerk gegen den Bolschewismus auszubauen, vorausgesetzt, die Deutschen entledigten sich ihres unglückseligen Führers und des untragbaren Ribbentrop. Man brauche an Hitlers Platz einen Mann, der stark, aber auch menschlich und vernünftig sei.

Himmler war sehr beeindruckt. Und noch tiefer war er beeindruckt, als er Ähnliches von einem Nationalsozialisten zu hören bekam, der gleichfalls der Widerstandsgruppe nahestand. Dieser Mann war Himmlers persönlicher Freund, der Anwalt Dr. Carl Langbehn. Himmler beauftragte Langbehn, in die Schweiz zu fahren, um dort durch seine Beziehungen herauszufinden, wie die westlichen Alliierten auf den Vorschlag eines Separatfriedens mit einem Himmler-Deutschland reagieren würden. (Es war dies etwa der gleiche Auftrag wie der, mit dem Himmler in den letzten Wochen des Krieges den schwedischen Grafen Folke Bernadotte betraute.)

Die Kunde von Langbehns Mission sickerte jedoch durch, und um sich selbst vor Hitlers Zorn zu retten, ließ Himmler ihn kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland im September 1943 festnehmen. Carl Langbehn wurde im Oktober 1944 hingerichtet.

Natürlich lockte es mich ungeheuer, die Geschichte genauso zu verwenden, wie John sie mir erzählt hatte, und nur einige kleine Verschönerungen einzufügen, um sie noch aktueller zu machen. Aber ich nahm davon Abstand. Denn mir lag nichts daran, durch Gerüchte über deutsche Vorschläge hinsichtlich eines Separatfriedens mit dem Westen Stalins Verdacht zu erregen. Darum begann ich statt dessen mit der ›Himmler zum Präsidenten‹-Kampagne. Sie sollte leider nicht zu den Unternehmen gehören, auf die ich heute mit Stolz und Genugtuung zurückblicke. Denn in zumindest einem Punkt war ich dabei viel zu leichtsinnig und machte aus einer ernsthaften, auf einen Umsturz hinzielenden Aktion einen törichten Streich.

Immerhin war der Anfang recht gut und vielversprechend. Wir brachten Berichte über Vorbereitungen der SS, sich in den Besitz von Munitions- und Waffenlagern der Wehrmacht und wichtiger strategischer Punkte zu bringen. Wir zitierten Ansprachen und Artikel über Heinrich Himmler, die wir als Teil einer Propagandawelle hinstellten, durch die man den Reichsführer SS als ›Freund des Volkes‹ verherrlichen und populär machen wollte. Wir veröffentlichten die folgenden angeblichen Anweisungen, die, wie wir behaupteten, im Zusammenhang mit der ›Popularisierungs-Kampagne‹ erlassen worden waren, und erklärten:

»Anweisungen, wie der Reichsführer SS Himmler fotografiert werden soll, um auch seine menschliche Seite möglichst zur Geltung zu bringen, sind soeben für alle Bildberichter und Pressezeichner ausgearbeitet worden, die im Rahmen des Popularisierungsfeldzuges für den Reichsführer SS in seinem Hauptquartier zugelassen werden.

Der Sonderlichtbildner beim Reichsführer SS, SS-Sturmbannführer Paul Kurbjuhn, ist nach eingehenden Studien der Physiognomie Heinrich Himmlers zu dem Ergebnis gekommen, daß die linke Gesichtshälfte des Reichsführers SS einen freundlicheren Ausdruck hat, während seine rechte Gesichtshälfte männlicher und charaktervoller wirkt. In vorgedruckten Richtlinien, die Bildberichtern und Pressezeichnern ausgehändigt werden, bevor sie den Reichsführer SS im Bild festhalten, hat SS-Sturmbannführer Kurbjuhn das Ergebnis seiner Beobachtungen folgendermaßen umrissen: ›Bei der Gestaltung eindrucksvoller Bildaufnahmen ist zu beachten, daß die rechte Gesichtshälfte des Reichsführers SS gegenüber der linken etwas vorgeschoben und breiter erscheint. Die rechte Schläfe wendet sich schärfer nach hinten, während die linke abgerundeter ist.

Lichtbilder mit dem Antlitz des Reichsführers SS von der rechten Seite aus gesehen erscheinen charaktervoller und männlicher und sollten daher bei Aufnahmen für den Dienstgebrauch bevorzugt werden. Lichtbilder von der linken Seite aus gesehen erscheinen schöner und freundlicher und sind für die Aufnahmen zu bevorzugen, die den Reichsführer SS von seiner menschlichen Seite im Gespräch mit Volksgenossen oder als Kinderfreund zeigen.‹«

Sodann berichteten wir, daß Feldmarschall von Rundstedt sich über die Art beschwert habe, wie das SS-Hauptamt Direktiven an die NS-Führungsoffiziere bei allen Divisionen erlassen habe, ohne dabei den vorgeschriebenen Weg über das OKH zu gehen. Rundstedt fürchtete, wie wir sagten, daß es der nächste Schritt Himmlers sein werde,

strategische und taktische Befehle direkt an die Wehrmachteinheiten zu erlassen. In anderen Meldungen sprachen wir von der großen Sorge des Reichsführers SS um die nachlassende körperliche und geistige Gesundheit des verwundeten Führers und von seinen Vorbereitungen, ihn notfalls zu ersetzen. Wir erzählten auch von den Gegenintrigen Bormanns und des SS-Obergruppenführers Müller. Das alles war gut und in Ordnung. Wir zeichneten damit ein durchaus glaubhaftes Bild eines hinsterbenden Despotismus in den letzten Stadien seiner Auflösung. Aber leider ging ich in meinem Eifer, dieses Bild mit dokumentarischen ›Beweisen‹ zu stützen, viel zu weit – ich wagte mich über die Grenzen des Plausiblen hinaus.

Das erste Dokument, das Armin Hull auf meine Veranlassung herstellte, war ein genauer Nachdruck des ›Treueids auf den Führer‹, den die deutschen Soldaten beim Eintritt in die Wehrmacht ablegen mußten. Wir hatten unter den Dokumenten, die wir in deutschen Stabsquartieren in Frankreich erbeutet hatten, eine Anzahl von Formularen mit dem Text dieses Treueids gefunden, so daß die Fälschung keinerlei Schwierigkeiten bot.

Ich nahm nur eine kleine Änderung vor: An die Stelle des Namens Adolf Hitler setzte ich den Namen Heinrich Himmler.

Dann behaupteten wir, diese Formulare mit der neuen Version des Wehrmachtseids seien von Himmler im Hinblick auf seine bevorstehende Machtergreifung vorbereitet worden. Wir ließen eine Anzahl unserer Fälschungen durch Untergrund-Agenten an Stellen verteilen, an denen sie Wehrmachtsangehörigen in die Hände fallen mußten, und veröffentlichten außerdem eine Fotokopie des Dokuments in unseren ›Nachrichten für die Truppe‹, der wir eine Erläuterung unseres allwissenden militärischen Kommentators Oblt. v. Ö. beifügten. Ich bin heute gewillt, selbst dieses Dokument als nicht zu weitgehend zu betrachten.

Der nächste ›Beweis‹ hingegen, den Hull für mich fabrizieren mußte, überschritt bei weitem die Grenzen des Möglichen; ich hätte ihn nie bestellen dürfen. Es handelte sich um einen Satz deutscher Briefmarken, die an Stelle des Kopfs von Hitler den von Himmler zeigten. Vom Standpunkt des Fälschers aus waren die Marken Meisterstücke. Der Himmlerkopf war auf genau dieselbe Art graviert wie Hitlers Kopf auf den üblichen deutschen Briefmarken. Und das war nicht weiter überraschend. Denn Hull hatte während der drei letzten Jahre Tausende deutscher Hitlermarken angefertigt. Wir benutzten sie für unsere in Deutschland aufgegebenen Postsachen, da unsere Agenten es ver-

ständlicherweise unter ihrer Würde fanden, die deutschen Kriegsanstrengungen mit dem Ankauf einer Briefmarke zu unterstützen.
Im Gegensatz zu der Marke selbst jedoch war die Story, die wir dazu brachten, alles andere als überzeugend. Der Philatelist Himmler, so erklärten wir, habe in seinem eitlen Wunsch, die Freuden des Führertums im voraus zu kosten, insgeheim den Druck dieser Marken befohlen, damit sie am Tage seines Amtsantritts bereit seien. Er habe sich schon an ihrem Anblick geweidet. Nun aber seien durch das Versehen eines untergeordneten Beamten leider einige Bögen vorzeitig an die Postämter und damit an das Publikum gelangt, und trotz aller verzweifelten Bemühungen vertrauenswürdiger Gestapo- und SD-Agenten, dieser Marken habhaft zu werden und sie wieder einzusammeln, seien immer noch einige derselben im Umlauf.
Meine Freunde von der Untergrundbewegung stellten sich mit wahrer Begeisterung in den Dienst dieses törichten Delmer-Unternehmens und steckten überall in Deutschland Briefe und Zeitungen mit der Himmlermarke in die Briefkästen. SOE-Agenten schickten deutsche Zeitungen mit Kreuzbändern, auf denen die Marken, mit gefälschten Entwertungsstempeln versehen, prangten, an Abonnenten in Schweden und in der Schweiz, von denen sie wußten, daß sie regelmäßig deutsche Zeitungen bezogen.
Doch kein Mensch bemerkte die Himmlermarken. Nicht einmal dann, als ich in meinem Ärger über das Ausbleiben jedes Echos darum bat, einige Kreuzbänder mit der Marke an bekannte Philatelisten zu versenden.
Woran lag es? Hulls Fälschung war allzu vollkommen, denn die Himmlermarke sah der Hitlermarke allzu ähnlich, und das Publikum einschließlich der Philatelisten war zu unaufmerksam. Schließlich verkauften meine Freunde bei der SOE aus purer Verzweiflung einige Umschläge und Kreuzbänder an Briefmarkenhändler in Stockholm und Zürich, und auf diese Weise kam die Geschichte von der Heinrich-Himmler-Marke doch noch in die neutrale Presse. Als Ganzes war diese Briefmarken-Kampagne ein traurig mißglücktes Unternehmen. Für uns – nicht für die Briefmarkenhändler! Ein Satz dieser Himmlermarken erzielt heute bei den Auktionen hohe Preise. Ich wollte, ich hätte einige davon.

In meinem Köcher befand sich jedoch noch ein anderer und wirksamerer Pfeil, den ich gegen den ›humanen und liebenswürdigen Volksfreund‹ Heinrich Himmler abschießen konnte. Das war ein geheimer

Kurzwellensender, der angeblich irgendwo hinter der Ostfront durch eine hitlerfeindliche Gruppe der Waffen-SS betrieben wurde. Er paßte großartig zu unserer Kampagne über Himmlers Machtbestrebungen.
Jawohl, in diesen letzten zehn Monaten des Krieges mußten wir sogar der treuen und ergebenen Waffen-SS ihre besondere Widerstandszelle und einen eigenen Widerstandssender in der imaginären deutschen Welt von Milton Bryan zubilligen. Das Beste daran war, daß der Mann, der als Sprecher von ›Hagedorn‹ fungierte – mit diesem Namen kündigte die Station sich selbst an –, ein echter desertierter Offizier der Waffen-SS war. Er sprach den unverfälschten SS-Jargon und behauptete, ein echter Abgesandter einer echten Widerstandsgruppe der Waffen-SS zu sein. Und er war so echt, daß ich ihm vom ersten Augenblick an mißtraute, als einer der Leute unseres Chefs mich mit ihm bekanntmachte. Wie sich nach dem Krieg herausstellen sollte, hatte mein Instinkt mich nicht getäuscht.
›Dr. Nansen‹ – sein wirklicher Name lautete Zech-Nenntwich – war ein helläugiger, kräftiger, rotbackiger junger Kavallerist, der sogar in Austin Reeds grauen Flanellhosen noch aussah, als trüge er Reithosen. Seine Widerstandsgruppe der SS, so erzählte er, hatte ihren Mittelpunkt in der Reiter-SS, bei der er selbst Obersturmführer gewesen war. Ihr geheimer Führer war kein anderer als der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS Hermann Fegelein, der Schwager von Hitlers Freundin Eva Braun und Verbindungsmann von Himmler im Führerhauptquartier. Nansen selbst war seiner Aussage nach als Fegeleins Adjutant der zweite Mann innerhalb der Widerstandsgruppe gewesen. »Unsere Leute«, so rühmte er sich mir gegenüber, »werden meine Stimme erkennen und meinen Befehlen gehorchen.«
Für meine Zwecke war es unwichtig, ob Nansens Behauptungen zutreffend oder falsch waren, solange die Sendungen seiner SS-Geheimstation überzeugend klangen und das, was er zu sagen hatte, eine zersetzende Wirkung hatte. Meiner Ansicht nach gelang ihm das. Denn sein Hauptthema war der ewige Kehrreim aller treudeutschen patriotischen Soldaten: »Man hat uns verraten. Wir müssen den Verrätern den Garaus machen . . .«
Die patriotischen Ideale der kämpfenden Helden der SS, tönte Nansen, waren von dem unwürdigen Führer in den Schmutz getreten worden. Er hatte seine schlimmsten Henker und Sadisten und die KZ-Wächter mit dem Waffenrock der edelsten Auslese der deutschen Jugend bekleidet und so den guten Namen der SS-Kampftruppe vor aller Welt besudelt. Die ›Hagedorn-Gruppe‹ würde diesen Flecken

auf ihrer Ehre tilgen, solange noch Zeit dazu war. Und getreu unserem alten Gustav-Siegfried-Rezept lieferten wir Nansen genügend anschauliches Material zur Ausschmückung seiner Tiraden, um Herrn Himmler äußerst verdächtig zu machen und den Sturz des unglückseligen Fegelein herbeizuführen. Fegelein fiel tatsächlich beim Führer in Ungnade und wurde erschossen – angeblich seiner Feigheit wegen. Himmler wurde im letzten Stadium des Krieges von Hitler all seiner Ämter enthoben. Natürlich will ich nicht auch nur eine Sekunde lang behaupten, dies sei unser Werk gewesen, aber vielleicht haben wir doch ein wenig dazu beigetragen, die entsprechende Atmosphäre zu schaffen.
Obgleich unser Nachwuchs aus der SS als Funksprecher ganz nützlich und tüchtig war, sträubte ich mich dagegen, ihn als ordentliches Mitglied in unser MB-Team aufzunehmen. Ich gestattete ihm nicht den Zutritt zu unserem Gelände, sondern wies ihm einen eigenen Wohnsitz an, in dem ich ihn zusammen mit dem Offizier, der ihn beaufsichtigte, unterbrachte: Paris House, ein Landhaus im ›neuen Tudorstil‹, das einer der Herzöge von Bedford mit Balken, Ziegeln, Stuck und allem anderen Zubehör auf einer Pariser Ausstellung der siebziger Jahre gekauft und in Woburn Park wieder hatte aufbauen lassen. Hier besuchten Child, Stevens, ich – und gelegentlich auch der Korporal und Max Braun – Nansen, um gewisse die SS betreffende Fragen mit ihm zu besprechen, die wir klären wollten. Auch dabei erwies er sich als äußerst nützlich. Und zwischen den Antworten auf unsere Fragen erzählte er uns auch einiges aus seiner phantastischen Lebensgeschichte.
»Ich habe mit der polnischen Untergrundbewegung gearbeitet«, berichtete er mir eines Tages mit seiner hohen Tenorstimme. »Ich habe für die Untergrundarmee von General Bor-Komorowski Maschinengewehre von der Roten Armee und Munition beschafft.«
»Aber warum sowjetische Maschinengewehre, Nansen?« fragte ich in dem dunklen Gefühl, daß er aufschnitt.
»Weil die SS große Lager mit erbeuteten sowjetischen Waffen und Munitionsbeständen hatte und ich das Zeug herausholen konnte, ohne daß es vermißt wurde.«
Ja, dachte ich, das klang einleuchtend.
»Ich habe den Polen auch geholfen, polnische Widerstandskämpfer aus einem SS-Gefängnis zu befreien«, fuhr Nansen fort. »Andere Polen wiederum habe ich nach Schweden geschleust und angegeben, sie seien Agenten des SD. Später, als ich selbst vom SD verhaftet und eingesperrt worden war, hat meine SS-Widerstandsgruppe mich herausgeholt, und die Polen haben mich ihrerseits über ihren speziellen Fluchtweg nach Schweden geschafft. Deshalb bin ich jetzt hier. Denn in Stockholm haben die Polen mich den Leuten von Ihrem Intelligence Service vorgestellt, und die haben mich nach Großbritannien geflogen.«

Ich erkundigte mich bei meinen polnischen Freunden und prüfte die Geschichte nach. Sie stimmte. Nansen hatte ihnen tatsächlich sowjetische Waffen und Munitionsbestände beschafft. Er hatte ihren Leuten zur Flucht verholfen, und sie hatten ihn ihrerseits nach Schweden gebracht. Aber trotzdem fühlte ich mich noch immer nicht geneigt, ihn nach MB zu holen. Einer meiner Gründe war, daß ich nicht wußte, welche Wirkung die Begegnung mit einem SS-Mann – auch wenn es sich um einen angeblich reuigen SS-Mann handelte – auf einige meiner sensibleren jüdischen Mitarbeiter haben würde.
Aber da Nansen mir doch ein bißchen leid tat, gab ich ihm einen Gefährten. Ich veranlaßte, daß Wolfgang von Putlitz, ein deutscher Diplomat, mit dem ich noch von meiner Berliner Zeit her befreundet war, nach Paris House zog. ›Mr. Potts‹, wie wir ihn nannten, war in MB ohnehin nicht recht zu gebrauchen. Er hatte schon zu lange jede Verbindung mit Deutschland verloren. Denn der SD war bereits in den ersten Tagen des Krieges auf ihn aufmerksam geworden. Putlitz, der den Briten seit einigen Jahren Informationen und andere Unterlagen geliefert hatte, mußte Hals über Kopf von seinem Posten bei der Deutschen Botschaft im Haag nach England flüchten. Unser Chef hatte ihn mir geschickt. In Milton Bryan steuerte er gelegentlich eine Anregung für Max Brauns tägliche Vorschlagsliste bei. Die restliche Zeit verbrachte er damit, auf seine elegante Art überall herumzulungern und die Sekretärinnen mit jenem liebenswürdigen Lächeln aufzumuntern, das ihm bei den Berliner Cocktail-Parties in den Goldenen Zwanzigern das höchste Lob eingebracht hatte, das die dortige Gesellschaft zu vergeben hatte: »Er hat ein gutes Auftreten!«
Zur besseren Nutzung seines Charmes schickte ich deshalb Putlitz nach Paris House, damit er dort unserem SS-Mann Gesellschaft leistete und ihn ein wenig aufmunterte. Zuvor mußte er mir hoch und heilig versprechen, mit Nansen nicht über MB und mit den Mitgliedern von MB nicht über Nansen zu reden. Diese Unterhaltung erwies sich für beide Teile als pure Atemverschwendung. Denn Putlitz schwatzte mit Nansen über alles und jeden. Glücklicherweise war seine Kenntnis der Verhältnisse bei uns alles andere als erschöpfend. Aber Nansen genügte das, was er hörte, um sich selbst zu ›rehabilitieren‹, wie er es bezeich-

nete, als er nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrte und dort die ›ehrlosen Verräter und Kollaborateure in MB‹ denunzierte.
Im Januar 1950 wurde Zech-Nenntwich alias Dr. Nansen von Bundeskanzler Adenauer zu einer Privataudienz in Rhöndorf empfangen. Zwei Stunden lang saß Zech-Nenntwich, wie er sich später rühmte, bei dem alten Kanzler und erzählte ihm alles, was er über die Leute wußte, die mit mir gearbeitet hatten, insbesondere über diejenigen, die, wie einige der Sozialdemokraten, nach dem Kriege aktiv am politischen Leben in Deutschland teilnahmen und nun in Opposition zu Adenauer standen.
Ich bin nicht so sehr überrascht, daß Dr. Nansens ›SS-Gewissen‹ ihn nach dem Krieg zu quälen begann. Es muß für ihn sehr ärgerlich gewesen sein, mit ansehen zu müssen, wie seine alten SS-Kameraden von der Gestapo und vom SD wieder in fette Posten bei der westdeutschen Polizei und den mannigfachen Sicherheits- und Spionagedienststellen hineinrutschten, die um 1950 aufgemacht wurden. Es ist nie angenehm für einen Opportunisten, wenn er merkt, daß er schließlich doch auf das falsche Pferd gesetzt hat.
Solange er jedoch in Paris House wohnte, arbeitete er durchaus zuverlässig und war uns nicht allein mit seinen Sendungen, sondern auch als Quelle für alle die SS betreffenden Fragen eine wertvolle Hilfe. So war er zum Beispiel unentbehrlich bei der Vorbereitung einer der letzten Fälschungen, die wir anfertigten: dem Nachdruck einer Reihe moraltriefender Propagandablätter, die Himmler für die Einheiten an der Westfront herausgab. Himmler hatte jetzt das Oberkommando über die Truppen an der Westfront übernommen, und diese Flugblätter waren die Idee einer seiner ›hellen Jungens‹ unter den ›politischen Kommissaren‹ der SS. Um dem Mißtrauen des durchschnittlichen deutschen Soldaten gegen die unentwegt optimistische Propaganda von Dr. Goebbels zu begegnen, versprach der ›Skorpion‹, wie er sich selbst nannte, ihnen die volle Wahrheit zu sagen, auch wenn sie noch so bitter schmeckte.
»Richte deine Anfragen an ›Skorpion FPN 000 20‹!« forderte er auf jedem seiner Blätter die Kameraden auf. »Wenn es Fragen von besonderer Bedeutung sind, die den Leser ernstlich beschäftigen, wird der ›Skorpion‹ antworten. Er wird stets die ungeschminkte Wahrheit sagen.« Das war eine sehr verlockende Einladung, und es war nicht Nansens Schuld, wenn unser erster ›Skorpion‹ beinahe in unseren eigenen Reihen schweren Schaden angerichtet hätte.
Donald McLachlan hatte mir mehrere Exemplare des deutschen ›Skorpion‹ zugeschickt und angefragt, ob wir wohl Interesse daran hätten, uns mit einer in MB fabrizierten Nummer zu beteiligen.
»Das Beste an dieser Sache ist«, schrieb er, »daß die Deutschen diese ›Skorpion‹-Flugblätter nicht auf dem Landwege an ihre Truppen verteilen. Sie werfen sie aus der Luft ab. Ich kann veranlassen, daß Dein gefälschter ›Skorpion‹ ebenfalls abgeworfen wird. Bei Deiner und Hulls Geschicklichkeit sehe ich keinen Grund, warum die deutschen Soldaten sich dadurch nicht täuschen lassen sollten.«
Ich muß hier ergänzen, daß Donald mit einem kleinen Team aus Milton Bryan, das aus Geschwaderführer Eliot Hodgkin und meiner unerhört tüchtigen Assistentin Betty Colburne bestand, dem SHAEF nach Frankreich gefolgt war, um uns von dort aus weiterhin mit Informationen und erbeuteten Dokumenten behilflich zu sein und von den verschiedenen Heeresstellen operative Aufträge einzuholen, die er an uns weiterleitete. In letzter Zeit war er vorübergehend dem Stab des Nachrichtenchefs der 12. amerikanischen Heeresgruppe, General Edwin L. Sibert, zugeteilt worden. Das PS unter seinem Brief war recht aufschlußreich: »Ich weiß, Du hast entsetzlich viel zu tun; aber bitte nimm Dich dieser Sache an und versuche, es besonders gut zu machen. Ich möchte Sibert gern einmal zeigen, zu was wir imstande sind, und ihn damit beeindrucken. Er könnte uns sehr nützlich sein. – D.«
Wir schafften es wirklich, Sibert zu beeindrucken, obgleich ich zweifle, daß es ein sehr günstiger Eindruck war. Und das lag nicht etwa daran, daß unser ›Skorpion‹ unzulänglich gewesen wäre. Der Korporal hatte den Text verfaßt, Nansen hatte ihn im Hinblick auf den korrekten SS-Sprachstil überprüft, Hull hatte, was Drucktypen und Papier betraf, wieder einmal ein kleines Meisterwerk abgeliefert – kurz, das Ganze war ein äußerst nützlicher Beitrag zu unserer ›Himmler-zum-Präsidenten‹-Kampagne. Denn es wurde darin recht deutlich die Möglichkeit erwogen, daß Hitler abgesetzt werden und Himmler seinen Platz einnehmen müsse.
Die angebliche Frage, die wir auf unserem Flugblatt behandelten, lautete: »Darf der Führer kapitulieren?« Der ›Skorpion‹ antwortete: »Nein! Sollte an irgendeiner Stelle ein verantwortlicher Führer in aussichtsloser Lage glauben, den Kampf aufgeben zu müssen, so gilt die in unserer tapferen Marine übliche Sitte, daß er dann das Kommando an denjenigen seiner Untergebenen mit allen Rechten abzugeben hat – und wenn es der jüngste wäre –, der den Willen hat, den Kampf fortzusetzen ... Man kann sich darauf verlassen, daß der Reichsführer SS

gewußt hat, warum er am 18. Oktober diesen geschichtlichen Satz ausgesprochen hat.«

Und aus dem Flugblatt ging mit überdeutlicher Klarheit hervor, daß die Situation ernst genug war, um jedem Führer den Gedanken an eine Kapitulation nahezulegen.

Mitte November schickten wir einen großen Packen unserer MB-Skorpione an Donald, und schon sehr bald darauf warfen unsere Freunde von der amerikanischen Luftwaffe diese Blätter über den Gegenden ab, in denen die Leser des echten ›Skorpion‹ saßen. Donald rieb sich vor Freude die Hände, und auch seine amerikanischen Komplicen waren ungeheuer befriedigt. Und dann – so wie es stets geschieht, wenn wir allzu selbstgefällig sind – betrat die Rachegöttin Nemesis die Bühne.

In diesem Fall hatte sie die Gestalt eines deutschen Bauern angenommen, der manchmal durch die Kampflinien herüberkam und den Amerikanern bereits manche wertvolle Information über die ihnen gegenüberliegenden deutschen Einheiten geliefert hatte. Auch diesmal kam der Bauer mit ein paar interessanten Mitteilungen. Aber er brachte außerdem einige deutsche Zeitungen und Druckschriften mit, darunter unseren ›Skorpion‹.

»Sehr, sehr interessant!« Ich höre direkt noch den entzückten Ausruf des Nachrichtenoffiziers Captain Stone, als ihm der ›Skorpion‹ vorgelegt wurde. »Und sehr aufschlußreich! Die Situation ist ja wirklich sehr ernst. Wir sollten uns das zunutze machen.«

Captain Stone gehörte nicht zu dem sehr beschränkten Kreis amerikanischer Offiziere, die Donald ins Vertrauen gezogen hatte. Und es kommt hinzu, daß es gerade zu jenem Zeitpunkt bei den Nachrichtenoffizieren der 12. amerikanischen Heeresgruppe Mode geworden war, von den deutschen Einheiten, die ihnen gegenüberlagen, anzunehmen, sie befänden sich in einem Zustand fortschreitender Auflösung – eine Ansicht, welche die Deutschen absichtlich durch geschickte Täuschungsmanöver unterstützten, um so Hitlers letzte verzweifelte Offensive in den Ardennen vorzubereiten.

Darum schickte der Captain, der gar nicht auf den Gedanken kam, die Echtheit des Dokuments anzuzweifeln, unseren ›Skorpion‹ durch einen Kradmelder ins Hauptquartier zu General Sibert. Und dort wurde er am nächsten Morgen Gegenstand einer eingehenden Untersuchung. Eine ganze Runde von Intelligence-Offizieren und politischen Experten äußerte ihre Meinung dazu, und General Sibert erklärte, er werde beim Generalstab den Vorschlag machen, im Hinblick auf die

außerordentlich geschwächte deutsche Kampfmoral an dieser Stelle der Front einen Angriff zu unternehmen. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß Sibert in eben dem Augenblick diesen Entschluß faßte, in welchem Hitler angesichts der erstaunlich spärlichen amerikanischen Streitkräfte im Ardennensektor – nur vier amerikanische Divisionen sollten hier eine einhundertzwanzig Kilometer lange Front halten – die Befehle zur Vorbereitung seiner letzten Gegenoffensive erteilte.

Der arme Donald saß am Konferenztisch, drehte nervös seine goldbetreßte Marineoffiziersmütze in den Händen und fragte sich, ob er aufstehen und die Wahrheit sagen oder lieber den Mund halten solle. Schließlich kam er zu der Ansicht, daß es taktlos wäre, in Anwesenheit so vieler Offiziere zu sprechen. Er würde später zu Sibert gehen und ihn privat aufklären. Die Ausführung dieses Vorhabens jedoch war für einen einfachen Korvettenkapitän – und dazu noch einen britischen – gar nicht so einfach. Als Donald es endlich schaffte, bis zum General vorzudringen, blickte dieser höchst ungnädig drein.

»Ja, was ist?« fragte er streng. Der Ton seiner Stimme verriet nichts von seiner üblichen Liebenswürdigkeit.

»Es handelt sich um dieses Flugblatt, den ›Skorpion‹, Sir«, sagte Donald nervös wie ein Gymnasiast, der vor seinem Direktor steht.

»Ja, sehr interessant und sehr aufschlußreich«, erklärte der General schon etwas besänftigt. »Ich habe es mit entsprechenden operativen Vorschlägen an General Bradley geschickt.« Und damit machte er eine verabschiedende Geste. Aber Donald ließ nicht locker.

»Ich wollte es heute morgen bei der Konferenz nicht erwähnen, Sir«, sagte er mit seiner präzisen akademischen Stimme. »Aber dieses Flugblatt ist kein Beweis für das Absinken der deutschen Kampfmoral. Es ist eine in England angefertigte Fälschung. Das, was wir eine ›schwarze Operation‹ nennen. Ich habe dem Herrn General von diesen Dingen erzählt, als ich zum erstenmal die Ehre hatte, dem Herrn General vorgestellt zu werden.«

Sibert starrte Donald ärgerlich und ungläubig an. Dann entspannten sich seine Züge, und er brach in lautes Gelächter aus.

»Also da soll mich doch der Affe lausen!« rief er. Aber plötzlich wurde ihm die weniger komische Seite von Donalds Enthüllung bewußt. Er rief seinen Adjutanten. »Verbinden Sie mich mit Hansen«, befahl er. »Ich muß verhindern, daß Bradley dieses deutsche Flugblatt in die Hände bekommt.«

Dann wandte er sich wieder zu McLachlan. »Also hören Sie, Commander, man hätte mich aber vorher von dieser Operation in Kennt-

nis setzen müssen. Angenommen, Sie wären heute morgen bei der Konferenz nicht zugegen gewesen . . .«

Donald setzte ihm auseinander, daß er eine kleine Anzahl amerikanischer Offiziere informiert habe, daß er es jedoch nicht für nötig gehalten habe, den General persönlich wegen einer Sache zu behelligen, die lediglich eine Routine-Operation der ›schwarzen Propaganda‹ war. General Sibert akzeptierte diese Erklärung. Aber ich glaube nicht, daß wir in ihm einen großen Freund und Förderer der ›schwarzen Propaganda‹ gewannen – zumindest nicht der englischen ›schwarzen Propaganda‹.

Wir fabrizierten noch drei oder vier weitere ›Skorpione‹, die weniger Komplikationen verursachten als dieser erste, aber die Wahrheit so ›nackt‹ und ›ungeschminkt‹ erzählten, wie es der ›Skorpion‹ seinen Lesern versprochen hatte. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, bis Himmler herausbekam, was hier vor sich ging und seinen ›hellen Jungens‹ verbieten würde, weiterhin Flugblätter für die deutschen Einheiten abzuwerfen. Und tatsächlich, nach dem Abwurf unseres dritten ›Skorpion‹ gaben die Deutschen diese gefährliche Art der Flugblattbelieferung auf. Sie erließen eine Sonderanweisung des Inhalts, daß nur die von Hand zu Hand weitergegebenen ›Skorpione‹ echt seien. Und in einem neuen Flugblatt erklärten sie, daß ›Skorpione‹, die auf der Erde lägen, als ›Feindgift‹ anzusehen seien.

Obgleich Sibert nicht allzu erfreut war, machte unsere Operation doch großen Eindruck auf die anderen Nachrichtenoffiziere von General Bradleys 12. Heeresgruppe, die durch Donald davon erfuhren. Donald, der glaubte, daß von Virchow der Hexenmeister gewesen sei, der hinter dieser Aktion stand, erzählte ihnen einiges über diesen bemerkenswerten jungen Offizier aus der echten deutschen ›Résistance‹. Das Ergebnis war, daß etwa eine Woche nach dem Zwischenfall zwei amerikanische Abwehroffiziere von General Siberts Stab bei mir vorsprachen.

Sie fragten mich, ob ich ihnen Virchow wohl für ein paar Tage zur Durchführung einer sehr wichtigen Operation ausleihen könne. Der deutsche Kommandeur, der den amerikanischen Einheiten gegenüberlag, hatte sich bereit erklärt, über eine Kapitulation zu verhandeln, wenn die Amerikaner ihm einen amerikanischen Offizier in Begleitung eines Deutschen schicken würden. Mit höflichen Worten der Entschuldigung erklärte ich meinen amerikanischen Besuchern, daß ich einen Mann, der so genau über alle unsere Geheimnisse orientiert sei wie Virchow, nicht einer derartigen Gefahr aussetzen könne.

Wie schade, daß ich ihnen nicht ›Nansen‹ anbot! Denn die Verhandlungsbereitschaft des deutschen Kommandeurs war vermutlich nur eine Wiederholung des ›Venlo-Tricks‹[1] und darauf angelegt, bei den Amerikanern vor der Ardennen-Offensive eine trügerische Zuversicht zu erwecken.

Armer Nansen. Ich weiß, ich spreche etwas unfreundlich über ihn. Immerhin ist er gar keine so ungewöhnliche Erscheinung, obgleich ich gestehen muß, daß er von allen Deutschen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, den einzigen derartigen Fall darstellt.

[1] Am 8. November 1939 lockte der deutsche SD-Chef Walter Schellenberg, der sich als Sendbote der deutschen ›Widerstandsbewegung‹ getarnt hatte, die britischen Abwehragenten Captain Payne Best und Major R. H. Stevens an die deutsch-holländische Grenze nach Venlo und verschleppte sie von dort mit Hilfe einer Abteilung der SS nach Deutschland.

schen Station zu belauern, von der wir annahmen, daß sie abschalten würde, und uns dann auf dieser einzuschalten, sobald sie das tat. Harold Robin hatte zu diesem Zweck eine besondere elektronische Vorrichtung erfunden, durch die ›Aspidistra‹ imstande war, die angepeilte deutsche Frequenz binnen einer zweihundertstel Sekunde nach Abschalten des deutschen Senders automatisch zu übernehmen. Auf dieser Frequenz wollten wir dann dasselbe Programm bringen, das die Deutschen beim Abschalten gesendet hatten, so daß die deutschen Hörer gar nicht bemerken und nicht ahnen würden, daß der große böse englische Wolf von MB sich Oma Goebbels' Nachtmütze und Brille aufgesetzt und sich an ihrer Stelle ins Bett gelegt hatte.

Wie aber wollten wir das fertigbringen? Indem wir das Sendeprogramm, das der liebe Dahingeschiedene gebracht hatte, von einem anderen Sender im deutschen Netz, der nicht abgeschaltet hatte, übernahmen – genau wie wir gelegentlich die Rundfunkansprachen von Hitler und Goebbels in das Programm des Soldatensenders aufnahmen. Wir brauchten nur das ›Relais‹ für den Bruchteil einer Minute zu senden. Wenn wir dann so die Kontinuität des Programms gesichert hatten, würden wir es mit einer jener Sondermeldungen unterbrechen, welche die deutschen Behörden jetzt, da die anderen Kommunikationsmittel weitgehend ausgefallen waren, immer häufiger über den Rundfunk bekanntgaben. Nach Durchgabe unserer Luftlagemeldung würden wir das Goebbelssche Programm wieder einschalten und noch ein paar Minuten weiterlaufen lassen und dann ebenfalls wegen des ›Einflugs feindlicher Terrorflieger‹ aus dem Äther verschwinden.

Zwei Probleme waren noch vorhanden. Wie konnten wir im voraus wissen, welche Frequenz zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschaltet werden würde? Und mit welcher Nachricht an die Deutschen würden wir Hitler wirklich ernsthaften Schaden zufügen?

Die erste Frage ließ sich ohne große Schwierigkeiten lösen. RAF-Major Edward Halliday, damals Verwaltungsleiter von Milton Bryan und der R. Us., heute Präsident der *Royal Society of British Artists*, vollbrachte das Kunststück. Mit Hilfe eines kleinen Personalstabs, den er sich aus unserer unerschöpflichen Quelle, der deutschen Wehrmacht, holte, und einem kleinen Team britischer Assistentinnen, die zur Freude der Kriegsgefangenen die Aufsicht führten, hatte er einen vierundzwanzigstündigen Abhördienst eingesetzt. Tag für Tag und Nacht für Nacht hatte Ted Hallidays Team aufgezeichnet, welche deutschen Stationen abschalteten und zu welchem Zeitpunkt sie es taten. Dann verglich Ted das Verhalten der deutschen Stationen mit der Route, welche

die alliierten Bomber flogen. Stück für Stück stellte er sich so ein Schema zusammen. Als dann schließlich für uns die Zeit heranrückte, unsere Dicke Bertha abzufeuern, konnte uns Ted, dem man zu diesem Zweck den geheimen Flugplan der Bomber für die betreffende Nacht mitgeteilt hatte, mit hundertprozentiger Gewißheit voraussagen, welche Station wann abschalten würde. Allerdings hatte ich schon lange, bevor der große Tag kam, befürchtet, daß Teds Team meutern werde. Fast zwei Jahre lang hatten sie diesen Abhördienst schon betreut! Und ich kann mir kaum eine langweiligere Beschäftigung denken, als ununterbrochen die Sendungen des Herrn Goebbels anhören zu müssen.

Das zweite Problem hingegen machte uns noch viel Kopfzerbrechen. Vielleicht war meine Phantasie allmählich erschöpft und mein Hirn übermüdet. Jedenfalls fiel mir für unsere Dicke Bertha nur eine entscheidende Operation ein: Sie sollte in einem von den vereinigten Stabschefs bestimmten Augenblick die Absetzung Hitlers und die Kapitulation der deutschen Wehrmacht verkünden. Die Meldung sollte im Namen des OKW, des Oberbefehlshabers West oder irgendeiner anderen hohen deutschen Autorität erfolgen. Vielleicht sogar im Namen Himmlers. Damit würden wir meiner Meinung nach genug Verwirrung bei den deutschen Behörden und in Militärkreisen anrichten und den deutschen Einheiten, die noch immer unserem Vormarsch standhalten sollten, einen guten Grund verschaffen, sich schnellstens zu ergeben. Ich war überzeugt, daß eine solche Operation sich erfolgreich durchführen ließ, vor allem wenn die Stabschefs den Plan unterstützten und mich autorisierten, zusätzlich zu ›Aspidistra‹ zwei Sender der BBC zu requirieren, um damit noch auf andere deutsche Frequenzen zu gehen.

Weder Bruce Lockhart noch Dallas Brooks glaubten, daß viel Aussicht auf Annahme dieses Vorschlags bestand. Aber sie gestatteten mir, versuchsweise einen Vorstoß zu machen. So entwarfen denn Donald McLachlan und ich – Donald war zu einem kurzen Besuch wieder einmal nach MB gekommen – einen jener von Whitehall so hochgeschätzten Pläne. Wir setzten unsere Ziele auseinander, entwickelten die Methoden, stellten eine Situationsanalyse auf und unterteilten alles in Abschnitte und Unterabschnitte, die wir mit Nummern, Buchstaben und einem Heer von Semikolons versahen. Donald hatte sich durch seine Tätigkeit bei der Admiralität zu einem Experten auf diesem Gebiet entwickelt, und nachdem Dallas Brooks noch zusätzlich einige letzte Verbesserungen angebracht hatte, wiesen unsere Aufzeichnungen keinerlei Ähnlichkeit mit einem Leitartikel für den *Daily Express* mehr

auf – was bei den von mir selbst geschriebenen Plänen und Direktiven stets der Fall war. Sie wirkten nicht nur wie ein echter Stabsplan, sondern sie waren auch einer.

Allerdings konnten wir damit nicht verhindern, daß unser Vorschlag schließlich doch abgelehnt wurde. Woche um Woche nahm ich an Ausschußsitzungen in jenen unterirdischen Höhlen teil, in denen das Hirn der britischen Kriegsmaschinerie unter dem blendenden Schein langer fluoreszierender Lichtstreifen in einem Mief arbeitete, der mich immer an die Loge meiner Pariser Concierge erinnerte. Dallas Brooks und Bruce Lockhart übernahmen abwechselnd – und zuweilen wohl auch etwas verlegen – die Aufgabe, den großmächtigen Herren den bärtigen Delmer zu präsentieren, damit er seinen Plan persönlich vortragen konnte. Und dann wurde bei der letzten und wichtigsten Sitzung die ›kriegsentscheidende‹ Operation unserer Dicken Bertha klar, endgültig und unwiderruflich abgelehnt.

Man gab zwei Gründe für diese negative Entscheidung an. Der erste war meiner Meinung nach einleuchtend und wahrscheinlich auch wohlbegründet: »Der Nachteil der vorgeschlagenen Operation liegt darin, daß sie fast ebensoviel Verwirrung in den Reihen der Alliierten wie in denen des Feindes anrichten kann. Durch eine vorherige warnende Mitteilung an unsere eigenen Truppen würde das Überraschungsmoment der Operation in Frage gestellt und höchstwahrscheinlich auch seine Wirkung auf den Feind gefährdet.« Gegen diese Ansicht ließ sich kaum etwas einwenden. Ich hatte selbst schon zu oft erlebt, wie unsere eigenen Leute sich durch ›schwarze Operationen‹ hatten täuschen lassen. Der zweite Grund hingegen erschien meiner unbotmäßigen Fleet-Street-Mentalität ziemlich töricht. Wie mir schien, stand dahinter die Erinnerung an die in den zwanziger Jahren in Deutschland erhobene Propagandabehauptung, Präsident Wilsons vierzehn Punkte hätten ein unbesiegtes Deutschland hinterrücks zu der Kapitulation von 1918 verlockt.

»Es wäre nicht gut«, so wurde uns mitgeteilt, »wenn die Deutschen nach dem Krieg behaupten könnten, ihre Niederlage sei durch einen Trick herbeigeführt worden.«

Als Bruce und ich von dem Keller des Kriegsministeriums, in dem die Sitzung stattgefunden hatte, zum Bush House zurückfuhren, versuchte Bruce mich in seiner freundlichen Art zu trösten. »Whitehall ist das wahre ›Haus Herzenstod‹«, sagte er. »Wenn fünfundzwanzig Prozent eines vorgelegten Plans angenommen und dann vielleicht zehn Prozent davon wirklich ausgeführt werden, so ist das schon das Günstigste,

was man erwarten darf. Normalerweise werden Pläne dort grundsätzlich abgelehnt.«

Ich brauchte aber gar keinen Trost. Denn man hatte zwar die ›kriegsentscheidende‹ Operation der Dicken Bertha abgelehnt, mich dafür aber ermächtigt, nach eigenem Gutdünken kleinere Operationen durchzuführen und dabei die durch ›Aspidistra‹ gebotenen Möglichkeiten auszunutzen. Ich hatte also freie Hand für den ›spielerischen Unsinn‹, der bisher streng verboten war.

Der ›Spaß‹ konnte beginnen.

Wir brauchten nicht lange auf eine Gelegenheit zu warten, unsere Dicke Bertha auszuprobieren. Winston Churchill verschaffte sie uns.

Als die britischen und amerikanischen Streitkräfte ihren Vormarsch nach Deutschland hinein begannen, hatten die BBC, die ›Stimme Amerikas‹ und die Sprecher der 12. Heeresgruppe beim Radio Luxemburg die deutsche Zivilbevölkerung immer wieder ermahnt: »Bleibt, wo ihr seid! Rührt euch nicht fort!« Sie hatten dabei nach der sorgfältig überlegten Anordnung des SHAEF gehandelt. Als jedoch Churchill – rein zufällig – von dieser Anweisung erfuhr, platzte er fast vor Wut.

Churchill verbrachte das Wochenende in Eisenhowers Hauptquartier vor Reims. Beim Frühstück am Sonntagmorgen blätterte er die einzige vorhandene Zeitung, die *Stars and Stripes* der amerikanischen Streitkräfte, durch. Und hier fiel sein ungläubiger Blick auf eine Nachricht, in der stolz gemeldet wurde, Radio Luxemburg und die BBC forderten die deutsche Zivilbevölkerung auf, in ihren Wohnorten zu bleiben.

»Aber Herr General, was ist das für ein Unsinn?« knurrte der alte Mann seinen Gastgeber an und wies mit anklagendem Finger auf die Meldung. »Wie kommen wir dazu, den deutschen Zivilisten zu erzählen, sie sollten bleiben, wo sie sind? Im Gegenteil, wir müssen sie auf alle Haupt- und Nebenstraßen jagen, damit sie die strategischen Verbindungen der Hunnen behindern, genau wie die französischen Zivilisten 1940 die Verbindungsstraßen der französischen Wehrmacht verstopften.«

Das war natürlich für die Leute vom SHAEF kein unbekannter Gedanke. Sie hatten ihn sorgfältig erwogen und dann verworfen, um statt dessen ihre ›Bleibe-wo-du-bist-Anweisung‹ zu erlassen. Eisenhowers britische und amerikanische Experten hatten sich dagegen entschieden, die deutsche Zivilbevölkerung auf die Straßen hinauszujagen, weil sie fürchteten, daß die Menschenmassen nicht nur für den Rückzug der Deutschen, sondern auch für den Vormarsch der Alliierten

eine Behinderung darstellen würden. Zudem war hier eine gute Möglichkeit gegeben, den Deutschen indirekt, ohne ausdrückliche Versprechungen, zu zeigen, daß sie von den Alliierten eine menschliche Behandlung zu erwarten hätten. Damit wurden Goebbels' Prophezeiungen über die Brutalitäten der Alliierten widerlegt. Es war also eine vernünftige und gute Entscheidung gewesen.

Aber Eisenhower war nicht nur Soldat, er war auch Politiker und Diplomat. Er wollte Churchill versöhnlich stimmen. Denn er hatte den alten Herrn bereits damit geärgert, daß er seine strategischen Vorschläge hinsichtlich eines letzten schnellen Vorstoßes quer durch Norddeutschland abgelehnt hatte. Die Aufopferung einer Anweisung, welche die psychologische Kriegführung betraf, war das einfachste und billigste Mittel, Churchill zu besänftigen. Darum wurden General McClure, Dick Crossman und der amerikanische Planungschef C. D. Jackson in aller Eile nach Reims beordert. Als sie – jeder mit seiner eigenen kleinen Piper-Cub-Maschine – dort eintrafen, setzte Eisenhowers Stabschef, General Bedell-Smith, sie mit bitterer Miene von der Abänderung der Anweisung in Kenntnis. Man dürfe den Deutschen *nicht* – wohlgemerkt: *nicht* – erzählen, sie sollten in ihren Kellern bleiben und ruhig die Ankunft der Alliierten abwarten. Man müsse sie in Panik versetzen und auf die Straße treiben. Und damit basta!

Das war jedoch leichter angeordnet als ausgeführt. Weder die BBC noch die ›Stimme Amerikas‹, ja nicht einmal Radio Luxemburg konnte so einfach das einmal Gesagte zurücknehmen, ohne entscheidend an Gesicht zu verlieren. In dieser schwierigen Lage wandten General McClure und Bruce Lockhart sich an uns, die ›schwarzen Rowdies‹, diese nicht gesellschaftsfähigen Burschen, die alle Schmutzarbeit besorgten.

Bruce Lockhart rief mich über das Bonzentelefon an und erklärte mir die Lage.

»Tom«, sagte er dann, »ich möchte gern, daß Sie in Ihrem Soldatensender eine Kampagne eröffnen, die die deutsche Zivilbevölkerung auf die Landstraßen jagt. Könnten Sie das schaffen?«

»Ja, wir können auf jeden Fall einen Versuch mit dem Soldatensender machen«, meinte ich. »Aber eigentlich wäre das das Richtige für die Dicke Bertha. Wenn es Ihnen recht ist, werden wir im Namen der deutschen Behörden ein paar drastische Evakuierungsbefehle an die Bevölkerung durchgeben. Und vielleicht lassen wir uns auch noch ein paar andere Köder einfallen, die sie auf die Straßen locken«, fügte ich hinzu, denn ich erinnerte mich plötzlich an die Sache mit der ›bombenfreien Sicherheitszone‹, die wir bei den Italienern ausprobiert

hatten. »Soll ich Ihnen eine kurze Liste mit unseren Vorschlägen schicken?«

»Ja, tun Sie das, damit ich darüber berichten kann. Aber warten Sie nicht erst mein formelles Einverständnis ab; schießen Sie los! Ich bin überzeugt, daß Sie sich etwas Gutes ausdenken werden.« Das war nach dem schweren Fehlschlag unserer ›kriegsentscheidenden‹ Operation sehr großzügig von ihm.

Wir hatten Glück. Alles begünstigte unseren ersten Einsatz der Dicken Bertha. Reichssender Köln, unsere Zielstation, hatte sich absolut vorschriftsmäßig verhalten. Während der letzten Wochen hatte er häufig sein Programm unterbrochen, um seinen Hörern Luftlageberichte und amtliche Anweisungen durchzugeben. Wir hatten diese Zwischensendungen aufgenommen und zusammen mit den ›Luftlageberichten‹ und Sonderinstruktionen der anderen deutschen Sender unserem Plattenarchiv einverleibt. Jetzt holten wir sie hervor und hörten sie noch einmal ab.

Ein Mann und eine Frau hatten von Köln aus die Meldungen und Anweisungen verlesen. Ausgezeichnet. Ich hatte einen Mann und eine Frau, die imstande waren, diese Rollen zu übernehmen. Der Mann war Moritz Wetzold, ein deutscher Kriegsgefangener, der vor seiner Einberufung Ansager beim deutschen Rundfunk gewesen war. Vor sechs Monaten war er zu unserem Team gestoßen, und ich hatte ihn für eine derartige Gelegenheit aufgespart. Die Frau war Margit Maaß, die Frau von Alex Maaß. Sie war Schauspielerin und konnte jede Stimme imitieren.

Außerdem lagen uns einige erbeutete Dokumente vor, aus denen hervorging, daß die Gebiete auf beiden Seiten des Rheins in Zonen aufgeteilt und Verteidigungskommissaren aus der Parteiführung unterstellt worden waren. Wir hatten auch schon einen Code-Namen für unsere Operation: SIEGFRIED. Die Operation selbst nannten wir die R-Operation, wobei der Buchstabe R für das Wort ›Rückführung‹ stand. Diese Kleinigkeiten würden unseren Instruktionen zusätzliche Überzeugungskraft verleihen. Nun setzten Clifton Child, Stevens und Hans Gutmann sich zusammen, um den Text unserer Ankündigung auszuarbeiten. Ich gab ihnen in großen Zügen die Richtlinien an.

»Die Befehle werden im Namen des Gauleiters erlassen«, sagte ich. »Es soll darin erklärt werden, daß die feindlichen Truppen anrücken und daß alle Frauen und Kinder sofort, noch in dieser Nacht, ihre Wohnungen zu verlassen haben. Sie dürfen nur das Nötigste mitneh-

men, pro Person nicht mehr als fünfzehn Kilo Gepäck. Soweit es möglich ist, hat der Ortsgruppenleiter die Kolonnen aufzustellen und anzuführen. Die Männer müssen selbstverständlich mit dem Volkssturm zurückbleiben und ihre Ortschaften verteidigen. Die Frauen und Kinder sollen Handkarren, Kinderwagen, Fahrräder und ähnliche Transportmittel benutzen. Wir müssen ihnen Rheinübergänge und Sammelstellen am anderen Ufer angeben – möglichst weit landeinwärts, würde ich vorschlagen. An diesen Stellen werden Sonderzüge eingesetzt, die sie in die Evakuierungslager der NSV in Bayern bringen. Die Familien werden darauf hingewiesen, daß sie ihre Papiere mitnehmen müssen. Den Kindern soll man einem Beutel mit dem Personalausweis um den Hals binden.«

Als ich mit dieser Ansprache fertig war, kam ich mir fast selbst vor wie ein Gauleiter.

Child, Gutmann und Stevens machten sich also an die schriftliche Ausarbeitung, während Margit Maaß und Moritz Wetzold im Funkstudio mit ihrer Probe begannen. Wir hatten den Text einer echten Kölner Bekanntmachung mitgeschrieben, und nun lasen Margit und Wetzold ihn immer wieder vor und bemühten sich, den Tonfall der Kölner Ansager nachzuahmen, den sie auf unseren Platten hörten.

Jetzt blieb nur noch eine Frage offen: Würde Köln in dieser Nacht abschalten? Gerade als Harold Robin und ich uns darüber Sorgen zu machen begannen, kam Ted Halliday hereingestürzt. Er hatte sich von der RAF den Flugplan für die kommende Nacht geben lassen.

»Köln wird heute um einundzwanzig Uhr fünfzehn abschalten«, erklärte er siegesgewiß. »Um einundzwanzig Uhr fünfzehn – oder kurz danach.«

Ohne ein weiteres Wort nahm Harold Robin den Telefonhörer auf, rief seinen Chefingenieur in der geheimen unterirdischen Anlage des Senders an und gab die Weisung, ›Aspidistra‹ aktionsbereit zu machen. Und dann kam er noch mit einer letzten Erfindung. Er konstruierte ein paar Tonreflektoren aus Stanniol und brachte sie hinter den Mikrophonen an.

»Die werden euren Stimmen den typischen Metallklang der Kölner Ansager geben«, sagte er zu Margit und Wetzold.

Und tatsächlich, diese Tonreflektoren schafften es. Als Margit und Wetzold jetzt noch einmal vor den Reflektoren unsere Ankündigung verlasen, klangen ihre Stimmen geradezu unheimlich echt.

Jetzt brauchten wir also nur noch darauf zu warten, daß Köln aus dem Bereich der Ätherwellen verschwand. Es wurde einundzwanzig

Uhr fünfzehn, und Köln sendete noch immer. Einundzwanzig Uhr zwanzig – Köln strahlte sein Programm aus. Ich blickte etwas vorwurfsvoll auf Ted Halliday.

»Ihr Fahrplan scheint nicht ganz zu stimmen, Ted«, sagte ich. Bevor Halliday antworten konnte, klingelte das Telefon. Harold Robin war am Apparat.

»Wie findest du den Ton, den du von Köln durchbekommst?« fragte er.

»Gut und deutlich. Aber eigentlich sollten die doch jetzt abgeschaltet haben, nicht?«

»Sie haben abgeschaltet. Du hörst uns. Wir haben vor genau zwanzig Sekunden das deutsche Programm übernommen. Wenn du also bereit bist . . .«

Ich sah hinüber zu unseren Ansagern. Beide gaben mir das Startzeichen: Mit leichtem Grinsen reckten sie den Daumen in die Höhe.

»Also dann los, Harold. Noch fünfzehn Sekunden . . . jetzt!«

Die ganze Sache klappte großartig. Trotz aller Nervosität brachten Moritz Wetzold und Margit ihren Text ohne jeden Patzer, genau im Rhythmus und der Tonfärbung des Kölner Sprecherteams. Als sie fertig waren, schaltete Harold wieder auf das deutsche Programm um, das wir übernommen hatten. So trieben wir es etwa eine Stunde weiter und streuten in regelmäßigen Abständen unsere falsche Ankündigung ein. Und dann blendete auch ›Aspidistra‹ aus. ›Köln‹ ließ für den Rest der Nacht nichts mehr von sich hören.

Auf unsere Gastvorstellung in Köln ließen wir in den nächsten Nächten andere in Frankfurt und Leipzig folgen. Die Bürger aus der Gegend von Frankfurt und Darmstadt versuchten wir mit Meldungen über Sonder-Hilfszüge der NSV aus ihren Häusern zu locken. Wir behaupteten, diese Züge hielten zu bestimmten Zeiten an bestimmten Stationen und es würden dort warmes Essen, Getränke und Kleidungsstücke verteilt. Die Eisenbahnabteilung des Blockadeministeriums und Stevens hatten einen durchaus überzeugend wirkenden Fahrplan ausgearbeitet und Stationen ausgesucht, die weit genug lagen, so daß man schon eine regelrechte Reise dorthin unternehmen mußte. Im Namen von Gauleiter Florian erließen wir Befehle an die örtlichen Kader der nationalsozialistischen Parteifunktionäre, laut denen diese Männer als ›das wertvollste Element der Nation‹ sich aus den bedrohten Gebieten abzusetzen hätten, damit sie überleben und ›die Fackel des nationalsozialistischen Glaubens weiterreichen‹ konnten.

Im Soldatensender und unseren ›Nachrichten‹ erzählten wir eine Ge-

men, pro Person nicht mehr als fünfzehn Kilo Gepäck. Soweit es möglich ist, hat der Ortsgruppenleiter die Kolonnen aufzustellen und anzuführen. Die Männer müssen selbstverständlich mit dem Volkssturm zurückbleiben und ihre Ortschaften verteidigen. Die Frauen und Kinder sollen Handkarren, Kinderwagen, Fahrräder und ähnliche Transportmittel benutzen. Wir müssen ihnen Rheinübergänge und Sammelstellen am anderen Ufer angeben – möglichst weit landeinwärts, würde ich vorschlagen. An diesen Stellen werden Sonderzüge eingesetzt, die sie in die Evakuierungslager der NSV in Bayern bringen. Die Familien werden darauf hingewiesen, daß sie ihre Papiere mitnehmen müssen. Den Kindern soll man einem Beutel mit dem Personalausweis um den Hals binden.«

Als ich mit dieser Ansprache fertig war, kam ich mir fast selbst vor wie ein Gauleiter.

Child, Gutmann und Stevens machten sich also an die schriftliche Ausarbeitung, während Margit Maaß und Moritz Wetzold im Funkstudio mit ihrer Probe begannen. Wir hatten den Text einer echten Kölner Bekanntmachung mitgeschrieben, und nun lasen Margit und Wetzold ihn immer wieder vor und bemühten sich, den Tonfall der Kölner Ansager nachzuahmen, den sie auf unseren Platten hörten.

Jetzt blieb nur noch eine Frage offen: Würde Köln in dieser Nacht abschalten? Gerade als Harold Robin und ich uns darüber Sorgen zu machen begannen, kam Ted Halliday hereingestürzt. Er hatte sich von der RAF den Flugplan für die kommende Nacht geben lassen.

»Köln wird heute um einundzwanzig Uhr fünfzehn abschalten«, erklärte er siegesgewiß. »Um einundzwanzig Uhr fünfzehn – oder kurz danach.«

Ohne ein weiteres Wort nahm Harold Robin den Telefonhörer auf, rief seinen Chefingenieur in der geheimen unterirdischen Anlage des Senders an und gab die Weisung, ›Aspidistra‹ aktionsbereit zu machen. Und dann kam er noch mit einer letzten Erfindung. Er konstruierte ein paar Tonreflektoren aus Stanniol und brachte sie hinter den Mikrophonen an.

»Die werden euren Stimmen den typischen Metallklang der Kölner Ansager geben«, sagte er zu Margit und Wetzold.

Und tatsächlich, diese Tonreflektoren schafften es. Als Margit und Wetzold jetzt noch einmal vor den Reflektoren unsere Ankündigung verlasen, klangen ihre Stimmen geradezu unheimlich echt.

Jetzt brauchten wir also nur noch darauf zu warten, daß Köln aus dem Bereich der Ätherwellen verschwand. Es wurde einundzwanzig

Uhr fünfzehn, und Köln sendete noch immer. Einundzwanzig Uhr zwanzig – Köln strahlte sein Programm aus. Ich blickte etwas vorwurfsvoll auf Ted Halliday.

»Ihr Fahrplan scheint nicht ganz zu stimmen, Ted«, sagte ich. Bevor Halliday antworten konnte, klingelte das Telefon. Harold Robin war am Apparat.

»Wie findest du den Ton, den du von Köln durchbekommst?« fragte er.

»Gut und deutlich. Aber eigentlich sollten die doch jetzt abgeschaltet haben, nicht?«

»Sie haben abgeschaltet. Du hörst uns. Wir haben vor genau zwanzig Sekunden das deutsche Programm übernommen. Wenn du also bereit bist . . .«

Ich sah hinüber zu unseren Ansagern. Beide gaben mir das Startzeichen: Mit leichtem Grinsen reckten sie den Daumen in die Höhe.

»Also dann los, Harold. Noch fünfzehn Sekunden . . . jetzt!«

Die ganze Sache klappte großartig. Trotz aller Nervosität brachten Moritz Wetzold und Margit ihren Text ohne jeden Patzer, genau im Rhythmus und der Tonfärbung des Kölner Sprecherteams. Als sie fertig waren, schaltete Harold wieder auf das deutsche Programm um, das wir übernommen hatten. So trieben wir es etwa eine Stunde weiter und streuten in regelmäßigen Abständen unsere falsche Ankündigung ein. Und dann blendete auch ›Aspidistra‹ aus. ›Köln‹ ließ für den Rest der Nacht nichts mehr von sich hören.

Auf unsere Gastvorstellung in Köln ließen wir in den nächsten Nächten andere in Frankfurt und Leipzig folgen. Die Bürger aus der Gegend von Frankfurt und Darmstadt versuchten wir mit Meldungen über Sonder-Hilfszüge der NSV aus ihren Häusern zu locken. Wir behaupteten, diese Züge hielten zu bestimmten Zeiten an bestimmten Stationen und es würden dort warmes Essen, Getränke und Kleidungsstücke verteilt. Die Eisenbahnabteilung des Blockadeministeriums und Stevens hatten einen durchaus überzeugend wirkenden Fahrplan ausgearbeitet und Stationen ausgesucht, die weit genug lagen, so daß man schon eine regelrechte Reise dorthin unternehmen mußte. Im Namen von Gauleiter Florian erließen wir Befehle an die örtlichen Kader der nationalsozialistischen Parteifunktionäre, laut denen diese Männer als ›das wertvollste Element der Nation‹ sich aus den bedrohten Gebieten abzusetzen hätten, damit sie überleben und ›die Fackel des nationalsozialistischen Glaubens weiterreichen‹ konnten.

Im Soldatensender und unseren ›Nachrichten‹ erzählten wir eine Ge-

schichte über sieben ›bombenfreie Zonen‹ in Mittel- und Süddeutschland, in denen Flüchtlinge vor weiteren feindlichen Luftangriffen sicher seien. Vertreter des neutralen Roten Kreuzes in Berlin, so berichteten wir, hätten die Reichsbehörden davon in Kenntnis gesetzt, daß Eisenhower diese sieben Zonen zu bombenfreien Sicherheitsgebieten erklären werde. Die Banken verlagerten bereits ihre Wertpapiere dorthin.

Das Märchen von den ›Sicherheitszonen‹ war um so wirksamer, als zur gleichen Zeit, als wir es verkündeten, Eisenhower damit begann, die ›Ziele für die nächste Nacht‹ öffentlich bekanntzugeben und die totale Vernichtung einzelner Stadtgebiete, wie der von Köln, Düsseldorf, Frankfurt und Mannheim anzukündigen. Damit befolgte ›Ike‹ also auch Churchills Direktive.

Wurden die Anweisungen der Dicken Bertha befolgt? Verließ die deutsche Zivilbevölkerung tatsächlich ihre Städte und Dörfer und verstopfte die Landstraßen, so wie Churchill es gewollt hatte? Der vertrauliche ›Wochenbericht‹ des Gauamtsleiters von Lemgo, den ich im Anhang wiedergebe, scheint darauf hinzudeuten. Aber ich habe diese Dinge selbst nie nachgeprüft.

Als ich Ende März nach Deutschland kam, waren die Landstraßen in der Tat mit Flüchtlingen überfüllt – mit armselig heruntergekommenen und zerlumpten Familien, die sich mühsam über die Autobahn oder durch die mit Trümmern und Bombenschutt verstopften Straßen schleppten. Sie zogen Leiterwagen hinter sich her, Omnibusse, die kein Benzin mehr für ihren Motor hatten, und sogar Leichenwagen. Alle diese Wagen waren mit Bettzeug, Möbeln und Kleinkindern beladen. Es war der Inbegriff alles dessen, was ich bisher an Flüchtlingselend in Spanien, Polen und Frankreich gesehen hatte.

Ich hielt nicht an, um diese Menschen zu fragen, ob es eine Anweisung vom Reichssender Köln oder des Senders Frankfurt gewesen sei, die ihnen den ersten Anstoß dazu gegeben habe, sich auf den Treck zu begeben. Ich wollte es gar nicht wissen. Ich fürchtete, die Antwort könne ›ja‹ lauten.

Eins jedoch weiß ich: daß wir es mit unseren gefälschten über die deutschen Sender verbreiteten Instruktionen den deutschen Behörden schließlich unmöglich machten, den Rundfunk zur Übermittlung von Anweisungen an die deutsche Bevölkerung zu benutzen. Denn als Hitlers Leute aufwachten und merkten, was hier vor sich ging, brachen sie in ein lautes und empörtes Protestgeschrei aus.

»Der Feind sendet gefälschte Instruktionen auf unseren Wellenlängen!« schrien die nationalsozialistischen Ansager. »Laßt euch nicht dadurch verleiten! Es folgt eine offizielle Anweisung der Reichsbehörde für . . .« Genau das hatten wir gewollt.

»Der Feind«, erklärte unser Ansager bei der nächsten Gastvorstellung der Dicken Bertha, »sendet gefälschte Instruktionen auf unseren Wellenlängen. Laßt euch nicht dadurch verleiten! Es folgt eine offizielle Anweisung der Reichsbehörde für . . .« Es war für uns ein so leichtes Spiel, daß Goebbels den Kampf aufgab – genau wie seinerzeit, als wir den ›Sender der Italienischen Faschistischen Republik‹ in München kopiert hatten. Von nun an gingen keine Befehle und Anweisungen mehr über den Äther. Statt dessen beschränkte die Reichsregierung sich darauf, ihre Instruktionen über den Drahtfunk durchzugeben, in den wir uns nicht eindrängen konnten, der aber andererseits nur eine sehr beschränkte Reichweite hatte.

Natürlich benutzten wir die Dicke Bertha nicht lediglich dazu, Botschaften durchzugeben, mit denen wir die deutsche Bevölkerung auf die Landstraßen jagen wollten. Ich tat mein Bestes, um auf diesem Wege auch das älteste Ziel unserer psychologischen Kriegführung zu fördern: Deutsche gegen Deutsche aufzuhetzen. Hier kam mir jene Erfahrung zustatten, die ich 1914 als zehnjähriger Schuljunge in Berlin gemacht hatte. Ich erinnerte mich an das Gerücht über das ›Goldauto‹, das damals angeblich von Frankreich aus quer durch Deutschland nach Rußland fuhr und so viel Aufregung verursacht hatte[1]. Jetzt wollte ich den Deutschen von 1945 eine ähnliche Aufregung verschaffen.

»Achtung! Achtung!« rief Moritz Wetzold bei unserer nächsten Sendung. »Auf Veranlassung des Reichssicherheitshauptamts bringen wir folgende Sondermeldung. Feindliche Saboteure, die als deutsche Wehrmachtsoffiziere verkleidet sind, haben einen feldgrauen Wehrmachtswagen mit der Nummer WH 356–673 gestohlen und fahren damit von Karlsruhe aus in nördlicher Richtung. Die feindlichen Agenten sind auf den folgenden Straßen gesehen worden.« Nun brachten wir eine Liste deutscher Landstraßen. »Es ist jedoch auch möglich, daß sie ihre Richtung geändert haben und sich jetzt auf einer anderen Straße befinden. Möglicherweise haben sie auch das Nummernschild des Wagens ausgewechselt. Diese Feindagenten sind bewaffnet und machen, wenn sie angegriffen werden, von der Schußwaffe Gebrauch. Sie haben bereits einen Polizeibeamten, der sie anhalten wollte, erschossen. Deut-

[1] Siehe S. 27.

sche Volksgenossen! Kameraden von der Wehrmacht und vom Volkssturm! Diese feindlichen Saboteure müssen um jeden Preis angehalten werden. Der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes fordert euch auf, Straßensperren zu errichten, um den feindlichen Wagen abzufangen. Wer bewaffnet ist, erhält hiermit den Befehl, zu schießen, wenn er den Wagen erblickt. Ich wiederhole: ein feldgrauer Wehrmachtswagen, in dem feindliche Agenten in Wehrmachtsuniform sitzen.«

Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie Wehrmachtsoffiziere in schnellfahrenden Wagen überall in Deutschland angehalten wurden und und wie einige dabei sogar ihr Leben einbüßten.

So leid es mir um die Flüchtlingsfamilien tat, als ich sie später auf den deutschen Landstraßen erblickte – damals bedauerte ich nur eins an dieser Operation, nämlich, daß wir unsere Dicke Bertha nicht schon viel früher abgefeuert hatten. Denn als das alte Mädchen endlich zum Einsatz kam, waren nicht mehr viele Ziele übrig, die sie treffen konnte.

54. Brieftaube zum Frühstück

Im Spätsommer des Jahres 1944 begannen meine Freunde von der SOE mit dem Gedanken zu spielen, nach dem Vorbild von Skorzeny einen Fliegerüberfall auf das Führerhauptquartier zu unternehmen. Ihrer Ansicht nach wäre es ein gutes und sicheres Mittel zur Abkürzung des Kriegs, wenn sie auf diese Weise Hitler und Himmler umlegen könnten. Und das wäre es auch bestimmt gewesen. Ich sage ›es wäre gewesen‹, denn dieser Plan wurde wie so viele andere vor ihm abgelehnt. Allerdings hatte man zuvor eine äußerst gewissenhafte Überprüfung alles vorhandenen Materials vorgenommen und sämtliche wichtigen und unwichtigen Einzelheiten registriert, die man über Lage und Einrichtung des Führerhauptquartiers und der Hauptquartiere von Himmler und Ribbentrop zusammenholen konnte.

Gefangene deutsche Generale und Stabsoffiziere wurden genauestens ausgefragt und gaben ihre Erinnerungen an ihre Besuche im Führerhauptquartier zum besten. Man zeichnete Karten und Pläne von den verschiedenen Lagern des Führers und des Reichsführers SS sowie von den Luxuszügen, in denen Deutschlands führende Männer aßen, schliefen, arbeiteten und reisten. Das Sicherheitssystem mit seinen Ringen von Wachtposten und Befestigungen wurde genau untersucht und analysiert. Man legte Listen mit den Namen der ständigen Insassen der Hauptquartiere an. Und zu all diesen Punkten wurden Details zusammengetragen, die dem Verfasser einer Klatschspalte zur Ehre gereicht hätten. Und dann wurde, wie schon gesagt, der ganze Plan fallengelassen.

Das Nachrichtenmaterial war jedoch nicht umsonst zusammengetragen worden. Die aufgezeichneten Unterhaltungen zwischen den Generalen, die Protokolle der Befragungen, die Karten und Skizzen, alles wanderte zu uns nach MB. Und hier verwendete man sie zur Ausschmükkung der herrlichsten Geschichten über das Privatleben des Führers und der Männer seiner nächsten Umgebung. Wir erzählten Dinge, die

bisher absolut geheimgehalten worden waren, und erregten so bei dem leidenden Führer den quälenden Verdacht, daß die Engländer sogar in seinem eigenen Hauptquartier ihre Spione hatten. Clifton Child war ein Genie darin, eine Nachricht mit ein paar neuen Zutaten so aufzuputzen, daß man den Eindruck gewann, das, was er berichtete, sei am Abend vorher passiert. Wir erzählten von den Abenteuern der hübschen Püppchen, die man einlud, um den ermüdeten Führer in gute Laune zu versetzen, von den ausgelassenen Streichen der blonden Blanda-Elisabeth Hewel, der jungen Frau von Dr. Walter Hewel, der das Deutsche Auswärtige Amt im Hauptquartier vertrat. So erfreuten wir zum Beispiel unsere Hörer mit der Geschichte, wie sie bei einer lustigen Party im Berghof auf dem Obersalzberg ihre Künste als Barbier vorgeführt habe, indem sie den SS-General Hermann Fegelein, der durch seine Heirat mit der Schwester von Eva Braun Hitlers inoffizieller Schwager geworden war, einseifte und rasierte.
Wir sprachen von den Spritzen, die Professor Morell, der Leibarzt des Führers, diesem injiziert hatte, und davon, wie Hitler durch dieses Gift zu einem halbgelähmten Zittergreis geworden sei. Anrüchige Geschäfte mit goldenen Uhren und Menschenleben, die Himmlers Masseur, der dicke und ewig hungrige Felix Kersten, getätigt hatte, wurden erbarmungslos im Nachrichtendienst des Soldatensenders der Öffentlichkeit preisgegeben. Kersten, so sagten wir, habe dadurch, daß er Himmler seine Magenkrämpfe wegmassierte, eine derartige Macht über diesen erlangt, daß der ›Reichsheini‹ ihm nichts abschlagen könne. Laut Meldung des Soldatensenders verschaffte Himmler seinem Freund Kersten sogar Arbeitssklaven aus Konzentrationslagern für sein Gut in Harzwalde nördlich von Berlin.
Wir berichteten von den Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen Hitlers speichelleckenden Höflingen. Und fast alles, was wir meldeten, entsprach der Wahrheit oder kam der Wahrheit doch so nahe, daß es recht beunruhigend für den großen Mann sein mußte, der die Einrichtung einer besonderen Abhörstelle für den Soldatensender angeordnet hatte. Schon längst hatten wir Hitler so weit, daß er Goebbels und Schellenberg befahl, unsere Meldungen auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen und nach unseren Informationsquellen zu forschen.

Hitlers Argwohn erreichte seinen Höhepunkt, als der Soldatensender wieder einmal seine oft bewährte Methode anwandte, durch logische Kombinationen eine Entwicklung vorwegzunehmen, und wir über einen Führerbefehl berichteten, der erst vierundzwanzig Stunden zu-

vor bei einer Besprechung im Hauptquartier erlassen und noch gar nicht ausgeführt worden war.
Am 7. März 1945 hatten die Amerikaner mit einem unerhört kühnen Handstreich die große Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Remagen genommen, bevor die Deutschen noch Zeit hatten, sie in die Luft zu sprengen.
Donald und ich saßen zusammen und sprachen über Sepp Obermeyers Kommentar, in dem dieser erklärt hatte, die Bomber der Luftwaffe hätten den Befehl erhalten, mit schweren Sprengbomben in selbstmörderischen Sturzflügen nach japanischem Kamikaze-Muster auf die Brücke hinabzustoßen.
»Natürlich müßte sich eigentlich eine ganz andere Stelle dieser Brücke annehmen«, sagte Donald im Scherz. »Die Marine mit ihren Froschmännern.« Mit einem Ruck wandte ich mich zu Frank Lynder um.
»Wo liegen die nächsten Froschmann-Einheiten?« fragte ich.
»Ich glaube, Admiral Heye mit seinem Kampfverband der Kleinkämpfer hat ein paar davon in der Nähe von Nymwegen stationiert. Wir könnten sie leicht stromaufwärts schicken und einen Unterwasser-Angriff auf die Brücke unternehmen lassen. Am besten mit diesen Torpedo-Minen, den TMC, Sir.«
Frankie hatte nie seine herrliche Angewohnheit verloren, seine Vorgesetzten mit ›Sir‹ anzureden; damit hatte er sich beim Pionierkorps seine drei Streifen verdient.
»Ich möchte eigentlich nicht über einen regelrechten Angriff berichten lassen, Sergeant. Wir sollten nur sagen, daß der Führer die glänzende Idee eines Unterwasser-Angriffs gehabt hat und daß Admiral Heye in seinem Eifer, sich die Diamanten zu seinem Eichenlaub zu verdienen oder sonst irgend so ein Lametta, auf das er zur Zeit scharf ist, sich liebenswürdigerweise bereit erklärt hat, seine Froschmänner für die ›Operation Loreley‹ aufzuopfern. Vielleicht könnten wir da irgendwas über einen erfahrenen alten Seemann bringen, der behauptet haben soll, der ganze Plan sei wegen der unberechenbaren Unterwasserströmungen des Rheins ein unverantwortlicher Blödsinn.«
Es war eine der üblichen ›schwarzen‹ Stories wie hundert andere, die wir uns schon ausgedacht hatten. Aber was für ein Aufsehen erregte sie in Hitlers Hauptquartier im unterirdischen Bunker der Reichskanzlei, als wir sie am 11. März durchgaben! Denn ohne daß wir es damals wußten, hatte der Führer tatsächlich dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Großadmiral Dönitz befohlen, mit dem Einsatz von Froschmännern eine Unterwasser-Aktion gegen die Brücke zu

starten. Die ganze Angelegenheit ist gewissenhaft in den Geheimprotokollen der Führerbesprechungen über Marinefragen aufgezeichnet[1].

Hitler hatte, wie aus den Protokollen hervorgeht, die Operation am 8. März 1945 angeordnet. Am 9. März um 17 Uhr meldete Admiral Dönitz seinem Führer, daß zwei Abteilungen Froschmänner für die Operation ausgesucht worden seien und so schnell wie möglich flußaufwärts geschickt würden. Sie sollten bei der Aktion aneinandergebundene Torpedominen verwenden – genau wie Sergeant Lynder es empfohlen hatte!

Und dann brachten am 11. März der Soldatensender und sein Zwillingsbruder, der Atlantik-Kurzwellensender, unsere Meldung.

Über die Führerbesprechung, die am folgenden Tag stattfand, meldet das Protokoll:

»Berlin, 12. März 1945, 16 Uhr.

Remagen-Brücke. Der englische Atlantiksender hat über einen deutschen Plan berichtet, Amphibienkommandos einzusetzen, um die Brücke Remagen zu sprengen. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine teilt dem Führer mit, daß er die Absicht habe, ohne Rücksicht auf diese Rundfunkmeldung seinen Plan durchzuführen, weil die Möglichkeit besteht, daß die Engländer diese Nachricht veröffentlicht haben, um uns irrezuführen.«

Dönitz tat also so, als mache er sich nichts aus dem ›Verrat‹ seines Operationsplans. Hitler und die unglücklichen Kommandos der Froschmänner jedoch waren anderer Ansicht. Für Hitler war es ein schlagender Beweis, daß er von Verrätern und Spionen umringt war. Seine Geheimnisse wurden so schlecht bewahrt, daß der Feind sie über den Rundfunk in die ganze Welt hinausposaunte. Für die Froschmänner vom K. d. K. war die Enthüllung katastrophal. Sie fühlten sich wie zum Tode Verurteilte, als sie schließlich tauchten, um auf die Brücke zuzuschwimmen. Vicky hatte ihnen als Abschiedsgruß das Loreley-Lied gespielt, und während sie sich mit ihren unhandlichen Doppeltorpedos durch die wirbelnden eiskalten Strömungen hindurchpaddelten, fühlten sie die ganze Zeit über die Augen des Feindes auf sich gerichtet. Noch bevor sie in die Nähe der Brücke gelangt waren, tauchten sie auf und ergaben sich den Amerikanern.

Als die Brücke bei Remagen etwas später einstürzte, hatte Dönitz dann die Stirn, zu behaupten, die Zerstörung der Brücke sei das Werk seiner

[1] Brassey's Naval Annual 1948.

tapferen Froschmänner gewesen. Dabei hing der Einsturz in keiner Weise mit irgendeinem Schaden zusammen, den die Deutschen der Brücke zugefügt hatten; er war die Nachwirkung der britischen und amerikanischen Bombenangriffe aus der Zeit, in der die Brücke noch in deutschen Händen war.

»Ich hatte doch recht, mein Führer«, triumphierte Dönitz. »Der Atlantiksender hat tatsächlich geblufft. Wir haben die Brücke zerstört, obgleich die Engländer behauptet haben, sie wüßten um unsere Pläne.«

Aber Hitler sah seinen Großadmiral nicht an, sondern starrte nur vor sich hin.

Er äußerte nur ein einziges Wort: »Vielleicht . . .«

In diesen letzten Monaten des Krieges hatte die deutsche Abteilung der SOE einen neuen Chef bekommen, einen Mann von außerordentlicher Energie und unerhörtem Schwung, der entschlossen war, die Deutschen mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln aufzureiben. Er zog mich zu seinen regelmäßigen allwöchentlichen Sitzungen hinzu, bei denen wir neue Pläne und Vorschläge diskutierten. Und es war das Ergebnis einer dieser Sitzungen, daß meine Einheit ihre letzte und verrückteste Fälschungs-Operation des Krieges durchführte.

Dieser neue Chef war Generalleutnant Gerald Templer[1]. Er war bei den Kämpfen in Süditalien schwer verletzt worden, als sein Wagen mit einem Lkw der zurückweichenden Wehrmacht zusammenstieß und ein erbeutetes Klavier, das die Deutschen mitschleppten, von dem Lastwagen auf Templer fiel und ihm die Wirbelsäule brach. Jetzt leitete Templer, in ein Korsett aus Stahl und Gips gepreßt, aber so überschäumend und enthusiastisch wie eh und je, unsere Sitzungen.

Wir hatten über die ›Operation Perücke‹ gesprochen, einen Plan, den SD und die Gestapo durch einen unablässigen Nervenkrieg zu zermürben. Man hatte den Gedanken erwogen, ›falsche Agenten‹ mit Fallschirmen abzuwerfen – Attrappen in Uniform und versehen mit Knallfröschen, die wie Maschinenpistolen klangen –, als der junge Geschwaderführer Potter von der SOE plötzlich die Brieftauben erwähnte.

»Ich glaube, Sir«, sagte er zu Templer, »wir haben noch einen beträchtlichen Vorrat an Brieftauben, für die niemand Verwendung zu haben scheint. Von der Sorte, wie wir sie früher über den besetzten

[1] Feldmarschall Sir Gerald Templer, von 1955 bis 1959 Chef des britischen Generalstabs.

Gebieten abgeworfen haben, damit die Leute von der Résistance sie uns mit Nachrichten über die Deutschen in ihrem Bezirk zurückschicken konnten.«
Potter erklärte uns, daß die Tauben in mit Luftlöchern versehenen Kästen abgeworfen worden seien, die außer den Tauben noch einen Fragebogen über Truppenbewegungen und andere Dinge enthielten, welche für die Leute vom Nachrichtendienst von Interesse waren. Man hatte auch eine Anweisung darüber beigelegt, wie die Tiere gefüttert und getränkt werden sollten und wie man den ausgefüllten Fragebogen anbringen sollte, bevor die Tauben freigelassen wurden, um nach Hause in ihren Schlag bei der SOE zu fliegen.
Potter machte den Vorschlag, diese Vögel in Deutschland abzuwerfen und so den Deutschen eine Möglichkeit zu geben, gegen Hitler zu arbeiten, indem sie uns wertvolle Informationen schickten. Das war mein Stichwort.
»Eine ausgezeichnete Idee. Aber ich glaube, wir sollten sie noch ein bißchen ausbauen, Sir«, sagte ich mit meiner ganzen Würde als einziger psychologischer Krieger in dieser Runde. »Ich schlage vor, daß man außer den Kästen mit den lebenden Vögeln und den Fragebögen auch ein paar tote Tauben ohne Kästen abwerfen sollte. An den Beinen dieser Tiere müßten bereits ausgefüllte Fragebögen befestigt sein – von uns ausgefüllt.«
Templer, der eine wahre Schuljungenfreude an jedem mutwilligen Streich hatte – er hat sie heute noch –, lachte laut und stimmte dem Plan sofort zu.
Der Zweck dieser Aktion war natürlich, daß die Vögel mit ihren ausgefüllten Fragebögen in die Hände der Gestapo fallen sollten, die dann versuchen würde, aus den Antworten zu ermitteln, welcher Verräter hier am Werke gewesen war. Wir mußten, wie ich vorschlug, die Antworten so abfassen, daß die Gestapo dadurch veranlaßt wurde, einige ihrer eigenen bisher als vertrauenswürdig geltenden Parteifunktionäre zu verhaften – Männer, von denen sie glauben mußte, daß sie sich in letzter Minute eine kleine Rückversicherung bei den Alliierten hatten einhandeln wollen. Und selbst wenn der tote Vogel von irgendeiner Privatperson gefunden wurde, die ihn nicht bei der Polizei ablieferte, so würde er doch immer noch einen großartigen Beweis dafür abgeben, daß gut informierte und maßgebende Parteigenossen Verrat übten. Der Finder würde vielleicht dadurch ermutigt werden, diesem Beispiel zu folgen.
»Allerdings fällt mir eben ein, daß da vielleicht eine Schwierigkeit

ist«, sagte ich zu Templer. »Gibt es wohl eine Möglichkeit, einen toten Vogel abzuwerfen, ohne daß er zu Brei zerschmettert wird, wenn er auf der Erde auftrifft? Wenn das nicht geht, würde ich den Plan lieber aufgeben. Denn eine ermüdete Taube oder selbst eine, die beim Flug getötet worden ist, würde bestimmt nicht aus einer solchen Höhe herabfallen, daß sie beim Aufprall zerschmettert würde.«
Geschwaderführer Potter versprach augenblicklich, diesen Punkt zu überprüfen, und ich wurde ermächtigt, die Fragebögen vorzubereiten – mit und ohne Antworten.
Die Tauben wurden planmäßig abgeworfen und ebenso planmäßig von den Deutschen aufgesammelt. Eine ganze Anzahl von ihnen kam mit Fragebögen zurück, die von den deutschen Findern ausgefüllt worden waren. Eine jedoch brachte uns, als sie wieder in ihren Taubenschlag kroch, ein höfliches Schreiben auf dem sonst leeren Fragebogen. »Besten Dank!« stand darauf. »Ich habe die Schwester dieses Vögelchens zum Frühstück verspeist. Vorzüglich! Bitte schicken Sie uns weitere.«
Ob die Gestapo, wie wir gehofft hatten, auf diesen Trick hereinfiel, habe ich nie nachprüfen können. Aber jeder, der diese einfältigen und so leicht zu täuschenden Herrschaften vom Sicherheitsdienst gekannt hat, wird mir zustimmen, wenn ich meine, daß da kaum ein Zweifel bestehen kann.

55. »Der Bart ist ab«

Eines Abends im April 1962 saß ich mit drei Freunden vor dem Kaminfeuer in meinem Klub. Wir nippten an einem Hine 1904 und tauschten Erinnerungen aus dem Krieg aus. Plötzlich wurde eine Frage an mich gestellt.

»Welche Operation innerhalb Ihrer ›schwarzen‹ Arbeit während des Krieges betrachten Sie selbst als Ihre geschickteste und erfolgreichste?« Der ehrwürdige alte Historiker, der diese Frage gestellt hatte, lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah mich in Erwartung einer Antwort forschend durch seine Brillengläser an. Ich schaute auf Donald McLachlan, der ebenfalls dabei saß. Aber auch er war um eine Antwort verlegen. Denn im Grunde genommen gab es nie eine ›schwarze‹ Operation, die für sich allein eine aufsehenerregende Wirkung gehabt hätte. Und das war auch nicht unsere Absicht gewesen. Wir hatten nie etwas in die Wege geleitet, das sich an ausgeklügelter Einzelwirkung mit bestimmten Täuschungsoperationen vergleichen konnte, wie zum Beispiel mit Commander Montagus ›Mann, den es nie gab‹. Das war eine Operation gewesen, bei der die Leiche eines unbekannten britischen Offiziers, die gefälschte Pläne für die Invasion in Nordafrika bei sich trug, an der spanischen Atlantikküste angeschwemmt wurde, so daß die deutsche Abwehr, der diese Pläne in die Hände fielen, dadurch irregeführt wurde.

Wir versuchten nie, uns auf individuelle Unternehmen zu konzentrieren, sondern sahen es stets als unsere Aufgabe an, das eiserne Kontrollsystem, in das Hitlers Polizeistaat Körper und Seele der Deutschen gepreßt hatte, durch eine stetige Berieselung mit zersetzenden Nachrichten und ›Beweisen‹ anzufressen und zu durchdringen. Keine unserer Kampagnen hatte für sich allein so wirkungsvoll sein können wie der ›Mann, den es nie gab‹. Doch sie alle, von Gustav Siegfried Eins bis zum Soldatensender Calais und den Operationen ›Freßpaket‹, ›Braddock‹, ›Perücke‹, wirkten zusammen und trugen nach Ansicht

unserer militärischen Nachrichtendienste, die den Einschlag unserer Schüsse beobachten konnten, in der Tat dazu bei, den Zusammenbruch von Hitlers Kriegs- und Parteiapparat zu beschleunigen.

Meine amerikanischen Kollegen allerdings gingen anders vor, als sie gegen Ende des Krieges mit ihren eigenen ›schwarzen Operationen‹ begannen. Ein ineinandergreifendes System von Kampagnen, wie wir es aufgebaut hatten, war nichts für sie. Sie waren ehrgeiziger – und vielleicht hinsichtlich der Leichtgläubigkeit des deutschen Publikums optimistischer, als ich es je war. Sie starteten verschiedene ›schwarze Operationen‹, von denen jede einzeln wirken sollte, so wie es bei dem ›Mann, den es nie gab‹ gewesen war.

Als typisch für diese amerikanischen Propaganda-Unternehmungen sind mir vor allem zwei in Erinnerung.

Howard Becker, ein großer, langsam sprechender Soziologieprofessor vom Typ eines Gary Cooper, der die ›schwarze Propaganda‹ der OSS leitete, zeichnete für die erste verantwortlich. Becker erschien eines Tages bei mir in MB zusammen mit einem Drehbuchschreiber namens Polonski und fragte mich, ob ich ihm ›Aspidistra‹ für eine einmalige Sendung überlassen könne, die er und Polonski ausgearbeitet hatten. »Nur für eine einzige Sendung!« bettelte Howard Becker. »Wir wollen Ihnen den Sender bestimmt nicht abluchsen, Tom . . .!« Selbstverständlich stimmte ich sofort zu. Eine Ablehnung wäre schäbig gewesen, vor allem im Hinblick auf die wertvolle Unterstützung, die Howard und die gesamte OSS mir mit Nachrichtenmaterial, Schlagermusik, Personal und vielem anderen hatten zukommen lassen.

So löste sich denn ›Aspidistra‹ an einem Septemberabend 1944 für ein paar Stunden vom Soldatensender und brachte auf einer vorübergehend freien deutschen Welle eine Sendung, die sicherlich zu den phantastischsten Sendungen des ganzen Krieges gehörte: nichts Geringeres als die Ansprache eines Mannes, den Hitler, die Wehrmacht, die deutsche Öffentlichkeit und die gesamte Welt für tot hielten – gefallen von eigener Hand, durch einen Schuß aus seiner eigenen Pistole in der Nacht des 20. Juli 1944, als sein Putsch gegen Hitler gescheitert war.

»Ich bin Generaloberst Ludwig Beck«, ertönte eine tiefe, volle Stimme, die klang, als käme sie vom Grunde des Meeres. »Ich bin nicht tot, wie man fälschlicherweise und allzu voreilig durch die Sprecher unserer Gewaltherrscher verbreiten ließ. Als ich in der Nacht des 20. Juli gezwungen wurde, meine Pistole auf mich selber zu richten, starb ich nicht an diesem Schuß – ich wurde nur verwundet. Freunde schafften

meine angebliche Leiche fort und brachten mich an einen versteckten Ort, wo ich wieder gesund gepflegt wurde. Und ich hätte mich dort bis zum Ende des Krieges verborgen gehalten, wenn nicht die ernste Lage meines Vaterlandes mich jetzt gezwungen hätte, wieder aufzutauchen und zu sprechen.« Nun folgte ein Appell an die Wehrmacht, sich gegen Hitler zu erheben, um Deutschland vor der völligen Zerstörung zu retten und durch diese Geste die schwere Bürde der Schuld loszuwerden, die auf dem ganzen deutschen Volk wegen seiner Teilhaberschaft an den Verbrechen des Führers laste.

Es war eine sehr gut geschriebene und ausgezeichnet gesprochene Sendung. Obgleich ich Beck zu seinen Lebzeiten nie gehört hatte, war ich absolut bereit zu glauben, daß dies eine naturgetreue Imitation seiner Stimme sein konnte. Trotzdem versuchte ich, vor der Aufnahme dieser Sendung einige Änderungen vorzuschlagen.

»Was meinen Sie«, sagte ich zu Howard, »sollte man das Ganze nicht vielleicht so abfassen, daß wir behaupten können, dies sei die Rede, die Beck habe halten wollen, wenn der Putsch geglückt wäre? Er hätte diese Aufnahme heimlich gemacht, und sie sollte im gegebenen Augenblick über den Deutschlandsender ausgestrahlt werden. Irgendwie hätten die Nazis und die Gestapo die Aufnahme nie gefunden, und nun sei sie uns in die Hände gefallen. Wir könnten sie auch über den Soldatensender bringen, wenn Sie das möchten.«

Aber Howard und Polonski stimmten mir nicht zu, und das war auch verständlich. Sie wollten Beck als ein Symbol trotzigen Widerstandes wiederauferstehen lassen und damit einen aufsehenerregenden Propaganda-Coup starten.

Die andere amerikanische Operation wurde unter Aufsicht von Colonel Powell durchgeführt, der in General Omar Bradleys 12. Heeresgruppe dem ›Sykewar‹-Team vorstand – jenem Team, das vom Beginn der Invasion bis zum Tag des Siegs in Europa die Frontpropaganda in Bradleys Befehlsbereich übernommen hatte. Über einen der Sender von Radio Luxemburg brachten sie während der Dauer von etwa vierzehn Tagen eine regelrechte ›schwarze‹ Hörspielserie: das Drama einer Stadt im Rheinland, die gegen Hitler und die SS revoltiert hatte und nun über einen Wehrmachtssender die Amerikaner bat, zu kommen und sie zu befreien. Der Bürgermeister der Stadt spielte die Hauptrolle. Jeden Abend trat er ans Mikrophon, um seinen Mitbürgern zu sagen, was sie tun sollten, und ihnen einen Tagesbericht über den Verzweiflungskampf der Stadt gegen die Nazis zu geben. Die Sendungen waren als richtige Hörspiele aufgemacht, mit Dialogen,

Geräuschkulisse und Boten, die dramatisch in eine Unterhaltung platzten, um von den neuesten Ereignissen zu berichten. Die einzelnen Fortsetzungen dieses Dramas waren mindestens so menschlich ansprechend wie die ›Schölermanns‹ oder so spannend wie ›Das Halstuch‹. Als die Stadt endlich befreit war, dankte der Bürgermeister in einer ergreifenden Schlußszene seinen amerikanischen Rettern.

Ein Fehler dieser sensationellen Operation war es in meinen Augen, daß der Name der Stadt nicht genannt wurde. Diese Revolte einer deutschen Stadt gegen Hitler war eine so großartige Erfindung, daß man sie eigentlich als Nachricht über sämtliche Sender hätte bringen sollen. Und sicherlich erwarteten die Hörer auch, in den Sendungen des Mittelwellensenders Luxemburg oder in denen der BBC eine Anspielung auf den Heldenkampf und den Triumph dieser Stadt zu hören. Aber weder Luxemburg noch die BBC ließen auch nur ein Wort darüber verlauten.

Ich tat mein Bestes, um meine ›schwarzen‹ amerikanischen Brüder zu unterstützen, indem ich im Soldatensender berichten ließ, das OKH habe den Befehl erteilt, Bürgermeistern und anderen städtischen Beamten nur in dringendsten Notfällen zu gestatten, über einen Wehrmachtssender zu sprechen. Besondere Vorsicht sei den Beamten gegenüber geboten, deren Städte in unmittelbarer Nähe der anrückenden feindlichen Truppen lägen.

»Es darf zu keiner Wiederholung jenes Ereignisses kommen, bei dem kürzlich ein Bürgermeister im Rheinland, um seine Stadt vor der Zerstörung zu retten, dem anrückenden Feind über den Rundfunk die Kapitulation anbot.«

Im Hinblick darauf, daß der Name der Stadt fehlte, war dies alles, was ich tun konnte. Viel war es nicht, aber zumindest etwas.

In MB unternahmen wir nie einen Versuch, diese amerikanischen Höhen zu erklimmen. Bis zu unserer letzten Sendung blieben wir, unserem Namen getreu, ein ›Soldatensender‹, der Nachrichten durchgab und den Standpunkt des gewöhnlichen Landsers vertrat, der restlos bedient war und einen wütenden Haß auf die Nutznießer der Partei empfand, die das Vaterland ihrem selbstsüchtigen Wunsch opferten, bis zur letztmöglichen Minute die Macht in den Händen zu behalten. Wir machten uns zum Sprachrohr der tragischen Resignation und Bitterkeit eines Volkes und einer Armee, die man betrogen hatte. »Wer weiterkämpft, kämpft gegen seine Kinder«, sagten wir.

Doch als die Alliierten immer tiefer und tiefer in das sich auflösende Deutschland eindrangen, kam ich zu der Überzeugung, daß der Sol-

datensender zu einem Anachronismus wurde. Fast wirkte er jetzt wie die letzte Einrichtung des Dritten Reiches, die noch immer sicher und reibungslos funktionierte. Ich beschloß, daß es auch für uns an der Zeit war, dem Beispiel zu folgen, über das wir von überall berichteten: Wir mußten uns auflösen und untertauchen.

Sowohl Robert Bruce Lockhart wie Dallas Brooks hatten ihre Posten in der Abteilung aufgegeben. Dallas Brooks, um wieder zu den *Royal Marines* zurückzukehren und dort die Stellung des Oberstkommandierenden anzustreben, Bruce Lockhart, um seine angegriffene Gesundheit zu pflegen.

Deshalb sprach ich nun bei unserem neuen Leiter, Generalmajor Alec Bishop, vor und erklärte ihm, daß meiner Ansicht nach auch für MB die Zeit gekommen sei, die Pforten zu schließen. Er stimmte mir zu. Und so verschwand am 14. April 1945 um 5 Uhr 59 morgens die Stimme des Soldatensenders West – wie er seit dem Fall von Calais genannt wurde – für immer aus dem Äther. Fast zum selben Zeitpunkt brachte das ›Nachrichten‹-Team sein letztes Blatt heraus. Wir kündigten unseren Abtritt nicht an. Wir verschwanden einfach.

Für uns selbst jedoch durfte dieser große Augenblick nicht sang- und klanglos vorübergehen. Harold Keeble gab in der Druckerei in Marylands ein Kostümfest. Und zum erstenmal lockerten wir die Sicherheitsbestimmungen so weit, daß den Teams von Marylands und MB gestattet wurde, sich gegenseitig auf ihren Geländen zu besuchen. Charles Lambe, der eben erst zum Konteradmiral befördert worden war, kam mit Ian Fleming von der Admiralität, um an unserem Fest teilzunehmen. Auch Leonard Ingrams kam mit seiner hübschen Fahrerin, einer etwas schüchternen jungen Dame namens Peggy Black. John Gibbs, der Zeitungsherausgeber, der 159 898 973 Exemplare unserer ›Nachrichten‹ durch seine Druckerpressen in Luton hatte rollen lassen, erschien auf dem Fest in Marylands in einem Baumwollkostüm, auf das kreuz und quer Titelseiten der ›Nachrichten‹ gedruckt waren.

In MB unterbrach ich die Tanzmusik, die den Schwanengesang des Soldatensenders bildete, mit einer Sondermeldung – es war dies das einzige Mal, daß ich selbst über einen meiner ›schwarzen‹ Sender sprach und zugleich das einzige Mal, daß ich mir einen privaten Scherz erlaubte.

»Der Führer«, verkündete ich in meinem besten Berliner Dialekt, »hat soeben von seiner Kommandostelle im Führerbunker in Berlin dem Großadmiral Dönitz in Flensburg über Funk die Genehmigung erteilt, den Bootsmann Karl Lamm zum Oberbootsmann zu befördern.«

Dann folgte eine Fanfare im Stil der früheren nationalsozialistischen Sondermeldungen. Charles Lambe hörte aufmerksam zu und war gebührend beeindruckt, als wir ihm diese Meldung übersetzten.

In der Einsamkeit meines Badezimmers von RAG vollzog ich am nächsten Morgen eine andere Zeremonie, die das Ende unserer ›Schwarzarbeit‹ symbolisierte. Ich nahm mir den Bart ab. Denn ich mußte zur Vorbereitung des neuen Jobs, den ich übernehmen sollte, eine Art Erkundungsreise durch Deutschland unternehmen. Und diesmal konnte ich nicht Zivilkleidung tragen wie bei meiner letzten Reise im März. Diesmal mußte ich in Uniform reisen. Zur Dienstuniform eines Offiziers aber war ein Bart nicht zulässig.

Während mein Rasiermesser den seifendurchtränkten Backenbart von meinem Gesicht schabte, starrte ich in den Spiegel und empfand das ganze Entsetzen eines Dorian Grey, der vor sein verräterisches Bild tritt. Das blasse, schlaffe Gesicht eines alten Gauners sah mich an. War dies, so fragte ich mich, die Wirkung einer vier Jahre langen ›Schwarzarbeit‹ auf Denis Sefton Delmer?

Einige Stunden später trat ich bartlos vor mein Team, um meine Abschiedsansprache als ›Leiter der Sonderoperationen‹ zu halten und meinen Leuten von den Aufgaben zu erzählen, die nun vor ihnen lagen.

Ich hatte sie alle in der Kantine zusammenrufen lassen – deutsche und österreichische Kriegsgefangene, deutsche Emigranten, britische und amerikanische Sektionschefs und Redakteure, englische Sekretärinnen und Assistentinnen.

Eigentlich hätte dies ein feierlicher und erhebender Augenblick sein müssen. Aber mein Team hatte es noch nie fertig gebracht, sich in eine feierliche und erhabene Stimmung zu versetzen. Von irgendwo im Hintergrund des Raumes kam die Stimme des Sergeanten Frankie Lynder:

»Der Bart ist ab! Der Krieg ist aus!«

Alle lachten und nahmen den Ruf auf: »Der Bart ist ab!«

Und sie lachten noch mehr, als ich ihnen von meiner Dorian-Grey-Qual vor dem Spiegel in meinem Badezimmer erzählte. Es war eine gute Einführung zu dem, was ich ihnen über die neue Aufgabe sagen mußte, die man mir und denen unter ihnen zugeteilt hatte, die weiterhin gemeinsam mit mir arbeiten wollten. Doch als ich diese Versammlung einberief, verfolgte ich noch einen anderen und wesentlicheren Zweck: Ich wollte eine Ermahnung und eine Warnung aussprechen.

»Bis jetzt hat unser Sicherheitssystem hervorragend funktioniert«,

datensender zu einem Anachronismus wurde. Fast wirkte er jetzt wie die letzte Einrichtung des Dritten Reiches, die noch immer sicher und reibungslos funktionierte. Ich beschloß, daß es auch für uns an der Zeit war, dem Beispiel zu folgen, über das wir von überall berichteten: Wir mußten uns auflösen und untertauchen.
Sowohl Robert Bruce Lockhart wie Dallas Brooks hatten ihre Posten in der Abteilung aufgegeben. Dallas Brooks, um wieder zu den *Royal Marines* zurückzukehren und dort die Stellung des Oberstkommandierenden anzustreben, Bruce Lockhart, um seine angegriffene Gesundheit zu pflegen.
Deshalb sprach ich nun bei unserem neuen Leiter, Generalmajor Alec Bishop, vor und erklärte ihm, daß meiner Ansicht nach auch für MB die Zeit gekommen sei, die Pforten zu schließen. Er stimmte mir zu. Und so verschwand am 14. April 1945 um 5 Uhr 59 morgens die Stimme des Soldatensenders West – wie er seit dem Fall von Calais genannt wurde – für immer aus dem Äther. Fast zum selben Zeitpunkt brachte das ›Nachrichten‹-Team sein letztes Blatt heraus. Wir kündigten unseren Abtritt nicht an. Wir verschwanden einfach.
Für uns selbst jedoch durfte dieser große Augenblick nicht sang- und klanglos vorübergehen. Harold Keeble gab in der Druckerei in Marylands ein Kostümfest. Und zum erstenmal lockerten wir die Sicherheitsbestimmungen so weit, daß den Teams von Marylands und MB gestattet wurde, sich gegenseitig auf ihren Geländen zu besuchen. Charles Lambe, der eben erst zum Konteradmiral befördert worden war, kam mit Ian Fleming von der Admiralität, um an unserem Fest teilzunehmen. Auch Leonard Ingrams kam mit seiner hübschen Fahrerin, einer etwas schüchternen jungen Dame namens Peggy Black. John Gibbs, der Zeitungsherausgeber, der 159 898 973 Exemplare unserer ›Nachrichten‹ durch seine Druckerpressen in Luton hatte rollen lassen, erschien auf dem Fest in Marylands in einem Baumwollkostüm, auf das kreuz und quer Titelseiten der ›Nachrichten‹ gedruckt waren.
In MB unterbrach ich die Tanzmusik, die den Schwanengesang des Soldatensenders bildete, mit einer Sondermeldung – es war dies das einzige Mal, daß ich selbst über einen meiner ›schwarzen‹ Sender sprach und zugleich das einzige Mal, daß ich mir einen privaten Scherz erlaubte.
»Der Führer«, verkündete ich in meinem besten Berliner Dialekt, »hat soeben von seiner Kommandostelle im Führerbunker in Berlin dem Großadmiral Dönitz in Flensburg über Funk die Genehmigung erteilt, den Bootsmann Karl Lamm zum Oberbootsmann zu befördern.«

Dann folgte eine Fanfare im Stil der früheren nationalsozialistischen Sondermeldungen. Charles Lambe hörte aufmerksam zu und war gebührend beeindruckt, als wir ihm diese Meldung übersetzten.

In der Einsamkeit meines Badezimmers von RAG vollzog ich am nächsten Morgen eine andere Zeremonie, die das Ende unserer ›Schwarzarbeit‹ symbolisierte. Ich nahm mir den Bart ab. Denn ich mußte zur Vorbereitung des neuen Jobs, den ich übernehmen sollte, eine Art Erkundungsreise durch Deutschland unternehmen. Und diesmal konnte ich nicht Zivilkleidung tragen wie bei meiner letzten Reise im März. Diesmal mußte ich in Uniform reisen. Zur Dienstuniform eines Offiziers aber war ein Bart nicht zulässig.
Während mein Rasiermesser den seifendurchtränkten Backenbart von meinem Gesicht schabte, starrte ich in den Spiegel und empfand das ganze Entsetzen eines Dorian Grey, der vor sein verräterisches Bild tritt. Das blasse, schlaffe Gesicht eines alten Gauners sah mich an. War dies, so fragte ich mich, die Wirkung einer vier Jahre langen ›Schwarzarbeit‹ auf Denis Sefton Delmer?
Einige Stunden später trat ich bartlos vor mein Team, um meine Abschiedsansprache als ›Leiter der Sonderoperationen‹ zu halten und meinen Leuten von den Aufgaben zu erzählen, die nun vor ihnen lagen.
Ich hatte sie alle in der Kantine zusammenrufen lassen – deutsche und österreichische Kriegsgefangene, deutsche Emigranten, britische und amerikanische Sektionschefs und Redakteure, englische Sekretärinnen und Assistentinnen.
Eigentlich hätte dies ein feierlicher und erhebender Augenblick sein müssen. Aber mein Team hatte es noch nie fertig gebracht, sich in eine feierliche und erhabene Stimmung zu versetzen. Von irgendwo im Hintergrund des Raumes kam die Stimme des Sergeanten Frankie Lynder:
»Der Bart ist ab! Der Krieg ist aus!«
Alle lachten und nahmen den Ruf auf: »Der Bart ist ab!«
Und sie lachten noch mehr, als ich ihnen von meiner Dorian-Grey-Qual vor dem Spiegel in meinem Badezimmer erzählte. Es war eine gute Einführung zu dem, was ich ihnen über die neue Aufgabe sagen mußte, die man mir und denen unter ihnen zugeteilt hatte, die weiterhin gemeinsam mit mir arbeiten wollten. Doch als ich diese Versammlung einberief, verfolgte ich noch einen anderen und wesentlicheren Zweck: Ich wollte eine Ermahnung und eine Warnung aussprechen.
»Bis jetzt hat unser Sicherheitssystem hervorragend funktioniert«,

sagte ich. »Ihr habt mit Außenstehenden nicht über eure Arbeit gesprochen, und über uns und unsere Methoden ist kaum etwas an die Öffentlichkeit gedrungen. Manche Leute haben vielleicht ihre Vermutungen, aber mit Sicherheit wissen sie nichts. Ich möchte gern, daß das so bleibt. Laßt euch nicht dazu verleiten, euch mit der Arbeit, die wir geleistet und den Fallen, die wir dem Feind gestellt haben, großzutun.

Gewiß, wir haben gute Arbeit geleistet. Notwendige Arbeit. Wir haben uns angestrengt und unser Bestes getan, und wir haben innerhalb unserer Grenzen ein wenig zu Hitlers Niederlage beigetragen. Aber, bitte, bitte versteht mich jetzt richtig: Der Anteil der psychologischen Kriegführung an unserem Sieg über Hitler ist nur sehr gering. Hitlers Niederlage ist das Werk der alliierten Streitkräfte. Uns ist dabei nur eine ganz kleine Nebenrolle zugefallen.

Ich weiß, der psychologische Krieger wird der großen Versuchung ausgesetzt sein, aufzustehen und sich vorzustellen. Er wird der Welt gern von all den großen Dingen erzählen wollen, die er geleistet hat. Wir ›Schwarzen‹ von MB müssen dieser Versuchung widerstehen, gleichgültig was unsere Kollegen von der BBC, der SHAEF oder der 12. Heeresgruppe auch tun mögen.

Warum ich das von euch verlange? Nun, erinnert euch einmal daran, was nach dem Ersten Weltkrieg geschehen ist. Damals war Lord Northcliffe Leiter der britischen Propaganda. Und dieser Mann war nicht imstande, der Versuchung zu widerstehen. Ihn hungerte es nach Ruhm und Glorie. Er verlangte nach Schlagzeilen, Artikeln und Biographien, in denen seine großen Taten gepriesen wurden. Er war nicht zufrieden mit der persönlichen Genugtuung, die ein Mensch über eine vollbrachte Arbeit empfindet. Er brauchte den Beifall des Publikums. Und darum lieferte er der Nachkriegspropaganda der Deutschen gefährlichen Stoff.

In ihrer Propaganda erzählten die Deutschen aller Welt, was für einen großen und herrlichen Sieg der Super-Propagandist Northcliffe errungen habe. Er sei es gewesen, so behaupteten sie, der durch seine Trick- und Lügenpropaganda die Amerikaner soweit gebracht habe, in den Krieg gegen den Kaiser einzutreten. Und mit weiteren Tricks, Lügen und falschen Versprechungen habe er die Deutschen veranlaßt, sich zu ergeben. ›Wir sind nicht von den kämpfenden Armeen besiegt worden‹, erklärten jetzt die deutschen Generale, ›sondern von Northcliffes Propaganda.‹

Das war nicht nur faktisch unwahr, es war auch gefährlich. Diese Behauptungen bereiteten Hitler und allem, was er getan hat, den Weg. Sie bestärkten bei den illusionshungrigen Deutschen die Illusion, daß sie den Krieg hätten gewinnen können, wenn sie Northcliffes Propaganda nicht zum Opfer gefallen wären. Sie erregten in ihnen den Wunsch, es ein zweites Mal zu versuchen.

Wenn wir jetzt anfangen wollten, uns der gerissenen Tricks zu rühmen, die wir angewandt haben – wer weiß, was daraus entstehen könnte. Darum kein Wort darüber! Propaganda ist etwas, worüber man den Mund hält. Einverstanden?«

Diese letzte Frage war meinem Team wohlbekannt und hatte schon zu manchem ironischen Witz Anlaß gegeben. Aber auch diesmal dröhnte es unter brüllendem Gelächter durch den Raum: »Einverstanden!«

Es war dieser gleiche Wunsch gewesen, keinerlei Ansprüche von unserer Propaganda abzuleiten – und dazu der dem Journalisten eigene Drang, die Nummer von gestern zu vergessen und sich nur noch der von heute zu widmen –, der mich veranlaßt hatte, die Anregung abzulehnen, die vor einigen Tagen von unserem neuen Leiter, Generalmajor Alec Bishop, ausgegangen war. Bishop hatte mir vorgeschlagen, ein Team nach Deutschland zu schicken, das die Wirkungen unserer Arbeit nachprüfen sollte.

»Der Krieg ist zu Ende, und was vorbei ist, ist vorbei«, hatte ich ihm erwidert. »Als wir noch an der Arbeit waren, hat es mich außerordentlich interessiert, zu erfahren, welche Wirkungen wir erzielten. Und damals hatte das auch einen Sinn. Aber bei diesem anderen Aufgabengebiet, das wir jetzt für Sie übernehmen sollen, kann ich keinen einzigen Mann für eine Tätigkeit freigeben, die nur noch von rein akademischem Interesse ist.«

Wenn ich heute an diese Entscheidung zurückdenke, möchte ich sie für falsch halten. Ich hätte Clifton Child beauftragen sollen, mit einem kleinen Team von Befragern nach Deutschland zu gehen, um dort herauszufinden, was sich irgend herausfinden ließ. Denn auf eins war ich nicht gefaßt gewesen: daß nämlich SHAEF unsere ›schwarzen Operationen‹ in ihre offizielle Geschichtsschreibung mit einbeziehen würde und daß wir infolgedessen in die Streitigkeiten zwischen den beiden amerikanischen ›Sykewar‹-Stellen verwickelt würden – dem OWI (Office of War Information), das in Amerika die ›weiße‹ Propaganda unter sich hatte, und dem OSS (Office of Strategic Services), das die ›schwarze‹ Propaganda leitete.

Der ›Sykewar‹-Historiker Daniel Lerner vom OWI (der erstaunlicherweise erklärte, der Bericht seines Vaters über die Pogrome im zaristischen Rußland sei seine erste Lektion in der psychologischen Kriegführung gewesen – ich hätte das eher als eine Lektion in Geschichte bezeichnet) behauptete, die ›schwarzen‹ Operationen seien nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich gewesen, da ihre ›offenkundigen Fälschungen‹ die Glaubwürdigkeit der alliierten Propaganda untergraben hätten.

Er nennt seinen englischen Kollegen, den Dichter Norman Cameron, als Kronzeugen für seine Beschuldigung und zitiert dessen Ausspruch, daß die deutsche Luftwaffe unsere ›Schwarzsender‹ bombardiert haben würde, wenn ihre Sendungen irgendwie von Wert gewesen wären! Weiterhin deutet Lerner an, ›Schwarz‹ und ›Grau‹ hätten mit ihren Kampagnen, die auf eine Förderung der Feindschaft zwischen Wehrmacht und NSDAP abzielten, nur eine ›weiße‹ Kampagne nachgeahmt, und diese Operationen seien deshalb bestenfalls als überflüssig zu betrachten. Er übersieht dabei jedoch, daß ›Schwarz‹ und ›Grau‹ viel überzeugender über diese internen deutschen Themen sprechen konnten, als es ›Weiß‹ je möglich war, und daß entgegen seiner Behauptung die betreffenden Kampagnen zunächst von ›Schwarz‹ und ›Grau‹ vom Stapel gelassen und erst viel später von ›Weiß‹ übernommen wurden.

Lerner geht sogar so weit, gewisse Kampagnen, die ausschließlich von ›Schwarz‹ geführt wurden, ›Weiß‹ zuzusprechen – wie zum Beispiel die Operation des Soldatensenders, durch die wir die Kampfkraft der deutschen Luftwaffe unterminieren wollten. Wir machten das OKL glauben, deutsches Flugpersonal desertiere mit seinen Flugzeugen zu den Alliierten. Nicht die ›weißen‹ Sendungen, wie Lerner behauptet, sondern der Soldatensender und die ›Nachrichten‹ brachten die Meldungen, die bei den deutschen Behörden die Ansicht hervorriefen, sie müßten ihre Sicherheitsmaßnahmen verstärken, um ihre Leute am Desertieren zu hindern – Maßnahmen, die (wie auch im Falle der U-Boot-Sabotage-Kampagne) einen verderblichen Einfluß auf die Kampfmoral der deutschen Streitkräfte haben mußten.

Nebenbei bemerkt wurde diese gegen die Luftwaffe gerichtete ›Desertions-Kampagne‹ von den Amerikanern acht Jahre später im Koreakrieg nachgeahmt. In ihrer ›Operation Moolah‹ boten sie eine Belohnung von 50 000 Dollar und freies Asyl für jeden kommunistischen Flieger, der den Streitkräften der Vereinten Nationen einen der berühmten russischen MIG-Kampfjäger auslieferte.

Unglücklicherweise jedoch verkündeten die amerikanischen psychologischen Krieger von 1953, die nach öffentlicher Anerkennung lechzten, in ihren eigenen Zeitungen, man wolle mit diesem Angebot nicht so sehr die Kommunisten veranlassen, sich mit ihren MIGs zu ergeben, als vielmehr die chinesischen Behörden so weit bringen, Maßnahmen gegen ihre eigenen Flieger zu ergreifen, die deren Kampfmoral zerstören mußten. Mit dieser Veröffentlichung wurde leider jede Wirkung dieser sonst so geschickten Aufwärmung unserer einstigen Operation zunichte gemacht.

Ich habe zu diesem späten Zeitpunkt gewiß nicht die Absicht, mich an der langweiligen Kontroverse zwischen ›Schwarz‹ und ›Weiß‹ in Amerika zu beteiligen. Und ich denke auch nicht im Traum daran, die Behauptung Dick Crossmans zu bekämpfen, unsere psychologische Kriegführung wäre wirkungsvoller gewesen, wenn man nicht so viel Mühe und Talent für die ›schwarze Propaganda‹ verschwendet hätte. Es liegt mir fern, in ähnlich totalitärer Weise zu erklären, es wäre besser gewesen, man hätte die britische Propaganda ausschließlich ›Schwarz‹ und ›Grau‹ überlassen. Meiner Ansicht nach waren alle drei Farbschattierungen nötig, und alle drei haben sie gute Arbeit geleistet. Ihre Stimmen bildeten einen wirksamen, wenngleich zuweilen etwas dissonanten Chor.

Aber eins will ich Daniel Lerner zugestehen. Auch ich war bekümmert, daß die Ambitionen von General Omar Bradleys 12. Heeresgruppe mit ihrem Wahlspruch ›Das machen wir alles allein‹ die psychologischen Krieger Amerikas dazu brachte, so zweitklassige Nachahmungen unserer ›Nachrichten‹ und des Soldatensenders in die Welt zu setzen, wie es die ›Frontpost‹ – eine Tageszeitung für Soldaten – und der ›Sender 1212‹ waren.

Eigentlich hätte ich mich geschmeichelt fühlen müssen. ›1212‹ jedoch erfüllte mich mit Ärger. Er war eine Karikatur des Soldatensenders. Bradleys Leute hatten weder die Hilfsmittel noch die Technik, über die wir in MB verfügten. Diese unnötige Verästelung der ›schwarzen‹ Arbeit mußte ihre Wirkung abschwächen.

Hat mein Team meiner Bitte entsprochen und nach dem Krieg über unsere Tätigkeit Schweigen bewahrt?

Im großen ganzen glaube ich das schon. Eine Ausnahme bildete unser kleiner SS-Mann, der es, wie bereits berichtet, für passend hielt, sich selber in den Augen der neuen Rechtsregierung der Bundesrepublik reinzuwaschen, indem er sie über die ›Verräter‹ von MB informierte. Trotzdem ist in Deutschland sehr viel über den geheimnisvollen Soldatensender und die Männer, die ihn betrieben, gedruckt worden. Das

meiste erschien in den illustrierten Zeitschriften, die in den Jahren nach dem Krieg einen so ungeheuren Aufschwung nahmen. Vieles von dem, was veröffentlicht wurde, ist falsch und erfunden. Aber in dieser Schichttorte der deutschen ›Ich-kann's-euch-verraten‹-Kompanie gab es natürlich auch ein paar Schichten aus unverfälschtem Material.

Ein Aspekt, der mich persönlich interessierte, war die Wandlung, die der Charakter Delmers, des großen, dicken Leiters von MB, in dieser Literatur über den Soldatensender durchmachte. Aus einem Lichtheros, einem neuen Siegfried, der dafür kämpfte, Deutschland von dem Joch seiner bösen Gewaltherrscher zu befreien – so erschien ich in der Version der ›Frankfurter Illustrierten‹ von 1949 –, wurde ich – in dem Fortsetzungsbericht der ›Neuen Illustrierten‹, ›Soldatensender Calais‹ (1959/1960) – zu dem feisten ›Fagin‹[1], der sich den Idealismus der jungen deutschen anti-nationalsozialistischen Patrioten zunutze machte, um sie zu abscheulichen Untaten gegen ihre Landsleute und ihr Vaterland anzustiften. Ich habe diese Metamorphose geduldig über mich ergehen lassen, denn ich betrachte sie als ein unvermeidliches Nebenprodukt des wiedererstandenen deutschen Machtgefühls und des daraus gleichzeitig wiedergeborenen Ressentiments für angeblich erlittenes Unrecht. Man möge mir glauben, daß ich die vorstehenden Kapitel nicht geschrieben habe, um dieses Bild von mir zu korrigieren!

Mein Entschluß, das von mir selbst geforderte Schweigen zu brechen, rührt aus meiner verspäteten Erkenntnis her, daß wir mit diesem Schweigen die Entwicklung eines Propaganda-Mythos nicht verhindert haben, sondern im Gegenteil das Aufkommen einer mindestens ebenso gefährlichen Legende in Deutschland förderten: der Legende von den guten Generalen und der guten Wehrmacht, die immer gegen Hitler waren. Indem ich hier eine der Quellen dieser Legende aufzeige, hoffe ich, etwas zu ihrer Bekämpfung beigetragen zu haben. Denn es wäre schlimm für Deutschland und für ganz Europa, wenn die Männer, die Hitler und seinen Krieg gefördert haben, als Anti-Nazis verkleidet, noch einmal zur Macht gelangen würden. Und es wäre genauso schlimm, wenn sie durch ihre Anwesenheit die moralische Einheit des Westens in einer Auseinandersetzung mit den neuen Aggressoren aus dem Osten untergraben würden. Leider sieht es so aus, als ob genau das geschehen ist.

[1] Fagin – eine Figur aus Dickens' Roman ›Oliver Twist‹ – ist ein alter Jude, der eine Bande von Gassenjungen zu Taschendieben ausbildet und dann gegen die Londoner Bürger einsetzt.

56. Mea Culpa

Einer der weniger liebenswerten Charakterzüge der Deutschen ist ihre Neigung zur Selbstbemitleidung. Sie sind Meister in der Kunst, anderen die Schuld an ihrem eigenen Mißgeschick zuzuschieben.

Hitler, so hört man es heute gelegentlich in Deutschland, hätte seinen Angriffskrieg nie unternommen, wenn wir Engländer ihm nur früher Widerstand geleistet hätten. Oder noch besser, wenn wir ihm überhaupt keinen Widerstand geleistet und in Polen freie Hand gelassen hätten. Daß die Deutschen weiterkämpften, bis die Hälfte ihres Landes von den Russen überrannt und ganz Europa der Bedrohung durch Stalin ausgesetzt war, ist ebenfalls die Schuld der Engländer und der Amerikaner. Wir hätten die deutsche Widerstandsbewegung besser unterstützen müssen. Wir hätten den anständigen Deutschen von der Wehrmacht helfen müssen, indem wir nicht auf der bedingungslosen Kapitulation bestanden.

Von einigen Deutschen habe ich sogar die Behauptung gehört, daß wir indirekt auch die Schuld an Auschwitz und Belsen trügen.

»Warum habt ihr eigentlich nicht die Eisenbahnlinien in die Vernichtungslager bombardiert, so wie der Zionistenführer Dr. Weizmann es von euch erbeten hatte?« fragte ein Deutscher mich während der Tage des Eichmann-Prozesses. »Wenn ihr das getan hättet, dann hätte die SS wenigstens keine Juden mehr dorthin schaffen können, und all diese schrecklichen Dinge hätten früher ein Ende gefunden. Immerhin habt ihr Engländer über die Vernichtungslager Bescheid gewußt. Wir Deutsche wußten nichts davon. Also war es an euch, zu handeln!«

Eine Anklage gegen uns gibt es jedoch, der ich mich beschämt beuge und vor der ich mich als schuldig bekenne. Sie wird von denjenigen meiner deutschen Freunde erhoben – und es gibt deren viele –, die ebenso entsetzt wie ich sind über die Wiedergeburt des alten Illusionismus unter den unbußfertigen Deutschen von heute und die es zutiefst verurteilen, daß so viele von den Männern, die damals Hitlers schänd-

liche politische Maßnahmen ausführten, heute wieder in einflußreiche und mächtige Stellungen eingerückt sind.
»Ihr Engländer und Amerikaner«, sagen diese meine deutschen Freunde, »seid an dieser Entwicklung fast ebenso schuldig wie wir selber!«
Wenn ich ihnen darin zustimme, so liegt der Grund hierfür nicht zuletzt in meinem Bewußtsein, daß ich mir selber einen kleinen Teil an dieser Verantwortung der Alliierten zuschreiben muß. Denn ich gehörte zu den Männern, denen 1945 die Chance geboten wurde, Veränderungen in Deutschland vorzunehmen, durch die dieses freundliche und im Grunde gesetzestreue und moralisch denkende Volk auf bessere und sicherere Wege hätte geführt werden können.
Ich habe mich nicht energisch genug darum bemüht. Als ich für das, was ich anstrebte, hätte kämpfen und arbeiten sollen, gab ich auf und kehrte zur Fleet Street zurück.

Der Krieg war in seinem letzten Stadium angelangt, als Walter Adams[1], unser neuer stellvertretender Leiter, nach Milton Bryan kam und mich bat, in der Abteilung zu bleiben und einen wichtigen Posten im Zusammenhang mit der Besetzung Deutschlands zu übernehmen.
Die Abteilung müsse neu organisiert werden, sagte er. Die alten regionalen Unterabteilungen sollten abgeschafft und an ihrer Stelle drei Sektionen gebildet werden, welche sich mit den neuen Aufgabengebieten, die das Kabinett uns zugewiesen hatte, befassen sollten. Eine dieser Sektionen, deren Leitung David Lowes-Lyon übernehmen sollte, werde von London aus die Propagandaseite unseres Krieges im Fernen Osten betreuen. Einer zweiten Sektion würde die Aufgabe zufallen, die Kriegsgefangenen zu sieben und ihnen eine ›Re-education‹ angedeihen zu lassen. Die dritte sollte darauf achten, daß die Deutschen und Österreicher in den britisch besetzten Zonen mit den richtigen Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Rundfunksendungen, Theaterstücken usw. beliefert wurden. Sie war als Unterstützung der bereits in Deutschland befindlichen Nachrichten-Teams gedacht und sollte außerdem weitere Teams zur Durchführung von Sonderaufgaben zusammenstellen.
»Es ist ein gewaltiges Unternehmen«, sagte Walter. »Wir sind der Ansicht, daß Sie diese Sektion leiten sollten. Sowohl Eden wie Brendan Bracken[2] erklären, Sie seien der richtige Mann dafür. Ihr offizieller

[1] Walter Adams, heute Rektor des Universitäts-Colleges von Rhodesien und Nyassaland in Salisbury, Südrhodesien.

[2] Der Informationsminister.

Titel wäre der eines ›Controllers‹, genauer ›*Controller of the German-Austrian Division of the Political Intelligence Department of the Foreign Office*‹. Was sagen Sie dazu?«
»Wozu? Zu dem Titel? Er klingt phantastisch – etwas nach Cromwell . . .«
Obgleich ich mich unbeeindruckt, ja fast etwas verächtlich gab, fühlte ich mich in Wirklichkeit sehr geschmeichelt. Mehr als das. Ich war fasziniert von den Möglichkeiten, die sich mir boten.
In meinem Kopf tauchten Erinnerungen an die kurzen Reisen durch Deutschland auf, die ich in meinen Schulferien nach dem Ersten Weltkrieg gemacht hatte. Ich dachte daran, wie es sich damals nur allzu schnell gezeigt hatte, daß trotz der Abdankung des Kaisers die alte Schicht, die an Expansion und Eroberung glaubte, an der Macht geblieben war und die eigentliche Autorität in Deutschland ausübte. Diesen Kräften war es nicht schwergefallen, das Schuld- und Reuegefühl, das viele Deutsche in der Stunde der Niederlage ehrlich empfunden hatten, auszurotten und durch die fast religiöse Überzeugung zu ersetzen, Deutschland sei das unschuldige Opfer von Verrat und Ungerechtigkeit. Wenn ich durch die Arbeit auf meinem Gebiet dazu beitragen konnte, daß so etwas nicht wieder geschah, dann war das eine Aufgabe, der ich gern mein Leben widmen wollte. Ich war vierzig Jahre alt. Isabel und ich hatten uns getrennt und würden uns scheiden lassen. Ich hatte keinerlei Bindungen. Ich konnte es mir leisten, meine Fleet-Street-Karriere zu opfern. Und außerdem ließ mir die Abmachung, die ich mit Christiansen hinsichtlich meiner Rückkehr zum *Daily Express* getroffen hatte, die Freiheit, diesen Termin nach Belieben hinauszuschieben . . .
Und dann kamen mir plötzlich Bedenken. Bedenken rein praktischer Art.
»Und was ist mit diesen Gauleitern, Walter? Eigentlich ist das doch ihre Sache – die Aufgabe, auf die sie während der letzten achtzehn Monate vorbereitet worden sind. Wird es keine Unannehmlichkeiten geben, wenn ich mich da einmische?«
Als ›Gauleiter‹ bezeichneten wir jene Gruppe von Männern, die in einem Gebäude bei Wimbledon Common einen Lehrgang durchgemacht hatten, um ›Civil Affairs Officers‹ im besetzten Deutschland zu werden. Soviel ich wußte, war die ›Re-education‹ eines der ihnen zugedachten Arbeitsgebiete. Einige von unseren Leuten hatten in der ›Schule‹ in Wimbledon unterrichtet, und nach ihren Erzählungen zu schließen waren diese ›Gauleiter‹ kein sehr ehrfurchterweckender

Haufen. Es waren zum größten Teil Offiziere, die von ihren Vorgesetzten zu dem ›Gauleiter-Kursus‹ abkommandiert worden waren, weil man sie loswerden wollte. Ich wußte aus Erfahrung, daß es nicht einfach sein würde, mit solchen Leuten zu arbeiten, falls meine Kompetenzen nicht von vornherein klar festgelegt wurden.

»Ach«, meinte Walter Adams leichthin, »um die machen Sie sich nur keine Sorgen. Sie werden das Foreign Office und das Informationsministerium hinter sich haben. Und außerdem wird Ihre Hauptaufgabe ja darin bestehen, den Informationsleuten, die in Deutschland arbeiten, Material und Ideen zu liefern. Das wird sich schon alles ausbügeln, wenn sie erst mal dort sind.«

Ich hatte noch immer meine Befürchtungen, aber ich nahm den Posten trotzdem an. Ich stellte nur eine Bedingung.

»Donald McLachlan muß mit mir kommen. Sie müssen mir helfen, ihn zu überreden.«

Donald stand damals im Begriff, zur Admiralität zurückzukehren, um in eine Sonderabteilung des Marine-Nachrichtendienstes einzutreten, die in dem sich auflösenden Deutschland nach Geheimmaterial über Marine-Angelegenheiten forschte. Als jedoch Walter Adams ihm in großen Umrissen die Arbeit erklärte, die uns in Deutschland erwartete, war er ebenso fasziniert wie ich. Er gab seine Pläne auf und wurde mein Stellvertreter.

Wir beide setzten uns nun zusammen und entwarfen unseren Arbeitsplan, wobei Donald sich auf Bücher, Filme und Theaterstücke konzentrierte, während ich mich den Zeitungen und dem Rundfunk widmete.

Bei meiner ›schwarzen‹ Arbeit war ich von Streitereien und Intrigen verhältnismäßig unbehelligt geblieben. Auf meinem neuen Posten hingegen stieß ich von Anfang an auf Opposition. Meinen ersten Zusammenstoß hatte ich mit dem Stab eines Pressedienstes, der bis dahin unter gemeinsamer britisch-amerikanischer Kontrolle gearbeitet hatte. Die Aufgabe dieser Leute war es gewesen, den Informationseinheiten, die in den befreiten Ländern Nachrichtenblätter herausgaben, Meldungen in französischer, holländischer, italienischer und deutscher Sprache zukommen zu lassen.

Jetzt wurde die deutschsprachige Abteilung dieses Pressedienstes meiner Kontrolle unterstellt. Es kam fast sofort zu Schwierigkeiten, denn ich war alles andere als zufrieden mit Inhalt und Aufmachung des Materials, das die Einheit herausgab. Ich berief eine Sitzung der Nachrichtenschreiber ein.

»Ich möchte, daß Sie sich viel mehr Mühe mit der Abfassung dieser Meldungen geben«, erklärte ich in meiner direkten Art, die ich mir in MB angewöhnt hatte. »Das hier ist saumäßig geschrieben.« Und dann erklärte ich ihnen ganz genau, wie alles umgeschrieben werden müsse. Ich ging das Material Meldung für Meldung mit ihnen durch und ließ sie jede einzelne Nachricht wieder und wieder umschreiben, bis ich glaubte, sie hätten nun einen Begriff von dem Stil, den ich verlangte. Im Gegensatz zu meinem Team in MB fühlten diese Leute sich beleidigt. Rebellische Protestblicke flogen von den Schreibtischen und Schreibmaschinen zu mir herüber. Und als ich am nächsten Morgen wieder in das Büro kam, um nachzusehen, wie alles lief, trat mir dort eine Streikdelegation unter Anführung des fähigsten Journalisten entgegen.

»Entweder wir arbeiten so weiter, wie wir es gewöhnt sind, oder wir treten zurück«, erklärte man mir.

Ich nahm den angebotenen Rücktritt an und setzte dafür Karl Robson mit einigen meiner Leute aus MB ein. Diese brachten bald alles in die von mir gewünschte Form.

Aber es war ein wenig verheißungsvoller Start. Denn der Chefredakteur, den Karl jetzt ersetzt hatte, war zutiefst gekränkt wegen meiner ›Arroganz‹. Und Walter Adams war aufgebracht über meinen Mangel an Takt. Es tat mir leid, daß ich die Gefühle meines amerikanischen Kollegen verletzt hatte. Wie ich ihm entschuldigend erklärte, lag es daran, daß er zwar ein ausgezeichneter Zeitungsmann war, aber nicht Deutsch konnte. Er war nicht imstande, das zu lesen, was sein Team produzierte. Der einzige Maßstab, nach dem er die Tüchtigkeit seiner Leute beurteilen konnte, war die Anzahl der herausgegebenen Meldungen. Er verstand meine Forderung nicht, daß jede Meldung klar und präzise abgefaßt, ein journalistisches Musterstück, sein müsse.

Der zweite Ärger ergab sich mit den Propagandisten des Informationsministeriums und des British Council, welche die sogenannte ›Projection of Britain‹, die ›Reklame für England‹, betrieben. Diese Leute verlangten, daß wir unsere bei weitem nicht unerschöpflichen Vorräte an Arbeitskräften, Material und öffentlichen Mitteln darauf verwenden sollten, den Deutschen zu erzählen, was für großartige Kerle die Engländer doch in Wirklichkeit seien. Sie hofften, sie könnten die Deutschen dadurch bewegen, uns zu lieben, zu bewundern und nachzuahmen. Die Amerikaner unter General Bob McClure, so sagten sie, seien ihrerseits dabei, den amerikanischen ›Way of Life‹ zu propagieren. Wir müßten ihrem Beispiel folgen und sie übertrumpfen, in-

dem wir den Deutschen ›englische Kultur und den englischen Way of Life aufpfropften‹.
Ich lehnte das ab. Und damit machte ich mich bei den wohlmeinenden ›Kulturpfropfern‹ vom British Council mißliebig. Es entbrannte eine Fehde, die mich später nach meiner Rückkehr zur Fleet Street noch lange verfolgen sollte.
In meinem politischen Gutachten sagte ich zu diesem Thema:
»Die ›Reklame für England‹ wird Sache der britischen Besatzungstruppen sein. Welchen Eindruck die Deutschen von den Engländern gewinnen, wird von dem Verhalten unserer Truppen und des britischen Verwaltungspersonals abhängen. Zeitungsartikel und Rundfunksendungen zum Lob des parlamentarischen Regierungssystems, von Cricket, Fuchsjagd, Steak und Kidneypudding werden wenig dazu beitragen können, das Bild Großbritanniens abzuändern, das durch unsere Gesandten in Khaki-Uniform vermittelt wird. Sie werden die Deutschen keinesfalls bereitwilliger machen, sich so zu verhalten, wie wir es wünschen.«
Möglicherweise war das ein bißchen hart. Aber meine früheren Erfahrungen in Deutschland hatten mich gelehrt, daß eine Anglomanie, so wie die Propaganda des British Council sie ins Leben rufen wollte, kein wünschenswertes Ziel war. Denn sie geht in Deutschland allzu oft Hand in Hand mit Anglophobie. Der Anthony-Eden-Hut und der gerollte Regenschirm, die der Möchtegern-Gentleman Joachim von Ribbentrop trug, waren nur die Kehrseite seines Minderwertigkeitskomplexes und des daraus resultierenden Englandhasses. Diese Mischung aber war einer der Beweggründe, die Deutschland 1939 in den Krieg mit England führen sollten – genau wie fünfundzwanzig Jahre zuvor die Anglomanie und der Minderwertigkeitskomplex von Wilhelm II.
Meine Ziele hatten wenig mit Ideologie, Politik oder Propaganda im üblichen Sinne zu tun. Doch trotz ihrer streng begrenzten und rein praktischen Natur waren sie äußerst ehrgeizig. Ich wollte nichts Geringeres als eine journalistische Revolution in Deutschland.
Ich wollte neue Mittel der Massenkommunikation ausarbeiten, die einerseits die britischen Behörden bei der Bewältigung ihrer administrativen Aufgaben unterstützen und andererseits durch ihr Beispiel den deutschen Presse- und Rundfunkleuten zeigen sollten, wie sie sich von den Fehlern befreien konnten, die meiner Überzeugung nach dazu beigetragen hatten, das leichtgläubige deutsche Volk in zwei Weltkriege zu stürzen.

Der erste dieser Fehler bestand darin, daß die deutschen Zeitungen unlesbar waren. Sie waren so geschwollen geschrieben und so unverdaulich aufgemacht, daß die große Masse des deutschen Publikums weder gewillt noch in der Lage war, aufzunehmen, was ihr darin geboten wurde. In Deutschland gab es viel weniger Zeitungsleser als in England. Die deutsche Öffentlichkeit war infolgedessen über die aktuellen Angelegenheiten schlecht informiert und fiel allzu leicht bedenkenlosen Demagogen zum Opfer.
Zweitens fehlten in Deutschland unabhängige, in Riesenauflagen erscheinende überregionale Zeitungen, wie wir sie in England haben. Die lokalen und Provinzblätter hatten zumeist eine Auflage von weniger als 20 000 Exemplaren. Sie waren viel zu arm, um auf eigenen Füßen zu stehen. Lange vor Hitler schon hatten sie mit kriecherischer Servilität vor den jeweiligen Machthabern auf dem Bauch gelegen.
Drittens war in der deutschen journalistischen Praxis und in den deutschen Pressegesetzen nichts von der Achtung vor menschlichen Rechten und menschlicher Freiheit zu verspüren, an die wir in England auf Grund unserer Gesetze gewöhnt sind. Deutschen Zeitungen stand es frei, den guten Namen eines Menschen zu zerstören, ohne daß dieser so wie in England eine Verleumdungsklage dagegen erheben konnte. Die Polizei, die Staatsanwaltschaft oder andere staatliche Behörden konnten einen Mann bereits zum Verbrecher stempeln, noch bevor dieser vor ein Gericht gestellt, geschweige denn schuldig gesprochen war. Es gab keine Möglichkeit, die staatlichen Organe zu belangen, wenn sie auf diese Weise einem Prozeß zuungunsten des Angeklagten vorgriffen. Und niemand konnte eine Zeitung daran hindern, das Urteil eines Gerichtshofs dadurch vorwegzunehmen, daß sie ihre eigene Meinung dazu äußerte. Eingriffe der Presse in schwebende Verfahren waren in Deutschland gang und gäbe, lange bevor der Führer an die Macht kam.
Hitler, ein eifriger Leser der Polizeiberichte in seinen Zeitungen, setzte dieser schändlichen Praxis die logische Krone auf. Wenn er beim Frühstück den Bericht über ein Verbrechen gelesen hatte, gab er der Polizei Befehl, den Angeklagten hinzurichten, ohne einen Prozeß abzuwarten. Und die Polizei kam dieser Anordnung willig nach[1].
Wie wollte ich nun meine Reform des deutschen Systems der Nachrichtenübermittlung erreichen? Zunächst durch die Ausgabe von Richt-

[1] Siehe Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte, Oktober 1958. ›Pervertierte Strafjustiz im Dritten Reich‹.

linien für die unserer Kontrolle unterstehenden deutschen Organe, in denen sie angehalten wurden, unsere britischen Bestimmungen gegen Verleumdung und Mißachtung der Gerichte zu befolgen. Zweitens durch die Herausgabe einer Modellzeitung, die beweisen sollte, welchen Anreiz eine intelligent und gut geschriebene und gut aufgemachte Zeitung auf das deutsche Publikum ausüben konnte. Die Hauptredaktion dieser Zeitung wollte ich in eine große Stadt wie Hamburg verlegen und von dort aus Inhalt und Satzspiegel durch Fernschreiber an die anderen Städte in Deutschland gehen lassen, in denen Teams der britischen Militärregierung Zeitungen für das deutsche Publikum herstellten. Wir würden einen Satzspiegel verwenden, der von anderen Zeitungen leicht übernommen werden konnte, selbst wenn diese in einem anderen Format erschienen.
Drittens plante ich parallel zu dieser Modellzeitung die Einrichtung einer Nachrichtenagentur, welche die deutschen Zeitungen und Rundfunkstationen mit einem Nachrichtendienst versorgen sollte, der kurze, objektive und zutreffende Berichte nach englischem Muster enthielt und jene Achtung vor den Rechten des Staatsbürgers aufwies, die ich in der früheren deutschen Berichterstattung so vermißt hatte.
Ich begründete meine Hoffnung, die deutsche Nachrichtenübermittlung von ihrer Angewohnheit einer tendenziösen Berichterstattung heilen zu können, nicht ausschließlich auf dem Erfolg, den ich mir von meinen journalistischen Reformen versprach. Auch von den Anwälten und Richtern, die nach Deutschland gingen, um hier im Namen der Besatzungsmächte Recht zu sprechen, erwartete ich Unterstützung. Ich hoffte, sie würden Deutschland von der antiquierten autoritären Gerichtsordnung befreien, die Napoleon Bonaparte mit seinem Code Napoléon eingeführt hatte, und sein inquisitorisches Untersuchungssystem durch etwas ersetzen, das unserem eigenen Prozeßverfahren etwas näher käme.
Nie würden wir – davon war ich überzeugt – das Fundament zu einer echten Demokratie in Deutschland legen können, wenn wir nicht das deutsche Rechtswesen umformten. Ich hatte es in den Tagen der Weimarer Republik zu oft erlebt, wie deutsche Richter und Staatsanwälte das Recht beugten, um die ›vaterländische Sache‹ der ›nationalbewußten‹ Kreise zu fördern.
Eine Reform des deutschen Rechtswesens, die es dem unseren angleichen würde – in dem der Richter kein Inquisitor ist, der darauf erpicht ist, den Angeklagten zu überführen, sondern ein Unparteiischer, der darauf achtet, daß die Rechte des Angeklagten und die des Klägers

gleichermaßen gewahrt werden –, eine solche Reform erschien mir unendlich wichtiger als die Einführung eines parlamentarischen Regierungssystems oder die Abschaffung der deutschen Wehrmacht. Eine neue Achtung vor den Rechten ihrer eigenen Mitbürger würde meiner Ansicht nach in den Deutschen auch eine neue Achtung vor den Rechten ihrer Nachbarstaaten erstehen lassen.
In meiner optimistischen Hoffnungsfreudigkeit glaubte ich, daß diese Reformen, da sie notwendig waren, auch während unserer Besatzungszeit in Deutschland eingeführt werden und daß sie nach unserem Abzug bestehenbleiben würden, genau wie seinerzeit Napoleons Reformen bestehenblieben.

Zu meiner großen Erleichterung fand der von Donald und mir ausgearbeitete Plan die Zustimmung Whitehalls. Jetzt glaubte ich zuversichtlich, daß ich etwas dazu würde beitragen können, das Land, in dem ich geboren war und in dem ich so viele Jahre meines Lebens verbracht hatte, zu einer besseren Heimat seiner Bürger und einem besseren Nachbarn der anderen europäischen Staaten zu machen.
Und mit dem Optimismus eines Missionars, der sich nach Afrika aufmacht, um dort Leprakranke zu pflegen, zwängte ich mein uniformiertes Ich in den unbequemen Notsitz einer Dakota-Transportmaschine und flog nach Deutschland. Da die britische Armee mir aus ihren Vorräten nichts hatte liefern können, das meine Körperfülle ›umringen‹ konnte, hatten die Herren Poole von der Saville Row in London mir einen prachtvollen ›Battledress‹ gebaut. In ihm sah ich aus wie der leibhaftige Reklame-Mann der Reifenfirma Michelin.

Der Zustand der Euphorie, in dem ich meiner neuen Arbeit entgegenging, wich leider sehr schnell, als ich Lübbecke erreichte und die ›Gauleiter‹ kennenlernte, mit denen ich zusammenarbeiten sollte. Sie waren äußerst mißtrauisch gegen mich, den Außenseiter und Zivilisten, der mit unbequemen neuen Ideen in ihr bequemes kleines Reich einzudringen versuchte.
Besonders empört waren sie über einen in der Zeitschrift *Time* erschienenen Bericht mit einem Bild von mir, auf dem ich in ein Mikrophon der BBC sprach. In diesem Bericht war behauptet worden, ich sei zum Chef der Informationsdienste für die britische Zone ernannt worden. Und sie zeigten mir sehr deutlich, daß sie mir nicht glaubten, als ich ihnen versicherte, ich hätte von diesem Bericht vorher nichts gewußt, geschweige denn ihn inspiriert oder autorisiert.

Ein alter Berufssoldat – sein besonderer Ruhm war es, daß er der älteste Stabsoffizier der britischen Armee war – setzte mir auseinander, daß das Foreign Office und meine Abteilung keinerlei Autorität oder Machtbefugnisse im besetzten Deutschland hätten. Wir könnten Ratschläge erteilen, wenn es uns beliebte, und wir könnten Material liefern. Aber ob unsere Ratschläge oder das Material, das wir schickten, angenommen und verwendet würden, sei ausschließlich ihrer Entscheidung überlassen, der Entscheidung der Soldaten, die für die Verwaltung des besetzten Deutschland verantwortlich seien. Und was meinen Vorschlag beträfe, eine zentrale Produktionsstelle zu errichten, so wisse er nichts davon, daß Whitehall, wie ich ihm mitgeteilt habe, diesen Plan billigte. Ich entnahm seinem Ton, daß ihm das auch ziemlich gleichgültig war.

Er machte mich aber darauf aufmerksam, daß meinem Plan noch gewisse Hindernisse entgegenstünden. Und wenn die überwunden seien und meine Produktionsstelle arbeitsfähig sei, so werde diese immer noch der Kontrolle der Militärverwaltung, nicht aber der des Foreign Office unterstehen.

Jetzt mischte ein älterer Colonel sich ins Gespräch. Er hatte, wie er mir erzählte, früher einen offiziellen Posten bekleidet, auf dem er viel Zeit damit verbracht hatte, deutsche Zeitungen zu lesen. Er hielt nicht viel von meinem Vorschlag einer Modellzeitung.

»Das schlucken die Deutschen nicht«, bellte er. »An so was sind sie nicht gewöhnt. Und um ganz ehrlich zu sein, ich würde das auch nicht schlucken. Haha! Kann den *Express* nicht ausstehen. Hab' ihn nie gelesen. Hoho!«

Ich sagte ihm, meine Modellzeitung solle keineswegs eine Nachahmung vom *Express* werden, sondern in Stil und Aufmachung eher dem *Telegraph* ähneln. Aber auch das wollten sie mir nicht glauben. Und »Delmer will die deutsche Presse expressifizieren und verbeaverbrooken« blieb von diesem Tag an das Schlagwort der ›Gauleiter‹, bis ich schließlich aufgab und wieder abfuhr.

Walter Adams hatte mich ermahnt, taktvoll zu sein und meine Ungeduld zu zügeln. Darum gab ich mir die größte Mühe, die ›Gauleiter‹ von der Bescheidenheit meiner persönlichen Ambitionen zu überzeugen. Endlich hatte ich sie so weit, daß sie zugaben, es sei ganz nützlich, wenn ich eine zentrale Nachrichtenagentur für sie organisierte – eine Einrichtung, die seit dem Eingehen von Dr. Goebbels' Deutschem Nachrichtenbüro bis dahin weder in der britischen noch in der amerikanischen Zone existierte.

»Na großartig!« sagte ich. »Dann werde ich jetzt sofort anfangen. Könnten Sie mir wohl einen Wagen zur Verfügung stellen, mit dem ich nach Hamburg fahren kann? Bevor ich mein Team herüberhole, muß ich mich zunächst mal nach einem Büro und Unterkünften für meine Leute umsehen.«

»Aber deshalb brauchen Sie doch nicht nach Hamburg zu fahren«, meinte der alte Stabsoffizier mit liebenswürdigem Lächeln. »Sie können Ihr Büro hier auf unserem Gelände in Bünde einrichten. Dann könnten wir . . . hm . . . mit Ihnen und Ihrer Arbeit in Kontakt bleiben.«

Das aber war eine Forderung, auf die ich mich nicht einlassen konnte, ganz gleich, wie halsstarrig ich ihnen erscheinen mochte. Wenn es sich überhaupt lohnte, eine Nachrichtenagentur zu gründen, so erklärte ich ihnen, müsse das eine Einrichtung werden, die noch lange nach unserem Abzug aus Deutschland weiterbestehen und unsere journalistische Tradition fortsetzen solle. Wenn wir sie in einer Provinzstadt wie Bünde unterbrächten, so würde sie nicht mehr sein als ein Organ der britischen Verwaltung, das unweigerlich mit der Auflösung der Kontrollkommission wieder verschwinden werde. Um lebensfähig zu bleiben, müsse sie in einer großen Handelsstadt wie Hamburg stationiert werden, wo viele Nachrichten eingingen und nicht allein ein Markt für Nachrichten vorhanden sei, sondern auch ein Reservoir an Journalisten, aus dem wir unseren Stab ergänzen konnten.

Mit nur allzu deutlichen Befürchtungen ließen die ›Gauleiter‹ mich schließlich nach Hamburg ziehen, um dort, wie ich mir in meiner naiven Zuversicht einbildete, die Mutterzelle für jene Produktionseinheit zu schaffen, die meine journalistische Revolution durchführen sollte.

Es ist unmöglich, in dem wiederaufgebauten Hamburg von heute mit seinen hellen Lichtern, seinen eleganten Läden und seinem Verkehrsgewimmel das Bild der Verwüstung auferstehen zu lassen, das mich begrüßte, als ich endlich meinen Wagen von der mit Bombenkratern übersäten Autobahn in die Ruinen dieser Stadt lenkte. Viele Quadratkilometer von Häuserblocks, die, wie ich mich erinnerte, zu den modernsten und schönsten in ganz Deutschland gehört hatten, waren vollständig ausgebrannt in jenem Feuersturm, den die RAF mit ihren massierten Angriffen Ende Juli 1943 entfacht hatte.

Einige Bezirke Hamburgs jedoch waren verhältnismäßig unversehrt geblieben. Und in einem dieser Viertel fand ich endlich mein Ziel:

die Studios des Hamburger Rundfunks. Keine Bombe, keine Granate hatte das Rundfunkgebäude getroffen. Kein Luftdruck hatte seine Fensterscheiben gesprengt. Oder wenn sie einmal kaputt waren, so hatte man sie doch längst ersetzt. Der Hamburger Rundfunk und die umliegenden Häuser waren eine erquickende Oase in dieser Trümmerwüste.

Der leitende britische Offizier war Oberstleutnant Keith Thomson, ein schlanker, dunkelhaariger, gut aussehender junger Mann, der im Gegensatz zu den ›Gauleitern‹ in Lübbecke und Bünde auf seinem Gebiet erfreulich beschlagen war. Er hatte vor dem Krieg beim Werbefunk von Radio Luxemburg gearbeitet und wußte einiges über den allgemeinen Sendebetrieb.

Ich hatte mich noch nicht an den verschwenderischen Luxus gewöhnt, mit dem die englischen und vor allem die amerikanischen Besatzungsoffiziere sich in dem zerstörten und ausgebombten Deutschland umgaben. Und darum war ich ein wenig verblüfft über die großartige Ausstattung des Büros, in dem Keith Thomson mich empfing. Da war nichts von der Nüchternheit der Londoner BBC oder meines eigenen kleinen Büros in MB zu verspüren. Ein glänzender schwarzer Bechsteinflügel stand in der einen Ecke und in der anderen eine breite Couch mit vielen Kissen. Um einen riesigen Schreibtisch gruppierten sich üppig gepolsterte Sessel, hinter deren Rücken die großen, imposanten Fenster lagen. Von einem handlichen kleinen Rolltisch grüßte eine Fülle all der Schnäpse und Liköre, von denen wir während mancher Jahre in England so wenig zu sehen bekommen hatten. Und als – gewissermaßen die Krönung des Ganzen! – eine deutsche Ansagerin hereinschaute, eine schlanke blonde Odaliske in einem eng anliegenden grauen Pullover und einem grauen Rock, kam ich zu der Überzeugung, daß das Leben der Besatzungsoffiziere beim Hamburger Rundfunk wesentlich interessanter sein dürfte als das Leben in Bünde.

Ich umriß Thomson meine Pläne und machte dabei gleich den Vorschlag, daß auch wir in das Rundfunkgebäude zögen, falls Platz vorhanden sei. Aber Thomson schauderte vor der Aussicht auf eine solche Invasion zurück. Er erklärte sofort, daß auch nicht ein Zollbreit Raum übrig sei. Statt dessen wies er auf eine Reihe von Häusern, die seinen Fenstern gegenüber der Rothenbaumchaussee lagen. Keins dieser Gebäude sei bisher requiriert worden, sagte er. Ich brauche nur zuzugreifen. »Aber die sind doch bewohnt. Ich kann diese Menschen doch nicht einfach auf die Straße setzen«, wandte ich ein und blickte hinüber zu

den Häusern. Man konnte selbst von hier aus erkennen, daß sie überbelegt waren mit deutschen Familien. Vermutlich teilten sich mehrere jeweils eine kleine Wohnung und die dazugehörende Küche.

»Oh, so zartfühlend können Sie nicht sein. Ihre Arbeit muß getan werden. Die Leute da drüben werden ausziehen müssen. Mehr ist dazu nicht zu sagen.«

Und so geschah es. Die Familien mußten ihre Wohnungen räumen. Wo sie wieder unterkamen, war nicht unsere Sache, sondern die des Hamburger Wohnungsamtes. Gemäß den Bestimmungen der Besatzungsmacht hatten die Deutschen nicht einmal das Recht, ihre Möbel mitzunehmen. Sie waren verpflichtet, sämtliche Möbelstücke dazulassen, auf die die einziehenden Besatzungsmitglieder Anspruch erhoben. Erfreulicherweise konnte ich wenigstens in dieser Hinsicht das Schicksal der evakuierten Familien ein wenig lindern, bei deren Jammern und Flehen mir ohnehin recht elend zumute war. Wir brauchten ihre Betten, Schränke und Eßzimmertische nicht für die Büros von ›Nr. 10 German News Service – Deutscher Pressedienst‹[1]. Diese Bezeichnung auf einem sauberen deutschen Emailleschild, das an dem Gitter vor unseren Häusern in der Rothenbaumchaussee angebracht war, verkündete bald den staunenden Hamburgern, daß in ihrer Stadt ein Nachfolger des DNB des Dr. Goebbels entstanden war. Als Wohnungen für mein Team requirierten wir noch einige Häuser auf dem Mittelweg. Sonderbarerweise zog dort später ›dpa‹, die ›Deutsche Presse-Agentur‹ ein, wie die Agentur nach dem Zusammenschluß von DPD und der amerikanisch gesteuerten DENA genannt wurde und heute noch heißt.

Über unser privates Radiotelefon konnte ich meinem Londoner Büro mitteilen, daß alles bereit sei. Jetzt könne das Team anrücken und die Arbeit in Angriff nehmen. Und während Arbeitstische, Schreibmaschinen und alles, was sonst noch zu einer Presseagentur gehört, in unsere neuen Hamburger Büroräume gebracht wurden und Fernschreiberverbindungen mit den anderen Zeitungs- und Informationsbüros in der britischen Zone sowie mit Bünde und dem Hauptquartier von General Templer, dem Chef der Militärregierung für die britische Zone, hergestellt wurden, zog in England eine auserwählte Schar von Männern und Frauen, die in MB mit mir gearbeitet hatten, die häßlichen Khaki-Uniformen an und kletterte an Bord der Maschine, die nach Hamburg flog.

[1] Die Nr. 10 war die Codenummer für die britische Armeepoststelle.

Obwohl ich für meine Leute provisorische Unterkünfte in den Häusern am Mittelweg beschafft hatte, fühlten sie sich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft keineswegs wohl. Denn Bünde nahm sich unerträglich viel Zeit, bis es die Existenz meiner Leute anerkannte und ihnen den Status von ›Offizieren der Militärregierung‹ zubilligte. Solange aber die Mädchen und die Männer, die bei mir arbeiteten, nicht die schwarz-grünen Achselstücken und blau-roten Abzeichen vorweisen konnten, machten sie sich immer wieder in den Straßen von Hamburg bei den wachsamen Beamten der ›Field Security‹ verdächtig und wurden von ihnen angehalten. Und was vielleicht noch schlimmer war: Ihnen wurde der Zutritt zu Hamburgs NAAFI-Erholungsstätten verweigert, dem Hotel Atlantic und dem riesigen requirierten Privathaus des Tabakmillionärs Philipp Reemtsma, das man in eine Art Nachtklub für Offiziere verwandelt hatte.

Dafür belieferte Bünde mich mit einem ganzen Stab von Verwaltungsoffizieren, Transportoffizieren, Funkern, Schreibstubengehilfen und Fahrern, die sämtlich zum Personal der Besatzungsarmee gehörten. Und der lustige Major Bill Ackroyd besorgte in seiner Eigenschaft als ›Chief Administration Officer‹ als erstes einen ganzen Sack voller Abzeichen und Ausweise für meine Herde. Ich glaube, ihm machte dieser sonderbarste aller Posten in seiner militärischen Karriere sehr viel Spaß. Und ebenso erging es Oberst Willans und Oberstleutnant Kenneth Hunt, den beiden Offizieren, die Templer zu meinem Team abkommandiert hatte. Genau wie alle anderen militärischen Mitglieder kosteten auch sie voller Behagen zum erstenmal das Leben in einer ›gemischten Messe‹ aus, wie Kenneth Hunt es nannte.

Kenneth Hunt, ein vorzüglicher junger Gelehrter vom Oxforder Balliol-College, war eine sehr unternehmende Natur. Kurz bevor er zu uns kam, hatte er einen wahren ›Scarlet-Pimpernell-Coup‹ in moderner Form durchgeführt, indem er vor den Nasen der Russen zwar keine Aristokraten entführte, die zum Tod auf der Guillotine verurteilt waren, aber dafür nicht weniger als 14 Tonnen der unerhört knappen und kostbaren Zuckerrüben-Muttersaat, die für die Nachkriegs-Landwirtschaft des Westens von größtem Wert war.

Die Muttersaat – es war der einzige bekannte Vorrat dieser Art in ganz Europa – gehörte einer Firma in der Magdeburger Börde, einem Gebiet, das zuerst in der britischen Besatzungszone lag, das wir jedoch entsprechend dem Abkommen von Jalta an die Russen abtreten mußten. Kenneth hatte zehn Tage zur Verfügung gehabt, um diese Muttersaat zu finden und samt dem deutschen Fachpersonal in die britische

Zone zu verfrachten, bevor die russischen Truppen anrückten. Er schaffte es mit knapper Mühe. Denn der alte Papa Rabbethge, der Chef der Firma Rabbethge & Gieseke in Klein-Wanzleben (heute dank Kenneth in Einbeck bei Hannover), wußte nicht, daß die Engländer abziehen würden, und leugnete, daß er Muttersaat besäße. Erst als Kenneth vom Hauptquartier in Bad Oeynhausen die Erlaubnis erhielt, ihn von der bevorstehenden Ankunft der Russen in Kenntnis zu setzen, gab er zu, daß er einen Vorrat hatte. Und selbst dann noch mußte Kenneth ein Scheinmanöver durchführen – das er zuvor mit dem alten Herrn vereinbarte. Er ließ Panzer vor der Fabrik auffahren und zwang Rabbethge und dessen Leute mit vorgehaltener Pistole, die Muttersaat herauszugeben, so daß die Deutschen, falls die Russen kommen sollten, bevor sie selbst fort waren, sich darauf berufen konnten, sie hätten unter Zwang gehandelt. Aber es ging alles gut. Herr Rabbethge und Kenneth schafften nicht nur die Muttersaat weg, sondern dazu noch drei Güterzüge voll Handelssaat.

Aber Kenneth erwies sich auch noch in anderer Hinsicht als ein unternehmender Mann. Er umwarb und gewann die hübsche Ansagerin, die mir bei meinem ersten Besuch in Hamburg so gut gefallen hatte. Und vielleicht ist seine Heirat mit Maria von Borelli der Grund, warum er noch heute als Mitglied unserer diplomatischen Mission in Deutschland lebt. Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, fungiert er als beliebter und gut informierter politischer Konsul am britischen Generalkonsulat in Frankfurt am Main. Und Kenneth' und Marias Sohn Niklas Sebastian ist mein Patenkind.

Wir begannen unverzüglich damit, uns einen deutschen Stab zusammenzustellen. In kürzester Zeit hatte sich unter meinen früheren deutschen Kollegen die Nachricht verbreitet: »Der dicke Delmer ist wieder da!«, und sie kamen an, um mich zu begrüßen. Der erste, der sich einstellte, war der Starreporter Hans Rudolf Berndorff, den ich schon 1928 kennengelernt hatte, als wir beide hinter Kürten, dem ›Düsseldorfer Vampir‹ herjagten und gemeinsam manchen guten Knüller einheimsten[1]. Berndorff war 1940 als Kriegsberichter in Frankreich gewesen, hatte sich dann nach dem Zusammenbruch in seinen Wagen gesetzt und war vor den anrückenden deutschen Truppen quer durch die Massen der zurückweichenden Franzosen bis an die spanische Grenze bei Hendaye gefahren.

[1] Siehe S. 82.

»Wahrscheinlich bin ich bei Bordeaux an Ihnen vorbeigekommen«, lachte er, als ich ihm erzählte, wie ich selbst in meinem Renault Viva Sport auf derselben Straße gen Süden gerast war, um im letzten großen Hafen, der noch in französischer Hand war, ein Schiff nach England zu erwischen. Berndorff nahm voller Freude einen Posten beim ›Deutschen Pressedienst‹ an, und ich war begeistert über diesen erfahrenen Mitarbeiter. Als nächster kam Guschi Döring, ein liebenswerter alter Zeitungsreporter und harter Säufer, den ich als hervorragenden Nachrichtenangler kannte, wenngleich er kein glänzender Stilist war. Ich wußte, daß wir mit Dörings Hilfe bald den Schwarzmarkt-Schwindeleien und der nationalsozialistischen Untergrundbewegung auf der Spur sein würden, falls es so etwas überhaupt gab. Und tatsächlich präsentierte Guschi uns schon bald einen großartigen Fang: Else Krüger, Bormanns Sekretärin, die zusammen mit Bormann kurz nach Hitlers Selbstmord aus dem Führerbunker der zerbombten und brennenden Reichskanzlei geflüchtet war. Bormann war verschwunden, und Else Krüger behauptete, sie habe gesehen, wie er in der Nähe der Weidendammbrücke jenseits der Spree von einem explodierenden Geschoß getroffen worden sei. Sie sei bereit, uns ihre Geschichte zu erzählen, sagte Guschi, wenn wir dazu die Genehmigung von unseren Intelligence-Leuten erwirken könnten, die Else unter der Bedingung freigelassen hatten, daß sie ohne besondere Sprecherlaubnis keine Interviews geben werde. Zu meiner und Guschis größter Enttäuschung jedoch wollte General Lethbridge, der Chef der Intelligence-Abteilung, ›aus Sicherheitsgründen‹ nicht gestatten, daß Else uns ihre Geschichte erzählte. Der eigentliche Grund dieser Weigerung war, wie ich später von General Lethbridge selber erfuhr, daß ein junger Offizier seines Stabs namens Hugh Trevor Roper einen Bericht über Hitlers letzte Tage vorbereitete und daß die Abteilung die Geschichte von Else Krüger gern als eigene Pressemeldung bringen wollte.

Ich war jedoch keineswegs bereit, alle deutschen Journalisten, die ich aus meinen alten Reportertagen in Berlin kannte, bei mir einzustellen. Viele, die nun katzbuckelnd bei mir ankamen, wies ich ab. Denn ich erinnerte mich nur zu deutlich an die opportunistische Bereitwilligkeit, mit der diese ›Publizisten‹, die unter Brünings Regierung Hitler verdammt hatten, plötzlich begeisterte Loblieder auf den Führer anstimmten, sobald dieser die Macht ergriffen hatte. Ich hatte vor dem Krieg und während der Kriegsjahre ihre servilen Haßgesänge verfolgt. Ich wollte ihnen nicht die Gelegenheit zu einem neuen geistigen Purzelbaum bieten, so eifrig sie auch beteuern mochten, daß sie insgeheim ›mit der Wehrmacht‹ gegen Hitler gearbeitet hätten, daß sie ›von Anfang an zum Widerstand gehört‹ hätten, da ihr Parteibuch und das, was sie schrieben, ihnen lediglich als ›Deckung gedient habe, um die Gestapo zu täuschen‹, und wie begeistert sie von meinen ›wirklich hervorragenden‹ Kommentaren bei der BBC gewesen seien.

Auch ohne diese zweifelhafteren Gestalten brachten wir ein recht gutes Team zusammen. Wenn ich heute nach Deutschland komme, bin ich immer wieder erstaunt darüber, wie viele Redakteure und Reporter sich aus den Zeiten des ›Nr. 10 Deutscher Pressedienst‹ an mich erinnern.

Der sonderbarste Personalzuwachs jedoch wurde mir auf Veranlassung eines meiner Freunde bei der Admiralität zuteil. Admiral Rushbrooke, der Leiter des Marine-Nachrichtendienstes, hatte mir geschrieben und mich gebeten, einen ganzen Stab, bestehend aus Offizieren, Unteroffizieren, Funkern und Marinehelferinnen, aus der geheimen Dechiffrierabteilung von Admiral Dönitz in Flensburg-Mürwik unter meine Fittiche zu nehmen. Die Leute von Dönitz hatten sehr willig den Befragern der britischen Marine ihre Geheimnisse enthüllt. Jetzt wollten die Briten sie dafür freilassen, sie aber gleichzeitig im Auge behalten und darauf achten, daß sie sich nicht über die Zonengrenze zu den Russen davonmachten. Die Russen würden, wie unser Nachrichtendienst genau wußte, diese deutschen Fachleute sehr gern selber anstellen.

»Aber ich kann doch unmöglich auf alle diese Leute aufpassen«, sagte ich etwas verzweifelt, als ich zum Marinehauptquartier, einem hellroten Ziegelbau vor Flensburg, hinaufgefahren war, um dort mit Commander Karminski zu sprechen[1], einem Advokaten, der als Marineoffizier die Befragung der Deutschen geleitet hatte.

»Das ist auch gar nicht nötig. Wir möchten nur, daß Sie die Leute irgendwo unterbringen und ihnen eine Arbeit geben, die sie als Team zusammenhält. Alles übrige besorgen wir«, erklärte Karminski. Und er versicherte mir, daß alle dreiundsechzig Mitglieder des Stabs sorgfältig gesiebt worden und daß keine von unserer Polizei gesuchten ›bösen Männer‹ unter ihnen seien – eine Versicherung, die sich später als allzu optimistisch erweisen sollte.

»Na schön«, sagte ich. »Aber Sie müssen mir helfen, die Leute durch

[1] Mr. Justice Karminski ist heute Richter bei der Erbschafts-, Scheidungs- und Marineabteilung des High Court in London, wo er seine im Krieg gewonnenen Erfahrungen gewiß verwerten kann.

diesen ganzen ›Fragebogen-Schlamassel‹ bei unserem Sicherheitsdienst in Hamburg durchzuschleusen. Die Herrschaften dort sind ziemlich schwierig.« Karminski versprach, daß die Admiralität sich darum kümmern werde.

Und als ich dann die leitenden Offiziere des deutschen Stabs kennenlernte, den kleinen Kapitän Kupfer und seinen Adjutanten, Korvettenkapitän Boex, konnte ich durchaus verstehen, warum meine Freunde vom Naval Intelligence sie gut behandelten. Auch mir gefielen sie sofort. Die beiden hatten eine sehr klare Vorstellung davon, wie sie sich in meiner Nachrichtenagentur nützlich machen könnten.

»Wir könnten für Sie eine Abhörstation aufziehen und die Rundfunknachrichten aus der ganzen Welt abhören«, erklärte Kupfer voller Begeisterung. »Die nötigen Geräte haben wir hier – die Empfänger, mit denen wir die Funkmeldungen der Alliierten aufgefangen haben.«

Für das Funktionieren unseres Nachrichtendienstes waren Kupfer und sein Team zweifellos ein Gewinn. Und zumindest zwei seiner Leute erwiesen sich als brauchbar, als ich sie in unserem Redaktionsraum ausprobierte. Einer von ihnen war Korvettenkapitän Boex, der es jetzt vorzog, sich Dr. Boex zu nennen, und der später auf Grund seiner Ausbildung bei uns einer der ersten Chefs von Dr. Adenauers Bundespresseamt in Bonn wurde. Heute ist er deutscher Generalkonsul in Helsinki. Der andere war ein ehemaliger Diplomat namens Franz Rademacher. Jawohl, *der* Franz Rademacher!

Rademacher wirkte sympathisch und zurückhaltend, und als er mir erzählte, er habe in Kupfers Marineeinheit Zuflucht gesucht, um nicht gezwungen zu werden, die unmoralischen Befehle zur Judendeportation auszuführen, die man ihm in Ribbentrops Auswärtigem Amt erteilt hatte, war ich durchaus bereit, ihm das abzunehmen. Kupfer selber stellte seine Einheit immer als eine Art Zelle in der allgegenwärtigen Widerstandsbewegung der guten Wehrmacht gegen die böse Partei hin. Darum unternahm ich keinen Versuch, Rademachers Geschichte nachzuprüfen, die er ja zweifellos auch seinen Befragern vom Marine-Intelligence-Dienst erzählt hatte.

Und dann, an einem Novembertag des Jahres 1945, kurz nachdem ich die Einheit übergeben, die Kontrollkommission und Deutschland verlassen hatte und zur Fleet Street zurückgegangen war, erschienen die ›Rotkäppchen‹ und ein Leutnant von der ›Field Security‹ und nahmen Franz Rademacher fest. Es stellte sich heraus, daß er allerdings in Kupfers Einheit Zuflucht gesucht hatte – genau wie er immer erzählte. Nur hatte er sich hier nicht vor den bösen Nazis, sondern vor den

Rache-Engeln der Alliierten versteckt. Denn der Diplomat Franz Rademacher, ein ehemaliger Rechtsanwalt, war von 1940 bis 1943 Amtsleiter oder erster Sekretär in der berüchtigten Abteilung Deutschland III des Auswärtigen Amtes gewesen, die in der Frage der sogenannten ›Endlösung‹ bei der Liquidation der Juden mit Eichmann zusammengearbeitet hatte. Rademacher hatte an der berühmten Wannsee-Sitzung teilgenommen, bei der der Entschluß zur ›Endlösung‹ gefaßt wurde. Er hatte eine Unzahl von Befehlen und Rundschreiben unterzeichnet, auf Grund derer dann Tausende von Juden in die Gaskammern geschickt wurden.

Als er endlich im März 1952 vor ein deutsches Gericht gestellt wurde – er war zwischendurch die meiste Zeit gegen Kaution auf freiem Fuße gewesen –, wurde er an einem entsetzlichen Massaker im Belgrader Getto und an der Verschickung belgischer Juden in Vernichtungslager als mitschuldig befunden. Das Gericht verurteilte ihn zu der geringen Strafe von drei Jahren fünf Monaten Gefängnis, die bis zum Berufungsverfahren ausgesetzt wurden. Mit Duldung der Behörden des neuen Adenauer-Deutschland machte Rademacher sich diese Frist zunutze und entwich nach Argentinien.

Jahre später erzählte mir Adolf von Thadden, einer der Führer der neonazistischen Reichspartei, den ich seiner Offenheit wegen immer geschätzt habe, daß Rademacher in Wirklichkeit ein Märtyrer gewesen sei. Franz Rademacher, so erklärte Thadden, hätte sich reinwaschen oder doch zumindest erfolgreich für mildernde Umstände plädieren können. Aber in diesem Fall wäre er gezwungen gewesen, Enthüllungen zu machen, die frühere Ribbentrop-Diplomaten belastet hätten, welche jetzt in Adenauers Auswärtigem Amt in Bonn saßen. Und das wollte er nicht.

»Ich habe ihn im Untersuchungsgefängnis in Nürnberg besucht«, erzählte Thadden, der zur Zeit, da Rademachers Prozeß lief, Bundestagsabgeordneter war. »Ich drang in ihn, sich zu verteidigen, indem er die ganze Geschichte erzählte und diese heuchlerischen Bonner Karrieremacher zum Teufel schickte. Aber Franz wollte nicht auf mich hören. Er glaubte, als Patriot zu handeln, wenn er den Mund hielt und alles auf sich nahm.«

Vielleicht tat mein Hilfsredakteur vom Deutschen Pressedienst sehr klug daran. Denn wer weiß, ob das Gericht ihn so leicht auf freien Fuß gesetzt hätte, wenn er den Mund aufgemacht hätte. Und in diesem Fall hätte er nicht ins Ausland entwischen können.

Anfang September 1945 war unser Nachrichtendienst gut angelaufen. Nun wollte ich den zweiten Teil meines Plans in Angriff nehmen: die Gründung einer Modellzeitung. Ich hatte alle Hoffnung, damit durchzukommen, da General Alec Bishop, der seinerzeit Bruce Lockharts Nachfolger geworden war, inzwischen seinen Posten beim Foreign Office aufgegeben hatte und als neuer Leiter der Informationsdienst-Abteilung für die britische Zone nach Deutschland gekommen war. Meiner Ansicht nach würde er ein wertvoller Verbündeter bei der Durchführung unseres offiziell genehmigten Planes sein.

Oberstleutnant Anderson, ein begabter junger Journalist, der von der Militärzeitschrift *Soldier* eigens zu mir abkommandiert worden war, um die Aufmachung der neuen Zeitung zu entwerfen, hatte die letzten Wochen damit verbracht, in den ausgebrannten Gebäuden der verschiedenen Hamburger Zeitungsverlage nach einer Druckerpresse zu fahnden, auf der wir unsere Zeitung drucken konnten. Jetzt hatte er eine gefunden. Mehr noch, er hatte zusammen mit Major Michael Hilton (dem heutigen diplomatischen Korrespondenten des *Daily Telegraph)* den Entwurf zu einer vierseitigen Zeitung fertiggestellt.

Wir nannten sie ›Norddeutsche Zeitung‹, und die Probenummer (Nr. 0002), die wir am Donnerstag, dem 20. September 1945, herausbrachten, wurde mit zwei verschiedenen Satzspiegeln gedruckt: einmal sechsspaltig in einer Breite von 40 cm und einmal fünfspaltig in einer Breite von 31,5 cm. Die Aufmachung jedoch war fast identisch – ein Beweis dafür, wie wir unsere Layout-Technik auf Zeitungen von verschiedenstem Format anwenden konnten.

Ich habe, während ich dies hier schreibe, die beiden Exemplare vor mir. Sie sind vom Alter vergilbt, aber sie gefallen mir noch immer. Ich finde sie wesentlich attraktiver als alles, was die ›Gauleiter‹ herausbrachten und, meiner bescheidenen Meinung nach, auch besser als alles, was unter den Auspizien von Dr. Goebbels entstand. Sogar die Nachrichten in dieser Probenummer wirken noch immer interessant. Die Hauptmeldung, mit zwei guten, von unserer eigenen Einheit aufgenommenen Fotos illustriert, ist ein lebendiger, gut geschriebener Bericht über den dritten Tag des Belsen-Prozesses unter der Überschrift ›Kramer lacht‹. Ein zweiter Artikel ist betitelt ›Churchill weist Franco zurecht: kein antisowjetischer Block‹. In einem Kasten mit der sonderbaren Überschrift ›Unfall‹ findet sich die vierzehn Zeilen lange Geschichte von Major Ehrand, einem französischen Offizier. Er hatte den Verdacht, zwei Polizeibeamte aus Saarburg, die ihn festnehmen wollten, seien feindliche Agenten. Sie glaubten das gleiche von ihm. Alle

drei eröffneten das Feuer. Alle drei wurden getötet. Ende der Geschichte. Dann ist da ein Bericht über die in der amerikanischen Zone geplanten Kommunalwahlen und ein anderer, der auf der vierten Seite fortgesetzt wird und in dem von vier bewaffneten Männern erzählt wird, die einen Überfall auf eine Hamburger Bank verübten und dabei 98 000 Mark erbeuteten. Weitere Beiträge handeln von dem Wunsch Sowjetrußlands nach einem Kuratorium über Tripolitanien, um auf diese Weise einen Stützpunkt am Mittelmeer zu gewinnen, von der Wiedereröffnung des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Westberlin, vom Eintreffen der Frau und der Tochter Heinrich Himmlers in Nürnberg, wo Frau Himmler vor dem Internationalen Militärgerichtshof aussagen sollte, von einer Botschaft Attlees an Wavell hinsichtlich der Selbstverwaltung Indiens. Eine solche Titelseite konnte kein Mensch als oberflächlich oder allzu komprimiert bezeichnen, andererseits aber auch bestimmt nicht als langweilig. Und auch die anderen drei Seiten mit ihren Lokalnachrichten, Artikeln, Inseraten und Bekanntmachungen der Militärregierung waren ausgezeichnet aufgemacht.

In dem grünen Maybach-Kabriolett, das man mir zur Verfügung gestellt hatte – es war von dem millionenschweren Besitzer der Papier- und Tintenfirma Günther Wagner requiriert worden –, fuhr ich nun nach Bünde und legte General Bishop die Probenummern vor. Er schien beeindruckt.

Aber ich hatte nicht mit einer neuen Strömung gerechnet, die jetzt jene Partei unter den ›Gauleitern‹ unterstützte, welche immer wieder behaupteten, Delmer wolle die deutsche Presse ›verbeaverbrooken‹. Churchill hatte die Unterhauswahlen verloren, meine Gönner Brendan Bracken und Eden waren aus dem Rennen geworfen, und nun lag eine kleine, aber lautstarke Gruppe deutscher emigrierter Sozialisten unserer Linksregierung in London mit der Behauptung in den Ohren, dieser *Express*-Mann Sefton Delmer, der skrupellose Zar der ›schwarzen Propaganda‹, führe in Deutschland nichts Gutes im Schilde.

Hinter dieser Agitation stand jene Gruppe der ›Europäischen Revolutionäre‹, die in ihrer kleinlichen Eifersucht auf den Erfolg des Senders Gustav Siegfried Eins schon während des Krieges einmal versucht hatten, mir ein Bein zu stellen. Damals hatten sie einen wirklich unglaublichen Verstoß gegen die Sicherheitsbestimmungen unserer Abteilung begangen, indem sie den Text einer der farbigeren Verlautbarungen des ›Chef‹ über die Obszönitäten der Parteibonzen an Sir Stafford Cripps geschickt und eine englische Übersetzung beigelegt hatten, die das Original noch überbot. Armer Sir Stafford! Bleich vor

Entrüstung war er sofort ins Foreign Office gefahren, um bei Eden zu protestieren.

»Wenn wir so etwas nötig haben, um den Krieg zu gewinnen«, stammelte er in seiner Wut, »d-d-dann will ich ihn lieber verlieren!«

Eden schrieb an Bruce Lockhart, und Bruce Lockhart verabredete sich mit Cripps. Ich weiß nicht, wie Bruce es schaffte, aber er rettete bei einem Mittagessen in seinem Klub nicht allein Gustav Siegfried Eins und die ›schwarze Propaganda‹, sondern auch mich. Zum Schluß saß ihm ein besänftigter und lächelnder Sir Stafford gegenüber. Der Angriff der ›Europäischen Revolutionäre‹ war abgeschlagen.

Jetzt aber begannen diese emsigen Europäer von neuem mit ihren Intrigen. Einer von ihnen setzte sich großzügig über die Bestimmungen der *Official Secrets Act* hinweg. Er weihte einen Korrespondenten der Schweizer Zeitung ›Die Tat‹ in die bei uns angewandten Methoden ein und stellte einen Vergleich zwischen dem Soldatensender und dem ›Sender der Europäischen Revolution‹ an, der sehr zuungunsten des ersteren ausfiel, da der Soldatensender jeder ideologischen Wirkung entbehrt habe! Der Schweizer führte in seinem langen Bericht aus, daß nicht die Informationsabteilung der 21. Heeresgruppe, sondern Sefton Delmer verantwortlich sei für den ›Mangel an politischen Direktiven‹, durch den man ›in der Propagandaschlacht um Deutschland den Russen unterlegen‹ sei. Er verkündete, daß ein solcher Zustand nicht länger geduldet werden könne. »Man kann sich nicht recht vorstellen, daß die Labourregierung und ihr Außenminister Bevin bereit sein werden, dem Vertrauensmann Beaverbrooks weiter seine fast uneingeschränkte Handlungsfreiheit zu lassen . . .«

Diese Voraussage sollte sich erfüllen. Denn Bishop lehnte zu meiner Überraschung den Vorschlag ab, den Nachrichtendienst mit der Herausgabe einer ›zonalen Zeitung‹ zu kombinieren. Und das nächste war, daß man mich aufforderte, vom Foreign Office zur Kontrollkommission überzuwechseln. Meine Aufgabe? Die Leitung des Nachrichtendienstes.

Ich beriet mich mit meinen Kollegen in London, mit Donald McLachlan, Walter Adams, Leonard Ingrams und General Kenneth Strong, Eisenhowers früherem Nachrichtenchef bei SHAEF, der Bishop im Amt gefolgt war. Sie stimmten alle mit mir darin überein, daß diese Ablehnung unseres Produktionseinheits-Plans meinen weiteren Aufenthalt in Deutschland sinnlos machte. Auch sie waren der Ansicht, daß ich zurücktreten solle. Und nicht ich allein trat zurück, sondern auch Kenneth Strong und meine übrigen Kollegen. Es war der Beschluß, unsere Sektion aufzulösen. Wir feierten das Ende unserer Operationen mit einem Festessen in einem Separatzimmer des Dorchester-Hotels.

Aber wenn ich heute daran zurückdenke, bin ich mir doch nicht sicher, ob es richtig war, so schnell die Flinte ins Korn zu werfen. Vielleicht hätte ich mich doch aufraffen und vom Bollwerk des DPD aus meine Sache weiter verfechten sollen. Nun jedoch gaben die ›Gauleiter‹ eine zonale Zeitung heraus, ›Die Welt‹, die – allerdings in sehr abgeschwächter Form – einige der ursprünglich von Anderson entworfenen Richtlinien verfolgte und heute unter ihrem Besitzer Axel Springer zur renommierten Tageszeitung Westdeutschlands geworden ist. Sie besaß nie jene Vitalität, die sie, wie ich hoffe, gehabt hätte, wenn meine Einheit ihre Geburt überwacht hätte. Und viele Jahre hindurch war sie ein Defizitunternehmen, das durch andere sehr einträgliche Publikationen der Springer-Gruppe ausgeglichen werden mußte.

Selbstverständlich fürchteten die ›Gauleiter‹ und möglicherweise auch Ernest Bevin, daß ich einen wirklichen politischen Einfluß in Deutschland ausgeübt hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre, meinem Nachrichtendienst eine Zeitung anzugliedern. Und damit hatten sie auch recht. Mit einer Zeitung, die nicht im Namen der Kontrollkommission sprach – wie es die Zeitung der ›Gauleiter‹ tat –, sondern im Namen jener Deutschen, denen es um den Aufbau eines neuen und besseren Deutschland zu tun war, hätten wir vielleicht doch jene ideologische Wirkung erzielt, die der Berichterstatter der ›Tat‹ vermißte.

Wenn ich geblieben wäre, so wäre es ein harter Kampf gegen die große Restauration gewesen, die sich mit Deutschlands Wiedererlangung seiner Souveränität und seiner Wiederbewaffnung als Mitglied der westlichen Allianz entwickelte. Es wäre wahrscheinlich ein hoffnungsloser Versuch geworden, sich dieser Flut entgegenzustemmen. Trotzdem habe ich heute das Gefühl, daß ich mich damals mehr hätte anstrengen sollen, als ich es getan habe.

57. 1946 mit dem Rucksack durch Deutschland

Sechs Jahre hindurch hatte ich fast nichts anderes getan, als über Deutschland und alles, was damit zusammenhing, zu lesen, zu schreiben, nachzudenken und sogar davon zu träumen. Jetzt, da meine Karriere als zeitweiliges Mitglied der Militärregierung zu Ende gegangen und ich in den Beaverbrook-Stall zurückgekehrt war, wollte ich mich von diesem Fragenkomplex befreien und endlich wieder einmal etwas von dem anderen Europa und der übrigen Welt sehen.

Der zweite Teil dieses Wunsches wurde mir in reichlichem Maße erfüllt. Während der nächsten fünfzehn Jahre besuchte ich alle fünf Kontinente und fast jedes Land der Welt, und zweifellos war ich Zeuge großer und umwälzender Ereignisse. Aber es machte mir nicht viel Freude, das zu berichten, was es zu berichten gab. Der Kampf, der jetzt zwischen Osten und Westen entbrannte, wurde auf meiner Seite nicht von Staatsmännern geführt, deren Weisheit und Mut ich bewundern konnte, so wie ich Churchills Weisheit und Mut vor dem Krieg und während des Krieges bewundert hatte. Wir schienen dazu verdammt, die Fehler mittelmäßiger Geister und die Entscheidungen ausbaden zu müssen, die durch den Druck selbstsüchtiger Gruppen erzwungen wurden. Die englischen Liberalen, die in einer Wahl nach der anderen so lange geschlagen wurden, bis sie praktisch nicht mehr existierten, hatten sich so erfolgreich in die Parteien der Tories und der Sozialisten eingeschlichen, daß es kaum noch darauf ankam, ob man seine Stimme für Attlee und Gaitskell oder für Macmillan und Butler abgab – man stimmte in jedem Fall für den Liberalismus. Für den Liberalismus mit all seiner Stimmenhascherei, dem es nicht so sehr darauf ankam, zu lenken und zu führen, als vielmehr sich beliebt zu machen und zu beschwichtigen, mit seiner ›von erhabenen Grundsätzen‹ bestimmten Prinzipienlosigkeit und seiner ewigen Bereitschaft, unsere Freunde an unsere Feinde zu verraten und sich Terroristen zu unterwerfen.

Aus einem England, dessen Wirtschaft immer mehr gedrosselt wurde durch die Gewerkschaften, die ihre Monopolstellung ausnützten, um mit ständig sich wiederholenden Streiks inflationistische Lohnerhöhungen zu erzwingen, reiste ich in alle Winkel der Welt, um über die freiwillige Auflösung des Empires zu berichten, für dessen Erhaltung zwei Generationen vor uns gekämpft hatten. Ich mußte es mit ansehen und konnte es kaum fassen, wie die Amerikaner darauf drängten, daß wir und ihre anderen ›kolonialistischen‹ Verbündeten die Liquidation unserer überseeischen Besitzungen immer rascher und gründlicher betrieben.

Offensichtlich nahm weder Washington noch Whitehall Anstoß daran, daß Länder, die es unter westlicher Verwaltung zu einer gewissen Prosperität gebracht hatten, jetzt unter korrupten und unfähigen Demagogen zu Unruheherden und damit zu idealen Einflußgebieten für die umstürzlerischen Absichten Moskaus und Pekings werden sollten.

Zuweilen sah es fast so aus, als sei Amerika entschlossen, gleichzeitig zwei kalte Kriege zu führen: einen gegen Rußland und den anderen – wie im Falle von Suez – gegen seine europäischen Verbündeten. Unsere anti-kolonialistischen Alliierten in den Vereinigten Staaten unterstützten Nassers Griff nach dem Suez-Kanal, der den Europäern gehörte. Sie unterstützten Mossadeqs Griff nach den persischen Ölquellen, die Großbritannien gehörten, und Jomo Kenyattas Griff nach den Pflanzungen der weißen Siedler in Kenya. In Wirklichkeit aber unterstützten die Amerikaner damit eine marxistische Doktrin: die Doktrin, daß der proletarische Arbeiter der Faust der einzige Produzent des Reichtums und daher auch allein berechtigt ist, ihn zu besitzen; daß der Kapitalist und der Landbesitzer, deren Ersparnisse und deren Eigentum Auswertung, Produktion und Entwicklung erst ermöglicht haben, deren Planung sie organisiert und gelenkt hat und deren Fachkenntnisse und Voraussicht die auftretenden Hindernisse überwunden haben, nur Drohnen und Parasiten sind, die man enteignen und vertilgen muß.

Selbst heute, da Fidel Castros Nachahmung der Nasserschen Praktiken den Amerikanern die Augen hätte öffnen müssen, scheinen sie noch immer kein Gefühl für eine alliierte Solidarität zu haben. Sie glauben immer noch, sie könnten dadurch, daß sie die anti-kolonialistischen Enteigner umwerben und sie gegen die westlichen Kolonialisten unterstützen, die neuen unabhängigen Staaten Asiens und Afrikas daran hindern, ideologische Satelliten Moskaus und Pekings zu werden.

Aber so alarmierend diese Fehlkalkulationen auch sind, es gibt eine

andere Entwicklung, die mir persönlich noch schwereren Kummer gemacht hat. Denn kaum war ich aus dem Koreakrieg nach England zurückgekehrt, als ich entdecken mußte, daß die Amerikaner wie in einem panischen Hasardspiel ihre Deutschlandpolitik umgestellt hatten. Jetzt suchten sie ihre Verbündeten gegen die Russen ausgerechnet in jenen sozialen Schichten des deutschen Volkes, um deren endgültige Entmachtung es Roosevelt damals zu tun war, als er so energisch betonte, die einzige Basis für eine Beendigung des Krieges sei die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. (Aus dem gleichen Grund hatte er den unmenschlichen und undurchführbaren Morgenthau-Plan zur Ent-Industrialisierung der Ruhr als Kriegsziel proklamiert.) Und wieder einmal leistete die britische Regierung den Amerikanern willig Gefolgschaft.

Eins traf mich bei alledem besonders hart. Um ihren politischen Umschwung zu rechtfertigen, der für jene Kaste, die Deutschland während der ersten fünfundvierzig Jahre dieses Jahrhunderts regiert hatte, die Rückkehr zur Macht bedeutete, stellten sowohl die Amerikaner wie unsere neuen deutschen Verbündeten unsere Propagandalegende von dem deutschen Offizierskorps und den deutschen Generalen, die im Gegensatz zu Hitler und seiner Partei gestanden hätten, als eine historische Tatsache hin. Man hielt es für erwiesen, daß es eine deutsche Widerstandsbewegung gegeben hatte, die sich mit der Résistance in den besetzten Gebieten durchaus messen konnte.

Sogar die SS wurde jetzt rehabilitiert. Die Kriegsverbrecher aus ihren Reihen, deren Todesurteile bereits in lebenslängliche Gefängnisstrafen umgewandelt worden waren, wurden stillschweigend aus dem Zuchthaus entlassen und dann mit Pensionen und guten Posten versehen. Als ich mir die Gründe, mit der diese Rehabilitierung der SS gerechtfertigt wurde, etwas näher ansah, fand ich, daß sie den Propagandasprüchen, die wir seinerzeit über unseren ›SS-Widerstandssender Hagedorn‹ verkündet hatten, erstaunlich ähnelten. Die Kampfeinheiten der SS, so wurde erklärt, seien eine aus anständigen Soldaten bestehende Elitetruppe gewesen und hätten nichts mit Himmlers Gaskammerschergen zu tun gehabt, die die gleiche Uniform trugen.

Vergessen waren die Massaker unter Polen und Ukrainern. Ja, dieser schwarze Bumerang, den ich gefürchtet hatte, war tatsächlich zurückgeflogen und hatte mich mitten ins Gesicht getroffen!

Ich will natürlich nicht behaupten, unsere ›schwarze‹ Propaganda sei allein verantwortlich gewesen für die Legende vom Widerstand der

Generale. Wie alle Legenden hat auch sie einen realen Ausgangspunkt – ganz abgesehen von der Revolte des 20. Juli. Einige der Generale und ihre Verbündeten von der Wilhelmstraße hatten tatsächlich von ihrem konservativen Klassenstandpunkt aus ihrer Antipathie gegen den Emporkömmling Hitler Ausdruck gegeben – vor allem, als dieser allmählich ihrer Kontrolle entwuchs. Sie mochten den Radikalismus der Nationalsozialisten nicht. Sie mißtrauten der Strategie des Führers und fürchteten seine Impulsivität. Aber andererseits – und das ist wesentlich! – billigten sie seine allgemeinen Ziele. Und ich muß noch einmal hervorheben, daß sie, die Spitzen der Reichswehr, es gewesen waren, die mit Hilfe der Großindustriellen Hitler gefördert und ihm zur Macht verholfen hatten.

Doch sogar ihre geheime Kritik verstummte, als die ersten Siege ihre Befürchtungen als gegenstandslos erscheinen ließen. Zu jenem Zeitpunkt, da ›der Chef‹ in unserem schwarzen Sender Gustav Siegfried Eins die amerikanischen Militärattachés in Berlin dazu brachte, über die wachsende Opposition der Wehrmacht gegen Hitler nach Washington zu berichten, jubelten in Wirklichkeit die Generale Hitler zu, der ihnen Marschallstäbe, Geld und Ländereien geschenkt hatte.

Später allerdings, als sich herauszustellen begann, daß Deutschland den Krieg doch verlieren werde, sprachen die Rommels, die Heusingers und all die anderen plötzlich von der Notwendigkeit eines Waffenstillstands, in der Hoffnung, möglichst viel von Deutschlands territorialen Eroberungen behalten zu können. Nie jedoch, bei keiner Gelegenheit, bekannten sich die Generale zu einer moralischen Revolte gegen Hitler, wie die Geschwister Scholl und die Brüder Bonhoeffer es taten, zu einer Revolte des Gewissens gegen die unmoralische Schändlichkeit des Hitlerkrieges – die einzige Revolte, die in meinen Augen ihre Wiedereinsetzung in führende Positionen gerechtfertigt hätte. Und nie haben Männer wie Generalfeldmarschall von Manstein und Großadmiral Dönitz – der Soldat und der Marinemann, die man den Offizieren der neuen Bundeswehr als Vorbilder deutscher Offizierstugenden hinstellt – sich über etwas anderes bekümmert gezeigt als über ihre Niederlage.

Schon meine erste Deutschlandreise im Sommer 1946 hatte meine Befürchtungen verstärkt, denn sie hatte mir einen Einblick in die gefühlsmäßige und politische Unbeständigkeit der nach-hitlerschen Deutschen verschafft. Ich hatte etwas von der Verachtung zu spüren bekommen, die sie ihren alliierten ›Re-educators‹ entgegenbrachten, obgleich sie

nach außen hin so taten, als seien sie dankbar für die ihnen erteilten ›demokratischen Lektionen‹. Und ich hatte auch gemerkt, wie wenig wir mit all unseren Versuchen erreichten, die Deutschen von ihrer gefährlichen Unterwürfigkeit gegenüber der Exekutive zu befreien. Es war uns offenbar lediglich gelungen, die Servilität, die sie ihren ehemaligen Führern bezeugt hatten, durch eine schmeichlerische Willfährigkeit gegenüber den alliierten Besatzungsmächten zu ersetzen.

Meinen Einblick in die wirklichen Gefühle und Gedanken der Deutschen hatte ich mir verschafft, indem ich etwas tat, was kein anderer britischer Reporter vor mir getan hatte. Ich hatte drei von den sechs Wochen meines Aufenthaltes darauf verwendet, durch Deutschland zu reisen und mich dabei als Deutscher auszugeben.

Es war Alexis, die mich zu diesem Abenteuer angeregt hatte – die hübsche, langbeinige Alexis mit den großen Augen. Denn diese intelligente Rundfunksprecherin aus Königsberg, die ich vor einem Jahr beim NWDR kennengelernt hatte, meinte, ich sollte doch versuchen, selber einmal etwas genauer zu ergründen, wie man sich als Deutscher fühlte – genauer, als ich es erfahren konnte, wenn ich in meiner Khakiuniform durch Hamburg und Berlin streifte und mein Essen in Pressecamps und Offiziersklubs einnahm. Und sie hatte mich selber ein ganzes Stück auf dieser Reise begleitet, und mir – zur Abrundung meiner Erfahrungen – sogar beigebracht, wie sich die Liebe auf einem wackligen Bett im obersten Stock eines zerbombten Hamburger Hauses ausnahm, wo man anstatt einer Zimmerdecke nur eine luftige Persenning über dem Kopf hatte.

Auf meiner Deutschlandreise in jenem Sommer 1946 trug ich meine ältesten und fürchterlichsten Klamotten: einen schäbigen grünen Tweed-Anzug, in dem ich schon vor zehn Jahren in dem belagerten Madrid auf dem Bauch gelegen und Deckung vor den Bomben der Luftwaffe gesucht hatte, einen alten deutschen Jägerhut auf dem Kopf, einen Rucksack auf dem Rücken.

Als Schauplatz unseres ersten Versuchs wählten Alexis und ich das ›Kolibri‹, ein damals berühmtes Schwarzmarktlokal in Sankt Pauli. Der Besuch des ›Kolibri‹ war den Besatzungstruppen verboten, und als ich die mit schweren Portieren verhängte Tür öffnete, wußte ich augenblicklich, warum. Die Woge kreischend hysterischer Lustigkeit, die uns von hier drinnen entgegenbrandete, warf mich fast um.

»Wie in aller Welt kann man mit diesem Zeug im Magen in eine solche Stimmung geraten?« fragte ich das Mädchen hinter der Bartheke, während ich den Ersatz-Wermut und den Fruchtcocktail trank, den

man uns vorgesetzt hatte. »Haben Sie denn nichts, um das hier 'n bißchen kräftiger zu machen?«

Ich muß hier einfügen, daß laut den Vorschriften der Militärregierung an Deutsche kein Schnaps ausgeschenkt werden durfte, da jedes Getreidekorn und jede Kartoffel in der britischen Zone zur Ernährung benötigt wurde.

Ich zog also eine NAAFI-Packung Players aus der Tasche – ein Genuß, der den Deutschen ebenfalls streng verboten war, obgleich viele ihn sich unter der Hand von den britischen Soldaten verschafften, die einen schwunghaften Handel damit trieben – und bot der Bardame davon an. Sie nahm eine Zigarette, schien aber meine Frage nach ›etwas Kräftigerem‹ noch immer überhören zu wollen. Und dann rief jemand plötzlich: »Razzia! Die Rotkäppchen sind da!« Eine Streife der rotbemützten britischen Militärpolizei betrat das Lokal.

»Stecken Sie die Zigaretten lieber Ihrer Freundin in die Bluse«, riet das Mädchen hinter der Bar. »Da sehen die Rotkäppchen nie nach!«

Ich folgte begeistert ihrem Rat. Begeistert über dieses Lob auf die ›Gentleman-Haltung‹ der Rotkäppchen, aber auch, weil ich den ersten Test sichtlich bestanden hatte. Ich hatte es geschafft. Die Bardame hätte mir nie diesen Wink gegeben, wenn sie mich nicht für einen Deutschen gehalten hätte.

Die Polizisten traten an die Bartheke und verlangten unsere Ausweise zu sehen. Ich zog ein großes Theater auf, tat, als verstünde ich kein Wort englisch und hätte keine Papiere vorzuweisen. Woraufhin die Rotkäppchen Alexis und mich mitnahmen. Auf der Straße vergewisserte ich mich rasch, ob die Luft rein war, wies dann dem Sergeanten meinen Presseausweis vor und erklärte ihm mein Vorhaben. Glücklicherweise war er ein Leser des *Daily Express* und kannte meinen Namen. Er ließ uns laufen, und sofort kehrten Alexis und ich ins ›Kolibri‹ zurück.

»Da bin ich aber mit 'nem blauen Auge davongekommen!« seufzte ich erleichtert auf und grinste die Bardame an. »Beinahe hätten sie uns geschnappt. Nur gut, daß meine Freundin einen von den Offizieren dieser Leute kannte. Aber sagen Sie, kann man hier wirklich nichts Stärkeres bekommen als diesen Himbeersaft? Wir brauchen jetzt was auf diesen Schreck!«

Und so lernte ich Paul kennen, einen Berliner und ehemaligen Unteroffizier aus Admiral Heyes Kleinkampfverbänden. Er war ein wichtiges Mitglied der geheimen Marinegruppe, in deren Händen ein Teil des Schwarzmarktgeschäfts im Hamburger Hafenviertel lag. Paul,

der eine blaue Marine-Uniform trug, von der die Litzen und die blanken Knöpfe abgetrennt waren, saß neben uns an der Bar. Bisher hatten wir noch kein Wort miteinander gewechselt. Doch jetzt wandte er sich zu mir um.

»Wenn Sie unbedingt was Stärkeres haben müssen als diesen köstlichen Hauscocktail von Fräulein Beate«, lachte er, »dann läßt sich das schon machen. Aber es kostet 'ne Kleinigkeit.«

Er rutschte von seinem Barhocker herunter und verschwand hinter einem Vorhang in dem Gang, der zu den Toiletten führte. Gleich darauf kam er mit einer Flasche zurück.

»Das ist das Beste, was ich Ihnen verschaffen kann. Eine Flasche ›Kornisierten‹. Kostenpunkt 450 Mark.«

»Würden Sie auch englische Zigaretten dafür nehmen?« fragte ich. »Ich habe welche von den Offizieren, die meine Freundin kennt. Rothmans.« Und mit einer Miene, die ihn glauben machen sollte, ich sei mein Leben lang Schwarzmarkthändler gewesen, zog ich eine Hunderter-Packung heraus. Paul akzeptierte den Tausch.

»Du hast dich anschmieren lassen!« flüsterte Alexis. »Deine Zigaretten sind viel mehr wert als die Flasche!« Aber das machte mir nichts aus. Paul und das ›Kolibri‹ vermittelten mir in jener Nacht meinen ersten Eindruck vom schwarzen Markt in Deutschland – und diesem ersten Eindruck sollten während meiner Reise noch viele weitere folgen. Als ich wieder in London war, faßte ich sie alle in dem Satz zusammen: »Wenn Hitler heute am Leben wäre und in Deutschland untertauchen wollte, würde ich auf dem schwarzen Markt nach ihm suchen.«

Und das war keine Übertreibung. Denn im Sommer 1946 war in Deutschland der schwarze Markt der Zufluchtsort all derer, die aus dem einen oder anderen Grund untertauchen wollten, der Menschen, die keine Lebensmittelkarten besaßen, weil sie das Meldeamt scheuten oder weil sie wegen ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit keine Stellung bekommen konnten. Ich traf sie in den Zügen, Männer mit zum Bersten vollgestopften Rucksäcken und schweren Koffern in jeder Hand, beladen mit Schmuggelwaren, die sie vertauschen oder verkaufen wollten. Ihre Vergangenheit stand ihnen in dem blassen Gesicht mit den unruhigen Augen geschrieben, und man las sie ihnen an ihrer Kleidung ab, die häufig eine alte schwarz eingefärbte Uniform war.

Die Lieferanten für fast alle Schwarzmarktartikel waren die alliierten Besatzungstruppen, die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner und auch die Russen. Am Brandenburger Tor in Berlin, an jener Stelle, an

der Ulbricht heute seine Gefängnismauer errichtet hat, fand ich einen regulären internationalen schwarzen Markt, der von den Soldaten sämtlicher Besatzungsmächte beliefert wurde. Hier tauschten die hungrigen Berliner ihre Kameras, ihre Eheringe und ihre Meißner Porzellanfiguren gegen Zigaretten, Schokolade, Kondensmilch, Butter und all die anderen guten Dinge ein, welche die Amis und die Tommies ihnen anboten. Gelegentlich sah ich sogar Offiziere mit ihren Frauen im Wagen vorfahren, um nach einem günstigen Geschäft Ausschau zu halten.

Ich machte selber auf dieser Reise ein gutes Geschäft – allerdings nicht am Brandenburger Tor, sondern in den Ruinen von Hitlers Reichskanzlei. Ein alter Berliner Bauarbeiter, der dort den Schutt wegräumte, bot mir ein Dokument an, das er gefunden und weggesteckt hatte.

»Wat janz extra Feines!« erklärte er. »Für'n Päckchen englische Zigaretten können Se't ham.«

Er zeigte es mir, und ich gab ihm sofort nicht nur ein Päckchen dafür, sondern zwei. Denn das Dokument, das das Datum vom 14. Juni 1940 trug, war nichts Geringeres als der 39 Seiten starke für den Führer vorbereitete Entwurf, in dem alle Gebietsabtretungen aufgeführt wurden, die man am Ende des Krieges von dem besiegten Frankreich zu fordern gedachte. Diesem Plan zufolge sollte Frankreich die Kanalküste bis nach Calais und das gesamte Industriegebiet im Nordosten abtreten sowie einen langen Streifen im Südosten bis zur Schweizer Grenze. Das Dokument, das mit den besonders großen Spezialtypen für die ermüdeten Augen des Führers geschrieben war, trug die Unterschrift von Dr. Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Ministerium des Innern.

Als ich wieder nach London fuhr, nahm ich dieses Dokument mit. Bei Gelegenheit gab ich es an Lord Beaverbrook weiter, der es der Universitätsbibliothek von New Brunswick schickte. Ich werde im Anhang noch darauf zurückkommen.

Am Tag nach unserem Besuch im ›Kolibri‹ – das bald darauf von der britischen Polizei geschlossen wurde – nahmen Alexis und ich den Zug und fuhren in das zerbombte Lübeck und von dort nach Travemünde und Timmendorferstrand, wo ich als Schuljunge mehrere Male meine Sommerferien verbracht hatte. Jetzt wollte ich mit Alexis einen Spaziergang durch die Wälder und am Strand entlang machen und vielleicht auch in der Ostsee baden.

Aber wir bekamen den Strand überhaupt nicht zu sehen, und vom

Schwimmen in der See konnte schon gar nicht die Rede sein. Zwar gelangten wir bis zum Bahnhof Timmendorferstrand – nach einer endlosen Reise, während der wir meistens gestanden und uns mit den Mitfahrenden über das einzige Thema unterhalten hatten, das sie interessierte: Essen, Essen und wieder Essen, die Frage, wo und wie man etwas ergattern konnte und die Gemeinheit der britischen Besatzungstruppen, die den guten westfälischen Schinken und die holsteinische Butter beschlagnahmten und nach England schickten, so daß für die armen Deutschen nichts mehr übrigblieb. Ich wußte, daß das ein absichtlich von den Kommunisten verbreitetes Gerücht war, aber ich gab mir nicht die Mühe, den Behauptungen zu widersprechen. Ich war hier, um etwas zu hören, und mußte so tun, als sei ich auch ein Deutscher.

In Timmendorferstrand fanden wir leicht den Weg zum Wald. Die hohen Kiefern, Ulmen und Eichen, die ich als Junge so geliebt hatte, standen noch immer da, obgleich während der zwei letzten Winter wohl manche von ihnen umgehauen worden waren, um als Feuerholz zu dienen. Ich schwelgte in Erinnerungen, als wir den wohlbekannten Pfad entlanggingen. Und dann spannte sich plötzlich quer über unseren Weg ein Stacheldrahtzaun. An einem Pfosten war ein Schild befestigt. »Deutschen ist der Zutritt verboten« stand da, und darunter *»Beach Enclosure reserved for allied personnel.«*

Alexis' Augen funkelten in schelmischer Schadenfreude.

»Da siehst du mal, was es heißt, ein Deutscher zu sein! Jetzt ärgerst du dich, was? Das tut dir sehr gut . . .«

Und sie hatte recht. Ich ärgerte mich tatsächlich. Ganz unvernünftigerweise war ich wütend, weil man mich als einen zweitklassigen Menschen behandelte, als einen Menschen, den man von *meinen* Wäldern und *meinem* Strand aussperrte! Verdammt noch mal – ich konnte von hier aus deutlich die rufenden und lachenden Stimmen der Besatzer hören! Ich ärgerte mich über dieses Schild, obgleich hinter meinem Ärger die klare Überlegung stand, daß die Deutschen ja selbst diese Methode eingeführt hatten. Wer hatte die Schilder mit der Aufschrift ›Juden sind hier unerwünscht‹ erfunden? Wer hatte seine Mitmenschen zwölf lange Jahre verfolgt, gequält und sogar in die Gaskammern geschickt? Wer hatte sich in den Jahren des Triumphs zum Herrn über die entrechteten Völker Europas aufgeschwungen? Aber ich empfand trotzdem Ärger, den gleichen Ärger, den die Deutschen fühlten, aber diplomatisch verbargen.

Alexis und ich wandten dem Zaun den Rücken und gingen langsam zurück zum Bahnhof. Ich sprach nicht viel. Ich dachte über diesen sonderbaren Ärger nach – den Ärger, den ich trotz aller politischen Vernunftgründe empfand, nur weil ich mich in die Rolle eines Deutschen versetzt hatte. Und ich erinnerte mich an ein ähnliches Erlebnis, das ich drei Monate zuvor bei einem Besuch in der Tschechoslowakei gehabt hatte.

Ich war in Márianské Lázně, dem ehemaligen Marienbad, gewesen und hatte die Deportation der Sudetendeutschen mit angesehen – Männer, Frauen und Kinder, die alle auf ihrer Kleidung ein großes aufgeheftetes ›N‹ trugen. Das N bedeutete Nemets, das tschechische Wort für ›deutsch‹. Man zwang die Deutschen, diese Kennmarke zu tragen, genau wie die Juden unter den Nationalsozialisten den gelben Judenstern an ihre Jacke heften mußten. Und während ich zusah, wie tschechische Miliz die weinenden Frauen mit ihren Bündeln in die Viehwagen trieb – fünfzig Pfund höchstens durfte jede Person mitnehmen – und sie so zwang, das Land zu verlassen, in dem ihre Vorväter seit Jahrhunderten gelebt hatten, konnte ich nur mit größter Mühe die Tränen des Mitleids zurückhalten. Vor allem als es sich herumsprach, daß ich ein englischer Journalist war und einige dieser unglücklichen Menschen mich anzuflehen begannen, bei den Tschechen zu intervenieren und ihnen die Erlaubnis zum Bleiben zu erwirken. Andere wollten von mir wissen, wohin der Zug sie bringen werde. Niemand wußte mehr, als daß das Ziel irgendwo in Bayern liegen solle. Und schließlich mußte ich mich abwenden, weil diese beschämenden Tränen doch zu fließen begannen, obgleich ich mir immer wieder vorhielt, daß dies dieselben Leute waren, die vor fünfzehn Jahren Hitler bei seinem Plan, ›die Tschechoslowakei von der Landkarte zu tilgen‹, als fünfte Kolonne gedient hatten, dieselben Menschen, deren Führer beabsichtigt hatten, die Tschechen zu Sklaven zu machen, ihre Kinder zu ›germanisieren‹ und das Land mit Hilfe germanischer Supermenschen von der Waffen-SS zu kolonisieren. Mit jeder Regung meines politischen Denkens begrüßte ich den Entschluß von Präsident Benesch und seiner Regierung, die Sudetendeutschen auszuweisen. Diese hatten sich durch ihre eigenen Taten und die Taten ihrer Regierung das Recht verscherzt, hier bleiben zu dürfen. Und doch war ich gerührt von ihrer Tragödie, genau wie ich vor Ärger grün wurde über die völlig gerechtfertigte Aussperrung der Deutschen von den Strandabschnitten, die die Besatzungstruppen für sich und ihre Familien reserviert hatten. Wie unendlich tiefer, so dachte ich bei mir, mußten die Deutschen sich getroffen fühlen. Zweifellos würden sie darin einen Akt tyrannischer Ungerechtigkeit erblicken.

58. Des Kanzlers ›lieber General‹

Schon damals, 1946, als ich mit dem Rucksack durch Deutschland zog und für den *Daily Express* über meine Gespräche und Erlebnisse berichtete, gab es Deutsche, die wieder Morgenluft witterten. Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Amerikaner von der Größe der russischen Gefahr und der Notwendigkeit einer Wiederbewaffnung Deutschlands zu überzeugen. Einer von ihnen, ein deutscher Stabsoffizier, saß in einem Münchner Vorort und war bereits seit einem Jahr eifrig tätig.

General Reinhard Gehlen, der fähigste und am wenigsten bekannte aller deutschen Spionagechefs während des Hitlerkrieges, hatte es nicht nur geschafft, sich den Gerichtsverfahren und der Internierung zu entziehen, die das Schicksal der anderen Generale Hitlers waren. Es war ihm sogar gelungen, seine antisowjetische Spionage-Organisation vor dem Untergang zu bewahren und nur wenige Monate nach dem Zusammenbruch Deutschlands unter amerikanischer Schirmherrschaft wieder anlaufen zu lassen. Die Story, wie er das fertigbrachte, gehört für mich zu den faszinierendsten in der gesamten Geschichte der Geheimdiplomatie.

Bewußt oder unbewußt muß während der verzweifelten letzten Wochen des Krieges in Gehlens Hirn die Erinnerung daran gearbeitet haben, mit welchem Erfolg sich die deutschen Generale 1918 die Angst der Westmächte vor einer bolschewistischen Expansion zunutze gemacht hatten, um das deutsche Heer und die Macht ihrer eigenen Kaste zu erhalten. Und diese Erinnerung muß um so lebendiger gewesen sein, als er ja selber seinerzeit an dem Wiederaufbau des deutschen Heeres teilgenommen hatte. Denn Reinhard Gehlen, der Sohn eines preußischen Offiziers, der später Verleger geworden war, trat 1920 im Alter von 18 Jahren als Fähnrich in die neue Reichswehr der Weimarer Republik ein.

Der Plan, den Gehlen im Jahre 1945 entwarf, beruhte ebenfalls auf der Tendenz, die unvermeidlichen Differenzen zwischen dem stalinistischen Rußland und den westlichen Alliierten zu verschärfen und auszunutzen. Der Gedanke war nicht neu. Wie wir sahen, hatten schon viele führende Männer in Deutschland gewisse Vorstöße in dieser Richtung unternommen, von den Generalen, die an dem Putsch vom 20. Juli beteiligt waren, bis zu Himmler und dem SD-Chef Walter Schellenberg. Auch die deutschen Leiter der Frontpropaganda in Italien hatten in den letzten Stadien des Krieges in dieser Richtung gearbeitet. Sie hatten ihr möglichstes getan, um die Amerikaner davon zu überzeugen, was für anständige Kerle die Leute von der deutschen Wehrmacht doch eigentlich waren und daß sie nur weiterkämpften, um den Westen vor den Russen zu beschützen. Sie ließen amerikanische Kriegsgefangene entkommen und sorgten dafür, daß diese zu Hause von der guten Behandlung erzählen konnten, die sie von den Deutschen erfahren hatten. Als sich für die Deutschen eine Gelegenheit bot, Briefe in die nach Amerika gehende Post der US-Truppen einzuschmuggeln, nutzten sie sie nicht für irgendwelche skrupellosen Tricks aus, wie ich sie in einem ähnlichen Fall bestimmt den Deutschen gegenüber angewandt hätte. Nein, die deutschen Propagandisten schickten den Eltern der im Kampf gefallenen amerikanischen Soldaten Fotos von den Gräbern ihrer Söhne, um ihnen zu zeigen, wie diese von den edlen, gutherzigen Deutschen der Wehrmacht sorgsam gepflegt wurden. Und diesen Fotos lag stets ein höfliches Beileidsschreiben bei, in dem erklärt wurde, daß die Deutschen gern schon längst Frieden geschlossen hätten, wenn sie nicht gezwungen wären, im Namen der zivilisierten Welt gegen die Russen weiterzukämpfen. Psychologisch hervorragend! Und als Dönitz am 1. Mai 1945 an Hitlers Stelle das Oberkommando übernahm, schlug er in dieselbe Kerbe. Über den Rundfunk verkündete er: »... Hitlers Einsatz im Kampf gegen die bolschewistische Sturmflut galt ... Europa und der gesamten Kulturwelt ... Wenn die Anglo-Amerikaner den Krieg gegen Deutschland fortsetzen, dann nicht mehr für ihre eigenen Völker, sondern allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa.«

Gehlens Gedankengänge bewegten sich also in längst erprobten Bahnen.

Eins jedoch war neu an Gehlens Plan, die deutsche militärische Niederlage durch die Diplomatie wettzumachen: Er wollte die Erfahrungen seiner antisowjetischen Spionageeinheit als Einsatz für dieses Spiel mitbringen. Denn seine Arbeit als Chef der Abteilung ›Fremde Heere

Ost‹ im Oberkommando des Heeres hatte ihm gezeigt, daß der amerikanische Geheimdienst in der Sowjetunion noch nicht Fuß gefaßt hatte, geschweige denn funktionierte. Er rechnete damit, daß Washington erfreut zugreifen werde, wenn ihm die Dienste einer erfahrenen Organisation angeboten würden, die wie die seine über alle Sparten der antisowjetischen Spionage verfügte, vom Dechiffrieren verschlüsselter russischer Meldungen, der Befragung von Kriegsgefangenen bis zur Entsendung von Agenten hinter die roten Linien, der Auswertung von Nachrichtenmaterial und sogar der Durchführung von Operationen der psychologischen Kriegführung. Er hatte damit nur allzu recht.

Gehlen hat deutschen Freunden von mir die dramatische Story seiner Nachkriegskarriere erzählt. Bereits im Januar 1945 hatte er die ersten Schritte unternommen, um seinen Plan in die Tat umzusetzen. Kurz nachdem er vom Führer zu einer letzten persönlichen Berichterstattung empfangen worden war – diese Zusammenkunft fand am 9. Januar 1945 statt –, berief Gehlen die wichtigsten Mitglieder seines Stabs zu einer Besprechung. Sie versammelten sich in dem unterirdischen Stahl- und Betonbunker des Hauptquartiers ›Maybach‹ des OKH in Zossen bei Berlin.

Gehlen hielt eine kurze Ansprache an seine Leute. »Wir werden bald von hier aufbrechen müssen«, sagte er ihnen. »Wir werden flüchten müssen und nicht in der Lage sein, unsere Akten mitzunehmen. Deshalb werden Sie, solange noch Zeit dazu ist, eine kurze aber gründliche Sichtung unseres gesamten Materials vornehmen. Alles, was für künftige Operationen von Wert sein kann – und in diese Operationen beziehe ich auch diejenigen ein, die wir eventuell in einem besiegten und besetzten Deutschland durchführen können –, soll in drei Ausfertigungen auf Mikrofilm aufgenommen werden. Die Originaldokumente sind sämtlich zu vernichten. Die Mikrofilme werden in drei wasserdichten Kanistern verpackt, wobei jeder Kanister die vollständigen Serien enthalten muß.«

Dann teilte er sein Team so in drei Gruppen auf, daß auf jede Gruppe zumindest ein Fachmann für die einzelnen von der Organisation betreuten Gebiete kam. Jede der drei Gruppen erhielt einen Kanister. Diese Kanister waren mit einem Zünder versehen, der sie explodieren ließ, sobald jemand versuchte, sie gewaltsam zu öffnen.

Als die Mikrofilme angefertigt waren – mehrere tausend Meter Film pro Kanister –, waren die Russen bereits bis zur Oder vorgedrungen. Gehlen kam zu der Überzeugung, daß es an der Zeit sei, Zossen zu

verlassen und südwärts zu ziehen. In einem Konvoi von Wehrmachtswagen fuhren Gehlen und seine Leute in Richtung Bayern.

Sie blieben bis Miesbach zusammen, einem Ort in jenem Alpengebiet zwischen Bayern und Österreich, das Hitler als die ›uneinnehmbare Alpenfestung‹ bezeichnet hatte, an dem seine Armeen bis zuletzt Widerstand leisten würden. Hier befahl Gehlen seinen drei Gruppen, sich zu trennen.

»Die Amerikaner können jetzt jeden Augenblick hier sein«, sagte er zum Abschied. »Führen Sie meine Befehle aus, und alles wird gutgehen. Ich werde durch einen Kurier mit Ihnen in Verbindung bleiben.«

Als die anderen beiden Gruppen zu ihren vorbereiteten Schlupfwinkeln abgezogen waren, brach auch Gehlen mit seinem Team auf. Sie erstiegen einen Berg oberhalb des Schliersees, bis sie die Elendsalm erreichten, wo Gehlen insgeheim eine Hütte für seine Gruppe hatte vorbereiten lassen. Und auf der Elendsalm und dem sie überragenden Berggipfel erwartete er die Ankunft der Amerikaner.

Er brauchte nicht lange zu warten. Durch ihre Ferngläser konnten Gehlen und seine Offiziere zwei Tage später die erste amerikanische Panzerspitze ausmachen, die da unten durch die Alpentäler raste und den Vorstoß anführte, der sie bis vor die Tore von Prag bringen sollte.

»Es wird noch ein paar Tage dauern, bis die Amis aus ihren Jeeps steigen, um sich einmal hier oben umzusehen«, sagte Gehlen. »Und wenn sie kommen, wird es Tag sein. Sie haben viel zuviel Angst, um in der Nacht hier heraufzuklettern. Wir können also ruhig in unserer Hütte schlafen und brauchen nicht im Freien zu kampieren.«

Mit dieser Voraussage – der letzten, die er in seiner Eigenschaft als Hitlers Spionagechef der Wehrmacht abgab – sollte Gehlen recht behalten. Fast eine Woche verging, bis schließlich an einem sonnigen Morgen ein Zug von GIs anrückte und mit seinen Maschinenpistolen das Feuer auf die Mauern der Hütte eröffnete. Der General hielt den Zeitpunkt für gekommen, von seinem Berggipfel herabzusteigen und sich zu ergeben.

Im Gegensatz zu anderen hohen Offizieren unternahm Gehlen nicht den geringsten Versuch, seine Identität oder die Bedeutung seiner Stellung zu verschleiern. Er stellte sich der Abteilung, die ihn gefangennahm, sofort als Chef von Hitlers antisowjetischem Spionagedienst vor. Und zum Beweis reichte er den Leuten sein Soldbuch und seine Papiere.

»Generalleutnant Reinhard Gehlen«, verkündete er hoffnungsvoll

mit einer leichten Verbeugung und knallte die Hacken zusammen. »Ich befehlige die Abteilung ›Fremde Heere Ost‹ im OKH. Intelligence Dienst, Sie verstehen ... genau wie Sie!«

Aber die Leutnants und Sergeanten der amerikanischen CIC, welche die Gefangenen aussortierten, waren an bloßen Generalen nicht interessiert, nicht einmal an Generalen der Abwehr. Diese ›Krauts‹ liefen zu Dutzenden herum. Die CIC jagte nach größerem Wild ... nach Gauleitern, Kriegsverbrechern, Angehörigen der Gestapo.

Gehlen mußte zu seiner Bestürzung erfahren, daß man ihn nicht beachtete. Es dauerte Wochen, bis man ihn endlich nach Wiesbaden schickte, wo er von einem gewissen General Truscott verhört wurde, einem Mann des amerikanischen Nachrichtendienstes, der herausbekommen wollte, wie der deutsche Spionagedienst aufgezogen war und funktionierte.

Bei dieser ersten Unterhaltung waren die Rollen sonderbar vertauscht. Nicht Truscott examinierte Gehlen, sondern Gehlen Truscott. Und zu seiner großen Erleichterung merkte Gehlen, daß Truscott nicht zu der Sorte von Offizieren gehörte, die Stalin für den einzigen wahren Demokraten unter den Verbündeten Amerikas hielten. Gehlen entschloß sich, seine Karten auf den Tisch zu legen. Er berichtete von den Kanistern mit den Mikrofilmen, den versteckten Teams seiner Fachleute, den erbeuteten sowjetischen Dokumenten mit dem Geheimmaterial über die russischen Streitkräfte. Er sagte alles.

General Truscott konnte sein Glück kaum fassen. Er hatte einen Knüller! Einen veritablen Knüller!

Aber auch Gehlen konnte zufrieden sein. Das war die Chance, auf die er gehofft hatte. Jetzt holten die Amerikaner Gehlens Leute sowie seine Archive und Unterlagen zusammen und unterzogen alles einer gründlichen Prüfung. Die Deutschen mußten sich hinsetzen und die Geschichte ihrer Operationen und Methoden zu Papier bringen. Gehlen befahl seinen Leuten, nichts zu verheimlichen. Bald war es soweit, daß die amerikanischen Nachrichtenoffiziere sich bei ihm Auskunft holten, wenn sie etwas über die Rote Armee oder die Lage in den sowjetisch besetzten Gebieten wissen wollten und wenn sie sich nicht im klaren waren, wie sie diese Meldung auslegen oder auf jene reagieren sollten.

Es dauerte nicht lange, und Gehlen wurde mitsamt seinen Experten aus dem etwas primitiven Befragungslager herausgeholt und auf das streng bewachte Gelände der militärischen US-Nachrichtendienste in Frankfurt am Main gebracht. Hier wies man ihnen eigene Büros an,

in denen sie arbeiten konnten. Praktisch waren sie jetzt freie Menschen. Sie konnten jederzeit in die Stadt gehen oder sich mit ihren Frauen treffen.

Das war sehr wichtig für sie sowohl als Einzelmenschen wie als Mitglieder eines Volkes, das damals unter Arbeitslosigkeit und Hunger litt. Noch wichtiger jedoch war die geschichtliche Bedeutung dieser Entwicklung. Denn Gehlen und seine Stabsoffiziere begannen jetzt wieder mit ihrer Aktion gegen die Russen.

Auf Veranlassung General Truscotts nahm Gehlen erneut Kontakt mit den Agenten auf, die er zurückgelassen hatte, als Hitlers Armeen vor den Russen zurückwichen. Die Amerikaner stellten die nötigen Mittel zur Verfügung, und bald schon begann Gehlens Nachrichtenmaschine wieder zu ticken – wie das Herz eines Mannes, das für ein paar Minuten stillgestanden hat und durch die Massage eines geschickten Arztes wieder ins Leben gerufen worden ist.

Die Informationen, die Gehlens Organisation vor allem aus dem besetzten Teil Deutschlands beschaffte, den die Russen jetzt den Alliierten gesperrt hatten, waren im Vergleich mit dem dürftigen Material, über das die Amerikaner verfügten, so vorzüglich und umfangreich und Gehlens Analysen waren so scharfsinnig, daß Truscotts Chefs in Washington aufzuhorchen begannen. Sie veranlaßten Truscott, Gehlen im Flugzeug in die Vereinigten Staaten zu schicken, damit das Pentagon ihn sich einmal ansehen konnte.

Dort in Washington aber schloß Gehlen sein allerbestes Geschäft ab – jenes Geschäft, das der Traum Himmlers und Schellenbergs gewesen war! Es ermöglichte ihm, eine Abteilung von Hitlers Generalstab wieder ins Leben zu rufen und die Grundlage für die Wiederbewaffnung Deutschlands zu schaffen – und das in einer Zeit, in der der bloße Gedanke an eine solche Wiederbewaffnung nicht nur für die Regierungen der Alliierten, sondern, wie ich auf meiner Rucksackreise hatte feststellen können, auch für die Deutschen selbst tabu war.

Gehlen willigte ein, einen deutschen Spionagedienst aufzubauen, der den Amerikanern Informationen aus den Gebieten hinter dem Eisernen Vorhang beschaffen würde. So wie Gehlen heute selber die Zusammenhänge schildert, stellte er den Amerikanern zuvor drei Bedingungen:

1. Der Stab seiner Einheit müsse ausschließlich seinem Befehl unterstehen. Die Einheit solle als rein deutsche Organisation mit einem von den Amerikanern finanzierten festen Dollarbudget arbeiten.

2. Kein Mitglied seiner Einheit dürfe gezwungen werden, gegen die nationalen Interessen Deutschlands zu handeln.
3. Bis Deutschlands Souveränität wiederhergestellt und eine rein deutsche Regierung gebildet sei, solle die Einheit von den Amerikanern als Treuhänder der deutschen Interessen auf dem Gebiet des Spionagewesens angesehen werden. Es solle ihm, Gehlen, freistehen, seine Organisation nach Erlangung der deutschen Souveränität der deutschen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Die Amerikaner akzeptierten Gehlens Bedingungen, garantierten ihm ein festes Jahresbudget von dreieinhalb Millionen Dollar (die Summe wurde bald danach erhöht) und räumten Gehlen, seinem Stab und deren Familien einen besonderen Bezirk auf ihrem eigenen Gelände in Pullach, einem Vorort von München, ein, wo sie wohnen und arbeiten konnten. Es mutet wie eine Ironie an, daß Hitlers ehemaligem Spionagechef ausgerechnet die frühere Rudolf-Heß-Siedlung zugewiesen wurde, ein Wohnkomplex aus Ein- und Zweifamilienhäusern, der ursprünglich gebaut worden war, um hier Amtswalter der NSDAP mit kinderreichen Familien aufzunehmen. Während des Krieges hatte die Siedlung als geheimes Stabsquartier gedient.
Hinter einem hohen Stacheldrahtzaun, bewacht von einem Bataillon deutscher Polizisten unter amerikanischer Führung, begann das Gehlensche Team nun in völliger Abgeschlossenheit, gänzlich isoliert von der Außenwelt, zu arbeiten. Nicht einmal die Kinder von Gehlens Leuten durften das Lager verlassen, weil man fürchtete, sie könnten etwas ausplaudern. Sie besuchten, ebenso wie Gehlens eigene vier Kinder, eine Sonderschule innerhalb des Lagers.
Aber Gehlen, der den Wappenspruch seiner flämischen Vorfahren *Laet vaeren nytt* (Gib nie auf!) jetzt wieder an der Wand seines Arbeitszimmers aufhängte, hatte nun das erreicht, was er angestrebt hatte. Er konnte nicht nur seine Einheit zu einer Art deutschem Schatten-Generalstab machen, sondern – was noch wichtiger war – es lag in seiner Macht, den Amerikanern Informationsmaterial zu liefern, das sie zu der Überzeugung bringen mußte, es sei nötig, wieder eine deutsche Wehrmacht aufzubauen, um mit ihrer Hilfe Europa gegen die Russen zu verteidigen.
Zu den Stabsoffizieren, die Gehlen für seine Organisation anwarb, gehörte auch einer seiner ehemaligen Chefs, Generalleutnant Adolf Heusinger, der später der erste Generalinspekteur der Bundeswehr werden sollte. Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, ist Heusinger

Vorsitzender des ›Ausschusses der militärischen Vertreter‹ der NATO – eine Position, die er ebenso wie den vorhergehenden Posten bei der Bundeswehr auch der Fürsprache des einflußreichen Gehlen bei den Amerikanern verdankt.
Allerdings leistete Heusinger in Pullach keine Spionagearbeit für Gehlen. So wie Heusinger selbst die Zusammenhänge schildert, forderte Gehlen ihn Anfang des Jahres 1948, direkt nach seiner Entlassung aus der Internierung, auf, zu einer Einheit zu kommen, um sein Wissen über die Rote Armee auf den neuesten Stand zu bringen.
»Es dürfte doch recht nützlich für Sie sein«, sagte Gehlen, wie Heusinger berichtet, »wenn Sie sich über die militärische Situation im Osten informierten. Das können Sie in meinem Laden tun.«
Auch andere ehemalige Kameraden aus dem Generalstab stießen zu Gehlen. Und bald schon arbeitete man in Pullach fast ebenso eifrig an den Vorbereitungen zum Aufbau einer neuen deutschen Militärmacht, die die Amerikaner nach Gehlens Überzeugung in Kürze fordern würden, wie an der Beschaffung von Informationsmaterial für die amerikanischen Auftraggeber. Eine ganze Anzahl hoher Offiziere der neuen Bundeswehr sind aus Gehlens ›Kriegsakademie‹ hervorgegangen.
Selbstverständlich sang Gehlen von Anfang an den Amerikanern immer wieder das alte Lied von den Wehrmachtsoffizieren vor, die ›alle gegen Hitler waren‹, und behauptete – genau wie Kapitän Kupfer, dessen Marine-Nachrichtendienststelle ich übernommen hatte –, daß er und seine Gruppe ein Zufluchtsort für Nazigegner gewesen seien und daß seine Einheit nie das geringste mit Schellenbergs SD-Leuten zu schaffen gehabt habe. In Wirklichkeit jedoch hatten Gehlens und Schellenbergs Einheiten während des Krieges oft Hand in Hand gearbeitet. Das war auch unvermeidlich. Und viele frühere SD- und SS-Leute wurden nun Mitglieder der von den Amerikanern bezahlten Gehlenschen Organisation. Diese Deckung war ein Himmelsgeschenk zu jener Zeit, als die Alliierten in ganz Europa nach den ehemaligen Angehörigen des SD und der SS fahndeten.
Aber auch heute noch, wo Gehlens Organisation längst aus amerikanischen Diensten entlassen und zu Adenauers Spionageabteilung Nummer eins geworden ist, leugnet Gehlen hartnäckig, daß er SD- oder SS-Leute beschäftige. So heißt es in einem von Gehlen inspirierten Spiegel-Artikel vom 22. September 1954 (Gehlen hatte dem damaligen Chefredakteur des ›Spiegel‹, Hans Detlev Becker, die Informationen und Unterlagen dazu persönlich geliefert): »Als V-Leute und Forscher

stehen zwar ehemalige SD- und Gestapobeamte hier und da in Gehlens Diensten, da sie bei ehemaligen Kameraden auf der Gegenseite eine gute Ansprache haben und in einer Reihe von Fällen erfolgreich in den gegnerischen Dienst eingedrungen sind ... In Gehlens Stab gibt es nicht einen einzigen SD- oder Gestapo-Mann.«

Hin und wieder jedoch dringt die Kunde über SD- und SS-Leute, die in Gehlens Abteilung auch höhere Posten einnehmen, auf recht peinliche Weise an die Öffentlichkeit. So zum Beispiel im November 1961, als bekannt wurde, daß ein hoher Beamter der Gehlenschen Organisation namens Heinz Felfe innerhalb dieser Abteilung selbst für die Sowjets spioniert hatte. Felfe, ein ehemaliger Obersturmbannführer der SS mit der SS-Nummer 286 288, hatte in Schellenbergs SD gearbeitet. Als er 1961 verhaftet wurde, gab er an, er habe aus patriotischen Gründen für die Russen Spionage getrieben.

General Gehlen und sein Nachrichtendienst, so erklärte Felfe, hätten den Führer und das Reich verraten, als sie 1945 zu den Amerikanern übergingen. Er habe seinerseits für die Russen gegen Gehlen spioniert, um seinen Führer zu rächen.

»Übrigens«, fügte er hinzu, »möchte ich diesmal auf der richtigen Seite stehen«.[1]

Natürlich wußte ich von alledem noch nichts, als ich damals im Sommer 1946 meine Reporterreise durch Deutschland unternahm. Erst im Jahre 1952 schrieb ich meinen ersten Bericht über General Gehlen und seine Organisation – und der *Daily Express* war die erste Zeitung, die überhaupt etwas über ihn brachte. Ich zweifle sogar, ob Konrad Adenauer, der 1946 gerade seine politische Nachkriegskarriere begann, damals etwas über Gehlen und dessen Tätigkeit wußte. Er vertrat zu jener Zeit die Ansicht, daß Deutschland für immer entmilitarisiert bleiben müsse.

Der Mann, den die Engländer seines Postens als Oberbürgermeister von Köln enthoben und gewissermaßen zu einer politischen Laufbahn als Führer der neu gegründeten Christlich Demokratischen Union gezwungen hatten, sagte 1946: »Wir sind einverstanden, daß wir völlig abgerüstet werden, daß unsere Kriegsindustrie zerstört wird, daß wir nach beiden Richtungen hin einer langen Kontrolle unterworfen werden. Ja, ich will noch weitergehen: Ich glaube, daß die Mehrzahl des deutschen Volkes einverstanden wäre, wenn wir wie die Schweiz völkerrechtlich neutralisiert würden.«

[1] ›Der Spiegel‹, Hamburg, Nr. 52, 1961.

Ich bin überzeugt, daß er mit seiner Annahme, dies sei bei den Deutschen des Jahres 1946 die überwiegende Meinung, recht hatte. Ich glaube sogar, daß diese Ansicht noch immer bei der deutschen Öffentlichkeit vorherrschte, als es 1947 bei der Konferenz der Großen Vier in Moskau zwischen der Sowjetunion und den Westmächten zu einer ernsten Meinungsverschiedenheit über die Zukunft Deutschlands kam, auch während der darauf folgenden Blockade Berlins änderte sich da offenbar nichts. Doch damals – Ende 1948 – hatte Dr. Adenauer, der nun Präsident des neu geschaffenen Parlamentarischen Rates war, inzwischen seinen ›lieben General‹ kennengelernt, wie er Reinhard Gehlen freundschaftlich betitelte, und seine Ideen hatten sich gewandelt. Er bat General Hans Speidel, Rommels ehemaligen Stabschef, ein Memorandum aufzusetzen, in dem die Stärke der einzelnen europäischen Armeen verglichen und festgestellt werden sollte, was Deutschland an bewaffneten Kräften anzubieten hätte, falls die Westmächte einen ›militärischen Beitrag‹ anfordern sollten. Dieses Memorandum wurde den Amerikanern diskret unterbreitet. Die Amerikaner aber waren zwar beeindruckt, gingen jedoch nicht darauf ein – noch nicht. Trotzdem war hiermit der zweite große Schritt zur Wiederbewaffnung Deutschlands getan – ohne Wissen oder Zustimmung der deutschen Öffentlichkeit.

Ohne Wissen – denn im Dezember 1948, im selben Monat, in dem er Speidels Memorandum Washington unterbreitete, widersprach Adenauer französischen Zeitungsberichten, laut denen er die Aufstellung von achtundzwanzig stark bewaffneten Polizeidivisionen vorgeschlagen hatte. »An dieser Behauptung ist kein Wort wahr«, erklärte er. Und ausländischen Journalisten, die ihn über seine Auffassung zu einer Remilitarisierung befragten, antwortete er: »Ich habe zu dieser Frage keine Auffassung. Ich denke über dieses Problem überhaupt nicht nach.«

Ich sagte bereits, daß es meiner Meinung nach vor allem auf eines ankam: Wenn Deutschland, das durch seine Gelüste auf das Gebiet und den Besitz seiner Nachbarn schon zweimal in diesem Jahrhundert in einen Angriffskrieg gestürzt worden war, zu einem zivilisierten Mitglied des westlichen Verbands der Nationen werden sollte, mußte seine Bevölkerung dazu gebracht werden, ehrliche Reue über die Ereignisse der Vergangenheit zu empfinden. Der Nürnberger Monsterprozeß gegen die wichtigsten Überlebenden aus Hitlers engstem Kreis war darauf angelegt, Dinge zum Bewußtsein der deutschen Öffentlich-

keit zu bringen, die ein derartiges Gefühl erzeugen mußten. Aber wurde dieser Zweck auch erfüllt?
Ich konnte leider nur wenig davon bemerken. Gewiß hatten der Prozeß und das hierbei erbrachte Beweismaterial ihre Wirkung auf die wenigen sorgfältig ausgesuchten Deutschen, die zur Publikumstribüne zugelassen wurden und auch auf einige der Angeklagten in der langen doppelreihigen Anklagebank. So zum Beispiel auf Hans Fritzsche, Goebbels' berühmten Kommentator und Rundfunksprecher, den ich mit meinen entlarvenden Repliken im Deutschen Dienst der BBC lächerlich zu machen versucht hatte. Fritzsche war offensichtlich erschüttert und gestand es bereitwillig, als ich ihn am Tag nach seiner Freisprechung im Gefängnis besuchte.
»Ich habe nichts von all diesen entsetzlichen Dingen gewußt«, sagte er. »Sie sind ein wahrer Alptraum. Unser Volk trägt eine Schuldenlast, die erst in Generationen abgetragen werden kann.«
Doch wenn ich in den kleinen Kneipen und den Wirtschaften auf der Landstraße einkehrte, wie ich es gern und häufig tat, um das abscheuliche Bierwasser zu trinken, das einem 1946 dort vorgesetzt wurde, und mit den anderen Gästen den allabendlichen Rundfunkbericht über den Prozeß anzuhören, stieß ich bestenfalls auf Gleichgültigkeit. Nur allzu oft wurde der Apparat mit einem »Wer will das schon hören!« abgeschaltet.
Und Menschen, die verhältnismäßig aufmerksam den Nachrichtendienst gehört hatten, der dem Bericht aus Nürnberg vorausging, begannen sofort ein lautes Gespräch über Themen, die ihnen mehr zusagten.
Ich kann nicht einmal behaupten, daß ich sie deswegen tadle. Denn einerseits hatten sie genug mit ihrem eigenen Unglück zu tun, das sie, wie es nun einmal der menschlichen Natur entspricht, lieber der Ungerechtigkeit der Alliierten als Hitler und seinem Krieg zuschrieben. Der andere und wichtigere Grund jedoch lag in der Tatsache, daß die Berichte über den Nürnberger Prozeß von einem Mann gesprochen wurde, dessen Wiener Dialekt den Deutschen besonders unsympathisch war, und daß sie in einer Weise dargeboten wurden, die auch ich in meiner Rolle als angeblicher Deutscher abstoßend fand. Obendrein schien die Dauer dieser Sendung niemals zu variieren. Gleichgültig, ob sie fesselnde Einzelheiten enthielt oder nur das übliche Routinematerial, Herr Ullman, ein naturalisierter Amerikaner, der sich Gaston Quemon nannte, dehnte sie stets zur gleichen Länge aus.
Zu meiner Freude kann ich heute feststellen, daß seit jener Zeit einige

deutsche Zeitungen und vor allem Zeitschriften wie ›Der Spiegel‹ und ›Stern‹ und ebenso zahlreiche Schriftsteller wie, um nur ein Beispiel zu nennen, Eugen Kogon, ihr möglichstes getan haben, um auch weiteren Kreisen die richtige Einschätzung der Verbrechen zu ermöglichen, die im Namen Deutschlands begangen wurden. Aber das Terrain, das in jenen ersten Tagen verlorenging, ist nie zurückerobert worden.
Ich selber war nur zweimal bei den Nürnberger Prozeßverhandlungen zugegen – das zweite Mal bei der letzten Sitzung des Hauptprozesses, in welcher der Gerichtshof seinen Spruch verkündete. In meinem Bericht hob ich die absolute Fairneß des Verfahrens hervor. Es war ein angenehmer Kontrast zu allem, was ich bis dahin in einigen der Entnazifizierungsgerichte erlebt habe. Aber ich sprach auch mein Bedauern darüber aus, daß unter den Richtern keine Deutschen gewesen waren. Denn da Deutsche auf der Anklagebank saßen und von einem deutschen Anwalt verteidigt wurden, während die Staatsanwälte und Richter sämtlich den Siegermächten angehörten und kein einziger Neutraler unter ihnen war, mußten die Deutschen, wie ich fürchtete, unweigerlich den Eindruck bekommen, daß die Urteile nicht durch die Bemühung um Gerechtigkeit, sondern durch Rachegelüste zustande gekommen waren. Und diese Befürchtung sollte sich bewahrheiten.
Eines erzählte ich jedoch nicht in meinem Bericht: Wie nämlich am letzten Prozeßtag mein ehemaliger Rundfunkgegner Hans Fritzsche noch den Endsieg in unserem langjährigen Duell für sich buchen konnte. Denn als er, Franz von Papen und Hitlers alter Finanzzauberer Dr. Hjalmar Schacht freigesprochen worden waren, führte man diese drei in einen Vorraum, um sie dem internationalen Pressekorps vorzustellen. Einige Minuten lang ging es hier zu wie in einem Tollhaus. Aufgeregte Reporter und Reporterinnen drängten sich um die drei Männer, riefen ihnen Fragen zu und baten um Autogramme. (Schacht verkaufte seine Autogramme mit dem für ihn charakteristischen Geschäftssinn gegen Schokolade.) Die Ordnung wurde erst wiederhergestellt, als eine junge Französin und ich zu Dolmetschern und Sprechern für die französisch und englisch sprechenden Gruppen ernannt wurden.
Kaum hatte Fritzsche meinen Namen gehört, als er von seinem Sitz aufsprang und mit ausgestreckter Hand auf mich zukam.
»Sind Sie wirklich Sefton Delmer?« fragte er mich im besten ›Stanley-trifft-Livingstone‹-Stil. »Ich habe mir immer gewünscht, Ihnen einmal

die Hand schütteln zu können. Wie oft, wenn ich Ihre Antworten auf meine Kommentare hörte, habe ich gedacht, was für ein Vergnügen es sein müßte, Sie an irgendeinem neutralen Ort zu treffen, ein Glas mit Ihnen zu trinken und mich mit Ihnen zu unterhalten. Daß wir uns auf diese Weise treffen würden, habe ich allerdings nie gedacht!«
Und während ich etwas verlegen grinste und ein amerikanischer Reporter seinem Kameramann zurief: »Nimm das auf, Joe! Zwei Stimmen begegnen sich!«, schüttelten wir uns die Hände, und Fritzsche schoß seinen letzten triumphierenden Pfeil ab: »Sefton Delmer, Sie waren ein fairer Gegner. Ich hoffe, Sie sagen dasselbe von mir!«
Ich nickte und grinste nur. Denn beim Anhören der Urteile da drinnen im Saal hatte ich mir schon überlegt, was wohl geschehen würde, wenn die Rollen vertauscht wären und man diese Gesetze auf mich anwenden würde. Fritzsches Freispruch hatten die Richter damit begründet, daß er tatsächlich jenen Lügen, mit denen man ihn und das deutsche Volk irreführte, Glauben geschenkt hatte. Welche schreckliche Strafe hätte mich getroffen, den Mann mit dem Wahlspruch: »Genauigkeit zuerst, zuletzt und in allen Dingen! Alle unsere Lügen müssen wohlüberlegte Lügen sein!«
Die Rechnung wurde mir am nächsten Morgen präsentiert. Überall in der Welt empörten sich die Liberalen und die Anhänger der Linken über Sefton Delmer, der ›dem Mord die Hand gereicht hatte‹. Die sozialdemokratische Berliner Zeitung ›Telegraf‹ brachte einen Leitartikel, in dem sie mich zwar zu dem glänzenden Stil meiner einstigen Antworten an Fritzsche beglückwünschte, dann aber bitter hinzufügte: »Wenn das alles nur ein Boxkampf war, mit einem Shakehands am Ende, dann tut es uns wirklich leid, daß wir damals beim Anhören der BBC Kopf und Kragen riskiert haben.«
Das war Spiel, Satz und Sieg für Fritzsche!

Herrn Ullmans Behandlung der Nürnberger Prozesse und die Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber seinen Berichten bedrückten mich. Fast noch erschreckender aber fand ich das, was ich von der Arbeit der sogenannten Entnazifizierungsgerichte zu sehen bekam. Hier saßen aus den Konzentrationslagern befreite Nazigegner mit zurückgekehrten Emigranten und anderen deutschen ›Demokraten‹ zu Gericht über Männer und Frauen, die der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen angehört hatten. Die Aufgabe dieser Gerichte war es, die Deutschen in Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete zu unterteilen und die einzelnen je nach ihrer Einstufung in

eine der fünf Gruppen mit Gefängnis, Geldbußen, Rentenentziehung oder Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zu bestrafen oder sie freizusprechen.
Jedesmal wenn ich nach Deutschland kam, ging ich zu diesen Gerichtssitzungen, und jedesmal war ich von neuem entsetzt. Denn ich hatte den Eindruck, daß hier die gleiche Rachsucht und der gleiche Mangel an Achtung vor den Regeln der Prozeßordnung herrschten, wie ich sie bei den kommunistischen ›Volksgerichtshöfen‹ in Belgrad und Warschau erlebt hatte. Mein einziger Trost war, daß diese willkürlichen Urteile, die ich vernahm, noch den Beamten der Militärregierung zur Bestätigung vorgelegt werden mußten. Aber es war nur ein schwacher Trost. Denn ich war keineswegs überzeugt, daß diese Beamten in der Lage sein würden, die Überprüfung der Urteile mit der nötigen Sorgfalt vorzunehmen – zumindest nicht in den Fällen, die ich selbst mit angehört hatte.
In Hamburg besuchte ich die Verhandlungen eines Entnazifizierungsgerichts, das die Parteimitglieder unter den Direktoren und Angestellten der Öl-Industrie vorgeladen hatte. Ein bebrillter Gewerkschaftler führte den Vorsitz. Seine Qualifikation zu diesem Amt war die Tatsache, daß er mehrere Jahre in einem Konzentrationslager verbracht hatte – ich glaube, es handelte sich um eins der Lager in der Lüneburger Heide. Jetzt genoß er die Möglichkeit, sich zu rächen. Offensichtlich kam er sich wie ein Robespierre des 20. Jahrhunderts vor, der die Unterdrücker des Volks auf die Guillotine schickte.
Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn sein Opfer einer jener brutalen SS-Männer gewesen wäre, die als KZ-Wächter eingesetzt waren. Aber der Mann, der vor ihm stand, war ein harmloser, sehr eingeschüchterter Ingenieur, dessen Verbrechen es war, im Jahre 1932 in die NSDAP eingetreten zu sein. Es ist mir immer unlogisch und falsch erschienen, daß gemäß den Bestimmungen der Alliierten die Menschen, die sich der Partei angeschlossen hatten, bevor Hitler sein wahres Gesicht enthüllte, härter bestraft wurden als diejenigen, die Nationalsozialisten wurden, nachdem er seine verbrecherischen Absichten öffentlich demonstriert hatte. Wenn die Mitgliedschaft in einer Partei an sich schon ein Verbrechen war – eine Behauptung, die mir nie ganz einleuchtete –, dann waren meiner Ansicht nach die Menschen, die nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze, nach den Pogromen und der Verletzung aller Menschenrechte durch das Hitlerregime der NSDAP beitraten, weitaus schuldiger als dieser kleine Mann, der dort in Hamburg vor seinen Richtern stand.

Dr. Hans Globke konnte jedoch einen Brief – einen ›Persilschein‹, wie die Deutschen sagten – vorweisen, in dem Kardinal Preysing, der Erzbischof von München und Freising, ihn als einen frommen Sohn der Kirche hinstellte, der den Nationalsozialismus entschieden verurteilt und alles getan hatte, was in seiner Macht stand, um Ungerechtigkeiten und Gewalttaten zu verhindern. Die Engländer hatten ihn aus dem Internierungslager in Lichtenau geholt, wo er als ›Kriegsverbrecher Nr. 101‹ festgehalten wurde, und in Bünde als Berater eingesetzt, der ihnen helfen sollte, das neue deutsche Wahlrecht zu entwerfen. Nichts hielt Bundeskanzler Adenauer davon ab, diesen strebsamen Beamten zu seinem wichtigsten Berater zu machen. Nicht einmal die Enthüllung, daß Globke während der Nazizeit der ›Sachbearbeiter‹ bei den Vorarbeiten für den Friedensschluß mit Frankreich war. Globke übernahm diese Funktion nicht im Rahmen seiner Tätigkeit im Reichsinnenministerium, sondern innerhalb des Geschäftsbereichs des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung.

Er wurde von Staatssekretär Stuckart mit den Vorarbeiten für die Friedensregelung mit Frankreich betraut, von jenem Stuckart, der den Entwurf über die Grenzziehung gegen Frankreich unterschrieben hatte. (Für mich wurde das Dokument ›Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich‹, das ich in den Ruinen der Reichskanzlei für vierzig Zigaretten erworben hatte, unter diesem Gesichtspunkt besonders bemerkenswert. Was Staatssekretär Dr. Globke heute dazu sagt, steht im Anhang.) Globke wurde Adenauers Intimus, obwohl der Kanzler in allen anderen Fällen sorgsam darauf bedacht war, auf die Gefühle der Franzosen wie auf die der Juden Rücksicht zu nehmen.

Nun, da Deutschland seine volle Souveränität wiedererlangt hat, ist es natürlich einzig und allein Sache der Deutschen, wen sie als Richter, Lehrer, Ärzte und Verwaltungsbeamte verwenden wollen. Für diejenigen unter uns jedoch, die auf ein neues Deutschland gehofft hatten, auf ein Deutschland, das im Bewußtsein der begangenen Verbrechen Hitler und sein Regime endgültig abtun würde, bedeutet das Wiederauftauchen so vieler Männer, die Hitlers Mordregime unterstützt haben, eine tragische Enttäuschung. Und sie wird nicht weniger tragisch durch die Tatsache, daß wir an der Rückkehr dieser Männer mitschuldig sind, oder durch die Tatsache, daß dieses Deutschland, in dem sie und die hinter ihnen stehenden Kräfte erneut zur Macht gelangt sind, heute unser Verbündeter ist.

Man sollte der alten Maxime »Erkenne deinen Feind« eine neue hinzufügen: »Erkenne deinen Verbündeten!«

59. Peggy, Felix und Selina

Eins hatte meine Arbeit während des Krieges mich gelehrt: Es war absolut möglich, Voraussagen zu machen, die sich dann als zutreffend erwiesen. Und während der Nachkriegsjahre stellte ich denn auch einige sehr nützliche Berechnungen im Hinblick auf kommende Ereignisse an, die es mir ermöglichten, bei mehreren entscheidenden Gelegenheiten im richtigen Augenblick am richtigen Ort zu sein.

Auf meinem ›privaten Sektor‹ jedoch – wie die Wirtschaftsplaner des Herrn Ulbricht sagen würden – sollte ich mich mit meinen Voraussagen gründlich irren. Nachdem Isabel und ich geschieden waren, erklärte ich, daß ich für den Rest meines Lebens Junggeselle bleiben würde. Ich war fest überzeugt, daß ein reisender Reporter, der oft monatelang unterwegs ist, keine Frau und keine Familie haben sollte, sondern nur seinen Beruf. Meine liebe Wiener Freundin Lisl hatte wieder und wieder auf mich eingeredet und behauptet, es sei jetzt die höchste Zeit, daß ich mich wieder verheiratete. Sie hatte sich sogar angeboten, in den Kreisen des österreichischen Adels nach einer charmanten jungen ›Lebensgefährtin‹ für mich zu suchen! Ich lachte sie nur aus. Ich hatte eine hübsche Junggesellenwohnung in der Arlington Street in London, in der ich glücklich und behaglich lebte, wenn ich von meinen Streifzügen in alle Teile der Welt wieder einmal nach Hause kam. Das in gastronomischer Hinsicht recht verläßliche Restaurant Caprice von Mario Galati lag meiner Haustür direkt gegenüber, mein Club war leicht zu Fuß zu erreichen, ich hatte einen großen Freundeskreis und sah keinerlei Grund, diese angenehme Lebensweise aufzugeben. Es war, wie ich mir sagte, meine Bestimmung, bis zum Ende meiner Tage allein zu bleiben.

Keine Voraussage war je falscher! Mein Junggesellendasein währte noch keine drei Jahre, als ich an einem Juliabend des Jahres 1948 mit einer jungen Frau, die ich vor einigen Jahren kennengelernt hatte, zu Abend aß. Sie fragte mich, ob ich nicht einen Job für sie hätte.

»Könnten Sie mich nicht als Fahrerin gebrauchen?« erkundigte sie sich mit ernster Unschuld. »Ich bin eine gute Fahrerin, und ich würde Ihren Wagen auch waschen und pflegen.«

»Nein«, hörte ich mich selber antworten. »Das kommt leider nicht in Frage. Die Zeitung hält es nicht für nötig, mir einen Wagen zu bewilligen, geschweige denn einen Fahrer. Aber was meinen Sie, würden Sie wohl meine Frau werden?«

Vier Wochen später, am 11. August 1948, waren Peggy und ich verheiratet. Wir machten unsere Hochzeitsreise nach Paris, wo ich Geschäft und Romantik miteinander verband, indem ich in unserem Appartement im Vendôme-Hotel meine Wochenendkolumne über die politische Krise in Paris schrieb.

Peggy war noch nie im Ausland gewesen, und ich war gespannt, wie sie auf ihre erste Berührung mit dem Kontinent reagieren würde. Als die BEA-Maschine durch die Watteschicht der Wolken brach, die uns Frankreich bis dahin verhüllt hatte, und die flachen heckenlosen Felder um Le Bourget in Sicht kamen, blickte Peggy aus dem Fenster hinunter. Sie nahm eine lange und sorgfältige Besichtigung vor. Schließlich teilte sie mir ihren Eindruck mit.

»Das Land scheint mir nicht sehr geeignet für Parforcejagden«, sagte sie mit ihrer dunklen ernsthaften Stimme. Ich nahm sie begeistert in die Arme und küßte sie.

Wie war es zugegangen, daß die Wege Peggy Blacks, der Turnierspringreiterin und passionierten Teilnehmerin an Parforcejagden und des monströs dicken Delmer sich kreuzten, der nie mehr auf einem Pferd gesessen hatte, seit eines dieser Tiere ihn vor dreiundzwanzig Jahren in Oxford in die Themse geworfen hatte? Der Krieg ›trug die Schuld‹. Er hatte Peggy gezwungen, ihrem geliebten Turnierpony Juno und den Stallungen des großen Pferdezüchters Phil Blackmore Lebewohl zu sagen, und mich hatte er veranlaßt, ein Spezialist für Fälschungen und Lügen zu werden. Denn Peggy war in das MTC, das freiwillige *Motor Transport Corps,* eingetreten, dessen Mitglieder ihrer Herkunft wegen von den klassenbewußten Sicherheitsexperten unserer Geheimdienste als besonders zuverlässig angesehen und darum als Fahrer für so geheime Abteilungen wie S. O. 1 ausgesucht wurden. Peggy war Leonard Ingrams' Fahrerin gewesen, und als solche hatte ich sie kurz nach meinem Eintritt in die Abteilung kennengelernt.

Aber eigentlich war es die Valley Farm, die uns beide zusammenbrachte – die Valley Farm, die unterdessen zum Heim unserer kleinen

Familie geworden ist. Denn als ich im Anfang meiner Karriere als ›psychologischer Krieger‹ einmal zum Wochenende mit einigen Freunden zur Valley Farm gefahren war, hatte ich beim Umsteigen in Marks Tey eine Aktentasche mit den Direktiven für den Deutschen Dienst der BBC im Speisewagen liegenlassen. Der Umschlag, in dem diese Direktiven steckten, und jede ihrer Seiten trugen in großen roten Buchstaben den Stempelaufdruck ›Geheime Dienstsache‹. Würde es mir möglich sein, die Aktentasche wieder in die Hände zu bekommen, bevor die deutschen Agenten sie fanden und ihren Inhalt über den Deutschlandsender ausposaunten? Es war ein Alptraum! Ich ging zu Leonard, beichtete alles und ging dann mit ihm zu Walter Stewart-Roberts, dem Sicherheitsoffizier unserer Abteilung. Zu meiner ungeheuren Erleichterung schien keiner von beiden anzunehmen, daß der Krieg nun meiner Fahrlässigkeit wegen verloren war. Sie lächelten über meine kleinlaute Beschämtheit. Dann nahm Walter den Telefonhörer auf und rief beim Fundbüro der Liverpool Street Station an.

»Ich fürchte, das hat alles keinen Zweck«, meinte ich niedergeschlagen. »Ich habe schon dort angerufen und ebenso beim Fundbüro in Yarmouth und allen anderen Stationen auf der Strecke.«

Aber als Walter Stewart-Roberts jetzt anrief, berichtete Liverpool Street Station, die Aktentasche sei tatsächlich aufgetaucht. Man habe sie in sichere Obhut genommen und erwarte die Abholung.

»Nimm dir meinen Wagen«, sagte Leonard, »fahr hin, hol dir die Tasche und erzähl keinem Menschen, daß du sie verloren hattest.«

Und so lernte ich die Fahrerin Peggy Black kennen. Denn sie hatte an diesem Tag Dienst und fuhr Leonards Wagen. Sie war eine gepflegte schlanke junge Frau mit scharfen keltischen Zügen und dunklen, vertrauensvoll blickenden graubraunen Augen. Außergewöhnlich an ihrer Erscheinung war nur ein unmilitärischer Knoten dunkelbraunen Haares, der ihr, von einem viktorianischen Haarnetz gehalten, unter der Khakimütze in den Nacken herabhing.

Ich stellte fest, daß ›Fahrer Black‹ recht schüchtern und offenbar noch nicht daran gewöhnt war, in London zu fahren. Unzählige von Bombenschutt gesperrte Straßen zwangen uns zu immer neuen Umwegen. Als wir endlich in die Einfahrt zur Liverpool Street Station einbogen, war ›Fahrer Black‹ so nervös, daß sie die Kurve zu eng nahm und mit dem linken Kotflügel die Ziegelmauer streifte. Das machte uns zu Gefährten im Mißgeschick, und um sie etwas aufzuheitern, übertrat ich Leonards ausdrückliches Verbot und erzählte ihr, warum wir gezwungen waren, diese Fahrt zu unternehmen.

»Ich würde Ihre Valley Farm gern einmal sehen«, meinte sie. »Halten Sie Ponies dort?«

Ich hatte im August 1948 die Valley Farm schon fast vergessen. Denn zu meinem größten Bedauern hatte ich sie 1941 aufgeben müssen, als die Abteilung das Haus in Aspley Guise für mich und mein Team zur Verfügung stellte und ich nicht einmal am Wochenende mehr Zeit hatte, zur Valley Farm hinunterzufahren. Ich sah den Verlust als ein persönliches Opfer an, das ich Hitlers Krieg bringen mußte. Aber nun erinnerte mich Peggy wieder daran. Wir mieteten einen Selbstfahrerwagen und fuhren nach Ostanglien, um zu sehen, ob wir einen Spaziergang durch die Felder der Farm unternehmen und vielleicht einen Blick in das Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert mit seinem hohen, vorgeneigten Giebel werfen konnten, der den Besucher mit einer höflichen Verbeugung zu begrüßen schien. Zu unserer unendlichen Freude konnten wir nicht nur ungehindert Grundstück und Haus besichtigen, sondern wurden sogar aufgefordert, es zu erwerben. Denn die Valley Farm stand zum Verkauf. Wir kauften sie. Und auf diese Weise wurde ich nicht nur der Ehemann eines Mädchens vom Lande, sondern auch selbst eine Art Amateurlandwirt aus zweiter Hand. Ich glaube, daß seit meiner Heirat mit Peggy meine Liebe zu den grünen Hängen der Valley Farm mit ihren Ulmen, den Weidenhecken, den jungen Rindern, die auf den Weiden grasen, und dem kleinen Bach, der gemächlich an unserer Nordgrenze entlang dem alten Stour-Fluß zufließt, fast ebenso großen Einfluß auf mein Leben gehabt hat wie meine Liebe zu den Menschen, die dort wohnen – zu Peggy und unseren Kindern Felix und Caroline Selina.

Wenn ich im Sudan unter einem Moskitonetz vor Hitze fast umkam und versuchte, bei einer Temperatur von 48 Grad zu schlafen, oder mühsam im Sauna-Klima von Makassar schwitzte, malte ich mir in Gedanken das liebliche grüne Tal in Ostanglien aus. Ich dachte an die Arbeiten, die nun auf der Farm besorgt werden mußten, an die wilden Karnickel, die im Gras unter den Eichen spielten, und an Peggy, die in ihrem blauen Weinkellner-Kittel die Jerseys molk und die Kälber fütterte, während Nanny Harvey mit den Kindern den rauhen, steinigen Fahrweg hinaufspazierte.

Und noch nie habe ich es bedauert, daß ich eigentlich alt genug bin, um der Großvater meiner Kinder zu sein, oder daß Ian Fleming damals Peggy geraten hatte, sie solle mich fragen, ob ich sie als Fahrerin einstellen könne. Immer war ich dankbar dafür, daß meine Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen ist.

60. *›Einmal ein Verräter, immer ein Verräter‹*

In einem Keller unter der Berliner Charité war es, wo mir das erste bezeichnende Beispiel für jenen sonderbaren Dualismus im nach-hitlerschen Deutschland vor Augen geführt wurde – für jene zweideutige Haltung der führenden Deutschen von heute gegenüber denen, die für eine bessere Welt und ein besseres Deutschland gegen Hitler gekämpft hatten. Die Männer, die heute in Deutschland an der Macht sind, zitieren gern die Widerstandskämpfer als ein Alibi ihrer Nation, wenn es gilt, den Vorwurf der Kollektivschuld abzuwehren, aber sie behandeln diese selben Männer mit Verachtung und brandmarken sie als Verräter, sobald sie sich dazu stark genug fühlen.

In dem säuerlich riechenden Halbdunkel des Krankenhauskellers standen an der weißgetünchten Wand zwei hölzerne, mit Salzlauge gefüllte Kübel. Der Wärter hob nacheinander die beiden Deckel ab, um mir zu zeigen, was darin war. Ich starrte entsetzt auf eine Sammlung von Menschenköpfen, die auftauchten und wieder untergingen, wenn der Wärter sie umrührte, wie Äpfel in einem Wassereimer.

Diese Köpfe, so erklärte der Wärter mir, waren den Hitler-Gegnern von den Scharfrichtern im gefürchteten Gefängnis Plötzensee bei Berlin abgeschlagen worden. Viele von ihnen hatten einst auf den Schultern von Deutschen gesessen, andere auf denen von Norwegern, Franzosen oder Polen. Es war, wie der alte Mann mir erzählte, in Plötzensee üblich gewesen, nach jeder Exekution die Köpfe an die Charité zu schicken, damit die Studenten sie im Anatomiesaal sezieren und an ihnen lernen konnten. Da jedoch damals mehr Köpfe an die Charité geliefert wurden, als man gebrauchen konnte, wurden die restlichen hier in den mit Salzlauge gefüllten Behältern aufbewahrt. Ja, wir konnten ihm glauben, die Studenten benutzten diese Köpfe noch immer. Jawohl, meine Herren, obwohl Hitler und Himmler längst tot waren und ihr Drittes Reich nur noch eine häßliche Erinnerung.

Tatsächlich waren ein Jahr und drei Monate seit Hitlers Selbstmord

vergangen, als Frankie Lynder und ich diese grauenhafte Entdeckung machten. Aber abgesehen von diesem alten Wärter, einem Sozialdemokraten, der Frankie in seinem Büro im Deutschen Presse-Dienst angerufen hatte, um ihm von den Köpfen zu erzählen, hatte niemand in der Charité Anstoß daran genommen, daß die Studenten und ihre Professoren weiterhin eine so typisch nationalsozialistische ›Verwertung des Wertlosen‹ mit den Überresten von Menschen vornahmen, die man eigentlich als Helden und Märtyrer hätte ansehen und denen die Deutschen wie die Alliierten jede nur erdenkliche Ehrung hätten zukommen lassen müssen. Nach den Berichten, die Frankie und ich schrieben, und einem Leitartikel im ›Telegraf‹ aus der Feder seines Chefredakteurs Arno Scholz hörten diese Sektionen endlich auf, und die Köpfe erhielten doch noch ein ehrenvolles Begräbnis und eine Ruhestätte in einem Gemeinschaftsgrab.
Aber so abstoßend diese gleichgültige Gefühllosigkeit auch sein mag – und man darf dabei nicht übersehen, daß die Charité im sowjetischen Sektor von Berlin liegt, obgleich der Anatomieprofessor und viele seiner Studenten aus Westberlin kamen –, sie ist nichts im Vergleich mit jener Hexenjagd auf einen ›Widerstandsverräter‹, die acht Jahre später in einem blühenden, wiedererstarkten Deutschland entfesselt wurde.

Ich hatte fast drei Monate mit Reisen durch Australien, Ostpakistan, Indien und Ceylon verbracht und war erst vor kurzem auf die Valley Farm zurückgekehrt. Nun fuhr ich schon wieder von der Farm im Wagen zum Parkeston Quay, und von dort brachte mich das Nachtschiff über den Kanal. Und am Morgen des 22. Juli 1954 saß ich wieder einmal auf meinem Lieblingsplatz am Rhein. Es tat gut, unter den weit ausladenden Ästen der zweihundertjährigen Linde des Schaumburger Hofs zu sitzen, die Schlepper und Schuten auf dem Strom vorbeigleiten zu sehen, den ›Filzener Nonnengarten‹ zu trinken, den der freundliche, rundliche Wirt Heinrich Mundorf empfohlen hatte, und ausgiebig mit zwei deutschen Freunden zu plaudern, die letzten Neuigkeiten und ihre Meinungen darüber zu hören.
Plötzlich kam Herr Koch, das ›Universalgenie‹ des Schaumburger Hofs, wie Mundorf ihn zu nennen pflegt, über den Kiesweg auf mich zugelaufen.
»Herr Delmer! Herr Delmer! Telefon . . .«, rief er aufgeregt. »Da sehen Sie's!« fügte er vorwurfsvoll hinzu, als er neben mir zum Hotel zurückging. »Jetzt geht's schon wieder los. Und nun wird es auch nicht

mehr aufhören!« Es war eine Wiederholung seiner ewigen Klage, daß das Telefon nicht mehr stillstünde, sobald ich einmal im Schaumburger Hof auftauchte. Und diesmal sollte seine Prophezeiung sich bewahrheiten. Denn am Apparat war Kenneth Hunt. Er rief mich aus der Britischen Botschaft an, der er jetzt als Sekretär zugeteilt war. Und das, was er mir zu erzählen hatte, war der Beginn einer Story, die von nun an zwei Jahre lang immer wieder auf den Titelseiten aller großen Zeitungen auftauchen und einen kritischen Punkt in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands darstellen sollte.
»Willkommen in Godesberg, Herr Geheimrat«, sagte Kenneth. »Du bist genau zur rechten Zeit gekommen! Wir haben da eine dicke Sache! Dein Freund Otto John ist seit achtundvierzig Stunden nicht mehr in seinem Hotel in Westberlin gesehen worden. Die Nachrichtenfritzen glauben, er befindet sich in der Ostzone – entweder als Gefangener oder als Überläufer. Ich kann dir sagen, hier ist die Hölle los . . . Nein, offiziell ist noch nichts heraus. Die Nachrichtenagenturen haben noch keine Mitteilung bekommen. Ich erzähle das nur dir, weil du mit John befreundet bist und damit du gleich losbrausen kannst . . . Ruf mich an, wenn du was Interessantes erfährst!«
Kenneth hatte recht: Das war wirklich eine ›dicke Sache‹! Denn vor vier Jahren, also im Jahre 1950, war Otto John zum Präsidenten des ›Bundesamtes für Verfassungsschutz‹ ernannt worden – derselbe Otto John, der seinerzeit als Mitglied der Verschwörung vom 20. Juli nach England geflüchtet war und dort unter dem Namen Oskar Jürgens bei mir gearbeitet hatte (S. 591). Erst vor ein paar Tagen war John von einem Amerika-Besuch zurückgekehrt, den er auf Einladung der US-Regierung gemacht hatte. Und nun glaubte man, daß dieser Mann, der Träger deutscher und alliierter Staatsgeheimnisse, sich in den Händen der Russen befand. Es war entsetzlich.
Entsetzlich nicht nur wegen der Möglichkeiten, die damit dem sowjetrussischen und dem deutschen ostzonalen Spionagedienst geboten wurden, sondern auch wegen der Reaktion, die jetzt in Westdeutschland erfolgen würde. Ich hörte förmlich das triumphierende ›Hab ich's nicht gesagt?‹ der Generale der ehemaligen Gestapo-Männer, der Terror-Richter und der anderen ›alten Nazis‹, die die wenigen echten deutschen Widerstandskämpfer immer wieder als unzuverlässig hinstellten und John insbesondere als einen ›Landesverräter‹ und ein ›Werkzeug der Engländer‹ bezeichneten. Ihr ewiger Kehrreim lautete, es sei ›untragbar‹, daß derartige ›Besatzungshörige‹ in einem wiedererstarkten Deutschland im Amt bleiben dürften. Diese Nachricht nun gab ihnen

eine großartige Handhabe, um ihre Kampagne voranzutreiben. Selbst wenn sich beweisen ließ, daß John gewaltsam über die Sektorengrenze verschleppt worden war – und es hatte schon genug Beispiele für solche Entführungen aus Westberlin gegeben –, würden sie weiterhin behaupten, Otto John sei ein Verräter, der freiwillig in den Osten gegangen war. Ihnen kam dieser Fall ebenso gelegen wie damals Hitler der Reichstagsbrand. Aber vielleicht bestand doch noch eine Möglichkeit, so überlegte ich, vielleicht befand sich John doch noch in Westberlin. Vielleicht war er betrunken gewesen, hatte einen Unfall gehabt und nicht identifiziert werden können. Immerhin hatte Kenneth mir gesagt, daß John seine Ausweispapiere in seinem Hotelzimmer zurückgelassen habe. Und ich erinnerte mich, wie frappiert ich bei meinem letzten Zusammensein mit John über das Tempo gewesen war, in dem er die Bommerlunder heruntergekippt hatte.

Aber das war leider nur ein frommer Wunsch. Noch am Nachmittag desselben Tages erfuhren mein Bonner Kollege Colin Lawson und ich Tatsachen aus Berlin, die diese Hoffnungen zunichte machten. Otto John, so hörten wir, war nicht zu einer Verabredung in der Maison de France erschienen, wo er mit zwei britischen Intelligence-Leuten zu Abend essen wollte. Er war zwar zur Maison de France gefahren und vor dem Haus aus seinem Wagen gestiegen, doch dann war er ein paar Schritte weiter die Uhlandstraße hinaufgegangen und hatte einen gewissen Dr. Wohlgemuth, einen Arzt, der auch in Ostberlin Patienten hatte, in seiner Westberliner Privatpraxis aufgesucht. Wie verlautete, hatte John von dem Arzt ein Attest für Frau Nehlsen, die Witwe eines seiner Freunde vom 20. Juli, erbeten. Nach diesem Besuch aber war John nicht zur Maison de France zurückgegangen. Statt dessen hatte man ihn zusammen mit Wohlgemuth in dessen Wagen wegfahren sehen. Und Dr. Wohlgemuth war obendrein später noch einmal in seine Praxis zurückgekehrt und hatte dort seiner Sekretärin eine schriftliche Nachricht hinterlassen, in der er mitteilte, daß Dr. John und er in den Ostsektor gefahren seien.

»... Es handelt sich darum, daß Herr John nicht mehr in den Westsektor zurückkehren will«, stand in der Nachricht. »Nun könnte ich dadurch in Verdacht geraten, ich hätte ihn beeinflußt. Bis zur Klärung werde ich abwarten. Auf Wiedersehen, eventuell Charité.«

Und am Abend des 23. Juli, drei Tage nach Johns Verschwinden, wurde der überzeugende Beweis erbracht, daß er sich tatsächlich im Ostsektor befand. Denn an jenem Abend sprach Otto John über den kommunistischen Sender in Ostberlin, und obgleich Teile seiner Erklärung typisch kommunistische Wendungen enthielten, die darauf hindeuteten, daß die Erklärung zumindest redigiert worden war – die müde und etwas schwankende Stimme, die aus dem Lautsprecher drang, war unverkennbar die Stimme Otto Johns.

Was John zu sagen hatte, gab ihm nach der Meinung des Durchschnittshörers genügend plausiblen Anlaß, Bonn den Rücken zu wenden und in die Ostzone zu flüchten. John erklärte, er sei in den Ostsektor gegangen, um die Verbindung mit den Deutschen im Osten aufzunehmen und damit einen demonstrativen Schritt zugunsten der Wiedervereinigung Deutschlands zu tun. Das war sein äußeres Motiv. Dann aber nannte er noch ein privates und persönliches.

»In der Bundesrepublik«, sagte John, »ist mir die Grundlage für eine politische Aktivität entzogen worden. Nachdem ich in meinem Amt fortgesetzt von den sich überall im politischen und auch öffentlichen Leben wieder regenden Nazis angeprangert worden bin, hat nunmehr der Herr Bundesminister mir die weitere Arbeit in meinem Amt unmöglich gemacht, indem er vor der Presse erklärte, daß man nach Erlangung der Souveränität freie Hand und die Möglichkeit haben werde, ›Persönlichkeiten mit Verfassungsschutzaufgaben zu betrauen, die wirklich über allen Zweifel erhaben sind.‹«

Das entsprach allerdings den Tatsachen. Dr. Gerhard Schröder, der damalige Innenminister, war seinem Verfassungsschutz-Präsidenten tatsächlich auf diese Weise in den Rücken gefallen. Er hatte es getan, als er selber auf einer Pressekonferenz am 28. Juni von einigen gegen John eingestellten Journalisten unter Feuer genommen wurde. Schröder war sogar so weit gegangen, zu erklären, daß, wenn Westdeutschland seine volle Souveränität wiedererlangt habe, ein Mann mit ›geteilter Loyalität‹ (d. h. zwischen Großbritannien und Deutschland geteilter Loyalität) nicht länger den Posten eines Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz innehaben dürfe. Das war eine Erklärung, die jeden Mann in einer Stellung, wie John sie innehatte, empören mußte. (Auch die Russen hatten die Schrödersche Erklärung gelesen und John – wie dieser mir viele Jahre später erzählte – ›nahegelegt‹, sie in seiner Rundfunkansprache zu erwähnen – ein äußerst geschickter politisch-psychologischer Schachzug.)

»Kluge und politisch erfahrene Männer«, fuhr John fort, »haben mir in jüngsten Gesprächen ihre Überzeugung bestätigt, daß die Deutschlandpolitik in eine Sackgasse geraten ist. Andererseits hat der Kirchentag in Leipzig erwiesen, daß es noch Möglichkeiten für eine Wiedervereinigung gibt. Diese müssen zumindest versucht werden. Ich hoffe,

daß ich meine Gedanken und Pläne für eine deutsche Wiedervereinigung bald der deutschen Öffentlichkeit in einer Schrift vorlegen kann.«

Für deutsche Journalisten, deutsche Politiker und wohl auch für Dr. Schröder, der bis dahin behauptet hatte, John müsse gewaltsam entführt worden sein, war diese Rundfunkrede ein Beweis für die Freiwilligkeit seines Schritts. Auch mein Chefredakteur und meine Kollegen in London sahen den Fall so an.

Aber ich war anderer Ansicht. Ich glaubte noch immer, so wie ich es von Anfang an geglaubt hatte, daß John unmöglich aus freiem Willen zu den Kommunisten übergegangen sein konnte. Und in diesem Sinne berichtete ich auch über den Fall John. Ich hatte vier Gründe für meine Überzeugung.

Zunächst wußte ich aus vielen Unterhaltungen, die ich während des Krieges in England und später in Köln und Bonn mit John geführt hatte, daß dieser ein ebenso entschiedener Gegner der Kommunisten wie der Nationalsozialisten war. In seinen Augen waren die Roten und die Braunen identische Zwillinge. Und für diejenigen unter uns, die die zwanziger und dreißiger Jahre erlebt und die gesehen hatten, wie leicht aus Kommunisten Nationalsozialisten werden konnten und umgekehrt, war dies ein durchaus verständlicher Standpunkt. John, davon war ich überzeugt, hätte nie im Traum daran gedacht, Bonn mit Pankow zu vertauschen, gleichgültig, welche Intrigen gegen ihn gesponnen wurden und wie bitter er auch in seiner Beamtenlaufbahn enttäuscht wurde.

Zweitens klangen die Sätze über die Wiedervereinigung nicht nach Otto John, sondern nach kommunistischer Propaganda. Ich hatte nie gehört, daß John sich über die Frage der deutschen Wiedervereinigung den Kopf zerbrochen hätte, zumindest nicht in dem Sinne, der ihn zu solch einem hysterischen Ein-Mann-Kreuzzug veranlaßt hätte.

Drittens wußte ich von einem Versuch, den die Kommunisten im März 1954 unternommen hatten, um John für ihre Sache zu gewinnen, und ich wußte auch, mit welcher Verachtung John diesen Antrag zurückgewiesen hatte. Als Abgesandter der Kommunisten hatte von Putlitz fungiert, der ehemalige Beamte in Hitlers Auswärtigem Amt, der für England Spionage getrieben und John später bei mir in Milton Bryan kennengelernt hatte. Wolfgang Gans Edler von und zu Putlitz, der Sproß einer alten Adelsfamilie aus der Mark Brandenburg, hatte nach dem Krieg zum drittenmal die Seite gewechselt. Vom Heimweh nach seinem Familiengut in der sowjetisch besetzten Zone übermannt, hatte

er den englischen Paß zerrissen, mit dem ›C‹, der ominöse britische Geheimdienstchef, seine Dienste belohnt hatte, und war nach Ostdeutschland gegangen, um sich den dortigen Behörden zur Verfügung zu stellen. Ulbrichts Leute gaben dem adligen Ex-Diplomaten Putlitz einen bescheidenen Posten in einem der staatlichen Verlagshäuser.

Im März 1954 hatte Putlitz abermals die Zonengrenze überschritten, angeblich um seine Mutter in Westdeutschland zu besuchen, in Wirklichkeit jedoch, um sich auf Befehl seiner neuen Herren mit seinem ›alten Freund‹ Otto John in Verbindung zu setzen. Er unternahm drei Versuche, um John zu sprechen. Beim ersten Mal hörte John ihn an und tat ihn mit einem spöttischen Lächeln ab. Die beiden anderen Male, an denen Putlitz John in ein Gespräch verwickeln wollte, erteilte dieser ihm eine schroffe Abfuhr. Ich war zu jener Zeit in Deutschland und schrieb eine Artikelserie über die Rückkehr der Nationalsozialisten unter dem Titel ›Wie tot ist Hitler?‹. John erzählte mir damals, wie Putlitz zu ihm gesagt hatte: »Wie können Sie hier in einer Dienststelle der Bundesregierung sitzen und mit diesen Gaunern zusammenarbeiten, von denen wir Deutschland befreien wollten? Haben Sie unsere Freunde vergessen, die ihr Leben im Kampf gegen diesen Mann geopfert haben? Ich kann es nicht glauben, daß Sie so einfach klein beigeben. Kommen Sie, alter Freund, wir setzen uns einmal zusammen und beraten, was dabei zu tun ist.«

Aber Otto John hatte Putlitz sehr deutlich gesagt, daß es für ihn keine Diskussion mit einem Mann gebe, der zu den Kommunisten übergegangen war. Und die einzige Reaktion Johns auf Putlitz' Aufforderung zu einer Aussprache war, daß er in seinem offiziellen Tagebuch eine Eintragung über diesen Besuch machte, notierte, was Putlitz gesagt hatte, und Keith Randall, seinen Kollegen beim britischen Sicherheitsdienst in Westdeutschland, informierte. John ließ bei Randall anfragen, ob dieser wünsche, daß er etwas wegen Putlitz unternehme. Denn Putlitz war als britischer Staatsangehöriger – die Tatsache, daß man einen Paß zerreißt, ist noch kein gültiger Verzicht auf die Staatsbürgerschaft – nicht Johns Jurisdiktion unterstellt; sein Fall fiel in Randalls Ressort.

Aber John tat noch etwas anderes im Hinblick auf Putlitz. Er erzählte ihm, daß sein ehemaliger Boss Sefton Delmer zufällig in Deutschland sei, und riet ihm, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Er teilte auch mir mit, wie ich Putlitz finden könne. Und so kam es, daß der kommunistische Agent Wolfgang von Putlitz und ich uns im Grill des Breidenbacher Hofs in Düsseldorf zum Essen trafen.

Sogar bei diesem Gespräch mit mir schien Putlitz, wie ich mich erinnere, mit der Idee zu spielen, man müsse westliche Beamte dahingehend beeinflussen, daß sie ihre Posten aufgaben und zu den Kommunisten übergingen. »Wissen Sie«, sagte er unter anderem, »daß ich vielleicht der indirekte Anlaß dazu war, daß Guy Burgess zu uns gekommen ist?«

Aber wie groß oder wie gering sein Anteil an der ›Bekehrung‹ des Diplomaten Guy Burgess auch gewesen sein mochte – der Ende Mai 1951 zusammen mit seinem Foreign-Office-Kollegen Donald Maclean zu den Russen nach Moskau flüchtete –, ich war überzeugt, daß Putlitz bei John nicht einen Schritt weitergekommen war. Um John in den sowjetischen Sektor zu locken, bedurfte es schon einer kräftigeren Maßnahme als einer mündlichen Einladung.

Ich hatte noch einen vierten Grund, der Theorie zu mißtrauen, daß Johns Rundfunkansprache ein Beweis für seinen Verrat war. Allerdings konnte ich ihn in Johns eigenem Interesse zum damaligen Zeitpunkt nicht öffentlich nennen. Denn John hatte mir einmal erzählt, daß die Agenten seines Amts für den Fall, daß sie einmal in die Hände der Kommunisten geraten sollten, den Befehl hatten, den roten Machthabern gegenüber Bereitwilligkeit zur Mitarbeit vorzutäuschen, um so die Bewegungsfreiheit zu gewinnen, die für eine Flucht unerläßlich war. Solche Instruktionen waren nichts Außergewöhnliches, sondern beim Sicherheitsdienst aller westlichen Staaten das Übliche. Meiner Ansicht nach hatte John mit seiner Rundfunkansprache am Abend des 23. Juli nur den ersten Schritt zur Ausführung seiner eigenen Befehle getan.

Die Veröffentlichung meines Berichts über Otto Johns Begegnung mit dem Kommunistensendling Putlitz und über Johns schroffe Ablehnung seiner Anträge war eine Sensation in Deutschland – vor allem nachdem Dr. Schröder in einer Pressekonferenz mitgeteilt hatte, daß die Eintragungen in Johns offiziellem Tagebuch die Tatsache des Zusammentreffens und meine Schilderung bestätigten. Die Stellungnahmen der deutschen Zeitungen zu diesem kleinen Lichtstrahl, der in das Dunkel dieses Geheimnisses fiel, waren angetan, mir zu beweisen – sofern es da überhaupt noch eines Beweises bedurfte –, wie restlos all unsere Versuche fehlgeschlagen waren, der deutschen Presse auch nur die elementarste demokratische Achtung vor den Rechten des Individuums einzuimpfen. Denn jetzt wurde auch ich noch zum zusätzlichen Ziel der verleumderischen Anschuldigungen, mit denen sie Tag für Tag den ›Doppelverräter John‹ überschütteten.

(›Doppelverräter‹, weil er durch seine Mitarbeit bei uns zuerst Hitler an England und dann, wie sie behaupteten, durch seine ›Flucht‹ den Westen an die Russen verraten hatte!)

Einige Zeitungen bezeichneten mich lediglich als einen Agenten des Secret Service und deuteten an, es sei kein Zufall gewesen, daß ich ausgerechnet an dem Tag in Bonn eingetroffen sei, an dem Johns Verschwinden bekannt wurde. John, so sagten sie, sei offensichtlich die Quelle für jenes Material gewesen, das ich in meinen ›lügnerischen antideutschen Artikeln‹ über die Rückkehr der Nationalsozialisten veröffentlicht hätte.

Andere deutsche Zeitungen denunzierten mich schlechthin als einen Gesinnungsgenossen der Kommunisten. Es sei bekannt, so wurde die Öffentlichkeit belehrt, daß ich seit meinem Aufenthalt in Rotspanien während des spanischen Bürgerkrieges insgeheim für die kommunistische Untergrundbewegung gearbeitet hätte. Ebenso wie Otto John wurde auch ich der Perversion bezichtigt. In den Tagen des Dritten Reichs, erzählte man, hätte ich mit dem Stabschef der SA Ernst Röhm an homosexuellen Orgien teilgenommen. Otto John und ich hätten uns schon lange vor dem Krieg kennengelernt. Wir seien beide Mitglieder des berühmten kommunistischen Spionagenetzes, der sogenannten ›Roten Kapelle‹, gewesen. Wenn ich diese Zeitungen entsprechend dem britischen Verleumdungsgesetz hätte verklagen können, so würden heute nur noch wenige von ihnen existieren. Sie wären durch die Entschädigungen, die sie an mich hätten zahlen müssen, bankrott gegangen. Aber so, wie die Dinge in Deutschland nun einmal standen, nahm ich mir gar nicht erst die Mühe, auf diese Schmutzkampagne zu antworten. Und ich beachtete auch die Briefe nicht, in denen mir körperliche Züchtigung angedroht wurde, falls ich es wagen sollte, in Deutschland zu bleiben.

Eins hingegen tat ich. Ich schrieb einen Brief an Otto John und adressierte ihn an die Postfachnummer in Ostberlin, die er in einem Brief an seine Frau angegeben hatte – einem Brief, in dem der Satz stand: »... Gründe, die ich nicht erklären kann, haben mich gezwungen, einen Schritt zu tun, den ich später erläutern werde ...« Und er hatte das Wort ›gezwungen‹ unterstrichen. In meinem Schreiben fragte ich John, ob er wohl eine Zusammenkunft und ein Gespräch mit mir arrangieren könne. Ich erwartete kaum eine Antwort. Aber zu meinem größten Erstaunen traf am 6. August in unserem Berliner Büro eine Antwort an mich ein.

Sie hatte den folgenden Wortlaut:

Dr. Otto John
Berlin C 35
Postschließfach 40

Berlin, den 4. August 1954

Lieber Tom Delmer,
heute erhielt ich Ihren nicht datierten Brief und möchte Ihnen dafür bestens danken. Ich hoffe, daß wir bald Gelegenheit zu einer ausführlichen Aussprache haben und werde mir inzwischen Ihre Anregung überlegen, einen Brief zur Veröffentlichung im D. E. zu schreiben. Wenn Sie nach Bonn fahren, schauen Sie bitte auch mal nach meiner Frau und in London nach Gisela. Ich fürchte, daß beide eine freundschaftliche Hilfe sehr brauchen.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Otto John.

Die in dem Brief erwähnte Gisela war Gisela Mann, ein junges Mädchen, das in Milton Bryan als Stenotypistin bei meinen ›Nachrichten für die Truppe‹ gearbeitet und Otto John einmal zum Wochenende mit nach Hause genommen hatte. Dort hatte sie ihn ihrer Mutter vorgestellt – jener Lucie, die seine Frau werden sollte. Doch leider war es mir nicht möglich, Johns Wunsch zu erfüllen und Lucie zu besuchen.
Als ich dort anrief, war ein Beamter von der deutschen Kriminalpolizei am Apparat, der mir nicht erlauben wollte, mit ihr zu sprechen.
Die Antwort von John war mit der Maschine geschrieben. Aber bald darauf erhielt ich noch zwei handgeschriebene Briefe von ihm. Diese legte ich dem bekannten graphologischen Institut Langenbruch in Berlin vor und bat die Experten, mir etwas über den Schreiber und seine geistige Verfassung zu sagen. Die Unterschrift hatte ich sorgfältig abgetrennt, damit die Identität des Schreibers nicht erkennbar wurde. Ich erhielt das folgende Gutachten:

Berlin, 11. 8. 54.
Die beiden Schriftproben sind in einer nicht unerheblichen Depression geschrieben. Sie deuten auf einen im Grunde labilen und auch weichen Menschen, der Stimmungseinflüssen in weitem Grade unterlegen ist. Das Auftreten abnormer Lücken zwischen den einzelnen Wörtern deutet hier auf das Gefühl einer Vereinsamung. Die Schrift ist im übrigen nicht frei von nervösen Störungen, die nur mühsam verborgen werden. Sie macht daher keinen gesunden Eindruck. Der Schreiber ist fraglos intelligent und kann also den Kern einer Sache leicht erfassen. Die allgemeine Energie ist mäßig, weil stimmungsmäßig zu stark belastet. Es handelt sich nicht um eine Kämpfernatur. Eine kleinliche oder engherzige Natur ist es nicht. Der Schreiber ist nicht mutig, sondern scheut sich vor unmittelbaren Auseinandersetzungen. Er hat eine gewisse Lebensangst. Infolge Abhängigkeit von äußeren Einflüssen wird man die allgemeine Zuverlässigkeit nicht gerade hoch veranschlagen können. Um eine Heuchlernatur handelt es sich nicht.
Graphologisches Institut Langenbruch, Berlin-Lichterfelde-Süd, Müllerstraße 25.

Ich verstehe nichts von Graphologie. Ich weiß nicht einmal, inwieweit sie als Wissenschaft anzusehen ist. Aber ich war doch beeindruckt von dieser Analyse. Ohne zu wissen, daß es sich um Otto John handelte, hatten die Experten den Schreiber als einen einsamen, isolierten Mann geschildert, der um sein Leben fürchtete. Als einen Mann, der sich die größte Mühe gab, irgend etwas, das ihm einen schweren Schock versetzt hatte, zu verheimlichen.

Otto John und ich konnten die Unterhaltung, die er mir versprochen hatte, erst am 11. August führen. Aber es war weder ein langes, noch ein besonders ausführliches oder privates Gespräch. Denn es fand in einer Art Restaurant über dem Haus der deutschen Presse in Ostberlin statt, in dem Otto John soeben eine Monster-Pressekonferenz abgehalten hatte. Aus der ganzen westlichen Welt wie aus den Ländern des Sowjetblocks waren Reporter erschienen. John hatte eine lange, sorgfältig vorbereitete Ansprache gehalten und die an ihn gerichteten Fragen beantwortet. Sowohl die Ansprache wie die Antworten (von den politischen Kriegern der Russen im voraus glänzend einkalkuliert) waren in den drei Wochen seit Johns Entführung, wie dieser mir später nach seiner Befreiung erzählte, immer und immer wieder genauestens durchgenommen und überarbeitet worden. Sobald John fertig war, sprang ich von meinem Sitz im Saal auf und lief auf die Bühne, wo es mir gelang, an John heranzukommen. Er stellte mich dem Vorsitzenden der Konferenz, einem gewissen Dr. Wilhelm Gir-

nus[1] vor, und ich fragte diesen, ob man mir ein Gespräch mit John gestatten wolle.

»Aber selbstverständlich!« erklärte mit liebenswürdigem Lächeln Dr. Girnus, der als ›Präsident des Komitees für deutsche Wiedervereinigung‹ vorgestellt worden war. So gingen wir also die Treppe hinter dem Bühnenraum hinauf ins Restaurant. Karl Robson, damals Korrespondent des *News Chronicle,* schloß sich uns an und ebenso Gaston Coblentz von der *New York Herald Tribune.*

Während wir die Stufen hinaufstiegen, hatte Otto Gelegenheit, unbemerkt etwas zu mir zu sagen. Aber ich verstand nur: »Das ist eine verteufelte Situation« und hielt dies für eine politische Anmerkung. Später, als John wieder frei war, erzählte er mir, daß er damals gesagt habe: »Ich bin in einer verteufelten Situation.«

Sobald wir im Restaurant angelangt waren, begann ich ihm Fragen zu stellen. Ich mußte mich sehr vorsichtig ausdrücken, weil außer Dr. Girnus auch noch ein sowjetischer Politbeamter namens Tschirnow auf jedes Wort lauschte, das wir sprachen. Sie saßen rechts und links von John, während am Kopfende des Tisches ein bulliger Rabauke thronte, der mir eine Kombination von Kerkermeister und Leibwächter zu sein schien. Darum fragte ich Otto John selbstverständlich nicht, ob er unfreiwillig hier sei, sondern sagte: »Wann haben Sie sich entschlossen, den Westen zu verlassen und in die Deutsche Demokratische Republik zu gehen, Otto?«

Otto, an dessen Gesicht deutlich die Nervenanspannung abzulesen war, sah mich kurz aus rotumränderten Augen an, bevor er antwortete. Und dann wog er bedächtig jedes Wort ab und blickte mich dabei so intensiv an, als wolle er sich vergewissern, ob ich den Sinn seiner Antwort verstehe. Langsam sagte er: »Ich habe den Entschluß, hier zu bleiben, erst gefaßt, *nachdem* ich die Sektorengrenze überschritten und ein Gespräch mit gewissen Herren hier geführt hatte.«

»Als Sie am Abend des 20. Juli mit Dr. Wohlgemuth abfuhren, geschah das also noch nicht in der Absicht, sich auf Gedeih und Verderb mit den Herren in diesem Sektor zu verbinden?«

»Ich kann Ihnen nur noch einmal wiederholen, Tom: Ich hatte zuvor keinerlei Entschluß gefaßt, sondern erst *nachdem* ich die Sektorengrenze überschritten und *nachdem* ich mit gewissen leitenden Persönlichkeiten hier gesprochen hatte.«

Und wieder sah er mich intensiv an, als wolle er mir zu verstehen

[1] Heute Staatssekretär für das Hochschulwesen in der Ulbricht-Regierung.

geben, daß dies eine sehr sorgfältig formulierte Erklärung und das Äußerste war, was er sagen konnte, um auszudrücken, daß er niemals die Absicht gehabt habe, in den Osten zu gehen.

Ich fragte ihn, warum er nicht im Westen öffentlich gesprochen und das angeprangert habe, was er vorhin in seiner Ansprache ›die Wiedereinsetzung der Kräfte‹ genannt hatte, ›die den Nationalsozialismus an die Macht gebracht hatten‹.

»Warum haben Sie Adenauer nicht ein Memorandum über dieses Thema unterbreitet und für den Fall, daß er keine Notiz davon nehmen sollte, mit Ihrem Rücktritt und der Veröffentlichung der Denkschrift gedroht? Das wäre doch gewiß besser gewesen, als hierher zu gehen und damit genau den Leuten in die Hände zu spielen, gegen die Sie etwas unternehmen möchten?«

John lächelte. Es war ein müdes, kränkliches Lächeln. Ich konnte sehen, daß er nur zu gut verstand, worauf ich hinauswollte.

»Wenn ich eine Denkschrift dieser Art veröffentlicht oder auch nur verfaßt hätte, so hätte man mich des Amtsmißbrauchs, des Verrats von Staatsgeheimnissen und ähnlicher Dinge angeklagt. Und was meinen Rücktritt betrifft, so wäre die deutsche Presse nur mit einem spöttischen Lächeln darüber hinweggegangen.«

»Nun gut, aber warum haben Sie nicht von England aus Protest erhoben? Wir hätten Ihre Erklärungen gedruckt. Oder von Frankreich oder irgendeinem anderen westlichen Staat aus?«

John warf einen Blick auf Tschirnow, der eifrig zuhörte, und wandte sich dann wieder zu mir.

»Weil ein fünfjähriger Aufenthalt im englischen Exil mich gelehrt hat, daß man die Deutschen nur beeinflussen kann, wenn man von Deutschland aus spricht.«

Mit einigem Zögern fragte ich ihn, ob man versucht habe, ihn zur Preisgabe von Staatsgeheimnissen zu veranlassen.

»Nein«, erwiderte er. »Man hat sich mir gegenüber sehr korrekt verhalten. Ich habe hier lediglich eine politische Aufgabe: die Propaganda für die Wiedervereinigung Deutschlands. Weder die sowjetischen noch die deutschen Behörden haben einen Versuch unternommen, mir irgendwelche Amtsgeheimnisse zu entlocken. Übrigens«, fuhr er mit einem Lächeln fort, »wissen die Herren hier ja selber, daß ich nichts zu enthüllen hätte. Ich war nur ein Strohmann, der lediglich mit der Verwaltung und der allgemeinen politischen Leitung des Verfassungsschutzes betraut war. Die Spezialaufgaben wurden von anderen ausgeführt.«

Das also war die Linie, die er sich vorgezeichnet hatte. Ich fragte mich, ob er damit wohl beim russischen Spionagedienst durchkommen werde. Er hatte recht, daß er die Propaganda mitmachte. Sicherlich war es die beste Methode, die Verhöre in die Länge zu ziehen. Ich würde mir Mühe geben, ihm bei diesem Spiel nicht in die Quere zu kommen, und so schreiben, als akzeptiere ich jetzt, daß er sich aus freien Stücken in Ostberlin aufhielt.

Als ich in mein Büro zurückfuhr, um meinen Bericht durchzutelefonieren, wurden auf den Straßen bereits die Berliner Zeitungen mit Johns Ansprache und Meldungen über die Reaktion der Bonner Regierung verkauft. Adenauer hatte John als Verräter gebrandmarkt. Ein Haftbefehl war wegen Landesverrats gegen ihn erlassen worden.

Aber Otto John stand jetzt noch eine neue Prüfung bevor. Am Morgen nach der Pressekonferenz brachten die Russen ihn zum Ostberliner Flugplatz Schönefeld, veranlaßten ihn, eine Dakota zu besteigen, und flogen ihn nach Moskau. Nun sollte seine Befragung über die nachrichtendienstliche Seite seiner Arbeit beginnen.

Wenn eine der westlichen Geheimstellen einen Ostdeutschen oder einen Russen in ähnlich wichtiger Stellung wie Otto John in die Hände bekommen hätte, so hätte man dem Gefangenen sicherlich keine Zeit gelassen, seine Gedanken zu sammeln. Man hätte ihn unbarmherzig ausgequetscht, bis man alles erfahren hätte, was irgendwie von Nutzen sein konnte. Und erst nach Abschluß aller Befragungen hätte man den Propagandaleuten erlaubt, den Fall ihrerseits zu bearbeiten.

Nicht so die Russen. Für sie rangierte der Propagandanutzen Johns an erster Stelle. Und selbst als sie ihn nach Moskau gebracht hatten, begannen sie noch nicht sofort mit ihren Befragungen. Fünf Jahre später, als John endlich wieder frei sprechen durfte, hat er mir selber seine Geschichte erzählt. Demnach brachten die Russen ihn zwölf Tage nach seiner Ankunft in Moskau in ein hübsches und bequemes Landhaus, das außerhalb Moskaus in einem Birken- und Kiefernwald gelegen war. Serebjany Bor hieß der Ort. Er und seine russischen Wärter hatten dort nichts zu tun, als zu essen, zu trinken, Billard zu spielen und spazierenzugehen. Der ihm beigegebene Sicherheitsbeamte, ein dicker junger Mann von etwa sechsunddreißig Jahren – Wadim Witoldowitsch Gutschin nannte er sich –, tat, als betrachte er das Ganze als einen prächtigen Urlaub auf Regierungskosten, obgleich er John selbstverständlich keine Sekunde aus den Augen ließ. Und als sie

schließlich hinunter in den Badeort Gagra am Schwarzen Meer flogen, wo die eigentliche Befragung stattfinden sollte, nahm Gutschin sogar seine hübsche blonde Frau mit.

Zwei weitere Tage vergingen mit Schwimmen, Faulenzen, Essen und Trinken, bevor Gutschin beschloß, daß er und John sich nun an das, was er ihre ›Arbeit‹ nannte, machen müßten. Gutschin führte John in einen besonders vorbereiteten Raum in der Villa – in dem man natürlich versteckte Mikrophone angebracht hatte – und bat ihn höflich, in einem Sessel Platz zu nehmen.

Dann kramte er in seiner Brieftasche und zog schließlich ein Dokument hervor. Es war die Fotokopie eines zusammenfassenden Berichts des deutschen Verfassungsschutzes und zu Johns beträchtlichem Erstaunen erst ein paar Wochen alt.

Gutschin wies auf einen Absatz in dem Bericht.

»Woher hat der Verfassungsschutz diese Information? Es ist wichtig für uns, das zu erfahren«, sagte er. Seine Art war angenehm offen und direkt. Aber John hatte sich gut vorbereitet.

»Sie wissen, Wadim Witoldowitsch, daß ich Ihnen nur zu gern helfen würde, wenn ich es könnte«, sagte er. »Aber ich habe wirklich keine Ahnung, wie meine Organisation sich ihre Informationen beschaffte. Sie wissen, ich war der Amtspräsident, also nur eine Art Strohmann, und hatte lediglich mit der juristischen Seite unserer Arbeit zu tun – und außerdem natürlich mit der allgemeinen politischen Leitung und Verwaltung.«

Obgleich Gutschin während der nächsten fünf Wochen immer und immer wieder dieselben Fragen stellte, konnte er bei John nichts erreichen. Erstaunlich war nur, daß sowohl Gutschin wie dessen Vorgesetzter Alexander Alexandrowitsch Michailow, der Gutschin bei den Befragungen ablöste, trotz der Fotokopie, die sie ihm gezeigt hatten, offenbar nur wenig über Johns Organisation zu wissen schienen. Sie konnten ihn nie mit wirklich präzisen Fragen in die Enge treiben und festnageln.

»Ein Punkt beschäftigte sie vor allem«, erzählte John mir im Februar 1959, als wir über diese Befragungen sprachen. »Sie waren ganz besessen von dem Gedanken an den britischen Secret Service und meine angebliche Zugehörigkeit zu dieser Organisation. Immer und immer wieder behauptete Michailow, ich sei ein britischer Agent und von den Engländern als Leiter des deutschen Sicherheitsdienstes eingesetzt worden, um meinem ›Chef beim Secret Service‹ Informationen liefern zu können.«

Höchstwahrscheinlich war es dieser Umstand, der John davor bewahrte, seine wirklichen Geheimnisse enthüllen zu müssen. Denn im Gegensatz zu allem, was man der deutschen Öffentlichkeit erzählt hat – und was sie bis zum heutigen Tage glaubt –, war John niemals ein Agent des britischen SIS und konnte daher tatsächlich nichts erzählen. Michailow befragte John über seine Zusammenarbeit mit den Engländern und Amerikanern in Spanien während des Krieges. John sagte ihm alles, was er wissen wollte. Er berichtete ihm auch über seine Arbeit mit mir – ein weiterer Grund, warum ich keine Bedenken mehr habe, nun auch selber darüber zu schreiben. Außerdem wollte Michailow wissen, welche Abmachungen John vor dem Attentat vom 20. Juli mit den Engländern und Amerikanern getroffen habe.

»Habe ich recht mit der Annahme«, fragte Michailow, »daß die Absicht bestand, Hitler zu beseitigen und dann gemeinsam mit den Westmächten gegen Rußland vorzugehen?«

John sagte ihm, daß es nie eine solche Abmachung gegeben habe und daß im Gegenteil die Engländer und Amerikaner alle Hoffnungen der Deutschen zunichte gemacht hätten, indem sie sich weigerten, einen Sonderfrieden ohne die Russen zu schließen. Aber Michailow wollte ihm einfach nicht glauben.

Nach fünf Wochen verlor Michailow schließlich die Geduld. »Wenn Sie so weitermachen«, sagte er, »werden Sie Deutschland nie wiedersehen.«

John war erschrocken und empört. »Und wenn Sie weiterhin solche Töne anschlagen«, erklärte er, »werde ich überhaupt nichts mehr sagen – kein Wort.« Aber er war doch recht verängstigt, denn zwei Tage vor diesem Gespräch war eine Krankenschwester eingetroffen, und John befürchtete, man werde ihm irgendein Mittel injizieren, das ihn zwingen würde, zu sprechen.

Aber eine ›Wahrheitsdroge‹ wurde nie angewandt. Wenige Tage später flog die ganze Gesellschaft nach Moskau zurück. Und am 8. Dezember war John wieder in Berlin und wurde auf dem Flugplatz von dem freundlichen Dr. Girnus begrüßt. Offenbar war irgendeine hohe Persönlichkeit in Moskau zu der Überzeugung gekommen, daß John tatsächlich keine Geheimnisse zu enthüllen habe und daß man ihn am vorteilhaftesten als Propagandafigur verwenden könne.

Dieser Tatbestand geht auch aus zwei Dokumenten hervor, die ich gelesen habe. Das eine ist der Bericht eines in den Westen geflüchteten Sowjetagenten. Er erzählt darin von einer Unterhaltung, die er mit einem Mitglied des sowjetischen Sicherheitsdienstes geführt hat.

»Sie sind ein professioneller Spion«, hatte der russische Beamte zu dem Agenten gesagt, »und nicht ein bloßer Kranzniederleger und Briefunterzeichner wie dieser Otto John.«

Das andere Dokument ist das Buch des sowjetdeutschen Schriftstellers Julius Mader über die westdeutschen Spionage-Organisationen[1]. »Das Bundesamt für Verfassungsschutz«, schreibt Mader, »an dessen Spitze ein isolierter ehemaliger Emigrant stand . . .« Offensichtlich bezog Mader seine Informationen aus sowjetischen und ostzonalen Quellen. Somit ist diese Beschreibung Johns in einem 1960 veröffentlichten Buch eine Verbeugung vor Johns Fähigkeiten, seine Befrager zu täuschen!

Ich habe mir manchmal eine Frage vorgelegt. Wenn ich im Jahre 1950, als Otto John durch Adenauers Innenminister Dr. Robert Lehr zum Präsidenten des Amts für Verfassungsschutz ernannt wurde, an Stelle von Sir Ivone Kirkpatrick als Hoher Kommissar für Großbritannien in Bonn gesessen hätte – hätte ich die Charakterstärke aufgebracht, mich dieser Ernennung zu widersetzen? Ich glaube, nein. Denn Otto John war der achte von den Deutschen vorgeschlagene Kandidat. Jeder der sieben anderen war aus dem einen oder anderen Grund von den Hohen Kommissaren abgelehnt worden. Nun auch noch John abzulehnen, der unbestreitbar ein echtes Mitglied der deutschen Opposition gegen Hitler gewesen war, hätte nach unvernünftiger Arbeitsbehinderung ausgesehen. Außerdem hatte Allen Welsh Dulles, der die amerikanischen Verbindungen mit den deutschen Widerstandsgruppen während des Krieges geleitet hatte, persönlich den Wert von Johns Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Militärattaché in Madrid, Oberst Hohenthal, bestätigt, und Allan Dulles war jetzt stellvertretender Direktor der in Washington neugegründeten amerikanischen Abwehr, der Central Intelligence Agency. Auch die Franzosen hatten sich nur lobend über John ausgesprochen. So konnte man von Kirkpatrick kaum erwarten, daß er gegen die Ernennung eines Mannes stimmen werde, der als deutscher Patriot mit den Engländern zusammengearbeitet hatte, um sein Land von Hitler zu befreien und das Ende des Krieges zu beschleunigen.

Trotz alledem war die Genehmigung dieser Ernennung ein verhängnisvoller Fehler. Denn um sich als Präsident des neugeschaffenen Amts für Verfassungsschutz zu halten, hätte John entweder eine rücksichtslose Persönlichkeit mit einer Nilpferdhaut oder ein aalglatter Diplo-

[1] Julius Mader, Die graue Hand. Kongress Verlag, Ost-Berlin 1960.

mat sein müssen – er war das leider nicht – oder auch ein opportunistischer Streber, der bereit war, sein Segel nach dem Wind zu stellen, der jetzt über Deutschland zu wehen begann. Und das war er auch nicht. Man hätte eigentlich wissen müssen, daß nach dem Entschluß Amerikas, die Wiederbewaffnung Deutschlands zu fördern, und nach all den anderen Entwicklungen in Deutschland, die auf Remilitarisierung und Restauration abzielten, die Position Otto Johns außerordentlich schwierig sein würde. Und unweigerlich würde man seine ehemaligen britischen Beschützer für alles, was nun schiefging, verantwortlich machen.

Sir Ivone hätte nur Otto Johns Karriere nach seiner Arbeit in Milton Bryan zu überblicken brauchen, um zu dem Schluß zu kommen, daß dieser Mann sich unmöglich auf einem Posten würde halten können, auf dem er nicht nur das Vertrauen der Alliierten, sondern auch das der Deutschen benötigte. Die ehemaligen Generale, die jetzt sehr rasch wieder zu ihren früheren Machtstellungen aufrückten, vertrauten John ganz bestimmt nicht. Sie haßten ihn.

Denn nachdem Milton Bryan den Betrieb eingestellt hatte, war John in die neue Abteilung eingetreten, welche die Kriegsgefangenen zu überprüfen und zu betreuen hatte. Und eine der ersten Aufgaben, die ihm zugeteilt wurden, war eine Fahrt in das Lager Bridgend in Südwales, in dem die obersten Wehrmachtskommandeure gefangengehalten wurden. Sie alle, angefangen mit Feldmarschällen wie Brauchitsch und Rundstedt, mußte John befragen, um dann die Böcke von den Schafen zu sondern. Jetzt aber, zu Beginn der fünfziger Jahre, begannen diese Männer, ihre selbsterniedrigende Aussage: »Ach, Herr Doktor, ich war nur ein ganz kleiner General. Ich mußte tun, was dieser wahnsinnige Führer anordnete . . .« zu bedauern, mit der sie sich 1945 hatten herausreden wollen. Sie machten sich jetzt keine Vorwürfe mehr, daß sie Hitler gefolgt waren und ihr Land in eine Katastrophe gestürzt hatten. Jetzt schimpften sie auf die ›Verräter‹, die wie Otto John den Alliierten geholfen hatten.

Unter den deutschen Generalen hatte Otto John einen besonders erbitterten und einflußreichen Feind: den Generalfeldmarschall Fritz Erich von Manstein. Denn nachdem John in Nürnberg in der Abteilung tätig gewesen war, die für den Nürnberger Prozeß die Akten des Dritten Reichs durcharbeitete, war er 1949 von den englischen Anklagevertretern für den Manstein-Prozeß nach Hamburg geholt worden. Er mußte dort dem Gerichtshof als eine Art unparteiischer Archivist zur Verfügung stehen, die wichtigsten Heeresbefehle, Führer-

anordnungen und ähnliches aus den Akten mit den erbeuteten Dokumenten heraussuchen und der Staatsanwaltschaft wie der Verteidigung unterbreiten. Zusätzlich hatte John den Auftrag, an Hand dieser Dokumente eine historische Würdigung der strategischen Operationen Generalfeldmarschall Mansteins auszuarbeiten, die dem Gericht ermöglichen sollte, die Verantwortung Mansteins für die unter seinem Kommando begangenen Verbrechen entsprechend der allgemeinen militärischen Lage abzuschätzen.

Als Manstein für schuldig befunden und zu achtzehn Jahren Gefängnis verurteilt wurde – von denen er selbstverständlich nur vier abzusitzen brauchte, um dann entlassen zu werden und in den Genuß einer hohen Pension zu kommen –, schob er die Schuld daran auf John. Und der gleichen Ansicht war die jüngere Generation der Stabsoffiziere, die Manstein als den größten aus dem Kriege hervorgegangenen General und die Personifizierung aller ritterlichen Tugenden ihrer Kaste verehrten.

Zu den glühendsten Bewunderern Mansteins gehörte General Reinhard Gehlen. Gehlen war bereits 1936 ein ergebener Schüler Mansteins gewesen und hatte als frischgebackener Stabsoffizier in der Operationsabteilung unter ihm gedient. Manstein seinerseits war von dem Eifer und den geistigen Fähigkeiten des jungen Gehlen sehr beeindruckt und hatte – zusammen mit dem damaligen Oberst Heusinger – dessen Avancement lebhaft gefördert.

Man kann sich daher leicht vorstellen, welche Gefühle Reinhard Gehlen bewegten, als er erfuhr, daß der Mann, der zum Leiter des neuen Sicherheitsdienstes ernannt worden war, kein anderer war als der ›Renegat‹, der dem Feind geholfen hatte, seinen hochverehrten Generalfeldmarschall zu verurteilen.

Ich sehe es auch nicht als völlig unwahrscheinlich an, daß Dr. Adenauers häufig geäußerte Abneigung gegen den neuen Sicherheitschef – »Ich kann den Kerl nicht ausstehen« lautet eines der mildesten Urteile über John, die dem starrköpfigen alten Herrn von Rhöndorf zugeschrieben werden – bis zu einem gewissen Grade dem Einfluß seines ›lieben Generals‹ zu verdanken ist. Natürlich entdeckte John bald die Aversion, die der ›Alte‹ gegen ihn hegte. Und dieser Zustand besserte sich auch nicht, als Adenauer John eines Tages nach Rhöndorf bestellte – es war dies das einzige Mal – und ihn bat, gewisse Erkundigungen über Jakob Kaiser, den Minister für Gesamtdeutsche Fragen, und dessen Frau einzuziehen. Jakob Kaiser, der katholische Gewerkschaftsführer, war einer der wenigen Überlebenden von der Verschwö-

rung des 20. Juli. Er war mit John persönlich befreundet, und diesem war der Gedanke, daß sein Freund als politisch fragwürdig angesehen wurde, höchst zuwider. Doch Adenauer hatte nun einmal die fixe Idee, daß irgendwelche geheimen Informationen über das Abkommen für die Europäische Verteidigungsgemeinschaft zu den Russen durchgesickert seien, und er war von dem Verdacht besessen, daß Jakob Kaiser – der aus der Ostzone nach Bonn gekommen war –, dessen Frau oder auch beide gemeinsam etwas damit zu tun hatten.

Fast sah es so aus, als habe Adenauer eine Antipathie gegen die Männer vom 20. Juli, wie Kaiser und John, obgleich er hin und wieder, wenn die politische Zweckdienlichkeit es erforderte, die höchsten Lobsprüche für sie bereit hatte. Und es ist eine Tatsache, daß Dr. Adenauer, den die Nationalsozialisten 1933 seines Postens als Oberbürgermeister von Köln enthoben, nie ein aktiver Nazigegner gewesen ist. Ein Brief, den er am 10. August 1934 an den ›Herrn preußischen Minister des Inneren‹, damals Wilhelm Frick, richtete und der erhalten geblieben ist, scheint fast das Gegenteil zu beweisen[1].

Denn in diesem Brief, der offenbar in der Hoffnung geschrieben ist, Frick werde die Zahlung einer Entschädigungssumme für den Amtsverlust sowie eine Pension für ihn verfügen, weist er auf die Dienste hin, die er den Nationalsozialisten vor der Machtübernahme, und zwar im Gegensatz zu den damaligen ministeriellen Anweisungen und auch zu den von der Zentrumsfraktion der Kölner Stadtverordnetenversammlung vertretenen Anschauungen, erwiesen habe. »... So habe ich Jahre lang«, schreibt er, »entgegen der damaligen Verfügung des Preußischen Innenministers der NSDAP die städtischen Sportplätze zur Verfügung gestellt und ihr bei den Veranstaltungen auf diesen das Hissen ihrer Hakenkreuzfahnen an den städtischen Flaggenmasten gestattet ... Seit Jahren bin ich in dem zuständigen städtischen Ausschuß entgegen den ministeriellen Verfügungen dafür eingetreten, dem Westdeutschen Beobachter die städtischen Bekanntmachungen zu geben ... Im Sommer 1930 habe ich angeordnet, daß die Verfügung des Preußischen Staatsministeriums, die nationalsozialistischen Beamten zwecks Disziplinierung namhaft zu machen – die Verfügung war vom Reichspräsidenten zur Durchführung übersandt worden – nicht ausgeführt worden ist, da ich sie für unberechtigt und ungerecht hielt ...« In seiner Eigenschaft als Präsident des Preußischen Staatsrates, so führte Adenauer weiter aus, habe er »ausdrücklich erklärt,

[1] Siehe Anhang.

daß nach meiner (Adenauers) Meinung eine so große Partei wie die NSDAP unbedingt führend in der Regierung vertreten sein müsse ...« Die Eingabe an Frick endet mit dem Hinweis, daß es für ihn außerordentlich schmerzlich gewesen sei, daß man ihn als ›national unzuverlässigen‹ Mann entlassen habe, und er schließt die Bitte um Revision dieses Urteils an.

Dem Gesuch wurde zwei Jahre später entsprochen. Adenauer erhielt eine Pension von jährlich 12 000 Mark und eine höhere Entschädigungssumme, mit der er in Rhöndorf das Grundstück Zenningsweg 8a kaufen und ein für damalige Verhältnisse luxuriöses Haus bauen konnte. Acht Jahre später wies Adenauer, wie seinem offiziellen Biographen Paul Weymar von der Schwiegertochter Lola Adenauer berichtet wurde, ›mit aller Deutlichkeit‹ die Anfragen Dr. Goerdelers, des ehemaligen Oberbürgermeisters von Leipzig, zurück. Goerdeler wollte sich über einen Mittelsmann im Namen der Verschwörer vom 20. Juli vergewissern, ob Adenauer gewillt sein würde, dem von ihnen geplanten Kabinett beizutreten[1].

Aber nicht nur Gehlen, Adenauer und die Generale waren John feindlich gesonnen. Von allen Seiten ließ man ihn seine Unbeliebtheit fühlen. Jeder Fall, bei dem jemand beschattet oder ihm ein Posten im Auswärtigen Amt versagt wurde, kam auf sein Schuldkonto. Jede unrechtmäßige Verhaftung wurde ihm in die Schuhe geschoben, selbst wenn er in überhaupt keiner Beziehung dazu stand.

Als Sir Ivone Kirkpatrick im Januar 1953 zuließ, daß britische ›Public Safety‹-Beamte eine dramatische mitternächtliche Aktion starteten, in der sie Dr. Werner Naumann, der Staatssekretär in Goebbels' Propagandaministerium gewesen war und jetzt eine leitende Stellung in der neonazistischen Reichspartei innehatte, sowie sechs weitere ehemalige leitende Nationalsozialisten verhafteten, wurde sofort behauptet, Otto John habe diese Aktion veranlaßt. In Wirklichkeit hatte er nicht das geringste damit zu tun. Kirkpatricks Leute hatten ihn nicht einmal im voraus von der geplanten Operation in Kenntnis gesetzt.

Otto John war über diese Angelegenheit ebenso empört wie ich. Denn unter Nichtachtung der elementarsten rechtsstaatlichen Grundsätze hielten die Engländer die Männer endlose Wochen hindurch in Einzelhaft, gestatteten nicht einmal ihren Anwältern, mit ihnen zu sprechen,

[1] Paul Weymar, Konrad Adenauer – Die autorisierte Biographie, Kindler-Verlag, München, 1955.

und erhoben keine öffentliche Anklage. Sämtliche normalen Schutzbestimmungen des britischen Gerichtsverfahrens wurden außer Kraft gesetzt, solange die Sicherheitsexperten die sechs Wagenlasten an Dokumenten durchforschten, die sie bei Naumann und seinen angeblichen Komplicen beschlagnahmt hatten, und die Verhafteten einem Kreuzverhör unterzogen.

In meinen Augen – und auch in denen von Otto John – fügten Sir Ivone Kirkpatrick und seine ›Public Safety‹-Beamten durch ihre flagrante Mißachtung von Recht und Gesetz der Entwicklung des demokratischen Gedankens in Deutschland einen weit größeren Schaden zu, als Naumann und seine Freunde es je gekonnt hätten. Nachdem die Engländer ihre Gefangenen einige Monate hindurch ausgefragt hatten, übergaben sie sie stillschweigend den deutschen Behörden, und die Deutschen ließen sie ebenso stillschweigend wieder frei, ohne daß je ein Prozeß in dieser Angelegenheit stattgefunden hätte. Es liege kein Anlaß für eine gerichtliche Verfolgung vor, erklärte das Bundesgericht in Karlsruhe. Ein Weißbuch, in dem Kirkpatrick die englischen Beschuldigungen gegen Naumann bekanntgeben wollte, wurde auf Veranlassung des britischen Kabinetts unmittelbar vor seiner Veröffentlichung zurückgezogen. Und nie erfolgte eine Antwort auf meine dringliche Frage: Hat das Foreign Office hier einen Bock geschossen, oder standen seine angeblich so demokratischen deutschen Freunde in geheimem Einverständnis mit einer gefährlichen nationalsozialistischen Verschwörerclique? Denn entweder die eine oder die andere von diesen beiden Thesen mußte der Wahrheit entsprechen. Der Mann jedoch, dem man in Deutschland die ganze Schuld für diese Vorkommnisse zuschob, war nicht Kirkpatrick, sondern der Prügelknabe Otto John, ›das erste Opfer des Vierten Reichs‹, wie mein italienischer Kollege Sandro Paternostro ihn nannte.

Johns Amtsperiode fiel mit der Zeitspanne zusammen, in welcher der greise Adenauer so berauscht war von dem Bewußtsein, die größte Atommacht der Welt hinter sich zu wissen, daß er begann, seine sogenannte ›Politik der Stärke‹ zu betreiben. Um Deutschlands Wiederbewaffnung durchzusetzen, drängte er die Staatsmänner des Westens, die Augen davor zu schließen, daß der Kreml hinter Molotows ›Njet‹-Fassade zu Konzessionen hinsichtlich der deutschen Wiedervereinigung und einer stufenweisen Entbolschewisierung der Zone bereit schien – unter der Bedingung, daß keine Wiederbewaffnung Deutschlands erfolgte. Der Kanzler argumentierte, daß, wenn die Bundesrepublik

erst einmal über eine Wehrmacht verfüge, die Machtbalance sich so weit zugunsten des Westens verschoben haben würde, daß die Russen sich mit allem einverstanden erklären müßten. Es war jene Zeit, in der Dr. Walter Hallstein, damals Staatssekretär im Bonner Außenministerium, in dem Wunsch, sich bei seinen Gastgebern im Washington Press Club lieb Kind zu machen, dort öffentlich von der Befreiung Europas ›bis zum Ural‹ sprach. Und es war leider auch die Zeit, in der der Westen unter Führung des Abgrundpolitikers John Foster Dulles und auf Einflüsterung Adenauers, der gern vom kalten Krieg profitieren wollte, es unterließ, seine Vorteile auf dem Gebiet der militärischen Stärke auszunutzen und den Russen gegenüber eine beweglichere Politik anzuwenden, um von ihnen gewisse Konzessionen zu erreichen, zu denen sie damals möglicherweise bereit waren. Die allgemeine Lage würde heute wesentlich günstiger sein, wenn man es getan hätte.

Otto John war durch all das tief beunruhigt, und es war durchaus ehrlich gemeint, als er in seiner Erklärung im Ostberliner Sender sagte, die Unterhaltungen, die er nach seiner Rückkehr aus Amerika mit führenden deutschen Persönlichkeiten gehabt hatte, hätten ihn in der Überzeugung bestärkt, daß die deutsche Politik in eine Sackgasse geraten sei. Eigentlich hätte er zurücktreten und emigrieren oder die Stellung annehmen sollen, die man ihm bei der Lufthansa angeboten hatte. Alles wäre besser gewesen, als weiterhin einer Regierung zu dienen, die ihm nicht vertraute und mit deren Politik er sich nicht einverstanden fühlte.

Als die Nachricht von Johns angeblicher Flucht nach dem Osten eintraf, triumphierte Reinhard Gehlen. In den Bonner Ministerien ging ein ›geflügeltes Wort‹ von ihm um: ›Einmal ein Verräter‹, hätte er gesagt, ›immer ein Verräter.‹ Das war auch die Meinung der Mehrzahl seiner Landsleute, die sich von der Stimmungsmache der deutschen Presse gegen John überrollen ließen.

Am 12. Dezember 1955 aber, nachdem er fast siebzehn Monate hinter dem Eisernen Vorhang verbracht hatte – teils in jener Villa bei Moskau, teils in dem Badeort am Schwarzen Meer, größtenteils jedoch in Ostberlin –, gelang es Otto John, das durchzuführen, was er von dem Augenblick an geplant hatte, an dem er plötzlich als Gefangener der Russen aufgewacht war: Er entwischte seinen Wachen und flüchtete nach Westberlin.

Ich hatte mich seit meinem Treffen mit Otto John nach seiner Presse-

konferenz in Ostberlin in der ganzen Welt herumgetrieben. Japan, Thailand, Indonesien, Marokko, der Sudan, Israel, Jordanien – all diese Länder hatten den Besuch des Reporters Delmer auf sich nehmen müssen. Ich hatte sogar Dr. Adenauer im September 1955 auf seiner Pilgerfahrt nach Moskau begleitet, auf der er ›der Welt zeigen wollte, wie man mit den Russen umgeht‹. Und ich hatte in dem großen mit Marmor und Vergoldungen überladenen Bankettsaal des Kreml neben dem klugen amerikanischen Diplomaten Charles Eustice Bohlen gestanden und mit ihm die phantastische Szene beobachtet, in der die beiden großen Khans Chruschtschow und Adenauer nebeneinander in der Mitte der festlich geschmückten Tafel saßen – ihre Gefolge paarweise zu beiden Seiten gestaffelt –, sich zutranken, geistreiche Bemerkungen austauschten und sich gegenseitig jovial in die Rippen stießen. Ich kann sogar einige scherzhafte Gesprächsfetzen zitieren, die ein nicht-essender, nicht-trinkender Dolmetscher übersetzte, der zwischen ihnen hockte.

Adenauer, Chruschtschow beobachtend, der ein Glas Wodka herunterkippte: »Sie sollten auch einmal unseren deutschen Wein probieren, Herr Chruschtschow!«

Chruschtschow: »Unsinn! Deutscher Wein schmeckt abscheulich. Als wir Ihre Armee in Stalingrad gefangennahmen, habe ich ein paar Flaschen unter dem Beutegut gefunden. Ein widerliches Gesöff!«

Adenauer, sehr liebenswürdig: »Ja, das glaube ich Ihnen gern, Herr Chruschtschow. Beutewein schmeckt immer sauer. Sie sollten einmal nach Bonn kommen. Dann werden wir Ihnen einen Wein vorsetzen, der nicht erbeutet ist.«

Chruschtschow: »Ist das eine offizielle Einladung?« Keine Antwort von seiten Adenauers.

Botschafter Bohlen schaute dem Treiben an der Tafel in bester Laune zu und bezeichnete dieses ganze Unternehmen als eine ›sinnlose Reise‹. Denn erst vor wenigen Stunden hatte Adenauers diplomatischer Adjutant Herbert Blankenhorn ihm versichert, daß bei diesen Gesprächen nichts herauskommen werde und daß der ›Alte‹ hartnäckig an seiner vorgezeichneten Linie festhalte. Er wollte laut Blankenhorn nur dann diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufnehmen, wenn die Russen der Wiedervereinigung Deutschlands zustimmten. Die Wiedervereinigung werde die *conditio sine qua non* für jede Verständigung sein.

Eins jedoch wußten zu jenem Zeitpunkt weder Bohlen noch ich – obgleich ich schon am selben Abend, eben noch rechtzeitig für die

Mitternachtsausgabe, meine Information erhielt: daß nämlich Adenauer in dem Augenblick, in dem wir ihn beobachteten, bereits kapituliert hatte. Bei Kaviar und Sekt hatte er dem Austausch von Botschaftern auch ohne ein Gegenversprechen der Wiedervereinigung zugestimmt. Die einzige Konzession, die Chruschtschow machte, war eine mündliche Zusage – er weigerte sich, irgend etwas schriftlich zu geben –, daß die Sowjetunion die 9626 Deutschen, die noch immer als Kriegsverbrecher festgehalten wurden, repatriieren werde. Dieses Angebot war natürlich ein meisterhafter Schachzug. Dem armen Adenauer wäre es schlecht bekommen, wenn in Deutschland durchgesickert wäre – und das wäre es bestimmt! –, daß er eine Chance ausgeschlagen habe, die Deutschen, die sich noch immer in Rußland befanden, aus der Gefangenschaft zu erlösen.

Als ich ›Chip‹ Bohlen am nächsten Morgen besuchte – ›Chip‹ war sein Spitzname –, war er blaß vor Wut, weil er sich von den Deutschen auf den Leim hatte führen lassen. Und um die Niederlage des großen ›Politikers der Stärke‹ noch zu unterstreichen, veröffentlichte die Agentur TASS eine offizielle Verlautbarung: »Die Sowjetregierung erkennt die Bundesrepublik als einen Teil Deutschlands an. Die Deutsche Demokratische Republik bildet den anderen Teil.«

Doch obgleich Adenauer eine offenkundige Demütigung erfahren hatte, lag kein eigentlicher Grund für ihn vor, den Kopf hängen zu lassen. Denn durch die Anknüpfung von Beziehungen mit Rußland hatte er einen geschickten Zug in dem traditionellen deutschen Spiel gemacht, das darin bestand, den Westen gegen den Osten und den Osten gegen den Westen auszuspielen. Ich sah voraus, daß er nun bei den besorgten Amerikanern neue Zugeständnisse herausholen würde. Der Ärger Botschafter Bohlens über den Pakt war ein deutliches Symptom.

Kurz nachdem ich Moskau verlassen hatte, flog ich nach Washington. Und auf dem Fernschreiber unseres Büros im Pressehaus von Washington las ich die ersten Nachrichten über Johns Flucht und seine sichere Ankunft im Westen. Er war, wie die Meldung besagte, von der deutschen Bundespolizei vorläufig in Haft genommen worden, bis die bundesdeutschen Behörden entschieden hätten, ob eine Anklage gegen ihn erhoben werden und wie diese Anklage lauten solle.

Die Meldung war zwar nicht weiter erstaunlich, wenn man an die Abneigung der herrschenden Kreise in Bonn gegen Otto John und den Haftbefehl dachte, der bereits gegen ihn erlassen war; aber ich fand sie trotzdem äußerst befremdend. Wie wollte man denn ein

solches Vorgehen rechtfertigen? Ich hatte Grund für meine Bedenken. Denn vor erst zwei Tagen hatte ich Allen Welsh Dulles in dem großartigen neuen Hauptquartier seiner ›*Central Intelligence Agency*‹ am Rande von Washington besucht, und wir hatten unter anderem auch über den Fall Otto John gesprochen.
Ich war sehr beeindruckt gewesen von Dulles' kluger und überlegener Menschlichkeit. Dieser gütige grauhaarige Herr mit der goldgeränderten Brille, der Pfeife und dem grauen Tweedanzug, der da vor den hohen Bücherregalen saß, wirkte eher wie ein Oxforder Professor als wie der Chef eines Spionagedienstes. Und dieser Eindruck verstärkte sich noch, als er mit sichtlichem Vergnügen die Geheimakte über einen gewissen Sefton Delmer durchzublättern begann und mir lachend Fragen über die Richtigkeit dessen, was er las, stellte, genau als handelte es sich um ein Seminarreferat, das ich für ihn geschrieben hatte. Als die Rede auf Otto John kam, bestätigte Dulles mir, was ich bereits von anderen britischen und amerikanischen Intelligence-Leuten gehört hatte: Es hatte den Anschein, als habe John den Russen keinerlei Geheimnisse verraten. Nicht ein einziger Agent war nach Johns ›Übergang‹ in den Ostsektor verhaftet worden (Dulles zeigte sich an meiner Vermutung, daß John entführt worden sei, zwar interessiert, schien aber nicht überzeugt), und offenbar waren keine Kanäle oder Querverbindungen aufgedeckt worden. Es sah, wie auch Dulles zugab, so aus, als habe John es vermeiden können, irgendeines der Geheimnisse, deren Träger er war, preiszugeben. Wenn aber die Intelligence-Leute John ein solches Zeugnis ausstellten, wie konnte dann Bonn ihn des Verrats bezichtigen? Sechsunddreißig Stunden später war ich in Bonn und bekam sofort die Antwort auf diese Frage zu hören.

Zunächst war ich voller Zuversicht, daß man John sehr schnell wieder freilassen werde. Ich besuchte die strahlend glückliche Lucie John in der kleinen Etagenwohnung, die sie erst vor zwei Monaten in der Sülzburgstraße in Köln-Lindenthal gemietet hatte – in dem sonderbaren Vorgefühl, wie sie mir erzählte, daß Ottos Rückkehr unmittelbar bevorstehe. Und von ihr erfuhr ich, daß auch Otto John mit seiner Freilassung in allernächster Zeit rechnete. Er hatte sie aus Wiesbaden angerufen, wo der Untersuchungsrichter ihn einem Verhör unterzog.
»Gestern abend hat er mit mir telefoniert«, berichtete Lucie voller Freude. »Er sagte, er hoffe jetzt bald nach Hause kommen zu können – vielleicht schon zu Weihnachten.«

Aber zur selben Stunde, in der Lucie und ich uns unterhielten, teilte der Oberbundesanwalt Dr. Wiechmann Otto John in Wiesbaden mit, daß er sich nunmehr als verhaftet zu betrachten habe und man ihn in ein Untersuchungsgefängnis bringen werde. Obgleich keinerlei offizielle Anklage erhoben worden war – anscheinend wandten die Deutschen Kirkpatricks Verfahren Naumann gegenüber jetzt auf den ›englischen Protégé‹ Otto John an –, gab Dr. Wiechmann der Presse die folgenden Gründe für Johns Verhaftung an:
1. Da er Träger der höchsten deutschen Staatsgeheimnisse gewesen sei, müsse man die Beziehungen, die er nach Überschreitung der Sektorengrenze mit den russischen und ostzonalen Behörden aufgenommen habe, als verratsverdächtig betrachten.
2. Ein Fluchtversuch sei nicht ausgeschlossen, »da er über zahlreiche ausländische Kontakte verfüge – vor allem in England«.
Mit der für einen Juristen charakteristischen Selbstherrlichkeit setzte sich Dr. Wiechmann über das Recht jedes angeklagten Staatsbürgers auf eine unvoreingenommene Prozeßführung hinweg und erklärte den versammelten Zeitungsleuten höhnisch: »Es fällt mir schwer, Dr. Johns Behauptung, er sei in bewußtlosem Zustand über die Sektorengrenze gebracht worden, Glauben zu schenken.« Lautes Gelächter seitens der Reporter, lautes Gelächter auch seitens des Leiters der Pressekonferenz Dr. Edmund Forschbach, Adenauers neuem Pressechef, der vor Jahren stolz in Hitlers Scheinparlament das Braunhemd eines SA-Führers getragen hatte.
Die Heiterkeit meiner deutschen Kollegen bezog sich auf den Umstand, daß Otto John jetzt als Tatsache anführte, was mancher schon seit langem vermutet hatte – daß nämlich Dr. Wohlgemuth ihn betäubt habe. Wohlgemuth müsse, wie John mitteilte, irgendein Mittel in den Kaffee getan haben, den er ihm gastfreundlich anbot, als John ihn in seiner Privatpraxis aufsuchte. Dann habe er ihn in seinen Wagen gelockt unter dem Vorwand, einige Papiere, die er zur Ausstellung des von John für die Witwe seines Freundes erbetenen Attests brauche, befänden sich in einer anderen Wohnung, und sie müßten sie von dort holen. Und daraufhin habe er sich in seinem weißen Arztkittel neben John ans Steuer gesetzt und sei in halsbrecherischem Tempo losgebraust. John erinnerte sich nur noch, daß er Wohlgemuth erschrocken zugerufen hatte: »Fahren Sie doch nicht so schnell! Langsamer! Sie sind wohl verrückt!« Dann habe er das Bewußtsein verloren. Als er wieder aufwachte, habe er sich als Gefangener der Russen in deren Hauptquartier in Karlshorst befunden.

Trotz der Tatsache, daß die westdeutsche Polizei und die Intelligence-Leute der Alliierten längst festgestellt hatten, daß Dr. Wohlgemuth tatsächlich über Beziehungen zu den Kommunisten verfügte, auf einen Chefarzt-Posten an der Berliner Charité hoffte und daß er obendrein als Lebemann bekannt war, und ein kostspieliges, ausschweifendes Leben führte, tat Dr. Wiechmann Johns Bericht als ›unannehmbar‹ ab.

Otto Johns Prozeß begann erst im November des folgenden Jahres. Doch während der elf Monate, in denen er – teils im Gefängnis, teils im Gefängnislazarett – auf diesen Prozeß wartete, wurde ihm eine andere Art Prozeß gemacht: ein Prozeß durch die Zeitungen. Die Verleumdungskampagne, die sofort nach dem Bekanntwerden seines Verschwindens begonnen hatte, erreichte jetzt einen neuen Höhepunkt. Zeitungen und illustrierte Zeitschriften veröffentlichten die sonderbarsten ›Beweise‹ für Johns Schuld. Eine Bandaufnahme Wohlgemuths von dem Telefongespräch, in dem er mit John verabredet hatte, daß dieser in seine Praxis kommen werde, um das Attest abzuholen – ein absolut harmloses Gespräch, wie ich selbst feststellen konnte, als ich das Band abhörte –, wurde als eine geheimnisvolle chiffrierte Abmachung und als Beleg für Johns ›verräterische Flucht‹ interpretiert. Man deutete sogar an, John sei nur zurückgekommen, um im Westen für die Russen zu arbeiten.

Als schließlich der Prozeß begann, war die deutsche Öffentlichkeit derart gegen John eingenommen, daß nur sehr charakterfeste Richter sich gegen diese Aura der Feindseligkeit hätten halten können. Die Richter vom Dritten Senat des Bundesgerichts in Karlsruhe jedoch, die über Otto John zu befinden hatten, waren Männer des alten Regimes, Männer, die unter dem Führer gedient hatten, den John und seine Mitverschworenen hatten ermorden wollen. Otto John, der vor Freude geweint hatte, als er den Boden Westberlins wieder betrat, muß es manchmal vorgekommen sein, als sei er vom Regen in die Traufe geraten.

Ja, wie hatte er nun seine Flucht bewerkstelligt?

Ich hatte eigentlich erwartet, daß eine der westlichen Spionagestellen in der Sowjetzone versuchen würde, sich mit Otto John in Verbindung zu setzen und ihm zur Flucht zu verhelfen. Aber nichts dergleichen geschah. Als Otto John schließlich Hilfe zuteil wurde, geschah es auf die private Veranlassung seines alten Freundes, des Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand – der an der Verschwörung gegen Hitler beteiligt gewesen war – und eines dänischen Journalisten. Henrik Bonde-Henriksen von der Kopenhagener Zeitung *Berlingske Tidende* war

ebenfalls ein Freund des Prinzen Louis Ferdinand. Und als John endlich Louis Ferdinand die Nachricht zukommen lassen konnte, daß er einen Fluchtversuch beabsichtige, bat dieser Bonde-Henriksen, sich mit John in Verbindung zu setzen.

Bonde-Henriksen, ein ebenso unternehmungslustiger wie mutiger und geschickter Kollege von mir, fand diesen ersten Teil seiner Aufgabe verhältnismäßig einfach. Denn Otto John, dessen Taktik einer scheinbaren Kollaboration sich insoweit ausgezahlt hatte, daß die zuvor so strenge Bewachung beträchtlich gelockert worden war, besuchte häufig den Presseklub in Ostberlin, in dem neben ostzonalen Journalisten auch westliche Korrespondenten verkehren durften. Hier traf Bonde-Henriksen John und unterhielt sich mit ihm.

Anfänglich vermied es Bonde-Henriksen, mit John über seine persönlichen Angelegenheiten zu sprechen, da ständig andere Zuhörer zugegen waren. Statt dessen diskutierten die beiden über politische Fragen wie die Möglichkeit einer deutschen Wiedervereinigung – was John von seinen kommunistischen Herren als Spezialthema zugewiesen war. Dann ließ Bonde-Henriksen John eines Tages einen Orden sehen, von dem er wußte, daß John ihn als den Hohenzollernschen Hausorden erkennen werde. Gleichzeitig erzählte er ihm, daß er eine Einladung des Kopenhagener Studentenverbandes für John habe, Kopenhagen zu besuchen und dort einen Vortrag über das Problem der deutschen Wiedervereinigung zu halten. Johns Augen leuchteten vor Freude auf. Jetzt wußte er, was Bonde-Henriksen vorhatte. Und er wußte auch, daß hier endlich ein Mensch war, dem er vertrauen konnte. Aber seine Antwort auf die Einladung lautete sehr förmlich, da ein gewisser Herr Brugel neben ihm saß, der auf John aufpassen mußte, wenn dieser im Presseklub war.

»Das ist eine ausgezeichnete Idee«, sagte er. »Ich glaube schon, daß ich in Kopenhagen allerhand für unsere Sache erreichen könnte. Meinen Sie nicht auch, Herr Brugel? Vielleicht könnten Sie mitkommen, und wir könnten eine gemeinsame Diskussion aufziehen?«

Auch Herrn Brugel behagte der Gedanke an eine Reise nach Kopenhagen. Aber er meinte, daß man höheren Orts dafür eine Genehmigung einholen müsse. Als Bonde-Henriksen zwei Tage später im Presseklub erschien, waren auch John und Brugel wieder da. Sie teilten ihm mit, daß aus der Reise nach Kopenhagen leider nichts werden könne. Kurz darauf verließ Herr Brugel für kurze Zeit den Tisch. John und Bonde-Henriksen blieben allein zurück.

»Wir müssen überlegen, wie ich hier rauskommen kann«, murmelte

John. »Wäre es nicht zu machen, daß mich einmal nachts ein Wagen der Alliierten an der Oper abholt?«
Bonde-Henriksen hatte sich bereits bei den Alliierten nach einer solchen Möglichkeit erkundigt. Jetzt erklärte er John, das sei ausgeschlossen, da keine der alliierten Mächte das Risiko auf sich nehmen könne, Johns wegen einen Konflikt mit den Russen heraufzubeschwören. Die Möglichkeit eines solchen Konflikts bestünde jedoch, wenn es herauskäme, daß ein alliierter Amtswagen für seine Befreiung eingesetzt worden war. Die beiden kamen überein, sich in der nächsten Woche noch einmal im Restaurant Newa in Ostberlin zu treffen und dort ihre Unterhaltung fortzusetzen.
Als John und Bonde-Henriksen am verabredeten Tag im Newa saßen, klapperten sie laut mit ihren Messern und Gabeln auf den Tellern herum, für den Fall, daß irgendwelche versteckten Mikrophone in dem Tisch angebracht waren. Dabei lehnte Otto John sich vor und flüsterte dem Dänen zu: »Ich *muß* hier heraus, ich kann es nicht länger aushalten! Könnten Sie mir denn nicht vielleicht selber helfen? Die Wache am Brandenburger Tor kennt doch Ihren Wagen. Wenn Sie einverstanden wären, mich in Ihrem Wagen mitzunehmen, hätte ich einen Plan, der meiner Ansicht nach gelingen müßte.«
Nun setzte John Bonde-Henriksen auseinander, daß er gern am 12. Dezember fliehen würde, weil dies der Tag nach der Eröffnung des großen Weihnachtsmarkts auf dem Marx-Engels-Platz sei, an dem viele Westberliner mit ihren Wagen in den Ostsektor kommen würden. Es würde ein reger Verkehr sein, und die Wachen am Brandenburger Tor würden alle Hände voll zu tun haben.
Und dann erläuterte er seinen Plan. Er wollte seine Wächter bitten, ihn zum Hintereingang der Humboldt-Universität zu fahren und ihn dann allein hineingehen zu lassen, um, wie er erklären wollte, mit einem der Professoren zu sprechen. Er wollte den Wächtern Geld geben, damit sie ihm eine Flasche Schnaps für ihren gemeinsamen Haushalt besorgten. Sie würden, so glaubte er, auf diesen Köder anbeißen, weil sie mit ihm zusammen wohnten. Sie besorgten oft Einkäufe für ihn, und die Schwiegermutter eines der Männer war als Köchin und Wirtschafterin bei ihnen. Während die Wächter fort waren, wollte er das Universitätsgebäude durchqueren und durch den Haupteingang Unter den Linden wieder herauskommen. Er hatte bereits zu ermitteln versucht, ob noch irgend jemand außer seinen Wächtern ihn beschattete, und war zu der Überzeugung gekommen, daß nur die Leute im Wagen Auftrag hatten, ihn zu überwachen.

Der Plan gelangte zur Ausführung. Am Montag, dem 12. Dezember, kam Otto John um vier Uhr fünfundvierzig aus der Universität, stieg in Bonde-Henriksens wartenden Wagen, setzte eine Brille auf, die Bonde-Henriksen besorgt hatte, und wickelte sich einen dicken Wollschal um den Hals, der sein Gesicht zur Hälfte verbarg. Dann nahm er eine Pfeife in den Mund und stieß dicke Rauchwolken aus, während Bonde-Henriksen langsam die Linden entlang auf das Brandenburger Tor zufuhr. Die Vopos ließen sie mit einer nachlässigen Handbewegung passieren.
Nun fuhren sie geradenwegs an dem Sowjetischen Ehrenmal vorbei durch den Tiergarten. Um vier Uhr zweiundfünfzig erreichten sie die Siegessäule. Bonde-Henriksen hielt an, und Otto John, dessen ungeheure Spannung nun endlich nachließ, brach in Tränen aus. Sein Alptraum war vorüber.
»Wir dürfen keine Minute länger als irgend nötig in Westberlin bleiben«, sagte John, wie Bonde-Henriksen später in seinem sensationellen ersten Bericht über die Flucht erzählte. »Sie werden jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, um mich zu finden und umzubringen.«
Aber Bonde-Henriksen konnte ihn beruhigen. In der Maschine, die fünf Uhr fünfundvierzig zum Bonner Flughafen Wahn flog, waren zwei Plätze für sie reserviert, der eine auf den Namen von Dr. Fischer, der andere für einen gewissen Dr. Vogel. Und nun hatte Bonde-Henriksen noch eine Neuigkeit für John.
»Ich habe kürzlich mit Dr. Strauss, dem Staatssekretär im Justizministerium, über Sie gesprochen. Er wußte, daß ich in Berlin mit Ihnen zusammentraf, und deshalb fragte ich ihn, was wohl mit Ihnen geschehen werde, wenn es Ihnen gelingen sollte, dort herauszukommen. ›Sagen Sie Dr. John‹, erklärte er mir, ›daß er unbesorgt zurückkommen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er trotz des alten Haftbefehls nicht einmal festgenommen werden, obgleich wir ihm selbstverständlich ein paar Fragen stellen müssen.‹«
Nach seiner Ankunft in Wahn meldete Otto John sich sofort bei der Polizei und erklärte sich bereit, auf alle Fragen zu antworten. Man brachte ihn zur Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamts, und hier begann nun seine neue Prüfung, die dritte innerhalb seines tragischen Lebens und die schwerste von allen.

61. Budapest

Für mich gehörten die Monate, in denen Otto John auf seinen Prozeß wartete, zu den ereignisreichsten meines ganzen Lebens als Reporter und Kommentator der Weltereignisse. Es begann in Bagdad mit einer Verschwörung Nassers gegen den jungen König des Irak und seinen verläßlichen pro-westlichen Premierminister Nuri es Said. Die Verschwörung schlug fehl, wurde aber später von General Kassim, dem jetzigen Diktator, wiederaufgenommen und zum Erfolg geführt. Dann flog ich nach Er Rijad, der Hauptstadt Saudi-Arabiens, um dort als erster Engländer seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Saudi-Arabien und Großbritannien mit dem freundlichen kurzsichtigen König Saud zu sprechen. Es war ein seltsames Interview. Hinter dem König stand sein schwarzbärtiger syrischer Ratgeber Jussuf Jasin, der ihm seine Anweisungen zuflüsterte. König Saud hörte ihn an und ließ mir dann durch einen Dolmetscher, der nach Sklavenart zwischen uns kniete, mitteilen, daß er, wenn Großbritannien sein Recht auf die Buraimi-Oase anerkenne, seinerseits Großbritannien das Recht auf Ölbohrungen zugestehen werde, ungeachtet der Tatsache, daß die amerikanische Aramco-Gesellschaft eine Monopolkonzession für alles Öl in Saudi-Arabien besaß. Am Ende unseres Gesprächs beschenkte er mich mit einem arabischen Gewand, einem Kopfschmuck und einer goldenen Uhr, auf deren Zifferblatt sein Bild prangte.

Dann kam Glubb Paschas dramatische Ausweisung aus Jordanien. Danach Gewalttat und Mord in Algerien. Dann die Aufregungen in Holland wegen der Gesundbeterin Greet Hofmanns, die wie ein zweiter Rasputin fast unbegrenzten Einfluß auf Königin Juliana gewonnen hatte. Von Amsterdam begab ich mich eiligst nach Polen, da mir schien, daß sich dort etwas zusammenbraue. Und richtig, ich langte genau in dem Augenblick an, als die Arbeiter von Posen ihren Aufstand begannen.

Von Polen ging es wiederum nach Kairo, wo Nasser sich des Suezkanals bemächtigt hatte. Nasser ließ mich festnehmen, da ich mich angeblich in den Besitz militärischer Geheimnisse gesetzt hatte, wies mich aus und schickte mich dann mit dem ersten Flugzeug nach London.

»Was diese militärischen Geheimnisse betrifft, die ich geklaut haben soll«, spottete ich nach meiner Rückkehr in einem BBC-Fernseh-Interview, »so ist dazu nur zu sagen, daß Nasser gar keine hat. Er hat ja überhaupt kein Militär, wie die Israelis nur zu deutlich bewiesen haben . . .«

Bald hatte ich wiederum den Verdacht, daß sich hinter Chruschtschows Eisernem Vorhang etwas tat. Ich flog nach Budapest und kam eben rechtzeitig dort an, um am ersten Tag der sensationellen ungarischen Volkserhebung an dem Demonstrationsmarsch teilzunehmen, mit dem das Ganze anfing – als einziger Reporter einer westeuropäischen Zeitung!

»Ich war heute Zeuge eines großen geschichtlichen Ereignisses«, meldete ich über das Telefon, bevor die Leitung endgültig unterbrochen wurde. »Ich habe gesehen, wie das Volk von Budapest die Fackel übernommen hat, die in Posen und Warschau entzündet wurde, und wie es sich in offener Rebellion gegen seine sowjetischen Gewaltherren erhoben hat.

Ich bin mit den Rebellen durch die Straßen marschiert und habe mit ihnen vor Freude geweint, als die wütende und erregte Menge die sowjetischen Embleme aus den ungarischen Fahnen heraustrennte . . . In dieser Minute, da ich meinen Bericht durchgebe, kann ich das Jubelgeschrei der Studenten, der ungarischen Soldaten in ihren Uniformen nach sowjetischem Schnitt und der Fabrikarbeiter in ihren Monteuranzügen hören. Sie umlagern das Parlamentsgebäude und schreien sich heiser nach ihrem Helden Imre Nagy, dem ehemaligen kommunistischen Ministerpräsidenten, der, ebenso wie Gomulka in Polen, seines Amts enthoben wurde, weil er für den Geschmack der Sowjets zu nationalistisch war . . .«

Und dann schlich sich eine düstere Note in meinen Bericht.

»Neun Uhr dreißig. Es wird geschossen. Die Sicherheitspolizei behauptet, daß nationalistische und antisowjetische Studenten und Arbeiter versucht haben, sich des Senders Budapest zu bemächtigen. Die Polizei gibt eine Salve nach der anderen aus ihren Maschinenpistolen ab. Ich kann die Schüsse von dieser Telefonzelle aus hören . . .«

Die Zeitung erwies mir die höchsten Ehren. Riesenlettern für die Schlagzeilen. Meine Story breit über zwei Spalten gesetzt. Und ein

Kasten mit der Überschrift ›DELMER – DER MANN, DER IMMER ZUR STELLE IST‹ und einer Liste einiger meiner ›Ich war dabei‹-Knüller, die ich im Laufe der Jahre errungen hatte. Die Würdigung schloß mit den Worten: »Seine unvergleichlichen Kenntnisse machen den *Daily Express* zu der Zeitung, die stets mit den dramatischsten Meldungen aus dem Ausland aufwarten kann.« Und Christiansen schrieb in seinem internen Nachrichtenblatt: »Tom Delmer verhilft der Zeitung heute morgen zu einem ihrer großartigsten Erfolge. Durch seinen hervorragend geschriebenen und vollständigen Bericht gewinnt die Zeitung einen beträchtlichen Vorsprung vor jeder Konkurrenz . . .«

Wer hätte nach all diesen Lobreden geahnt, daß ich nur drei Jahre später in Ungnade fallen und entlassen werden sollte, weil ich mich angeblich wieder einmal dem Besitzer der Zeitung gegenüber ›arrogant und herablassend‹ betragen hatte!

Dort unten im Duna-Hotel in Budapest hatte ich natürlich keine Ahnung davon, mit welchem Triumph mein Knüller in London gefeiert wurde. Denn nunmehr waren sämtliche Telefon- und Telegrafenverbindungen abgeschnitten, und es gab keine Möglichkeit mehr, Nachrichten durchzugeben.

Zwölf Tage hindurch teilte ich mit den Einwohnern von Budapest Jubel, Hoffnung und Verzweiflung. Ich nahm am 25. Oktober an dem Marsch der Aufständischen gegen das Parlamentsgebäude teil, und ich war Zeuge des grauenvollen Massakers, das darauf folgte.

Wir hatten zwei erbeutete Panzer bei uns, die man irgendwie in Gang gebracht hatte. Junge Mädchen und Burschen, mit Gewehren ausgerüstet, saßen auf den Panzern, und vor und hinter ihnen marschierte die Menge – fünfzig, sechzig Menschen in je einer Reihe füllten die breiten Straßen von einer Seite zur anderen und schrien nach Freiheit und Sieg. Als wir an der Botschaft der Vereinigten Staaten vorbeimarschierten, brach die Menge in begeisterte Hochrufe aus, und die amerikanischen Diplomaten drängten sich mit den Sekretärinnen an den Fenstern und winkten in großartig undiplomatischer Nichtachtung aller protokollarischen Vorschriften zurück.

Dann bogen wir endlich in den Parlamentsplatz ein. In den grauen Nebel gehüllt, der von der Donau aufstieg, ragte der dunkle gotische Klotz empor, in dem sowohl das Parlament wie die Ministerialbüros untergebracht waren. Einige Sekunden lang zögerte die Menge, dann schob sie sich langsam etwas weiter vor. Denn vor dem Parlamentsgebäude war eine russische Panzerkompanie aufgefahren – vier große

Tanks und zwei Schützenpanzerwagen, in denen sowjetische Soldaten mit Stahlhelmen saßen und mit ihren Maschinenpistolen auf die anrückenden Demonstranten zielten. Als die erste Reihe der Marschierenden etwa zehn Meter vor den Panzern angelangt war, rief der sowjetische Kommandeur »Stoi!« und breitete die Arme aus wie ein Verkehrspolizist. Wir ›stoiten‹.

Aber nicht lange. Irgend jemand in der Menge, der Russisch konnte, begann auf die Rotarmisten einzureden. Und plötzlich, bevor noch die Russen ihnen Einhalt gebieten konnten, stürmten die Menschen heran. Zuerst zwei, dann drei, vier, fünf, sechs Männer und Mädchen stürzten auf die Russen zu, schüttelten ihnen die Hände, umarmten sie und kletterten auf ihre Panzerwagen. Andere stiegen über die hohen schmiedeeisernen Gitter vor dem Gebäude, rannten die Stufen hinauf und drangen in das Vestibül ein. Bald wehten ungarische Freiheitsfahnen aus den Fenstern – Freiheitsfahnen, weil das kommunistische Symbol der Sklaverei aus ihrer Mitte herausgeschnitten war. Alles jubelte vor Begeisterung. Sogar die Rotarmisten – wie biedere gutmütige Bauernburschen erschienen sie mir – grinsten vor Vergnügen über so viel Freude und quittierten die Hochrufe, die ihnen zu Ehren ertönten, mit einfältigem Lächeln. Waren vielleicht auch sie ihrer kommunistischen Herren müde?

Nach etwa zehn Minuten rollten die beiden Schützenpanzerwagen quer über den Platz davon, und nur die großen Tanks blieben zurück. Als sie fortrasselten, winkten die Soldaten und Offiziere, die darin saßen, uns fröhlich mit den ungarischen Freiheitsfahnen zu, die die Menge ihnen hinaufgereicht hatte.

»Ich kann einfach nicht glauben, daß es dabei bleibt! Sie werden der Roten Armee nie erlauben, sich auf diese Weise mit den Aufständischen zu verbrüdern. Glauben Sie mir!« sagte ich auf englisch zu einem baumlangen Studenten der Budapester Universität, mit dem ich mich während des Marsches angefreundet hatte.

»Ach was, jetzt ist alles in Ordnung!« lachte er optimistisch. »Jetzt können sie uns doch nichts mehr tun!«

Aber leider sollte ich recht behalten.

Nur acht Minuten waren seit der Abfahrt der Schützenpanzerwagen vergangen, als plötzlich mit knatterndem ›Rattattat-rattattat‹ Maschinenpistolen und Maschinengewehre von den Dächern herab das Feuer gegen uns eröffneten. Und jetzt knallten auch die großen Tanks ihre Luken herunter, und aus ihren Rohren begannen die Geschosse über den Platz zu peitschen. Wenn ich heute daran zurückdenke, erscheint es

mir noch immer unglaublich. Aber ich weiß genau, daß ich tatsächlich lachte, während ich mit meinem Freund, dem großen Studenten, in langen Sprüngen über die Kieswege in der Mitte des Platzes rannte, um in einem der Gebäude Deckung zu suchen.

»Da sehen Sie's! Hab' ich's nicht gesagt?« lachte ich.

Nie wieder habe ich diesen dummen Satz irgendeinem Menschen gegenüber angewandt, so groß die Versuchung auch sein mochte. Denn noch während ich sprach, wurde ein Mädchen, das direkt vor uns rannte, getroffen und brach zusammen. Der große Student und ich hoben sie auf und trugen die Stöhnende und Wimmernde durch die in panischer Flucht zurückdrängende Menge in das Gebäude, dem wir – und offenbar auch alle anderen – zustrebten. Hier hatte man während der vorhergehenden Kämpfe eine provisorische Verbandstation eingerichtet. Aber jede Hilfe kam zu spät. Das Mädchen wachte nicht wieder auf, nachdem der Arzt es mit einer Morphiumspritze eingeschläfert hatte. Ich konnte mir selber nicht verzeihen. Mir war, als hätte ich mit meiner dummen Prahlerei ihren Tod und den Tod der vielen Menschen herausgefordert, die auf dem Platz liegengeblieben waren.

Und dann, am 31. Oktober, dem siebenten Tag der Kämpfe, kam der kurzfristige unglaubliche Sieg der Rebellen. Sechs Tage lang hatten die russischen Panzer vor den dicken, im achtzehnten Jahrhundert erbauten Mauern der Maria-Theresia-Kaserne gestanden, wo ein gepanzerter, in einen Torweg eingekeilter Tank mit Hilfe einiger auf den Dächern postierter Mörser und der schweren Maschinengewehre, deren Rohre aus den Fenstern ragten, eine wichtige Straßenkreuzung gegen sie gehalten hatte. Ich hatte gehört und gesehen, wie die Russen die Kaserne sowie die Wohnhäuser rings um den Calvinplatz beschossen. Als ich jedoch an jenem Morgen nach dem Frühstück meinen gewohnten Patrouillengang zu den Hauptzentren des Kampfes unternahm, war der Calvinplatz leer und frei. Die Rote Armee war abgezogen. Nur ausgebrannte Tanks und tote Russen waren zurückgeblieben.

In den Straßen lagen die zerschossenen und verkohlten Trümmer der gelben Budapester Trambahnwagen und in ihnen die Leichen von Freiheitskämpfern, die von dieser unzulänglichen Deckung aus auf die Russen geschossen und dabei gefallen waren. Ehrfürchtig kletterten Menschen in die Wagen und legten Blumen auf die Toten. An immer mehr Trümmern, zerbrochenen Kabeln, Steinhaufen, Leichen, ausgebrannten russischen Tanks und Trambahnfestungen vorbei bahnte ich mir einen Weg zur Maria-Theresia-Kaserne. Die großen Torflügel

standen weit offen, und eine Menschenmenge drängte sich um einen schlanken Riesen, einen jungen ungarischen Oberst, der den ledernen Sturzhelm eines Panzeroffiziers auf dem Kopf trug. Erschöpfung und Entschlossenheit zeichneten sich auf seinem aschgrauen durchfurchten Gesicht ab. Weinende Mädchen umarmten und küßten ihn. Männer riefen: »Oberst Pal Maleter, sei unser Anführer! Maleter, wir ernennen dich zum Verteidigungsminister des freien Ungarn!«

Oberst Pal Maleter erzählte mir auf deutsch, wie er die Kaserne mit nur dreißig bewaffneten Männern und weiteren zwölfhundert unbewaffneten Soldaten vom Heeresarbeitskorps gegen die Russen gehalten hatte. Ihre einzige Artilleriewaffe war das Geschütz des Panzers, auf dem er am ersten Tag des Aufstands über die Donaubrücke zur Kaserne gefahren war. Vor einer Stunde, so sagte er mir, hatte er der neuen Regierung unter Imre Nagy telefonisch seine Forderungen mitgeteilt: Groß-Budapest müsse von den Russen geräumt werden; die Regierung müsse sich offen für den Aufstand aussprechen; die ungarische Armee müsse mit Polizeigewalt ausgestattet werden, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Während wir noch sprachen, bemerkte er meine fragenden Blicke, die auf die sowjetischen Orden an seiner abgetragenen Uniformjacke gerichtet waren.

»Ja, mein Lieber«, sagte er gereizt, »sehen Sie sich diese Orden ruhig an. Sie sind mir von der Roten Armee verliehen worden, als ich mit meinem Partisanenbataillon gegen die Deutschen kämpfte. Und ich werde sie weiterhin tragen. Sie brauchen sich nicht einzubilden, wir wären keine guten Sozialisten oder wollten die alte reaktionäre Wirtschaftsordnung wieder einführen, nur weil wir uns hier in Budapest gegen die Russen erhoben haben. Das ist nicht so. Aber wir wollen ein sozialistisches Ungarn, das uns gehört, und nicht eins, das dem Russen versklavt ist. Wir wollen, daß das Uran aus unseren Bergwerken Ungarn zugute kommt und nicht einem ausländischen Ausbeuter, der uns nichts dafür gibt!«

Maleter hatte recht mit seiner Forderung, daß die Armee die Polizeigewalt übernehmen müsse. Budapest brauchte jemanden, der es mit fester Hand regierte. Denn die Stadt war zu einem anarchistischen Chaos geworden. Männer und Frauen wurden von Balkons hinabgestürzt oder an Laternenpfähle gehängt, nur weil irgend jemand in den erregten Volkshaufen, die durch die Straßen zogen, behauptet hatte, sie seien Mitglieder der Avo, der verhaßten Geheimpolizei. Viele Unschuldige erlitten auf diese Weise den Tod. Auf dem Platz

vor dem Polizeipräsidium war eine wilde, verzweifelte Schlacht entbrannt. Die Geheimpolizei hatte sich hier in ihren unterirdischen Bunkern verschanzt, und die Freiheitskämpfer versuchten, sie auszugraben und auszuräuchern.

Am Tag nach Maleters Sieg ging ich ins Parlamentsgebäude, um bei Imre Nagy vorzusprechen, der unterdessen Ministerpräsident geworden war. Nagy, ein freundlicher, alter, onkelhafter Dorfpolizist mit buschigen schwarzen Augenbrauen, einem Klemmer auf der Nase und einem dichten schwarzen Walroßschnurrbart, war umgeben von einer Schar mit Ledermänteln bekleideter Revolutionäre aus der Provinz. Doch ich schaffte es mit Hilfe meines ungarischen Freundes Istvan Boldiszar, bis zu ihm durchzudringen. Kaum fing ich an, mit ihm zu sprechen, als einige österreichische Rundfunkleute ein Mikrophon vor ihm aufstellten. Auch sie wollten ihn interviewen. Aber ich war es, der nun die Fragen stellte, nicht der Wiener Rundfunkreporter. Und damit drang Delmers Stimme zum erstenmal seit dem Krieg wieder über den Funk in österreichische und deutsche Häuser. (Mehrere Hörer erkannten sie und schrieben mir darüber.)

Bis zum heutigen Tage bin ich mir nicht sicher, ob die Fragen, die ich Imre Nagy damals stellte, vielleicht eine schicksalhafte Gedankenkette in ihm auslösten oder ob sein Hirn diese Gedanken schon barg und diese durch meine provokatorischen Fragen nur noch bestärkt und befruchtet wurden.

»Herr Ministerpräsident«, sagte ich auf deutsch, »ich glaube, daß Ungarn auf Grund der Ereignisse der letzten Tage zum Ausgangspunkt einer echten Friedensbewegung im Kalten Krieg zwischen dem Osten und dem Westen werden könnte. Wenn die sowjetischen Truppen jetzt aus Ungarn zurückgezogen werden, könnte Ungarn zusammen mit einem neutralen entmilitarisierten Österreich den Kern eines neutralen entmilitarisierten Mitteleuropa bilden – eine Zone, die ein neutralisiertes Ost- und Westdeutschland, ein neutralisiertes Polen und eine neutralisierte Tschechoslowakei einschlösse, die sich alle aus ihren gegenwärtigen Bindungen an den Westen oder an den Osten, an die NATO oder den Warschauer Block, gelöst hätten. Trifft meine Vermutung zu, daß Ihre Gedanken sich in dieser Richtung bewegen und daß dies das Ziel Ihrer Regierung und der großen Volksbewegung ist, an deren Spitze Sie stehen?«

Imre Nagys Antwort war unverbindlich und ausweichend. Aber nur wenige Minuten später trat er, umgeben von seinem Ledermantel-Gefolge, auf einen Balkon hinaus, um zu der großen lärmenden Menge

auf dem Platz vor dem Gebäude zu sprechen. Und auf diesem Weg zum Balkon redeten die Ledermantelmänner ununterbrochen auf ihn ein. Hatten sie vielleicht verstanden, was ich gesagt hatte, und wollten nun meinen Vorschlag unterstützen? Ich halte es für durchaus möglich.

Denn vom Balkon aus sagte Imre Nagy nun genau das, was er noch vor wenigen Minuten in seiner Antwort auf meine Fragen offenbar nicht hatte aussprechen wollen: Er verkündete, daß Ungarn eine neutrale Nation sei, und verlangte, daß die Großen Vier, also die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich, diese Neutralität anerkennen sollten. Ungarn, so erklärte er unter einem Orkan von Jubelrufen, habe die Absicht, seine Mitgliedschaft zum Warschauer Pakt zu kündigen. Er fordere hiermit den Abzug aller russischen Truppen aus dem Landesgebiet.

Es war ein erhebender Augenblick. Aber auch ein tragischer – sowohl für Imre Nagy selber wie für seine Regierung und das ungarische Volk. Denn die Russen hätten vielleicht eine solche Erklärung hingenommen, wenn sie von den Westmächten unterstützt worden wäre – es waren viele Anzeichen dafür vorhanden, daß sich die Russen zunächst im unklaren waren, was der Westen tun würde und was sie selber tun sollten. Jetzt aber, da es offensichtlich war, daß der Westen nichts unternehmen würde, konnten sie diese öffentliche Absage unter keinen Umständen tatenlos hinnehmen. Andernfalls hätten sie ihre Autorität bei all ihren östlichen Satellitenstaaten untergraben. Während nun der russische Botschafter Zeit zu gewinnen versuchte, indem er versicherte, daß seine Regierung den Rückzug der Truppen erwägen wolle, und Nagy aufforderte, eine Abordnung zu entsenden, um mit den Führern der Roten Armee über die Bedingungen zu verhandeln, strömten immer neue sowjetische Truppenkontingente nach Ungarn herein. Verzweifelt rief Imre Nagy jetzt den Westen um Hilfe an.

Ich sah ihn nur noch einmal, und zwar am Abend vor jenem 4. November, an dem die Russen den Eisernen Vorhang wieder herunterrasseln ließen, die Grenze mit ihren Panzern sperrten, die Mitglieder der Regierung Nagy verhafteten und der Freiheit von Budapest im Donner ihrer Kanonen ein jähes und schreckliches Ende bereiteten. Bei Nagy befand sich Maleter, der jetzt Generalsrang hatte und – so wie es die Menge verlangt hatte – Verteidigungsminister geworden war. Er sagte mir, daß er und Nagy die Absicht hätten, am nächsten Morgen Budapest zu verlassen, um zu Verhandlungen mit den Russen zusammenzutreffen. Aber Maleter machte sich keine Illusionen darüber, wie diese

›Verhandlungen‹ auslaufen würden. Er äußerte sich bitter und zynisch über den Widerspruch zwischen dem fortwährenden Einrücken sowjetischer Truppen in Ungarn und der offiziell verkündeten Bereitwilligkeit der Russen.

»Wenn man ein Glas Wasser leeren will, füllt man es nicht erst vorher voll«, sagte er.

Ich erlebte das Ende von Budapest nicht mehr mit. Mit meinem verwundeten Kollegen Noel Barber – eine Russenkugel hatte seine Schläfe gestreift, als wir im nächtlichen Budapest umherfuhren – war ich am 4. November vor Morgengrauen aus Budapest losgefahren, um zu sehen, ob wir mit unseren Nachrichten noch unter dem Eisernen Vorhang hindurchschlüpfen könnten. Es gelang uns. Aber nur, nachdem ein ungarischer Bauer uns einen schlammigen Feldweg über die ›Grüne Grenze‹ gezeigt hatte und nachdem wir im gepflügten Grenzstreifen mit dem Wagen steckengeblieben waren und zwanzig schreckliche Minuten – in Sicht der sowjetischen Grenzposten, wie mir schien – an dem Wagen gezerrt und geschoben hatten. Dann ging es den Grenzstreifen hinunter und an den Wachttürmen vorbei – glücklicherweise waren sie noch unbemannt –, in dem ungemütlichen Bewußtsein, daß jede Minute eine Tellermine unter uns hochgehen konnte, bis wir endlich eine verhältnismäßig feste Stelle in dem gepflügten Streifen fanden, sie in rasendem Anlauf überquerten und so nach Österreich gelangten. Nie war ich einem deutschen Automobilkonstrukteur so dankbar wie an jenem Samstag. Denn unsere arme angeschossene Freiheitskarosse war ein Borgward.

62. Urteil ohne Berufung

Der Prozeß gegen Otto John vor dem Bundesgericht in Karlsruhe begann am Montag, dem 12. November 1956, und zog sich über sechs endlose Wochen hin. Den größten Teil dieser Zeit hindurch war Otto John krank. Er hatte ein inneres Leiden und hätte sich eigentlich in einem Krankenhaus einer Operation unterziehen müssen. Aber als der Senatspräsident Dr. Geier am Eröffnungstag mit Rücksicht auf Johns Gesundheitszustand eine Vertagung vorschlug, wies dieser das Angebot ärgerlich zurück.

John erzählte dem Gericht seine Geschichte. Er berichtete, wie Wohlgemuth ihm mit einem Betäubungsmittel versetzten Kaffee angeboten habe, wie er beim Aufwachen habe feststellen müssen, daß er sich in den Händen der Russen befand, wie er eine Kollaboration mit den Russen vorgetäuscht habe, um sie daran zu hindern, die Staatsgeheimnisse, deren Träger er war, aus ihm herauszupressen, und um seine spätere Flucht zu ermöglichen. Er beschrieb, wie die Russen die Ansprache, die er vor der Pressekonferenz halten und die Antworten, die er auf die Fragen der Reporter geben sollte, sorgfältig vorbereitet hatten und wie man ihn auf den Proben dazu abgehört hatte.

»Aber warum haben Sie den Journalisten nicht mitgeteilt, daß Sie ein Gefangener waren?« fragte Präsident Geier.

»Sie kennen die Russen nicht, wenn Sie eine solche Frage stellen«, gab John zurück. »Sie hätten mich ermordet, genau wie sie in diesem Augenblick das ungarische Volk ermorden.«

»Sie behaupten also, Sie hätten die Russen fast anderthalb Jahre hindurch getäuscht?« höhnte Dr. Geier. »Woher sollen wir wissen, daß Sie nicht auch uns täuschen?«

Und in diesem Ton ging es weiter und weiter. Die Richter spielten die Rolle, die in England der Staatsanwaltschaft zufällt. Sie spotteten über John, versuchten ihm Geständnisse zu entlocken und drehten ihm die Worte im Munde herum. Zeugen wurde gestattet, Aussagen über

Dinge zu machen, die sie nur vom Hörensagen wußten. Sie wurden ermuntert, eigene Schlüsse zu ziehen und zu sagen, was sie über John dachten. Selbst unter diesen Umständen ergaben sich im Laufe des Prozesses genügend Anhaltspunkte, die ein britisches Gericht, vor dem die Schuld des Angeklagten einwandfrei erwiesen sein muß, unbedingt zu einem Freispruch veranlaßt haben würden. Denn hinsichtlich der wichtigsten Frage, von der alles abhing – der Frage, ob John unter Zwang gehandelt hatte, ob er betäubt und verschleppt worden war oder sich freiwillig in den sowjetischen Sektor begeben hatte –, wurde kein Beweis erbracht, den ein britisches Gericht und ein britischer Richter als zufriedenstellende Widerlegung von Johns eigener Darstellung des Falles anerkannt hätten.

Der Gerichtshof selber erklärte, daß die von Wohlgemuth in einer Anzahl von Briefen an das Gericht abgegebene Schilderung der Fahrt Widersprüche enthalte. Obwohl man Wohlgemuth freies Geleit versprochen hatte, erschien er doch nie vor Gericht, um persönlich auszusagen. Und es wurde auch sonst nichts vorgebracht, das Johns Erklärungen entkräftet hätte.

Dem Grenzwächter beim Sektorenübergang Sandkrug, der behauptete, Wohlgemuth und John in ihrem Wagen identifiziert zu haben, wurde nachgewiesen, daß er Bilder der beiden in Zeitungen gesehen hatte, bevor er aus den Fotos von fünfzig verschiedenen Personen, die man ihm vorlegte, die von John und Wohlgemuth herausfand. Er hatte ausgesagt, daß er sich an die letzten drei Ziffern der Wagennummer erinnere. Bei einem Kreuzverhör jedoch gab er zu, daß er ein polizeiliches Rundschreiben gesehen hatte, in dem die Wagennummer angegeben war. Und Wohlgemuths sonst widersprüchliche Angaben stimmten in einem Punkt überein: Er hatte die Sektorengrenze nicht an der Sandkrugbrücke, sondern am Brandenburger Tor überschritten. Somit fiel die Geschichte des Grenzpostens, daß John bei vollem Bewußtsein und guter Laune gewesen sei, als er den Wagen inspizierte, in sich zusammen.

Beamte aus Johns eigener Dienststelle bestätigten, daß, falls einer von ihnen in die Hände der Russen fallen sollte – zum Beispiel auf Grund einer Notlandung in der sowjetisch besetzten Zone während eines Flugs nach Berlin –, er die Anordnung habe, eine Kollaboration mit den Russen vorzutäuschen.

»Mit den Wölfen zu heulen«, war Johns eigener Ausdruck, wie einer seiner Untergebenen sich erinnerte.

Auch Karl Robson, Gaston Coblentz und ich wurden als Zeugen vor-

geladen, um über unser Gespräch mit John nach der Pressekonferenz auszusagen. Ich hatte John seit seiner Rückkehr nach Westdeutschland nicht gesehen und hoffte nun, bei Gericht einige Worte mit ihm wechseln zu können. Aber er hatte Sprechverbot und konnte nur traurig zu mir herüberlächeln. Er wirkte abgespannt und deprimiert.

Nach Erledigung der üblichen Fragen, wann und wo ich John kennengelernt habe – Dr. Geier war sehr höflich und gestattete mir, mich über die Art unserer gemeinsamen Arbeit sehr vage auszudrücken –, wurde ich gebeten, meinen allgemeinen Eindruck über John mitzuteilen. Ich sagte, es gebe zwei Otto Johns. Der eine sei der liberale Nazi- und Kommunistengegner, als den ich ihn während des Krieges in England und nach dem Krieg bei meinen Besuchen in Deutschland kennengelernt hatte. Der zweite sei der unnatürliche, unwirkliche Otto John, den ich bei der Pressekonferenz in Ostberlin erlebt hatte.

»War er ein freier Mann?« fragte Dr. Geier. Der Senatspräsident war mir schon äußerlich sympathisch: eine große aristokratische Figur mit einem schmalen Intellektuellengesicht. Weniger gefielen mir seine Kollegen, Männer mit verächtlich vorgeschobenen Lippen, scharfen, gehässig blickenden Augen und von Mensurnarben zerhackten Wangen. Sie sahen aus wie die Karikaturen deutscher Richter auf den Seiten des ›Simplicissimus‹.

»Ein freier Mann?« Ich wiederholte die Frage, als könne ich meinen Ohren nicht trauen. »Herr Präsident, er war insofern frei, als er die Propaganda-Antworten auf Fragen über politische Strömungen in Westdeutschland oder das Problem der Wiedervereinigung herbeten durfte wie eine auswendig gelernte Lektion. Aber es stand ihm nicht frei, aufzustehen, den Saal zu verlassen und nach Westdeutschland zurückzukehren – falls Sie das mit Ihrer Frage gemeint haben sollten.«

Ich erzählte, wie sorgfältig John seine Antwort auf meine Frage formuliert hatte, wann er sich entschlossen habe, in die sowjetische Zone zu gehen, und daß diese Formulierung meiner Ansicht nach das Äußerste gewesen sei, was er sich in Gegenwart von Tschirnow und Girnus erlauben konnte, um anzudeuten, daß er sich nicht freiwillig in den Osten begeben habe.

»Hat er versucht, Ihnen sonst noch einen Wink zu geben?« fragte einer der Richter mit den Mensurnarben. Ich erwiderte, daß ich es, falls er dies getan haben sollte, nicht bemerkt habe.

»Was hätten Sie getan, wenn Dr. John Ihnen unter dem Tisch auf den Fuß getreten hätte?«

»Ich hätte wahrscheinlich ›Au!‹ gerufen.« Die Richter lächelten mit-

leidig, das Publikum lachte. Johns angespanntes Gesicht konnte ich in diesem Augenblick nicht sehen.
Dr. Cämmerer, Johns Verteidiger, fragte mich: »Angenommen, Dr. John hätte in dem Augenblick, da er vor der Versammlung auf dem Podium erschien, die Arme erhoben und gerufen: ›Ich bin nicht frei! Ich möchte von hier fort! Helft mir!‹ Was wäre dann wohl geschehen, Herr Delmer?«
»Wenn er das getan hätte, so hätte man ihn sofort festgenommen und wer weiß wohin verschleppt«, antwortete ich. Dann wandte ich mich von Dr. Cämmerer ab und sprach noch einmal die fünf Richter an. »Herr Präsident, ich muß gestehen, daß ich mich während der langen Monate, die Dr. John hinter dem Eisernen Vorhang verbracht hat, zuweilen gefragt habe, ob ich, Sefton Delmer, in meiner Eigenschaft als englischer Reporter und alter Freund Dr. Johns nicht damals in dem Saal hätte aufstehen und sagen sollen: ›Herr Dr. John, nach Ihrer interessanten Ansprache möchten wir, Ihre hier versammelten Freunde aus dem Westen, Sie einladen, Ihre Rede in den Westsektoren der Stadt noch einmal zu wiederholen. Wir werden Sie gemeinsam dorthin geleiten.‹ Entweder hätten wir daraufhin Dr. John in den Westen zurückgebracht oder ...«, und hier hielt ich einen Augenblick inne und schüttelte zweifelnd den Kopf, »oder wir wären alle zusammen in Karaganda gelandet.«
Dr. Geier lächelte freundlich und nickte zustimmend.
Meiner Ansicht nach verteidigte John sich nicht mit der nötigen Aggressivität. Ursprünglich hatte er verlangt, daß Dr. Adenauer, Dr. Globke und Frau Multhaupt, die Tochter des Kanzlers, als Zeugen vorgeladen werden sollten, weil die beiden letzteren, wie John behauptete, zugegen gewesen waren, als Adenauer ihn, John, ersucht hatte, Erkundigungen über seinen Kabinettskollegen Jakob Kaiser einzuziehen – ein Ersuchen, das Adenauer abstritt. Man hatte jedoch einen beträchtlichen Druck auf John ausgeübt, um ihn zu veranlassen, seine Forderung hinsichtlich Adenauers Erscheinen vor Gericht zurückzuziehen. Und John hatte diesem Druck nachgegeben. Er erklärte jetzt sogar, daß er das Ersuchen Adenauers als eine Art Scherz betrachtet habe, der keineswegs wörtlich zu nehmen sei. Dies gehe schon aus der Tatsache hervor, daß er es nie an sein Amt weitergeleitet habe. Außerdem stritt er ab, daß er je etwas gegen Adenauers Politik einzuwenden gehabt habe.
»Ich kann dem Gerichtshof versichern«, sagte er fast flehend, »daß ich der Politik Dr. Adenauers stets zugestimmt habe. Das, was ich im Osten

gesagt habe, entspricht nicht meiner wirklichen Ansicht. Heute schäme ich mich über jedes Wort, das ich in der sowjetischen Zone geäußert habe.«
Dieser Widerruf ist in meinen Augen das einzig wahrhaft Beschämende für Otto John, den tapferen Verschwörer vom 20. Juli. Und Dr. Max Güde, der vergnügte rundgesichtige Generalbundesanwalt – selber einer der offenherzigsten Kritiker des heute in Deutschland herrschenden Justizsystems –, unterstrich diesen Punkt. »Die Toten vom 20. Juli sind Menschen, die wir ehren müssen«, sagte er. »Aber die Überlebenden sollten sich nicht rühmen. Die Ehre gebührt allein den Toten.«
Das allerdings ist, in knappsten Worten zusammengefaßt, die Haltung, die die heute in der Bundesrepublik führenden Kreise der antihitlerschen Opposition gegenüber einnehmen. Tote Verschwörer sind achtbare Persönlichkeiten. Zum Teufel mit den Überlebenden!
Am 22. Dezember 1956 verkündete Dr. Geier den Spruch des Gerichts: »Der Dritte Senat des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe erklärt den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Dr. Otto John, der landesverräterischen Fälschung (der Ausdruck bezieht sich auf die angeblichen Geheimklauseln des EVG-Vertrags, über die John auf Wunsch der Russen bei seiner Ansprache in der Pressekonferenz referierte, und auf andere ›Lügen‹ bei der gleichen Gelegenheit) in Tateinheit mit landesverräterischer Konspiration für schuldig. Dr. John wird hiermit zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt ...« Die Anklage gegen John auf Verrat von Staatsgeheimnissen hatte man fallenlassen. Die Richter waren übereinstimmend zu der Ansicht gekommen, daß er kein kommunistischer Agent war. Aber sie hatten das von Dr. Güde geforderte Strafmaß verdoppelt. Und ihr Urteil war endgültig und unanfechtbar.
Denn dieses Bundesgericht, das in Westdeutschland über Fälle von Landesverrat zu befinden hat, ist ein Gerichtshof ganz besonderer Art, der sich mit keinem Gericht in irgendeinem zivilisierten Staat der westlichen Welt, dem es um Recht und Gesetz zu tun ist, vergleichen läßt. Es ist ein Gericht zugleich erster und letzter Instanz, und gegen seine Urteile, so anfechtbar sie auch sein mögen, ist kein Einspruch möglich. Zweifellos mußte eine solche Institution den Polizisten und Richtern, von denen so viele unter Hitler gedient hatten, sehr praktisch und zweckmäßig erscheinen. Aber solange ein solcher Gerichtshof existiert, spreche zumindest ich dem Bundeskanzler das Recht ab, die Bundesrepublik als eine Demokratie zu bezeichnen, so

gewissenhaft sie auch das Ritual einer parlamentarischen Regierungsform beobachten mag.

Es gibt viele Deutsche, die meine begründeten Bedenken hinsichtlich der Unanfechtbarkeit der Urteile des Bundesgerichts teilen. Und es gab auch viele, die gegen das Urteil Dr. Geiers und seiner Kollegen im Fall von Otto John protestierten. Ich zitiere hier nur zwei dieser Proteste. Der Rechtsanwalt Dr. Adolf Arndt, Mitglied des Bundestages und von der SPD als Anwärter für den Posten des Justizministers benannt, sagte:

»... es ist mir unverständlich, daß die Annahme, John sei freiwillig in die Zone gegangen, auf derlei Argumente und Indizien gestützt werden kann. Die Psychologie – ich bedaure lebhaft, das sagen zu müssen – ist primitiv, dilettantisch und weltfremd. ... Die Urteilsbegründung ist so erschreckend, daß sie geradezu ein Beispiel dafür bilden kann, wie man als Richter nicht argumentieren darf ...«

Walter Poller, Chefredakteur der ›Westfälischen Rundschau‹, beschließt eine eingehende Untersuchung der Urteilsbegründung mit den folgenden Sätzen:

»Die mir vorliegende mündliche Urteilsbegründung ist das erschütterndste Dokument, das ich seit dem Zusammenbruch des Naziregimes in den Händen gehalten habe. Wenn mit solchen Argumenten und mit solchen unzulänglichen Beweisen jemand zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt werden kann, dann hat die Demokratie alle Ursachen, aktiv zu werden[1].«

Für mich ist die Urteilsbegründung des Senats nur für eine Tatsache ein ›schlagender Beweis‹: für die Anmaßung dieser Richter beim Bundesgericht in Karlsruhe. Offensichtlich beanspruchten sie hellseherische Unfehlbarkeit für sich – sonst könnten sie sich nicht bereit finden, einen Mann für vier Jahre ins Zuchthaus zu schicken –, ohne jede Rücksicht auf die alte juristische Maxime *in dubio pro reo* (im Zweifelsfall zugunsten des Angeklagten), die zumindest theoretisch auch in der Bundesrepublik gilt.

Aber leider sollte dieses unglaubliche Urteil nicht das letzte durch diesen tragischen Fall erbrachte Beispiel dafür sein, wie schwach verankert Recht und Gesetz im nach-hitlerschen Deutschland sind und wie groß der Haß der tonangebenden Kreise gegen die Überlebenden aus der Verschwörung gegen Hitler ist. Während John im Zuchthaus saß, wurde mit einer neuen Anklage eine weitere Untersuchung gegen ihn

[1] Westfälische Rundschau, 16. Oktober 1957.

in Gang gesetzt. Man beschuldigte ihn, während des Zweiten Weltkrieges den Standort der Betriebe bei Peenemünde verraten zu haben, in denen die V1- und V2-Raketen gebaut wurden, und damit den Bombenangriff der RAF vom 17. August 1943 provoziert zu haben, bei dem viele tausend Deutsche ihr Leben einbüßten und Hitlers Chancen für den Endsieg einen ernsthaften Rückschlag erlitten. Anstatt diese Anklage sofort als illegal in einem Staat abzuweisen, der behauptet, Hitler und seinen Angriffskrieg verworfen zu haben, stellten der Generalbundesanwalt und seine Beamten eine feierliche Untersuchung an. John wurde formell über die Angelegenheit befragt. Und als die Anklage schließlich eingestellt wurde, so nur – wie Otto John im Zuchthaus zu Münster am 4. Juli 1957 eröffnet wurde – »wegen Mangels an Beweisen«.

Doch selbst das war bei weitem noch nicht der letzte Streich. Am 12. Februar 1958 wurde Dr. Wolfgang Wohlgemuth in Westberlin bei einer seiner Freundinnen festgenommen. Jetzt wurde gegen ihn die formelle Anklage wegen ›illegaler Ostkontakte‹ erhoben. Doch obgleich man John während all der Monate, in denen er auf seinen Prozeß warten mußte, in Haft behalten hatte, wurde Wohlgemuth gegen Kaution freigelassen. Er gab Presse-Interviews, in denen er sich gegen Johns Beschuldigung, er habe ihn betäubt und entführt, verwahrte. Sein Prozeß fand vor demselben Gerichtshof statt, der John verurteilt hatte. Und der ›überführte Verräter John‹, der im Sommer 1958 aus dem Zuchthaus entlassen worden war, wurde als Zeuge vorgeladen. Obgleich Wohlgemuth – wie der Senat festgestellt hatte – als ›Kontaktmann‹ des Kommunistenführers Franz Dahlem bekannt war, wurde seine Behauptung, daß er John nur auf dessen eigenen Wunsch zu einer Zusammenkunft mit den Russen in den Ostsektor gefahren habe, akzeptiert und die Anklage gegen ihn fallengelassen. Welche Gründe gab der Gerichtshof für diesen Beschluß an? Dr. John, so sagten die Richter, sei bereits vom Bundesgericht für schuldig befunden worden, aus freiem Willen in den Ostsektor gegangen zu sein. Dr. Wohlgemuth könne ihn infolgedessen nicht entführt haben.

Nach Beendigung des Wohlgemuth-Prozesses war Otto John wiederum ein freier Mann – frei, zu gehen, wohin er wollte, soweit die deutschen Behörden zuständig waren. Er entschloß sich zu einer Reise nach England, um dort seine Frau zu besuchen, die britische Staatsangehörige war und ein Haus in Hampstead besaß. Aber er kam nur bis nach Dover. Als er seinen Paß vorwies, blickte der Kontrollbeamte auf.

»Dr. Otto John?«
»Ja, der bin ich.«
»Bedaure, Sir, aber ich kann Ihnen nicht gestatten, an Land zu gehen. Wir haben Order, Ihnen gemäß den Bestimmungen für Ausländer die Einreise nach Großbritannien zu verweigern. Es tut mir leid. Sie müssen heute nacht hierbleiben, Sir, und mit dem nächsten Schiff nach Ostende zurückfahren.«
Das also war Whitehalls Art, einem Mann seine Dankbarkeit zu erweisen, dessen eigentliches Verbrechen in deutschen Augen darin bestand, daß er während des Krieges als echter deutscher Patriot mit den Engländern zusammengearbeitet hatte, um Hitlers Niederlage zu beschleunigen und sein Land von den Nationalsozialisten zu befreien. Whitehall hatte seinen Namen auf die Liste der ›unerwünschten Ausländer‹ gesetzt.

Was tut Otto John heute? Er wohnt auf einem Schloß in Tirol, schreibt seine Memoiren und sucht in unermüdlichem Vertrauen darauf, daß die Wahrheit endlich doch den Sieg davontragen müsse, überall nach einem Anhaltspunkt, um seinen Fall noch einmal vor Gericht bringen zu können.
Ich hoffe, daß ihm das gelingen wird. Wenn es je einen Fall gab, in dem ›Justice‹, der internationale Verband der Juristen, einschreiten sollte, dann ist es der Fall Otto John. Und sei es auch nur, weil er von jenem juristischen Monstrum verurteilt wurde, das von allen Juristen der freien Welt verabscheut wird: von einem Gericht erster und letzter Instanz.

63. Drachentöter oder Kannibale?

Die Glastür meines Abteils im Rheingold-Expreß wurde aufgeschoben, und im Türrahmen stand ein schlanker, blau uniformierter Beamter der bundesdeutschen Grenzpolizei.
»Deutsche Paßkontrolle«, kündigte er mit einer leichten Verbeugung an und hob höflich die Hand an den Schirm seiner Mütze. »Ihre Pässe, bitte!«
Ich reichte ihm den meinen. Er warf einen Blick darauf, schaute hoch und musterte eindringlich mein rundliches Gesicht.
»Sind Sie *der* Herr Sefton Delmer?« fragte er. »Der berühmte Zeitungsreporter?«
»Ich bin allerdings Zeitungsreporter, aber berühmt . . .«
Mit einem wahren Begeisterungsausbruch schob er meinen bescheidenen Einwand beiseite.
»Herr Sefton Delmer, ich habe mir schon immer gewünscht, Sie einmal kennenzulernen!« rief er. »Sie haben in einem Artikel geschrieben, Sie würden gern mal einen einzigen Deutschen treffen, der kein Militarist ist. Bitte sehr, ich bin Ihr Mann!« Und er bestand darauf, mir die Hand zu schütteln und mir eine endlose Geschichte über seinen Widerstand gegen Hitler und den deutschen Militarismus zu erzählen und von den Schwierigkeiten mit einem ehemaligen Amtswalter der NSDAP zu berichten, der jetzt sein unmittelbarer Vorgesetzter bei der westdeutschen Paßkontrolle war. Er war sehr enttäuscht, als ich ihm erklärte, ich hätte nie etwas so Törichtes gesagt oder geschrieben wie die Bemerkung, die er mir unterschob, und ich wüßte, daß Millionen Deutsche sich der Herrschaft der Militaristen und Supernationalisten ebenso leidenschaftlich widersetzten wie er.
Die kleine Szene ereignete sich bei meiner letzten Reise nach Deutschland. Und ich hatte sie mit kleinen Abweichungen schon häufig erlebt. Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß ich in Deutschland so etwas wie eine Berühmtheit bin – eine sehr umstrittene und keineswegs populäre,

Auch ich habe eine ermutigende Anzahl zustimmender Briefe von Deutschen erhalten (obgleich natürlich die Schmähbriefe überwogen), als ich im deutschen Fernsehen bei einem der ›Internationalen Frühschoppen‹ Werner Höfers im Sommer 1961 diese Fragen anschnitt. Es war damals kein spezielles Thema für unser Gespräch vereinbart worden. Höfer brachte den Ball ins Rollen, indem er sich bei Ben Gavriel, einem altverdienten israelischen Journalisten aus Jerusalem, nach den Eindrücken erkundigte, die dieser bei seinem Besuch in Berlin und Westdeutschland gehabt habe. Ben Gavriel sagte, ihm sei vor allem die Selbstzufriedenheit der Westdeutschen aufgefallen.

Sofort wandte Höfer sich an mich, der am anderen Ende des Tisches saß: »Würden Sie dieser Ansicht zustimmen, Herr Sefton Delmer?«

Ich hatte mich mit der festen Absicht vor die Kameras gesetzt, artig zu sein und nichts Provozierendes zu sagen. Aber nun konnte ich mich doch nicht mehr beherrschen.

»Ja«, erwiderte ich, »grundsätzlich würde ich Herrn Ben Gavriel beistimmen. Jedesmal, wenn ich dieses glückliche und blühende neue Deutschland besucht habe, war ich erstaunt über den meiner Ansicht nach erschreckenden Mangel an Reue über die Verbrechen der Vergangenheit. Natürlich hört man häufig Ausdrücke des Bedauerns über das, was den Juden angetan wurde, und ich weiß, daß die Bundesregierung große Anstrengungen gemacht hat, um den Juden und dem Staat Israel eine gewisse Entschädigung zu gewähren. Das ist anzuerkennen und durchaus zu begrüßen. Aber es erschreckt mich doch, daß ich nie ein Wort des Bedauerns über die ebenso entsetzlichen Verbrechen höre, die an den östlichen Völkern, den Polen, den Tschechen und den Russen, begangen wurden, sondern sogar hören muß, wie die Deutschen sich heute über die ungerechte Behandlung beklagen, die ihnen seit Hitlers Niederlage durch ihre östlichen Nachbarn zuteil wurde – und wie sie behaupten, sie hätten ein Recht auf die Rückgabe von Gebieten, die sie auf Grund ihrer eigenen Verbrechen eingebüßt haben. Ich betrachte derartige Behauptungen nicht allein als unmoralisch, sondern auch als politisch gefährlich. Denn sie sind die glänzendste Propaganda für die Russen. Der Gedanke, daß die Deutschen die Rückgabe der verlorenen Provinzen fordern werden, muß die Polen und die Tschechen natürlicherweise beunruhigen und sie in die Arme ihrer sowjetischen Unterdrücker treiben, die sie hassen und verabscheuen, wie ich bei meinen Besuchen in diesen Ländern nach dem Kriege feststellen konnte.«

Und nun begann die Debatte erst richtig. Für den Rest des Frühschoppens kamen wir nicht mehr von diesem Thema los, das die Deutschen als ein außerordentlich heißes Eisen ansehen. Vergebens suchte Höfer Hilfe bei dem französischen Journalisten aus Nancy, der neben mir saß. Auch der Franzose unterstützte meine Ausführungen. Dr. Strobel, der deutsche Journalist in der Runde, stellte die Treffen der Landsmannschaften als harmlose Picknickgesellschaften hin, bei denen heimwehkranke alte Leute ihre Erinnerungen an die alte Heimat austauschten. Höfer selber versuchte die chauvinistischen Ansprachen bei diesen Zusammenkünften mit den – wie er meinte – ›viel radikaleren‹ und ›unverantwortlicheren‹ Äußerungen des *Daily Express* zu vergleichen, die, wie er erklärte, für die öffentliche oder offizielle Meinung in England ebensowenig repräsentativ seien. Aber ich ließ diesen Vergleich nicht durchgehen.

»Weder der Chefredakteur noch der Besitzer noch irgendeiner der führenden Korrespondenten des *Daily Express* ist Mitglied der britischen Regierung«, sagte ich. »Selbst wenn man voraussetzen will, daß Ihre Charakterisierung der Leitartikel des *Express* zutreffend ist, möchte ich daher mit allem Respekt zu bedenken geben, daß sie nicht mit den Erklärungen verglichen werden können, die Bundeskanzler Adenauer oder sein Kabinettskollege, Herr Hans Christoph Seebohm, vor den Landsmannschaften abgegeben haben.«

Armer Werner Höfer! In den Proteststürmen, die dieser Sendung folgten, wurde er fast ebenso heftig beschimpft wie ich – erstens weil er mich, einen ›notorischen Deutschenhasser‹, aufgefordert hatte, den Fernsehschirm mit meinem ›arroganten‹ und keineswegs telegenen Gesicht zu verschandeln, zweitens weil er versucht hatte, die politischen Demonstrationen der ›Heimatvertriebenen‹ als harmloses Gerede zu ›verniedlichen‹.

Hocherfreut aber war ich über die vielen Briefe, deren Schreiber dem, was ich gesagt hatte, zustimmten. Denn sie bewiesen mir die Richtigkeit meiner ständigen Behauptung, daß es trotz der von der Bundesregierung und den Flüchtlingsorganisationen betriebenen Propaganda eine große Anzahl von Deutschen gibt, auch unter den Heimatvertriebenen, die derartige Ansprüche verurteilen. Diese Strömung scheint mir bei der jungen Generation besonders stark zu sein. Das läßt mich hoffen, daß trotz der ›Gesinnungstüchtigkeit‹, die junge Deutsche, welche beruflich vorwärtskommen wollen, heute an den Tag legen müssen, eine gewisse Aussicht besteht, daß der Geist Hitlers, der noch immer in der heutigen deutschen Politik spukt, schließlich doch ausgetrieben werden kann.

Unglücklicherweise scheint sich die Außenpolitik der Bundesregierung abhängig gemacht zu haben von den Versprechungen Adenauers an die Heimatvertriebenen und von der damit verbundenen Politik der Stärke, der Unbeweglichkeit und Kompromißlosigkeit. Als Hans Kroll, der eigenwillige, aber äußerst fähige Botschafter der Bundesrepublik in Moskau, Ende 1961 und Anfang 1962 einige private Unterredungen mit Chruschtschow hatte und daraufhin seiner Regierung riet, Moskau gegenüber eine geschmeidigere Politik und größere Verhandlungsbereitschaft zu zeigen, veranlaßte das bloße Gerücht über diese Vorgänge die Anführer der Heimatvertriebenen, sich in wilder Empörung gegen den ›Verräter Kroll‹ zu erheben. Es brach ein derartiger Proteststurm los, daß Adenauer gezwungen war, seinen Botschafter zurückzuberufen. Denn die ›Berufsvertriebenen‹ haben – auch wenn ihre Partei als geschlossene Einheit von der deutschen politischen Bühne verschwunden ist – zusammen mit ihren Verbündeten vom rechten Flügel der CDU/CSU außerordentlichen Einfluß auf die deutsche Politik gewonnen. Und das trotz ihrer unrealistischen Forderungen und obgleich die große Mehrzahl der Vertriebenen keinen wirtschaftlichen Anlaß hat, ihre Wohn- und Arbeitsstätten in Westdeutschland zu verlassen. Denn das Wirtschaftswunder ist auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Die von der Bundesregierung und den Ländern subventionierte Propaganda aber und die Maßnahmen, mit denen ihnen unaufhörlich eingetrommelt wird, sie dürften nicht in der westdeutschen Volksmasse aufgehen, sondern müßten ihre völkische Eigenart bewahren[1], hat sie – genau wie die amerikanischen Einwanderer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – zum idealen Stimmvieh für Wahlmanager und Politiker gemacht.

Es ist meine wohlüberlegte Ansicht, daß die Vereinigten Staaten und Großbritannien als die Führer der westlichen Welt die Aufgabe haben, die Deutschen wie uns selber von der Erpressung durch die Sprecher der deutschen Heimatvertriebenen zu befreien. Wir sollten dem Beispiel General de Gaulles folgen und noch unmißverständlicher, als dieser es getan hat, erklären, daß wir nicht die Absicht haben, die heutigen Westgrenzen Osteuropas anzutasten oder zu revidieren.

[1] Dr. Hans Christoph Seebohm vor der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Bad Godesberg am 27. März 1960: »Die Sudetendeutschen können sich nicht auflösen in dem großen deutschen Volk. Die Sudetendeutschen haben eine Aufgabe zu erfüllen mehr als alle anderen Landsmannschaften. Wir sind an vorderster Front, Vorkämpfer für ein Abschütteln des Jochs des bolschewistischen Kolonialismus über Osteuropa.«

Selbst ohne eine gleichlautende Erklärung von seiten Bonns würde damit nicht allein den Polen und Tschechen die Angst vor einem neuen deutschen ›Drang nach Osten‹ genommen – denn ohne die Unterstützung seiner NATO-Verbündeten bedeutet Deutschland keine Bedrohung –, sondern die Deutschen selbst wären dadurch von der Totenhand Hitlers befreit, die noch immer ihre Ostpolitik lenkt. Und gleichzeitig sollten wir den Deutschen versichern, daß die Westmächte nichts dagegen hätten, wenn sie die Wege zu einem deutsch-russischen Verständnis erproben möchten, die Botschafter Kroll ihnen vielleicht geebnet hat.

Denn das Gespenst eines neuen Rapallo und eines Wiederauflebens der ehemaligen Allianz zwischen der Roten Armee und der Reichswehr braucht uns heute nicht mehr zu schrecken. Es ist eine alte Erfahrung der Geschichte, daß die Deutschen und die Russen nur dann militärisch zusammenfinden, wenn es etwas zu teilen gibt – wie etwa Polen –, jedoch nicht, wenn sie, wie heute, eine gemeinsame Grenze haben. (Ich meine damit natürlich die Elbe.) Ich würde auch keinerlei Bedenken gegen eine Verstärkung des deutsch-russischen Handelsverkehrs haben. Denn eine derartige Zusammenarbeit würde den Wohlstand der Welt vermehren. Und das wäre für uns alle nur gut.

Vielleicht bin ich ein Utopist. Das günstigste Ergebnis einer deutsch-russischen Verständigung erschiene mir die Schaffung eines neutralen Mittel- und Osteuropa, in dem die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands, Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn auf der einen Seite von ihren militärischen Bindungen an die Sowjetunion befreit würden und Norwegen, Dänemark und die Bundesrepublik auf der anderen aus der NATO austreten müßten. Die Rote Armee würde sich in diesem Fall aus Rußlands osteuropäischen Satellitenstaaten zurückziehen. Die Amerikaner, die Franzosen, die Holländer, die Belgier und wir Engländer würden unsere Truppen aus Westdeutschland und Skandinavien abberufen.

Meiner Ansicht nach hätten wir die Chance eines solchen Arrangements während der Zeit nach Stalins Tod gehabt, als die Sowjets eine Periode der Schwäche und Verhandlungsbereitschaft durchmachten. Aber damals waren John Foster Dulles und sein Gefolgsmann Adenauer von jener nuklearen Euphorie befallen. Ob die gegenwärtige Hybris Chruschtschows genügend gedämpft werden kann, um doch noch eine Entspannung zu erreichen, kann ich nicht sagen. Aber ich wäre sehr dafür, es die Hans Krolls dieser Welt noch einmal versuchen zu lassen!

Nachwort

Hat es nach dem Zweiten Weltkrieg irgendwelche ›schwarzen‹ Operationen gegeben? Ich selbst habe jedenfalls mit derlei Dingen nichts mehr zu tun gehabt seit jenem Tag im April 1945, als ich mir den Bart abrasierte. Und ich besitze auch keine Nachrichten aus erster Hand, die mich zu einer authentischen Aussage berechtigten.

Doch auf meinen Reisen durch alle Länder der Welt, die ich seitdem unternommen habe, und mit meiner im Krieg gewonnenen Erfahrung, kam es mir bei einigen Gelegenheiten so vor, als wittere ich den Schwefelgestank der ›Schwarzen‹. Gerade jetzt, während ich dies schreibe, liest man Berichte in den Zeitungen über einen Freiheitssender, der allnächtliche Drohungen gegen die ›Ausbeuterregierung‹ von Nepal ausstößt und angeblich seinen Sitz irgendwo innerhalb dieses Himalaya-Staates haben soll. Ich habe jedoch das dunkle Gefühl, daß er in Wirklichkeit von sicherer Warte, nämlich von Pandit Nehrus Indien, aus spricht. Als im Kongo die Streitigkeiten zwischen der Regierung Tschombe und Lumumba ausbrachen, bemerkte ich mit Interesse, daß ein falscher Lumumbistischer Sender in Aktion trat, der Lumumbas Truppen mit Instruktionen, die im Namen ihrer offiziellen Führer erlassen wurden, in immer neue Hinterhalte lockte.

Zur Zeit der Suez-Krise versuchte die britische RAF mit einem Bombenangriff Radio Kairo außer Betrieb zu setzen. Wie ich hörte, stand hinter dieser Operation die Absicht, daß ein arabischer Sender unter britischer Leitung von Cypern aus die Frequenz von Kairo übernehmen und auf Nassers Wellenlänge gegen Nasser gerichtete Programme senden sollte. Der Plan mißglückte jedoch aus zwei Gründen. Erstens traf die RAF den falschen Sender, und zweitens traten die Araber im cypriotischen Sender unter Führung ihres englischen Leiters Ralph Poston in Streik, als das britische Militär ihren Sender zu Anfang der Suezaktion requirierte. Offenbar hatte niemand daran gedacht, sich zu vergewissern, daß sie mitmachen würden.

Doch es gab auch ›schwarze‹ Operationen, die in Europa selbst durchgeführt wurden. So betrieben zum Beispiel die Sowjetdeutschen in Ostberlin einen falschen AFN-Sender, über den sie sich an die in den Streit um Ulbrichts Berliner Mauer verwickelten amerikanischen Truppen wandten. Sie konnten damit sogar einen kleinen Erfolg verzeichnen. Denn sie zwangen die amerikanischen Soldaten, die liebenswerte Gewohnheit aufzugeben, ihren Namen für alle sichtbar an der Uniform zu tragen. Kommunistische Spione hatten sich einige Namen notiert, und die Rundfunkleute benutzten sie, um damit gewisse Stories in den Sendungen ihres ›Schwarzsenders‹ auszuschmücken, genau wie wir während des Krieges beim Sender ›Gustav Siegfried Eins‹ oder beim Soldatensender Calais die Namen deutscher Offiziere verwendet hatten. Weniger glücklich allerdings waren sie in der Wahl einer Vorspannmusik für ihre Sendungen. Aus einem mir unbekannten Grund spielten die Sowjetdeutschen und ihre amerikanischen kommunistischen Helfer zu Beginn ihrer Sendungen die Melodie von »Don't fence me in . . .« (Bau keinen Zaun um mich . . .) – ein etwas zweischneidiger Scherz für die Verteidiger von Ulbrichts Mauer.

Sowohl in Ostdeutschland wie in Westdeutschland verfiel man auf eine große Anzahl weiterer ›schwarzer Scherze‹. So verschickten zum Beispiel westdeutsche ›schwarze Propagandisten‹ im Namen der Ulbricht-Regierung Einladungen an kommunistische Betriebsräte zur Teilnahme an einer Tagung in Ostberlin. Als die Delegierten aber in Ostberlin eintrafen, fanden sie keine Tagung, keine Hotelreservierung, kein Essen und niemanden vor, der ihnen die Rückreise bezahlte, so wie man es ihnen in der Einladung versprochen hatte. Man hoffte, daß sie darin einen Beweis für eine typisch kommunistische Schlamperei erblicken würden. Die Ostdeutschen antworteten darauf, indem sie im Namen der Wehrämter der Bundesrepublik Einberufungsschreiben an deutsche Ärzte verschickten und sie in weit von ihrem Wohnort entfernte Garnisonen beorderten. Die Reisekosten, die sie zunächst selbst auslegen mußten, sollten ihnen laut diesem Schreiben nebst allen anderen Auslagen zurückerstattet werden. Und so ging es weiter.

Hat es mich nun nach dem Kriege selbst gelockt, zur ›schwarzen Propaganda‹ zurückzukehren und am Kalten Krieg teilzunehmen? Ich muß diese Frage verneinen. Denn ich spreche nicht russisch. Wer aber in der ›schwarzen Propaganda‹ Erfolg haben will, muß nicht allein die Sprache des Landes beherrschen, gegen das er operieren will, sondern er muß auch mit den Lebensbedingungen dieses Landes und

der Mentalität seiner Bewohner bestens vertraut sein. Er muß nicht nur Sympathie für seine Opfer empfinden, sondern auch jene seltene Eigenschaft besitzen, die man als ›Einfühlungsvermögen‹ bezeichnet. Und über die verfüge ich hinsichtlich der Russen leider nicht.

Allerdings habe ich den Eindruck, daß der Westen manche ausgezeichnete Gelegenheit verpaßt hat, Unruhe und Verwirrung hinter den Linien jener Kreml-Krieger zu stiften, die ihrerseits keine Gelegenheit vorübergehen lassen, uns Schwierigkeiten zu bereiten. Die erste Chance bot sich bei Stalins Tod. Die zweite während der Machtkämpfe zwischen den Anhängern Berijas und Malenkows und denen Chruschtschows und Bulganins.

Und gegenwärtig bietet sich sogar eine noch viel verlockendere Gelegenheit. Ich würde es als die natürlichste Sache der Welt ansehen, wenn heute von dem stalinistischen Albanien aus ein gegen Chruschtschow gerichteter Sender Meldungen über die Korruption der Kreml-Bonzen und ihrer Anhängerschaft verbreitete. Und wenn man mir entgegenhalten wollte, die russischen Hörer würden nie glauben, daß die Regierung von Albanien reich genug sei, um einen solchen Sender aufzubauen und zu betreiben, so braucht man nur auf den Stalinisten Mao Tse Tung hinzuweisen, der auch in dieser Hinsicht seinen albanischen Bundesgenossen mit Freuden helfen würde. Und man darf nicht vergessen, daß in Bari, also an der italienischen Küste direkt gegenüber von Albanien, eine für diese Zwecke sehr geeignete Sendestation existiert. Chruschtschows Peilgeräte würden daran ihre Freude haben. Und wenn der Kreml Störsender einsetzen sollte, so würde auch das nicht die Glaubwürdigkeit des albanischen Senders beeinträchtigen.

Ich wüßte sogar den Mann, den ich als Leiter für einen solchen Posten aussuchen würde: den ehemaligen deutschen Kommunisten Wolfgang Leonhard. Er hat seine Kindheit unter den Russen verbracht, so wie ich die meine unter den Deutschen. Er kennt die führenden Männer im Kreml und ihre politische Dämonologie viel besser, als ich die Nationalsozialisten und ihre Theorien je gekannt habe. Er wäre der ideale Boß für Sendungen mit dem Titel »Hier ist der Sender Tirana mit Nachrichten in russischer Sprache«.

Das aber nur so nebenbei!

Anhang

1. Zum Geheimabkommen zwischen der Reichswehr und der Roten Armee

Ein Anlaß war es vor allem, der die Reichswehrgenerale und die Bolschewisten zusammenführte: der gemeinsame Wunsch, den neuerstandenen polnischen Staat wieder auszulöschen. Bereits im August 1920 schlug der sowjetische Kriegskommissar Leo Trotzki den deutschen Generalen vor, Rußland und Deutschland sollten sich zusammentun, um das polnische Ärgernis zu beseitigen und die gemeinsame Grenze von 1914 wieder herzustellen. Und am 11. Juli 1922 erklärte der Chef der Reichswehr, General Hans von Seeckt, in einem Zusatz zu einem geheimen Memorandum, das an Friedrich Ebert, den sozialdemokratischen Präsidenten der neuen deutschen Republik, gerichtet war: »Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muß verschwinden und wird verschwinden durch seine eigene innere Schwäche und durch Rußland – mit unserer Hilfe!« Siebzehn Jahre später sollte diese Prophezeiung sich erfüllen.

Als aber Ende 1923 das Geheimabkommen zwischen der Reichswehr und der Roten Armee Gestalt annahm, wurden damit unmittelbar und in erster Linie zwei Ziele verfolgt: 1. die deutsche Reichswehr sollte die Möglichkeit erhalten, Waffengattungen auszubilden, die ihr durch den Versailler Vertrag untersagt waren, 2. die bolschewistische Armee sollte von den Errungenschaften der deutschen militärischen Techniken und der modernen Waffenherstellung profitieren.

Die praktische Zusammenarbeit begann im Jahre 1924 mit der Anlage eines Übungs- und Erprobungsgeländes für die deutsche Luftwaffe auf einer Hochfläche oberhalb der kleinen Stadt Lipezk im Norden von Woronesch. Drei Jahre später wurde bei Saratow an der Wolga eine deutsche Schule für chemische Kriegführung errichtet. Hier probierten die Männer der Reichswehr gemeinsam mit ihren sowjetischen Kameraden die letzten und furchtbarsten Giftgase aus, die deutsche

Chemiker zu Hause in Deutschland insgeheim entwickelt hatten. Eine dritte Einrichtung, eine Panzerschule und Anstalt für Rüstungsforschung, wurden 1930 in der Nähe von Kasan eröffnet.

Die Geschichte, wie die Anlagen von Lipezk in jenen ersten Jahren fertiggestellt wurden, ohne daß die Interalliierte Kontrollkommission eine Ahnung hatte, was hier vor sich ging, hört sich an wie der tollste Thriller[1]. Um Bomben für ihre Bombenflugzeuge nach Rußland zu schaffen, begründeten die Deutschen eine geheime aus Segelbooten bestehende Schmugglerflotte, die mit jungen Schiffsoffizieren bemannt war. Diese Schmugglerboote mußten nicht nur die Wachsamkeit der See- und Zollpatrouillen der verschiedenen Ostseemächte täuschen, sie mußten auch jede Berührung mit der deutschen Polizei und der deutschen Küstenwache vermeiden.

Die Schmugglermannschaften beherrschten ihre Sache allmählich so gut, daß sie es sogar fertigbrachten, englische Napier-Flugzeugmotoren zur Reparatur nach England zu transportieren und dann wieder nach Rußland zurückzuschaffen, ohne daß der englische Sicherheitsdienst auch nur auf den Gedanken kam, es könne irgend etwas daran nicht in Ordnung sein.

Zwei Import- und Exportfirmen, die GEFU (Gesellschaft zur Förderung gewerblicher Unternehmen) und das WIKO (Wirtschaftskontor), wurden eigens als Gesellschaften mit beschränkter Haftung eingetragen. Sie mußten die nötigen Vorräte und das Ersatzmaterial nach Rußland schicken, und diese Sendungen wurden als Teil des normalen Exportguts im Rahmen des Handelsabkommens deklariert. Das meiste wurde mit Frachtschiffen von Stettin nach Leningrad befördert, andere Lieferungen rollten auf dem Schienenweg durch die baltischen Staaten. Nie jedoch wurde etwas über Polen geschickt, denn sowohl die Deutschen wie die Russen fürchteten die Schlauheit und Neugier der Polen.

Die Offiziere selbst reisten mit echten Pässen und normalen Transitvisen. Nur ihre Namen und Berufe waren falsch angegeben. Besonderen Wert legte man darauf, daß jeder ›Tourist‹ sich sehr persönlich kleidete, anders aussah und sich anders benahm als die anderen. Außerdem wurde für jeden eine Deckgeschichte ausgearbeitet, die er neugierigen Reisegefährten erzählen konnte.

In Moskau leitete eine besondere Abteilung der Reichswehr die Operationen. ›Z Mo‹ lautete ihr kabbalistischer Titel, und ihr gut bewachtes Büro lag Tür an Tür mit der Botschaft einer ausländischen Macht in der Worowskaja-Straße. Doch obgleich ›Z Mo‹ in ständigem Kontakt mit der Deutschen Botschaft und dem Reichswehrministerium in Berlin stand (das eine mit dieser Aufgabe betraute Abteilung – ihre Ciffre lautete T. 3 – hatte), bemerkte keiner der Engländer, Franzosen oder Amerikaner in Moskau je etwas von ihrer Existenz oder kannte gar ihren Wohnsitz.

[1] Siehe hierüber General Helm Speidel ›Reichswehr und Rote Armee‹, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Januar 1953.

Das erste Problem, das General von Seeckt und die Offiziere der Abteilung T. 3 lösen mußten, bestand darin, Maschinen aufzutreiben, mit denen ihre Leute in Lipezk fliegen konnten. Gemäß dem Versailler Vertrag durfte Deutschland keine Luftwaffe besitzen; zu jenem Zeitpunkt war ihm lediglich der Bau einer äußerst beschränkten Handelsluftflotte gestattet. Auch die Russen hatten keine Maschinen anzubieten. Und selbst wenn sie welche gehabt hätten, so hätten sie sie nicht zur Verfügung gestellt, denn vom russischen Gesichtspunkt aus dienten die Anlagen von Lipezk einzig dem Zweck, daß die Deutschen ihnen dort westliche Techniken und Neuerungen in der westlichen Rüstungsproduktion vorführen sollten.

Seeckts Geheimagenten veranstalteten nun in ganz Europa eine Suche nach brauchbaren Maschinen. Schließlich entdeckten sie einen Posten von einhundert ›überschüssigen‹ in Holland gebauten Fokker DXIII Kampfflugzeugen. Sie waren sehr teuer. Aber Seeckt hatte noch immer Geld aus dem großen Geheimfonds übrig, den deutsche Industrielle und Bankiers gebildet hatten, um 1923 den Widerstand gegen die Franzosen im Ruhrgebiet zu finanzieren. Mit diesem Geld wurden die Fokkers schließlich gekauft. Und in kürzester Zeit schon befanden sie sich in Lipezk. Man hatte sie heimlich hingeflogen, ohne daß die Alliierten etwas davon merkten und, was vielleicht noch erstaunlicher ist, ohne daß es dabei zu einem einzigen Unfall kam.

1930, als Hauptmann Amlinger bei einem Flug in Lipezk ums Leben kam und England und Frankreich versäumten, den kurzen aber deutlichen Hinweis auf das, was hinter den Kulissen vorging, zu verfolgen, hatten T. 3 und Lipezk schon ungeheure Fortschritte gemacht. Jetzt traf man dort nicht mehr die alten Piloten und Kavallerieoffiziere aus dem Ersten Weltkrieg, die zunächst zur Ausbildung nach Lipezk geschickt worden waren, sondern junge Leute, sogenannte ›Jungmärker‹, die direkt von ihren Schulen und Universitäten kamen. Sie hatten in Deutschland eine gewisse Vorausbildung in den Segelflugklubs und den ›harmlosen‹ Pilotenschulen für leichte Maschinen ge-

genossen, welche die Deutschen in der Zwischenzeit hatten eröffnen dürfen. In. 1, die geheime Luftwaffenabteilung des Reichswehrministeriums, hatte aus diesen Schulen und Klubs geheime Ausbildungszentren für die Luftwaffe gemacht und veranlaßt, daß auch die Stahlhelmer und die SA eigene Fliegerstürme und Sportmaschinen bekamen.

Lipezk konnte jetzt zwei Kampfgeschwader von je neun Maschinen aufstellen und sie in Übungsgefechten exerzieren lassen. Man hatte dort außerdem eine Anzahl der Fokker-Kampfflugzeuge mit Bombenvorrichtungen versehen, so daß das Flugpersonal sich auch im Bombenabwurf üben konnte. Für die deutsche Luftwaffe war dies die Geburtsstunde der Jagdbomber, der ›Jabos‹, wie sie in Lipezk bereits genannt wurden. Sie veranstalteten auch taktische Übungen in Gemeinschaft mit sowjetischer Artillerie und sowjetischen Bodentruppen und konnten somit neue vereinfachte Einschießverfahren für Artillerieflieger entwickeln und praktisch erproben.

Der Erfolg dieser Arbeit in Lipezk war, daß zwischen 1925 und 1933 von dort nicht weniger als 120 geschulte Kampfflieger und Bomberpiloten nach Deutschland zurückkamen, dazu 100 als Beobachter ausgebildete Offiziere und eine große Anzahl fertiger Schützen und Radiotechniker – ein äußerst wertvoller Grundstock für den Aufbau der künftigen Luftwaffe. Auch die unter den russischen Bedingungen ausgeführten Übungen mit dem Bodenpersonal waren ein ansehnlicher Aktivposten. Denn dort in Lipezk hatten das Bodenpersonal und die Mechaniker Schwierigkeiten zu bewältigen, wie sie sich ihnen sonst nur während eines Krieges boten.

Doch Lipezk erfüllte noch eine weitere für den Aufbau der neuen Luftwaffe unerläßliche Funktion. Es war das geheime Versuchsgelände für die neuen deutschen Kriegsflugzeuge.

Unter dem Eindruck von Dr. Stresemanns Friedens- und Freundschaftsbeteuerungen hatten die Alliierten Deutschland gestattet, wieder mit dem Aufbau einer neuen Handelsluftflotte zu beginnen. Kaum hatten die entzückten Flugzeugfabrikanten sich dieses Zugeständnis gesichert, als sie auch schon mit dem Bau von Modellen für Kriegsflugzeuge begannen.

Die ersten Versuche mit diesen Modellen wurden auf den eigenen, gut bewachten Flugplätzen der Fabriken durchgeführt, später auf dem geheimen Versuchsgelände, das ›In. 1.‹ inzwischen bei Rechlin am Müritzsee außerhalb Berlins angelegt hatte.

Aber man betrachtete die Tests in Rechlin nicht als ausreichend. Die

endgültigen Probeflüge, bei denen die Maschinen den eigentlichen bei einem Luftkrieg vorhandenen Bedingungen ausgesetzt und entsprechend den Erfahrungen abgeändert werden konnten, führte man in Lipezk aus.

Eine nach der anderen stiegen die Kampfflugzeuge, die Bomber und die Erkundungsmaschinen – mit Sondertanks versehen, die ihren Flugradius vergrößerten – von Rechlin in die Nacht empor und flogen, ohne daß eine Radarstation ihren Flug beobachten konnte, quer über die baltischen Staaten nach Lipezk in Rußland.

1931 war man schließlich nach Ansicht der Reichswehrexperten am Ziel. Mit Genehmigung des Kanzlers Dr. Brüning und ohne noch weitere Verbesserungen abzuwarten, gab man der Industrie Weisung, mit der Massenherstellung der in Lipezk getesteten und vervollkommneten Modelltypen zu beginnen.

Als Hitler dann im Januar 1933 zur Macht gelangte, war alles für ihn bereit. Er konnte die Geburt der neuen Luftwaffe verkünden, ohne sich Sorgen zu machen, woher er die Maschinen und die Ausbilder für die Besatzungen nehmen sollte.

Haben die Russen bei diesem Handel nun auch etwas profitiert? Allerdings, und zwar eine ganze Menge.

Deutsche Ingenieure errichteten Munitionslager und chemische Anlagen. Die Junkerswerke bauten ihnen Flugzeugfabriken in Fili und Samara. Die Russen hatten die Nutznießung der deutschen Patente. Generale und Stabsoffiziere der Roten Armee kamen nach Deutschland, um hier Kurse zu besuchen und an Planungsbesprechungen des höchst geheimen Generalstabs der Reichswehr teilzunehmen. Offiziere der Roten Armee und der Roten Luftwaffe beteiligten sich an Kampfübungen und sogenannten Kriegsspielen.

Aber diese Zusammenarbeit zwischen den Offizieren der beiden Armeen hatte trotzdem eine verheerende Folge für die Russen. Bald nachdem Stalin im Jahre 1936 mit seiner großen Säuberungsaktion begonnen hatte, kam Reinhard Heydrich, der junge Führer von Himmlers SD, auf den Gedanken, daß die Vorsehung Deutschland hier eine Gelegenheit biete, die Schlagkraft der Roten Armee entscheidend zu lähmen. Man brauchte Stalin nur zu veranlassen, seine Säuberung auch auf das russische Offizierskorps auszudehnen. Hitler und Himmler stimmten diesem Plan zu.

Als erstes befahl Heydrich seinem treuen Untergebenen Walter Schellenberg, eine Liste mit den Namen und den derzeitigen Funktionen

aller sowjetischen und deutschen Offiziere aufzustellen, die an der Zusammenarbeit zwischen der Reichswehr und der Roten Armee beteiligt gewesen waren. Ein Name auf dieser Liste war von allerhöchster Wichtigkeit: der des Marschalls Michail Tuchatschewski, des Oberstkommandierenden der Roten Armee. Er war ein außergewöhnlich fähiger Stabsoffizier, war häufig in Deutschland gewesen und hatte sich unter den deutschen Offizieren viele Freunde erworben. Heydrich beschloß, ihn aufs Kreuz zu legen.

Er holte aus den Geheimarchiven des Wehrmachtsministeriums die Akte mit Tuchatschewskis Namen und entnahm ihr eine Anzahl von Dokumenten. An ihre Stelle legte er einige gefälschte Dokumente – eben genügend, damit jeder, der die Akte einsah, auf den Gedanken kommen mußte, Tuchatschewski plane eine Erhebung der Roten Armee gegen Stalin und hoffe dabei auf deutsche Unterstützung.

Nun mußte Heydrich den Russen diese Dokumente in die Hände spielen. Er ließ sie zunächst Benesch, dem Ministerpräsidenten der Tschechoslowakei, zuleiten. Und Benesch, der nur allzu erfreut war, sich bei seinem mächtigen Nachbarn Stalin eine gute Nummer zu holen, gab das Material nach Moskau weiter. Tuchatschewski wurde am 4. Juni 1937 verhaftet und am 12. Juni hingerichtet. Zugleich mit ihm starben viele der fähigsten Offiziere der Roten Armee.

Das hätte ein tödlicher Schlag für Rußland sein können. Aber es war Stalins Rettung, daß Hitler zunächst gegen Frankreich und England kämpfen mußte, bevor er Rußland angriff. Diese Frist und die Erfahrungen, die sie im Krieg gegen Finnland sammelten, gaben den Russen die Chance, eine neue Generation von Generalen heranzubilden, die Hitler entgegentreten und ihn schlagen konnten, als die Zeit dafür gekommen war.

2. *Um einen Brief von Dr. Konrad Adenauer*

Schon vor einigen Jahren hatte ich gehört, es existiere ein Brief, den Dr. Konrad Adenauer im Jahre 1934 an die nationalsozialistische Regierung geschrieben habe. Aber erst in diesem Jahr gelang es mir, auf die Spur dieses Dokumentes zu kommen. Der Nannen-Verlag fragte bei Bundeskanzler Adenauer an, ob dieser Brief authentisch sei. Dr. Konrad Adenauer antwortete:

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
DER BUNDESKANZLER

Cadenabbia, den 18. September 1962

Sehr geehrter Herr Münnich,

Ihren Brief vom 14. September 1962 habe ich erhalten. Ob der vom 10. August 1934 datierte Brief an den Preußischen Minister des Innern in jedem Satz authentisch ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Dem Inhalt nach ist er authentisch.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener

Adenauer

(Adenauer)

Herrn
Hans Münnich
c/o Nannen-Verlag GmbH
Hamburg 1
Presschaus

Der Oberbürgermeister a. D. von Köln, Dr. Konrad Adenauer, schrieb seinen Brief an Wilhelm Frick, seinerzeit Preußischer Minister des Inneren, acht Tage, nachdem bei Hindenburgs Tod das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers vereinigt, also Hitler das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches geworden war.
Der Brief lautet (Orthographie nach der Fotokopie):

Neubabelsberg, den 10. August 1934
Augustastraße 40

An den
Herrn Preussischen Minister des Inneren
Berlin

Durch Verfügung des Herrn Preussischen Ministers des Inneren vom 17. 7. 33 bin ich auf Grund des § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums aus dem Dienst entlassen worden. Gründe sind mir nicht mitgeteilt worden. Ich beantrage, die Gründe dieser Verfügung einer Nachprüfung zu unterziehen und mich auf Grund des § 6 dieses Gesetzes in den Ruhestand zu versetzen.
In der Durchführungsverordnung vom 2. 4. 33 zu dem B. B. G. heisst es zu § 4: »Bei der Prüfung, ob die Voraussetzungen des § 4 gegeben sind, ist die gesamte politische Betätigung des Beamten, insbesondere seit dem 9. November 1918 in Betracht zu ziehen.«
Die Durchführungsverordnung vom 6. 5. 33 lautet zu § 4:

1. Die Zugehörigkeit eines Beamten zu einer politischen Partei – ausgenommen die kommunistische Partei – rechtfertigt allein noch nicht die Annahme nationaler Unzuverlässigkeit. Dies gilt auch dann, wenn der Beamte eingeschriebenes Mitglied der Partei gewesen ist, an sie Beiträge bezahlt und ihre Versammlungen besucht hat.
2. Die Voraussetzungen des § 4 Satz 1 sind insbesondere dann erfüllt, wenn ein Beamter in Wort, Schrift oder durch sein sonstiges Verhalten gehässig gegen die nationale Bewegung aufgetreten ist, ihre Führung beschimpft oder seine dienstliche Stellung dazu missbraucht hat, um national gesinnte Beamte zu verfolgen, zurückzusetzen oder sonst zu schädigen.

Ich bin im Jahre 1906, nachdem ich im Jahre 1902 das Examen als Gerichtsassessor bestanden hatte, in den Dienst der Stadtv Köln als Beigeordneter eingetreten. Im Jahre 1917 bin ich einstimmig zum Oberbürgermeister der Stadt Köln gewählt und vom Könige bestätigt worden. Im Jahre 1929 bin ich als solcher wiedergewählt worden, trotzdem die Sozialdemokraten und die Kommunisten den heftigsten Kampf gegen meine Wiederwahl geführt haben.
Ich bin seit langer Zeit eingeschriebenes Mitglied der Zentrumspartei gewesen, einer anderen Partei habe ich niemals angehört. Die NSDAP habe ich immer durchaus korrekt behandelt und mich dadurch wiederholt in Gegensatz zu den damaligen ministeriellen Anweisungen und auch zu den von der Zentrumsfraktion der Kölner Stadtverordnetenversammlung vertretenen Anschauungen gesetzt. So habe ich Jahre lang entgegen der damaligen Verfügung des Preussischen Innenministers der NSDAP die städtischen Sportplätze zur Verfügung gestellt und ihr bei ihren Veranstaltungen auf diesen das Hissen ihrer Hakenkreuzfahnen an den städtischen Flaggenmasten gestattet. Ich beziehe mich auf die einschlägigen Akten der Stadt Köln und auf das Zeugnis des Beigeordneten i. R. Billstein. Seit Jahren bin ich in dem zuständigen städtischen Ausschuß entgegen den ministeriellen Verfügungen dafür eingetreten, dem Westdeutschen Beobachter die städtischen Bekanntmachungen zu geben. Siehe das Protokollbuch des Verfassungsausschusses der Stadt Köln.
Im Sommer 1930 habe ich angeordnet, dass die Verfügung des Preussischen Staatsministeriums, die nationalsozialistischen Beamten zwecks Disciplinierung namhaft zu machen – die Verfügung war vom Regierungspräsidenten zur Durchführung übersandt worden – nicht ausgeführt worden ist, da ich sie für unberechtigt und für ungerecht hielt.
Beweis: Zeugnis des Beigeordneten i. R. Berndorff in Köln.
Dem nationalistischen Stadtverordneten Gauleiter Grohé habe ich in jener Zeit auf seine an mich gerichtete Frage, ob städtische Beamte, die zur NSDAP sich bekannten, von mir etwas zu befürchten hätten, geantwortet, dass kein Beamter – gleichgültig, welcher Partei er angehöre – im Dienste für diese Partei agitieren dürfe; wenn aber innerhalb des Dienstes ein Beamter für die NSDAP eintrete, so sei das seine persönliche Angelegenheit, deretwegen er von mir nichts zu befürchten habe.
Ein Vorfall, der sich an einem der letzten Sonntage vor der Reichs-

tagswahl vom 5. März 33 abspielte, hat in dem Teil der Kölner NSDAP, der nicht die ganzen Vorgänge kannte, den Eindruck einer feindseligen Behandlung der Partei entstehen lassen. In der Nacht vor diesem Sonntage waren auf den Pylonen der Hängebrücke heimlich Hakenkreuzfahnen aufgezogen worden. Die Brücke war städtisches Eigentum, ihre Beflaggung fand immer nur dann statt, wenn die Stadtverwaltung selbst flaggte. Ich habe infolgedessen der Kölner Parteileitung mitteilen lassen, ich könne verstehen, dass die Partei bei ihrer Kundgebung ihre Flagge zeigen wolle, es handle sich aber hier um ein städtisches Bauwerk, das in keinem örtlichen Zusammenhange mit dieser Kundgebung stehe; ich sei damit einverstanden, dass die Fahnen vor den Messehallen in denen die Kundgebung stattfinden sollte, gehisst würden, die Parteileitung möge jemand schicken, der angebe, wo dort die Flaggen gehisst werden sollten. Es sind dann in Gegenwart eines Vertreters der Parteileitung unter Aufsicht eines Beigeordneten durch städtische Beamte vor den Messehallen Fahnenmaste in den Boden gerammt und an diesen die Fahnen gehisst worden. Beweis: Zeugnis des Beigeordneten i. R. Billstein in Köln.

Ich bin von der Errichtung des Preussischen Staatsrates an Mitglied und Präsident gewesen bis zum Jahre 1933. Im Staatsrat sind höchst selten parteipolitische Debatten gewesen. Ich habe mich an ihnen nie beteiligt, weil ich als Präsident Wert darauf legte, nur dort in Aktion zu treten, wo ich das als Vertreter des ganzen Staatsrates tun konnte.

Das in der damaligen Preussischen Verfassung vorgesehene sogenannte Dreimännerkollegium – Ministerpräsident, Landtagspräsident, Staatsratspräsident – ist nur zweimal zusammengetreten und zwar im Winter 32/33 auf Veranlassung des damaligen Landtagspräsidenten Kerrl, um über die Auflösung des Landtags zu beschliessen. Ich habe beim ersten Male gegen die Auflösung gestimmt, beim zweiten Zusammentreten erklärt, dass ich Herrn von Papen nicht für rechtlich befugt hielte teilzunehmen; die Verhandlungen verliefen nicht nur in der sachlichsten und höflichsten Form, ich habe auch bei ihnen ausdrücklich erklärt, dass nach meiner Meinung eine so grosse Partei wie die NSDAP unbedingt führend in der Regierung vertreten sein müsse. Ich berufe mich auf das Zeugnis des Herrn Ministers Kerrl, sowie auf die über die Verhandlungen aufgenommenen bei den Akten des Staatsministeriums befindlichen Protokolle.

Während der Revolution 1918 und während der Zeit der feind-

lichen Besatzung habe ich mich um die deutsche Sache am Rhein verdient gemacht.

Während der Revolution 1918 habe ich meine Tätigkeit als Oberbürgermeister der Stadt Köln erst wiederaufgenommen, als der damalige Gouverneur der Festung Köln mich im Interesse des Heeres, da Köln für den Rückzug der Deutschen Armeen so wichtig sei, und im Interesse der Bürgerschaft darum ersucht hatte, und als mir von den Sozialdemokraten die Zusage gegeben worden war, dass die rote Fahne nicht auf dem Rathause aufgezogen würde – es ist mir übrigens gelungen, auch das Gouvernementsgebäude vor dem Aufziehen der roten Fahne zu schützen, auf allen anderen öffentlichen Gebäuden in Köln ist sie aufgezogen worden. Es gelang mir, während die staatlichen Stellen nichts taten, im Zusammenarbeiten mit Männern aller Parteien in Köln Ordnung zu schaffen, sehr grosse Heeresvorräte vor dem Zugriff durch den Feind zu retten und alle Vorkehrungen zu treffen, damit der Durchzug der Köln passierenden deutschen Armeen ungehindert erfolgen konnte. Ich beziehe mich auf die einschlägigen Akten der Stadt Köln und das Zeugnis des Majors a. D. Schwink in München, der damals von der obersten Heeresleitung nach Köln geschickt wurde, um in Zusammenarbeit mit mir alles zu tun, was einen glatten Durchmarsch der Truppen sichern konnte.

Über meine Tätigkeit Ende 1918 und in den ersten Monaten 1919 gegenüber den damaligen Bestrebungen zur Errichtung einer Rheinischen Republik hat im Sommer 1933 auf Veranlassung des Herrn Preussischen Ministerpräsidenten im Preussischen Innenministerium eine Untersuchung stattgefunden. Ich beziehe mich auf das Ergebnis dieser Untersuchung und beschränke mich hier auf folgende Ausführungen. Gegenüber den Bestrebungen auf Errichtung einer Rheinischen Republik habe ich mich, als sie am 9. II. 18 an mich herangetragen wurden, vollständig ablehnend verhalten, ich hielt sie für falsch und für gefährlich und habe dieser Ansicht auch klaren Ausdruck verliehen. Man zog mich deshalb in der Folgezeit zu den fast ständig stattfindenden Besprechungen nicht mehr zu, so dass ich z. Beispiel von der Entschliessung, die am 4. 12. in der bekannten Versammlung in der Bürgergesellschaft in Köln gefasst wurde, erst am anderen Tage aus der Zeitung erfuhr. Inzwischen hatte mich die damalige Reichsregierung gebeten, bemüht zu sein, dass keine Unüberlegtheiten geschähen. Die Bewegung gewann an Boden, sie wurde namentlich deshalb so gefährlich, weil sie drohte, die Bevöl-

kerung in zwei Lager zu trennen, während vollste Einigkeit der rheinischen Bevölkerung im Hinblick auf die von Frankreich drohenden Gefahren das oberste Gebot war. Ich versuchte deshalb im Laufe des Dezember und des Januar die Verbindung und das Vertrauen zwischen den verschiedenen politischen Parteien, das insbesondere auch durch die oben erwähnte Versammlung in der Bürgergesellschaft empfindlich gestört war, wiederherzustellen. Die Bestrebungen zur Errichtung einer rheinischen Republik wählten sich nunmehr zum Platze ihrer Tätigkeit kleine Conventikel in allen möglichen Orten des besetzten Gebietes; sie wurden dadurch unkontrollierbar und sehr gefährlich. – Inzwischen hatten die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung und zur Preussischen Landesversammlung stattgefunden, so dass durch diese Wahl legitimierte Vertreter der Bevölkerung vorhanden waren. Ich schlug deshalb den politischen Parteien vor, alle im Rheinland gewählten Abgeordneten der Nationalversammlung und der Landesversammlung, die Oberbürgermeister der Städte, die Vertreter der Kirchen, von Handel und Industrie, der Provinzialverwaltung usw. zu einer Aussprache nach Köln zusammen zu berufen. Köln kam als Tagungsort allein in Frage, weil man annehmen konnte, dass die Engländer die Versammlung nicht einem politischen Druck aussetzen würden. Ich wollte auf dieser Versammlung die Einigkeit und Geschlossenheit der rheinischen Bevölkerung wieder herstellen und die Behandlung der wichtigen politischen Fragen den Konventikeln die sich allenthalben gebildet hatten, entziehen. Die Versammlung fand am 1. 2. 19 im Rathause in Köln statt. Die Aktivistische Richtung suchte durch einen am gleichen Tage in der Kölnischen Volkszeitung erschienenen Artikel, den man bis zu seinem Erscheinen sorgfältig vor mir geheim gehalten hatte, die Versammlung im Sinne eines Beschlusses auf baldigste Bildung eines Rheinischen Bundesstaates zu beeinflussen. Es gelang mir, nachdem ich zuerst ein umfangreiches Referat gehalten hatte, das auch den Bestrebungen und Überlegungen desjenigen zunächst die Mehrheit bildenden Teiles der Versammlung, der auf dem Boden des oben erwähnten Artikels der Kölnischen Volkszeitung stand, gerecht wurde, die Versammlung nach vielstündiger Dauer dahin zu bringen, dass ein einstimmiger Beschluss gefasst wurde und zwar dahin gehend, dass ein energischer Einspruch gegen die französischen Absichten und Pläne eingelegt wurde, und dass ferner beschlossen wurde, unter meinem Vorsitz einen Ausschuss einzusetzen, der die Pläne »zur Errichtung einer Westdeutschen Re-

publik im Verbande des Deutschen Reiches und auf dem Boden der von der Deutschen Nationalversammlung zu schaffenden Reichsverfassung« weiter bearbeiten sollte.

Da die Verhältnisse in Deutschland sich nach der Einberufung der Nationalversammlung konsolidierten, da die Aspirationen Frankreichs auf den Rhein bei seinen Verbündeten keine Gegenliebe fanden, und weil in der ursprünglich von Deutscher Vaterlandsliebe getragenen Bewegung sich nach einiger Zeit französische Einflüsse geltend machten, erschien mir schon die Einberufung des Ausschusses nicht opportun, ich habe sie deshalb unterlassen.

Georges Clemenceau sagt in seinem Buche »Grösse und Tragik eines Sieges« (Union Deutsche Verlagsanstalt 1930), Seite 153 zu dieser Episode:

»Einige Wochen vergingen. Der Bürgermeister von Köln, Adenauer, hatte die Leitung der Bewegung übernommen.

Am 1. Februar 1919 wurden alle rheinischen Abgeordneten, die zu Mitgliedern der Nationalversammlung gewählt worden waren, nach Köln berufen, ebenso auch die Bürgermeister der rheinischen Städte. Es handelte sich darum, feierlich die Gründung der rheinischen Republik auszurufen.

Was geschah? Man begnügte sich unter dem Einflusse Adenauers einen Ausschuss zu wählen, der den Auftrag erhielt, an der Bildung eines selbstständigen Rheinlandes im Verband des Deutschen Reiches zu arbeiten.

Wie oft trat dieser Ausschuss zusammen? Nicht ein einziges Mal!«

Als einige Zeit später, am 1. 6. 1919, von Dorten und seinen Anhängern in Wiesbaden und Mainz die Rheinische Republik ausgerufen wurde, und diese Ausrufung von den französischen Militärbehörden aber auch von der Rheinlandkommission in Koblenz teils ausdrücklich teils durch konkludente Handlungen anerkannt wurde, gelang es mir, durch die Argumentation, die englische Besatzung sei völkerrechtlich verpflichtet, dem Deutschen Reiche das englisch besetzte Gebiet in der staatsrechtlichen Form wiederzugeben, in der sie es bei Antritt der Besatzung übernommen habe, den Erlass einer Ordonanz durch die englische Besatzungsbehörde zu erwirken, durch die eine Änderung der Staatsform im britisch besetzten Gebiet ohne Zustimmung der Besatzungsbehörde verboten wurde. Damit war das Übergreifen der Bewegung auf die Kölner Zone verhindert, und der Separatistische Vorstoss zur Erfolglosigkeit verurteilt, da eine Rheinische Republik ohne Köln unmöglich war.

Ich möchte noch erwähnen, dass ich vor Unterzeichnung des Versailler Vertrags gleichzeitig im Auftrage einer Anzahl massgebender Rheinländer den damaligen Reichskanzler Scheidemann aufgesucht und ihn gebeten habe, den Vertrag unter keinen Umständen zu unterzeichnen. Die Rheinländer seien durchaus bereit, den ungeregelten Zustand der Besatzung weiter zu ertragen, man werde jeder Separatistischen Bewegung mit Erfolg entgegen treten. Besonders kritisch war die Lage des Rheinlandes im Winter 1923–24 nach Abbruch des passiven Widerstandes, und zwar einmal wegen der Verhältnisse im Rheinlande selbst, vor Allem aber, weil die damalige Reichsregierung unter dem Reichskanzler Stresemann zu der Überzeugung gekommen war, dass sie das ganze damals besetzte Gebiet aufgeben müsse. Am 13. November 1923 wurde einer kleinen Anzahl führender Rheinländer in der Reichskanzlei von Reichskanzler Stresemann in Anwesenheit mehrerer Mitglieder der Reichsregierung mitgeteilt, dass die Reichsregierung beschlossen habe, jede Zahlung in das besetzte Gebiet einzustellen, weil durch die Fortsetzung dieser Zahlungen die eben eingeführte Rentenmark gefährdet werde; das besetzte Gebiet solle de facto, nicht de jure einen eigenen Staat bilden, die anwesenden Vertreter des Rheinlandes sollten am anderen Tage nach Koblenz zur Rheinlandkomission fahren und von dieser ein Besteuerungsrecht erbitten, die Reichsregierung hoffe, dass das besetzte Gebiet später einmal zum Reich zurück komme, dieser Beschluss der Reichsregierung werde am Abend dieses Tages in einer Pressekonferenz von ihr der Weltöffentlichkeit mitgeteilt werden.

Die anwesenden Rheinländer erhoben unter meiner Führung entschiedensten Einspruch gegen diese Absichten der Reichsregierung, die unbedingt zur Vernichtung Deutschlands geführt hätten. Es kam zu so erregten Auseinandersetzungen, dass ein Reichsminister Tätlichkeiten zwischen mir und einem anderen Minister befürchtete, der Reichskanzler Stresemann erlitt einen Anfall von Herzschwäche. Die Reichsregierung zögerte gegenüber diesem entschiedenen Widerspruche mit der Durchführung ihres Beschlusses. Sie stürzte kurz darauf infolge einer Abstimmung im Reichstage, es folgte ein Kabinett Marx. Unser Kampf gegen den noch bestehenden Beschluss des früheren Kabinetts Stresemann ging weiter, und es gelang erst auf Grund von Zahlenmaterial, das ich durch besondere Informationen erhielt und dem Reichskanzler Marx unterbreiten konnte, nach weiteren stundenlangen Verhandlungen in einem Ausschuss

der Reichsregierung diese für eine Aufhebung des Beschlusses der Regierung Stresemann zu gewinnen. Öffentlich sind diese Vorgänge, bei denen das Schicksal Deutschlands auf des Messers Schneide stand, nicht bekannt geworden. Ich beziehe mich zum Nachweise der Richtigkeit der obigen Darstellung auf die Akten der Reichskanzlei und nötigen Falles auf das Zeugnis der in diesen Akten als anwesend angeführten Personen.

Über die Einschätzung meiner Tätigkeit durch die Separatisten gibt folgender Auszug aus den »Geheimprotokollen der Rheinischen Republik«, die im Jahre 1933 in der rheinischen Presse veröffentlicht wurden, Auskunft (entnommen aus Nr. 76 des Düsseldorfer Mittag vom 30. 3. 33):

»Ärger auf Köln und Adenauer.

Koblenz, den 29. Oktober 1923

Mit dem militärischen Bevollmächtigten Graf d'Arboneau verhandelte heute Herr Mathes über seinen Plan, mit etlichen tausend Mann die Kölnische Zone zu zernieren; Köln müsse von dem übrigen besetzten Gebiet ganz abgesperrt werden, der Besatzungsverkehr werde natürlich nicht gestört. Wenn sich die Berliner Parteiführer aus dem preussisch-englischen Fuchsbau Köln ins Gebiet der rheinischen Regierung wagen sollten, auch nach Koblenz, wolle er sie verhaften lassen. Das sei doch logisch die von Herrn Tirard als Oberkommissar Frankreichs ausdrücklich anerkannte de facto Gewaltausübung der Provisorischen Regierung. D'Arboneau sagte, das würde den französisch englischen Konflikt noch verschärfen, die Sache müsste von Herrn Tirard und in Paris erst wohlerwogen werden.

Dr. Kremers und einige engere Parteigenossen haben sich in der Schlossstrasse 8 zusammen getan,

um einen Anschlag auf Adenauer vorzubereiten,

den man ebensogut beseitigen könne bzw. müsse, wie man lange vor jeder Aktion in Köln Smeets tödtlich verwundet und seinen Schwager Kaiser erschossen habe; der Generalsekretär Trier sei bei jenem Attentat nur wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Man müsse endlich den Preussen mit gleicher Münze heimzahlen.

Als Mathes davon hörte, sagte er, er habe nichts dagegen, Adenauer, wenn man ihn habe, vor ein rheinisches Revolutionsgericht zu stellen und ihn eventuell standrechtlich erschiessen zu lassen; politische Meuchelmorde, wie sie verschiedentlich an Rheinländern verübt worden seien, dulde er aber nicht.«

Der Hass der Separatisten gegen mich währte auch später noch fort da sie in mir einen Hauptgegner sahen. Als ich im Herbst 1928 in der Deutschen Gesellschaft in Amsterdam einen öffentlichen Vortrag hielt, wollte der inzwischen aus Deutschland geflohene Separatist Mathes meine Anwesenheit in Amsterdam zur Ausführung eines Attentats gegen mich benutzen. Ich musste deshalb während seiner zweitägigen Anwesenheit in Amsterdam unter sorgfältigsten polizeilichen Schutz gestellt werden.

Die in der Entlassung nach § 4 des B. B. G. liegende Kennzeichnung als national unzuverlässig ist für mich und meine Familie – ich habe sieben Kinder – in höchstem Maasse schmerzlich und unverdient. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich mir unter den schwierigsten Verhältnissen erhebliche Verdienste um die Rettung der Deutschen Rheinlande erworben habe. Der Herr Reichspräsident von Hindenburg hat nach dem Abzug der englischen Besatzung diese meine Verdienste in sehr warmen Worten anerkannt und mir sein Bild geschenkt. Um so bitterer ist für mich die Entlassung auf Grund des § 4. Ich bitte daher dringend um eine Nachprüfung der Entscheidung. Wenn noch über irgend einen Punkt Unklarheiten oder Zweifel bestehen sollten, so bitte ich mir Gelegenheit zur Stellungnahme dazu geben zu wollen.

(gez.) Adenauer

3. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich

Als Dr. Hans Globke im Jahre 1945 von dem amerikanischen Major Graff über angebliche Pläne der Hitlerregierung für eine Annexion der östlichen und nordöstlichen Provinzen Frankreichs befragt wurde, bestätigte Dr. Globke, ihm seien solche Pläne bekannt. Ein Entwurf dafür wäre auf besondere Veranlassung Hitlers von seinem eigenen Vorgesetzten im Reichsministerium des Inneren, dem Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart, ausgearbeitet worden. Dr. Globke fügte hinzu: »Aber die Schriftstücke sind vernichtet worden – wenigstens nehme ich das an.«

Glücklicherweise irrte sich Herr Dr. Globke. Das Original des Entwurfs ist, wie ich auf Seite 667 berichtet habe, erhalten geblieben.

Die Argumente, mit denen der Entwurf die Abtrennung von 59 000 Quadratkilometern französischen Bodens begründet, sind nicht ohne eine gewisse makabre Faszination, wenn man die fortdauernden Proteste von Bundesministern wegen der verlorenen deutschen Ostgebiete hört. Das Schriftstück vom 14. Juni 1940 gewinnt dadurch einen besonderen Reiz, daß Dr. Hans Globke, der Chef des Bundeskanzleramtes, damals wenige Tage später, am 1. Juli 1940, von seinem Chef Dr. Stuckart als ›Sachbearbeiter im Bereich des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung‹ für den Friedensschluß mit Frankreich vorgeschlagen wurde. Der Ministerialrat Dr. Globke übernahm diese Aufgabe.

Das Dokument befindet sich jetzt in der Bonar Law-Bennett-Bibliothek in der Universität von New Brunswick, der ich meinen Dank für die Erlaubnis zur erstmaligen Veröffentlichung sage.

Bevor dieses Buch gedruckt wurde, sandte der Nannen-Verlag eine Fotokopie des Dokuments an Dr. Hans Globke. Was Adenauers Staatssekretär heute zu seiner Tätigkeit als Sachbearbeiter für den Friedensvertrag mit Frankreich zu sagen hat, veröffentliche ich im Anschluß an das Dokument.

Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich

Inhaltsverzeichnis

I. Das Ziel der Grenzführung und Grundsätze der Grenzbestimmung
Seite 1 bis 3

II. Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich
Seite 4 bis 8

III. Die geschichtliche deutsche Westgrenze im Mittelalter
Seite 9 bis 12

IV. Die Sprachgrenze
Seite 13 bis 17

V. Die Volkstumsverhältnisse beiderseits der Sprachgrenze bis zur natürlichen Grenze
Seite 18 bis 25

VI. Die natürlichen Verteidigungslinien im Westen
Seite 26

VII. Grenzvorschlag und die von Frankreich abzutretenden Gebiete
Seite 27 bis 39

1. Die Beschreibung der Grenze — Seite 27
2. Die Landschaften — Seite 28 bis 29
3. Die politische Einteilung — Seite 29 bis 31
4. Die bedeutendsten Städte — Seite 31 bis 32
5. Das Verkehrswesen — Seite 32 bis 35
6. Die Wirtschaft — Seite 35 bis 38
7. Zusammenfassung — Seite 38 bis 39

I.
Das Ziel der Grenzführung und Grundsätze der Grenzbestimmung.

Das Kriegsziel der Westmächte, Deutschland in den Zustand der Zersplitterung nach dem Westfälischen Frieden zurückzuführen und den Rhein in seiner ganzen Länge zur französisch-deutschen Grenze zu machen, gibt auch Deutschland das Recht, bei der Bestimmung der neuen deutsch-französischen Grenze weit in die Vergangenheit zurückzugehen, als die Grenze gegenüber Frankreich dort lag, wo

sie nach den natürlichen Verhältnissen liegen muss. *Das Ziel der Grenzführung* muss ein mehrfaches sein:

1. Die neue Grenze muss den natürlichen Gegebenheiten und geographischen Tatsachen Rechnung tragen.

2. Deutsches Volkstum darf nicht länger vor den Toren des Reiches bleiben.

3. Dem Reich muss der zu Mitteleuropa gehörende Wirtschaftsraum im Westen geschlossen zugeteilt werden.

4. Die natürlichen und strategisch notwendigen Verteidigungslinien im Westen müssen dem Reich gesichert werden.

Bei der Grenzziehung zwischen Deutschland und Frankreich, die gleichzeitig die Abgrenzung von Mittel- und Westeuropa ist, muss als ein wesentlicher Gesichtspunkt gelten, dass die Natur seltener Grenzlinien schafft als vielmehr Grenzräume. Vor allem aber muss man sich darüber klar sein, dass grosse Landräume oder gar Großstaaten niemals auf Grund *einer* geographischen Tatensachenreihe abgegrenzt werden können. Es ist nicht möglich, nur nach geologischen oder nur nach klimatischen oder hydrographischen Erscheinungen Grenzen zu ziehen. Vielmehr muss eine solche Grenzziehung nach länderkundlichen Grundsätzen erfolgen und sämtliche geographischen Tatsachen, insbesondere auch die der geographischen Lage und des inneren räumlichen Zusammenhangs berücksichtigen. Dazu kommen geschichtliche und politische Zusammenhänge, die Verbreitung von Rasse, Volkstum und Sprache und nicht zuletzt die Erscheinungen der Kulturlandschaft.

Die Forschung ist in den Arbeiten von zahlreichen Geographen und Geopolitikern, von denen hier vor allem Schlüter, Metz, Steinbach und Linnebach erwähnt seien, unter Zugrundelegung aller in Betracht kommenden obenangeführten Gesichtspunkte zu einer im wesentlichen übereinstimmenden Begrenzung Frankreichs gegenüber dem germanischen Osten gelangt, die im allgemeinen der Grenze des alten deutschen Reiches im Mittelalter entspricht. *Das tausendjährige Ringen um die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, das man oft als den Kampf um den Rhein bezeichnet,* (weil im Hintergrund der französischen Eroberungsgelüste allezeit als lockendes Ziel der Besitz des Rheins stand und steht) *ist nicht ein Kampf um die Stromrinne des Rheins, sondern um die Landschaft, durch deren Mitte der Rhein fliesst.* Der Kampfplatz wird gleichsam abgesteckt durch die das ganze Stromgebiet des Rheins, zu dem im weiteren Sinne auch Maas und Schelde gehören, einschliessende

Westgrenze des Reichs im Mittelalter, welche die weiteste Ausdehnung Deutschlands nach Westen darstellt, sowie durch die den Rhein mehrfach überschreitende Ostgrenze des Napoleonischen Kaiserreiches zwischen 1810 und 1813, welche die weiteste Ausdehnung Frankreichs nach Osten bezeichnet (Karte 1).

II.

Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich.

Der *Begriff Mitteleuropa deckt sich im Westen nach* der Auffassung der deutschen Landeskunde *mit dem Begriff des geographischen Deutschland*. Er ist gekennzeichnet durch den Dreiklang des deutschen Bodens: Alpenland, Mittelgebirge und Tiefland. Wo einer dieser drei Töne im Westen ausklingt, hört Mitteleuropa auf und beginnt Westeuropa und damit Frankreich.

Das niederdeutsche Tiefland reicht über Holland, Belgisch- und Französisch-Flandern hinaus, um an der Schwelle des Artois zu enden. Bis dort hin reicht auch die für das niederdeutsche Küstengebiet eigentümliche landschaftliche Dreigliederung: Dünengürtel, Marsch- oder Polderland und Geest, in Flandern als Houtland (Holzland) bezeichnet. Auf der Karte wird die Veränderung des Landschaftsbildes noch weiter unterstrichen durch eine scharfe Umbiegung der Küste nach Süden. An dieser Stelle liegt auch die Grenze zwischen der Nordsee und dem Kanal.

Die Ardennen stellen nur den westlichen Teil des rheinischen Schiefergebirges dar, mit dem sie nach ihrem geologischen Bau und ihren Oberflächenformen übereinstimmen. Die Ardennen sind zusammen mit der Eifel und dem luxemburgischen Ösling ein typisches deutsches Mittelgebirge.

Zu Mitteleuropa gehören ferner die Vogesen in ihrer Gesamtheit, die mit dem Schwarzwald in allen wesentlichen Teilen übereinstimmen. Zu Mitteleuropa gehören aber auch schliesslich die Sichelberge, die Argonnen und der Jura, der politisch zwischen der Schweiz und Frankreich aufgeteilt ist.

Für die Zugehörigkeit eines Raumes und dessen inneren Zusammenhang ist das Gewässernetz von grosser Bedeutung. In den Flußsystemen kommt infolge der Sicherheit, mit der das Wasser stets die Tiefenlinie findet, die Oberflächengestaltung am feinsten und vollkommensten zum Ausdruck. Die Grenzen der Stromgebiete sind daher fast stets auch Grenzen natürlicher Landschaften. Wasserscheiden sind hier in der Regel natürliche Grenzen. Die Mosel gehört mit ihrem Gewässernetz zum Einzugsgebiet des Rheins. Aber schließlich gilt auch für die Maas, dass sie sich in ihrem Unterlauf mit dem Rheinsystem vereinigt. Zur Maas gehörte ursprünglich auch das Gewässernetz der Schelde. Mosel- und Maasgebiet, sowie das Scheldegebiet stellen sich damit in deutlichem Gegensatz zu dem Gewässernetz, das im Pariser Becken seinen Mittelpunkt besitzt. *Die Wasserscheide zwischen dem Maas- und dem Seinesystem tritt damit als eine klare Trennungslinie zwischen Mittel- und Westeuropa in die Erscheinung, und diese Linie ist durch den Argonnerwald besonders unterstrichen.* Dieser dicht bewaldete Sandsteinrücken, der sich 60 km in der Länge und 12 km in der Breite erstreckt, stellt eine natürliche Hinderniszone dar, wie das auch die heftigen Kämpfe dort im Weltkriege beweisen. Im Süden schließt sich als weitere Barriere des Seinebeckens das wichtige Plateau von Langres an (Karte 2).

Die Landschaft östlich dieser Wasserscheide, die linksrheinische Landschaft im weiteren Sinne, und die rechtsrheinische Landschaft bilden eine natürliche Einheit, durch die sich der Rhein als Mittelachse hindurchzieht. Diese Landschaft rechts und links des Rheins ist gleichmässig und symmetrisch aufgebaut. Die Landschaft links des Rheins ist von Basel bis zur Mündung fast immer das Spiegelbild der rechtsrheinischen, wenn auch von Südwesten nach Nordosten etwas verschoben (Vogesen – Schwarzwald; Haardt – Odenwald; lothringische Stufenlandschaft – schwäbisch und fränkische Stufenlandschaft; Schweizer Jura, Sichelberge und Côtes Lorraines – schwäbisch-fränkischer Jura; Zaberner Bucht – Kraichgau; Hunsrück – Taunus; Eifel, Hohes Venn und Ardennen – Westerwald, Siebengebirge und Sauerland). Diese einheitliche und symmetrische Gestaltung springt besonders im geologischen Aufbau in die Augen. Die Landschaft rechts und links des Rheins bis zur obenerwähnten Wasserscheide des Argonnerwaldes weist eine fast völlige geologische Einheitlichkeit und Symmetrie auf. *Die Antwort der Geologie auf die Frage nach der natürlichen Grenze zwischen Deutschland und Frankreich kann daher nur lauten, dass diese Grenze mit der Ostgrenze des Seinebeckens, d. h. mit der Wasserscheide zwischen den Flußsystemen der Seine und der Maas zusammenfällt.* Die einheitliche geologische Vergangenheit des Rhein- und Maasstromgebietes, die sich in seinem gleichartigen geologischen

Aufbau ausspricht, hat auch eine einheitliche, gleichartige und symmetrische Oberflächengestaltung zur Folge gehabt. Die der Rheinebene zugekehrte Seite der Randgebirge zeigt rechts und links des Rheins steilen Abfall, während sich der dem Rheintal abgekehrte Hang sanft zu den Stufenlandschaften hinuntersenkt. Die gleiche Erscheinung kehrt bei den Schichtstufen der Stufenlandschaften wieder, die alle nach innen steil, nach aussen sanft und allmählich abfallen.

Zur weiteren Klärung der Frage der Grenze zwischen West- und Mitteleuropa muss auch auf das Klima abgestellt werden. Hier ergeben die Beobachtungen, dass der gesamte lothringische Raum östlich der Argonnen klimatisch nicht zum Westen Europas, sondern zu Mitteleuropa gehört. Während im atlantisch bestimmten Klima ausgeglichene Temperaturen und eine Steigerung der Niederschläge im Winter, Frühjahr und Herbst vorherrschen, trägt Lothringen sehr viel stärker kontinentales Gepräge. Die Temperaturgegensätze zwischen Sommer und Winter sind wesentlich grösser, und die Niederschläge häufen sich im Sommer im Gefolge von Wärmegewittern. Das findet eine entsprechende Auswirkung auch in der Pflanzenwelt und im landwirtschaftlichen Anbau. Der Wald gewinnt im lothringischen Raum übereinstimmend mit dem deutschen Mittelgebirge sehr viel grössere Bedeutung als im waldarmen Pariser Becken und in den küstennahen Landschaften Frankreichs. Auch die lothringische Landwirtschaft stimmt mit der von Mitteleuropa, aber nicht mit jener der atlantischen Gebiete Frankreichs überein. Entwässerung, Flußsystem und Wasserscheide, geologischer Aufbau, Oberflächengestaltung und Klima ergeben danach *folgende natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich: Schweizer Jura – Plateau von Langres – Waldgürtel der Argonnen und Hügelschwelle des Artois.* Zwischen den Argonnen und dem Hügelland des Artois liegt das flache Land der Picardie und des Hennegaues, Landschaften, die immer wieder als Völkertore und Schlachtfelder in der Geschichte erscheinen. Hier kann eine klare natürliche Grenzlinie nicht gefunden werden. Das gleiche gilt für die zwischen dem Schweizer Jura und dem Plateau von Langres liegende Senke der Saône (Karte 3).

III.
Die geschichtliche deutsche Westgrenze im Mittelalter.

Es ist daher auch kein Zufall, dass Frankreich seine politische und staatliche Einheit im Seine- und Loirebecken, dem eigentlichen Kerngebiet Frankreichs, gefunden hat und dass die ursprüngliche politische Ostgrenze Frankreichs während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein über die Höhenzüge des Artois und der Argonnen verlief.

Die Ardennen und die Vogesen mit der Burgunder Pforte bilden einen zweiten natürlichen Grenzgürtel, der jedoch das einheitliche Stromgebiet Rhein-Maas in das des Rheins und das der Maas im wesentlichen teilt. Zwischen dem äusseren und diesem inneren Grenzgürtel liegt ein Zwischengebiet, das auch bezeichnenderweise immer wieder Anlass zu staatlichen Zwischenlösungen gab. Das kam bereits in den karolingischen Reichsteilungen zum Ausdruck wie später in der Bildung des grossburgundischen Staates und einer Reihe von kleinen Territorien, die als Pufferstaaten schliesslich der stärkeren Macht erliegen mussten. Keine der Staatsbildungen in diesem Zwischengebiet hat bisher in der Geschichte Bestand gehabt. Die Lehre der Geschichte geht daher dahin, diesen Raum wieder dem Staatsgebilde zuzuteilen, zu dem er ursprünglich gehört hat, und bei dem er im Verlaufe der letzten tausend Jahre weitaus am längsten gewesen ist.

Ausgangspunkt für die Geschichte der Westgrenze ist der Vertrag von Verdun mit der Aufteilung des Reiches Karls des Grossen in drei Reiche, das Ostreich, das Mittelreich und das Westreich, im Jahre 843. Im Vertrag von Mersen im Jahre 870 wurde das Mittelreich in der Weise geteilt, dass unter anderem Aachen, Trier, Diedenhofen, Metz und Strassburg deutsche Städte wurden. Nach der Schlacht von Andernach im Jahre 876 gewann das Ostreich dann auch noch die westliche Hälfte des ehemaligen Mittelreiches mit den Städten Antwerpen, Löwen, Cambrai, Verdun, Bar und Toul. Als im Vertrag von Ribemont im Jahre 880 auch Flandern bis zur Schelde und 925 ganz Lothringen an das Ostreich gefallen war, entstand so die deutsch-französische Grenze, die nach Abrundungen im flandrischen Raume (Westflandern und Artois) ohne grundlegende Veränderungen bis zur Besetzung der Bistümer Metz, Toul und Verdun (1552) bezw. bis zum Westfälischen Frieden galt. Jahrhunderte hindurch verläuft diese Grenze von der Kanalküste in einem

Bogen bis nördlich Cambrai und weiterhin nach Bapaume. Die Gegend von Bapaume bildet Jahrhunderte lang eine wichtige Ausfallstellung und macht die Picardie zu einem naturgegebenen Kampfplatz. Von Bapaume wendet sich die Grenze zur Maas hinüber, die sie etwas unterhalb Mézières erreicht, von da ab verläuft sie auf den Höhen des Argonnerwaldes und entlang dem Plateau von Langres nach dem Tal der Saône und Rhône. Das gesamte Gebiet der Maas war damals deutsch bis auf den Oberlauf einiger linker Nebenflüsse. Die natürlichen Sperrlandschaften gegen Frankreich, die Vogesen, die Argonnen, die Ardennen und das Hügelland des Artois, waren damit in deutscher Hand, ebenso die historischen Übergänge und Schlachtfelder an der burgundischen Pforte, an der mittleren Mosel, im Oberlauf der Maas, der Sambre und der Schelde bis zur Wasserscheide, die zu den Flüssen herüberführt, deren Wasser nach Frankreich gerichtet sind, nämlich der Somme, der Oise, der Aisne und des Doubs (Karten 4–6).

Seit dem Mittelalter ist es das immer stärker hervortretende Bestreben Frankreichs, sich in den Besitz der Landschaft zwischen dieser deutschen Westgrenze und dem Rhein zu setzen. Deutschlands Verhältnis zu Frankreich ist bestimmt durch das immer wieder auf französischer Seite auftauchende Begehren nach dem Rhein. Von der Schlacht bei Andernach (876), in der Karl des Kahlen Ansprüche auf das ganze Lothringen zurückgewiesen und damit jene frühen Versuche Frankreichs, den Rhein als Ostgrenze zu gewinnen, zum Scheitern gebracht werden, und von den Einfällen Lothars von Frankreich in Lothringen und die Rheinlande unter Kaiser Otto II. (Überfall in Aachen 978) führt eine Linie über die begehrliche Politik Philipps IV., des Schönen (1285 – 1314), dessen Kronjuristen Maas und Rhein zur natürlichen Grenze Frankreichs erklären wollten, weiter über die Besetzung der Bistümer Metz, Toul und Verdun durch Heinrich II. (1552) und über die Übergriffe unter Richelieu und Mazarin (Besetzung des Herzogtums Lothringen und der Städte Mainz und Worms im 30jährigen Krieg) und die Gewaltakte Ludwigs XIV. (Wegnahme Strassburgs 1681) zur weitesten Ausdehnung des napoleonischen Kaiserreiches bis an und über den Rhein (1810 – 1813) und zur Rheinbundpolitik des Korsen, zu dem durch Napoleon III. entfesselten Kampf mit dem Ziele der Eroberung des ganzen linken Rheinufers nebst einigen Brückenköpfen und schliesslich zur Aussenpolitik der französischen Republik, die zwangsläufig in den Weltkrieg einmündete und zur Abtrennung Elsass-Lothringens, Eupen-Malmedys, zur Unterstellung des Saargebietes unter die Herrschaft des Völkerbundes, zur Entmilitarisierung des Rheinlandes und zu seiner Besetzung durch die Feindbundmächte führte (Karten 7 und 8). *Immer ist der Rhein Deutschlands Schicksalsstrom; sind seine beiden Ufer mit der zu seinem Stromgebiet gehörenden Landschaft unbestritten in deutschem Besitz, dann ist die Zeit deutscher Größe da; sind sie in der Hand der Franzosen, dann durchleben wir Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung.* Die immer wiederkehrenden masslosen Forderungen Frankreichs, die steten Beunruhigungen und die Notwendigkeit der Zurückerringung der deutschen Westgrenze im Laufe der letzten tausend Jahre zwingen dazu, Frankreich nunmehr endgültig in seine natürliche Ausgangsstellung, in das Pariser Becken, zurückzudrängen. Erst dann wird im Westen eine ruhige Entwicklung gewährleistet sein. Eine Beschränkung auf die Grenze von 1918 oder gar auf das deutsche Sprachgebiet würde den Keim zu neu wiederkehrenden Ausdehnungsgelüsten Frankreichs und damit zu neuen Verwicklungen an der Westgrenze in sich tragen. Erst eine entscheidende Schwächung Frankreichs wird an der Westgrenze den Frieden bringen.

IV.
Die Sprachgrenze.

Es ist *auffallend, daß die geschichtliche Grenze,* die ein dreiviertel Jahrtausend lang nur wenige Änderungen erfuhr, *nicht mit der romanisch-germanischen Sprachgrenze zusammenfällt. Die deutsch-französische Sprachgrenze zeichnet sich durch einen ausserordentlich gradlinigen Verlauf aus,* im Gegensatz zu den vielfach unübersichtlichen Verhältnissen des Ostens. *Sprachliche Mischgebiete sind im Westen eine Ausnahme.* In neuerer Zeit haben sich durch Zuwanderung flämische Minderheiten in Wallonien gebildet und deutschsprachige Minderheiten in den an Elsass-Lothringen sich anschliessenden Departments. Der gradlinige Verlauf der Sprachgrenze verleitete früher zu der Auffassung, daß es sich hier um eine Grenzlinie handele, die bereits in der Völkerwanderungszeit geschaffen worden sei. Jedoch wurde in der Literatur auch schon früher darauf hingewiesen, dass der heutigen Sprachgrenze im ersten Jahrtausend

unserer Zeitrechnung breite germanische Sprachstreifen und viele Sprachinseln im romanischen Sprachgebiet vorgelagert waren (Karte 9). Man nahm aber an, die heutige germanisch-romanische Sprachgrenze decke sich mit der Grenze der von Osten her durchgeführten Massensiedlungen der Franken, von denen nur kleinere Gruppen weiter nach Südwesten vorgedrungen seien. Steinbach hat nachgewiesen, daß die Lehre vom plötzlichen Abbruch der Massensiedlung an der Sprachgrenze falsch ist. *Die Sprachgrenze ist keine ursprüngliche Siedlungsgrenze, sondern eine spätere Ausgleichgrenze zwischen germanischen und romanischen Sprach- und Kulturströmen.* Petri hat dann in neuester Zeit in seinem Werk »Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, die fränkische Landnahme in Frankreich und in den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze« bewiesen, dass die germanische Volkssiedlung die ganze Wallonei und die angrenzenden Teile Frankreichs in nahezu gleicher Weise erfasst hat, wie die nordöstlich anschliessenden germanischen Siedlungs- und Kulturgebiete in den Niederlanden, im Rheinland und sonst in Nordwestdeutschland. Den ursprünglich deutschen Charakter jener Gebiete unterstreichen in besonderem Masse die Bau- und Kunstwerke. Erinnert sei hier an die gotischen, d. h. deutschen Rathäuser vieler belgischer und französischer Städte und an die gotischen Dome von Paris, Reims, Amiens usw. *In Wirklichkeit also reichte das germanisch-deutsche Volkstum im frühen Mittelalter weit über die heutige Sprachgrenze nach Nord- und Ostfrankreich hinein bis an die Seine,* was durch zahllose Reihengräberfelder und nicht minder zahlreiche germanische Orts- und Flurnamen bezeugt wird. Auch die germanischen Siedlungs- und Flurformen haben sich über Nord- und Ostfrankreich verbreitet, wo, wie in den angrenzenden Gebieten des Reiches, die dorfmässige Siedlung und die Gewanneinteilung vorherrscht. Eine zerstreute germanische Siedlung, die als eine Herrensiedlung aufgefasst werden kann, reichte sogar bis an die Loire. An dem Aufbau der nordfranzösischen wie der wallonischen Bevölkerung ist germanisches Volkstum, vor allem fränkisches Volkstum in starkem Masse beteiligt. In die burgundische Pforte drang das alemannische Volkstum vor, das jedoch vor den Burgundern wieder zurückweichen musste. Beide germanischen Volksstämme aber, Alemannen und Burgunder, haben zum Aufbau der Bevölkerung in Burgund wesentlich beigetragen; das kommt auch in zahlreichen Ortsnamen, in Bodenfunden und in der Siedlungsart zum Ausdruck.

Für den Nordwestraum verschwinden die Abweichungen der geschichtlichen und der Sprachgrenze zum größten Teil, wenn neben der romanisch-germanischen Sprachgrenze die wallonisch-französische mit in die Betrachtung gezogen wird, wozu, wie oben dargelegt, die neueren Forschungsergebnisse berechtigen. Die südlichere Randlinie der drei stärksten Dichtigkeitsstufen fränkischer Ortsnamen deckt den Raum zwischen der derzeitigen deutsch-germanischen Sprachgrenze einerseits und der historischen und der natürlichen Grenze andererseits fast völlig ab (Karte 10).

Mit dem Erstarken des französischen Staates wird die deutsche Sprachgrenze überall zurückgedrängt. Der folgenschwerste Einbruch erfolgte *im Artois auf eine Breite und Tiefe von etwa 50 km.* Der belgische Forscher Gottfried Kurth aus Arel setzt die niederdeutsche Sprachgrenze des 13. Jahrhunderts bei Boulogne an. Niederdeutsche Ortsnamen und andere Tatsachen weisen jedoch darauf hin, dass das geschlossene deutsche Sprachgebiet damals noch weiter südlich, und zwar bis zur Canche reichte. Südlich der Canchemündung finden wir noch eine Siedlung, die den deutschen Namen Berk trägt. Für die Flamen heissen die Städte Calais und Boulogne heute noch Kales und Boonen. Das Flämische hat im hohen Mittelalter grosse Verluste erlitten im Raum von Lille (Rijssel), Roubaix (Robeeke), Tourcoing (Tourkonje). *Im Herzogtum Lothringen wurde die Sprachgrenze in dem Raum von Château Salins (Salzburg), Vic (Vich), Moyenvic (Medevich), Marsal, Dieuze (Duss), Mörchingen und Saarburg auf eine Breite von etwa 50 km und eine Tiefe von 20 bis 25 km zurückgeworfen.* Die Vogesen waren im Mittelalter an mehreren Stellen *vom Deutschtum in westlicher Richtung überschritten* worden. Von Markirch aus verbreitete sich das mittelalterliche Deutschtum vor allem dem Bergbau folgend bis über St. Diedel (St. Dié) hinaus und in ähnlicher Weise am Südrand der Vogesen im Raum von Giromagny nördlich Belfort. Vom Münstertal erfolgte eine landwirtschaftliche Erschließung des Westabhanges der Hochvogesen bis über Gerdsee (Gerardmer) und Langensee (Longemer) nach Woll (Lapresse) hinaus. *Jenes ältere über den Vogesenkamm nach Westen vorgestossene Deutschtum konnte sich aber nicht halten.* Auch in der Gegend von Belfort ist die deutsche Sprache nach dem Verlust dieser Stadt im Westfälischen Frieden zurückgegangen; unter österreichischer Herrschaft war das kleine Belfort eine wesentlich deutschsprachige Stadt. Sehr stark hatten sich die deutschen kulturellen und sprachlichen Einflüsse in der württem-

bergischen Herrschaft Mömpelgard (Montbéliard) und der Freien Reichsstadt Bisanz (Besançon) durchgesetzt, und sie sind heute dort noch fühlbar.

V.
Die Volkstumsverhältnisse beiderseits der Sprachgrenze bis zur natürlichen Grenze.

Auf germanischer Seite sind die Anwohner der romanisch-germanischen Sprachgrenze von der Schweizer Landesgrenze bis zu dem Ort Aubel südwestlich von Aachen Deutsche, von da ab bis zu ihrem Auslauf am Meere zwischen Dünkirchen und Calais Flamen.

Die Zahl der Einwohner deutscher Muttersprache in Elsass-Lothringen beträgt rd. 1½ Millionen. Im Ober- und Unterelsass hat sich die Sprachgrenze in jüngerer Zeit nicht mehr wesentlich verändert. Dagegen waren in Lothringen, bedingt durch den gewaltigen Aufschwung des Bergbaus und der Hüttenwerke, nach 1871 bedeutende Veränderungen zugunsten der deutschen Sprache erfolgt. Nach Versailles kam wieder ein Rückschlag, der aber selbst nach dem Urteil ausländischer Beobachter im Minettegebiet Lothringens keinesfalls ein so grosses Ausmass annahm, wie die französische Statistik es darzustellen versuchte. Die deutsche Sprache ist allerdings wieder stark zurückgegangen in Städten wie Metz, Diedenhofen, Château Salins, Dieuze, Mörchingen und Saarburg, wo an die Stelle der deutschen Behörden und Truppen französische traten.

Das bisherige Grossherzogtum Luxemburg hat rd. 297 000 Einwohner, die bis auf einen Teil der darin mitenthaltenen rd. 38 000 Staatsfremden deutschen Volkstums (Moselfranken) sind.

Die Notwendigkeit der Einbeziehung der Flamen in den grossdeutschen Raum bedarf keiner näheren Begründung. Die Territorien auf dem belgisch-niederländischen Raum verdanken zu allen Zeiten ihre mehr oder weniger grosse Selbständigkeit lediglich der Rivalität ihrer großen Nachbarn England und Frankreich untereinander und gegenüber einem schwachen Deutschen Reich. Erst mit dem Erscheinen Preussens auf breiter rheinischer Front im Jahre 1815 konnten Hoffnungen auf Wiedergewinnung des verlorenen wertvollen deutschen Volksbodens bis zur alten deutschen Westgrenze, wie sie vor dem Westfälischen Frieden bestand, geweckt werden.

Die Zeit für die Erfüllung dieser Hoffnungen erscheint nunmehr gekommen. *Die Zahl der flämisch sprechenden Bevölkerung Belgiens beträgt rd. 4,5 Millionen.*

Etwa *180 000 bodenständige Flamen wohnen im Departement Nord* in einem Gebiet, das im Westen bis an die Aa reicht (Karte 11). Die alten flämischen Städte Dünkirchen, Gravelingen und Sint Omars (St. Omer) sind der Verwelschung anheimgefallen. Immerhin gibt es in Dünkirchen noch eine starke flämische Minderheit. Das Flämische hat sich dagegen in Bergen, Cassel, Belle (Bailleul) und Hazebrouck vollständig gehalten und von Belgisch-Flandern erfolgte eine so starke Zuwanderung, dass die Sprachgrenze in der Gegend von Komen (Comines) und Werwik (Werwicq) sich sogar nach Süden verschiebt.

Nur auf *alt*französischem Boden sind die Anwohner auf der romanischen Seite der Sprachgrenze Franzosen, dagegen in den ehemals zum alten deutschen Reich gehörenden südbelgischen und zum Teil auch in den angrenzenden französischen Gebieten Wallonen, Nachkommen der Reichsromanen. Es handelt sich bei den *Wallonen* im wesentlichen um *eine erst in neuerer Zeit unter französischen Einfluss geratene rassisch und sprachlich von Deutschen und Franzosen unterschiedliche Urbevölkerung*, die in den unzugänglichen Gebieten der Ardennen die Stürme der Völkerwanderung überstanden hatte, aber doch stark unter fränkischen Einfluss gekommen war. *Heute ringt diese wallonische Bevölkerung infolge ihrer geringen Kinderzahl stark um ihren Bestand* und ist nur auf Grund der seit langem bestehenden flämischen Einwanderung in der Lage, ihre Einwohnerzahl aufrechtzuerhalten. *Die Zahl der belgischen Wallonen beträgt etwa 3½ Millionen.* Als ein spitzer bis in die Nähe von Maastricht nach Norden gerichteter Keil schiebt sich die wallonische Bevölkerung zwischen das flämische und das deutsche Gebiet. Sie hat in dieser Lage seit der Völkerwanderung bis ins 19. Jahrhundert hinein alle Schicksale des Deutschen Reiches teilen müssen, das auf seine natürlichen Grenzen nicht dieses Keiles wegen verzichten kann. Die Sicherheit des deutschen Volkes darf daher in Zukunft nicht von Wallonen und ihrer Hinneigung zum Franzosentum abhängig bleiben. *Die deutsche Reichsgrenze muss vielmehr ohne Rücksicht auf die Wallonen geführt werden.*

Die Feststellung, dass ausser den Veränderungen der Sprach- und Volkstumsgrenze in Westflandern und Lothringen die deutsch-französische Sprach- und Volkstumsgrenze im Laufe der Jahrhunderte

keine allzu großen Veränderungen erfahren hat, darf jedoch nicht zu der Annahme verleiten, dass im Westen ein darüber hinausgehender Verlust an deutschem Volkstum nicht eingetreten sei. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Seit dem Mittelalter ergiesst sich ein Strom von deutschen Menschen nach Frankreich, der in die vielen Hunderttausende geht. Allein die Zahl der Schweizer, die in fremden Heeren Söldnerdienste taten, wird auf 2 Millionen beziffert. Davon haben mehr als 1 Million unter französischen Fahnen gekämpft. Es gab Zeiten, wo erhebliche Teile des französischen Heeres aus Deutschen bestanden, und mit deutschen Truppen wurden vielfach die Eroberungskriege gegen das Reich geführt, angefangen von den Reitern Philipps des Schönen bis zu den Soldaten Napoleons I. Die Westwanderung betraf in früheren Jahrhunderten, von den Soldaten und Studenten abgesehen, vor allem Handwerker und bestimmte Facharbeiter wie Bergleute, Glockengiesser, Geschützgiesser und andere Metallarbeiter, Bierbrauer, Buchdrucker usw. Im 19. und 20. Jahrhundert nimmt diese Wanderung bisher ungekannte Ausmasse an. Französische Sachverständige berechnen die Zahl der eingewanderten Belgier auf 600 000, wovon mindestens $^2/_3$ flämischer Herkunft sind. Diese Einwanderung ging vor allem in die Departements Nord und Pas de Calais, wo sie sogar zu einer Veränderung der Sprachgrenze führte. In den großen Industriestädten des Nordens, in Lille, Roubaix und Tourcoing gibt es heute flämische Minderheiten, die sich jeweils auf 20 000 bis 40 000 Köpfe beziffern. Die flämische Einwanderung aus Belgien hat sich aber auch sehr stark der Landwirtschaft zugewandt. Eingewanderte flämische Bauern und Pächter findet man über den ganzen Nordwesten Frankreichs verbreitet bis zur Seine. Diese Flamen haben ihre völkische Eigenart noch durchaus bewahrt und halten vielfach noch enge Fühlung mit ihrer Heimat und mit den heimatlichen Organisationen auf kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiet.

Von grösster Bedeutung ist aber auch die Zuwanderung aus Elsass-Lothringen. Die Zahl der zugewanderten deutschsprachigen Elsass-Lothringer beträgt mindestens 300 000, liegt aber wahrscheinlich höher. Es sind vor allem die dem Elsass und Lothringen benachbarten Departements Meurthe et Moselle, Vosges, Belfort und Doubs, die von den Einwanderern aufgesucht wurden. Nach 1871 wanderte aus zollpolitischen Gründen ein Teil der oberelsässischen Textil- und Maschinenindustrie nach Belfort und in die französischen Vogesentäler. In den Landschaften und vor allem in den Städten der

genannten Departements wohnen viele zehntausende von Elsässern, zu denen sich noch tausende von Schweizern und Reichsdeutsche gesellen. Belfort entwickelte sich von einer Festung und kleinen Bürgerstadt zum modernen Industrieplatz, so dass das kleine Territorium Belfort heute 100 000 Einwohner zählt. Die Zahl der Einwohner elsässischer Herkunft dürfte in diesem Gebiet gegen 20 000 betragen. Der Zusammenbruch der oberelsässischen Industrie nach dem Weltkrieg hat weitere zehntausende in den Raum der Burgunder Pforte nach Mömpelgard und darüber hinaus nach Besançon gezogen, wo vor allem die Metall- und Uhrenindustrie vertreten ist. Eine große Anziehungskraft übten die Peugeot-Werke der Automobilindustrie aus, die zwischen Belfort und Mömpelgard entstand.

Die Zahl der Schweizer in Frankreich, unter denen die Deutsch-Schweizer völlig überwiegen, wird heute auf rd. 150 000 angegeben. Diese Schweizer Einwanderung erfolgte vor allem in die Departements Belfort, Jura, Doubs (Besançon), aber auch nach Elsass und Lothringen. Sie wendet sich in gleicher Weise der Industrie wie der Landwirtschaft zu.

Die Zahl der Luxemburger in Frankreich beträgt rd. 40 000.

Das eingewanderte deutsche und flämische Volkstum ist demnach in grösstem Masse in den an das Reich und Belgien angrenzenden Gebieten vertreten.

Überschaut man diese Gesamtentwicklung, so kommt man zu dem *Ergebnis, dass die dem Reich in seinen Grenzen von 1871 bis 1918 vorgelagerten Gebiete von der Küste bis zum Schweizer Jura erhebliche germanisch-deutsche Einflüsse zeigen,* die einmal bedingt sind durch Vorgänge der Völkerwanderungszeit, zum anderen aber auch durch die Wanderungsbewegungen, die im letzten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten. Die Prozentzahlen der fremden Staatsangehörigen in den östlichen Departements sind aus anliegender Statistik zu ersehen.

Nach Ausweis der amtlichen französischen Statistik beträgt die *Zahl der Ausländer in Frankreich* 2,7 bis 2,9 Millionen. Dazu kommen noch etwa 300 000 Naturalisierte, die in der amtlichen Statistik von 1936 erschienen sind. Sicher handelt es sich dabei um Mindestziffern. Die Zahl der Ausländer dürfte *mit 4 Millionen nicht zu hoch angesetzt sein* und der Wirklichkeit am nächsten kommen. Die letzte Ursache der Masseneinwanderung liegt in der nicht nur auf die hohen Verluste Frankreichs im Weltkrieg zurückzuführenden ausser-

ordentlich geringen natürlichen Vermehrung und der dadurch bedingten geringen Volksdichte. Frankreich wirkt auf seine Nachbarstaaten ansaugend wie ein luftleerer Raum. So erklärt sich die *ausserordentliche Zuwanderung aus dem deutschen Volksgebiet der Schweiz, des Reichs, Elsass-Lothringens und Luxemburgs und aus Belgien,* zu der noch eine starke Zuwanderung aus *Spanien, Portugal,* aus *Italien und aus Afrika* kommt.

Ohne die Mitwirkung dieser Länder könnte Frankreich weder seine Schlüsselindustrien und seine Rüstungsindustrie aufrechterhalten noch seine Ernährung sicherstellen. Nur durch die Zuwanderung vor allem der Italiener gelingt es, verödete Landstriche im Midi und in den Alpen wieder zu besiedeln und zu bewirtschaften. Frankreich ist vor allem nicht mehr in der Lage, seinen Boden aus eigener Kraft zu verteidigen, vielmehr muss es grosse Massen von Farbigen heranziehen, was seinen Niedergang vielleicht am deutlichsten kennzeichnet. Rechnet man die bodenständigen Volksgruppen der Basken, Katalanen, Italiener, Bretonen, Flamen und Deutschen und die in jüngerer Zeit zugewanderten Ausländer zusammen, so kommt man auf die *erstaunliche Zahl von 7 bis 8 Millionen Nichtfranzosen.* Frankreich hat damit den Beweis erbracht, dass es nicht in der Lage und nicht Willens ist, seinen Raum aus eigener Kraft mit eigenen Menschen zu füllen und auszunutzen.

Für uns ergibt sich vor allem die traurige *Feststellung, dass hunderttausende und Millionen von Deutschen und Flamen helfen müssen, die französische Wirtschaft in Gang zu halten, dass sie gegen das eigene Blut kämpfen müssen,* während bei einer anders verlaufenen politischen Geschichte, bei einer anderen Grenzziehung es unschwer möglich gewesen wäre, dieses deutsche Volkstum, das in Frankreich untergeht, jedenfalls dem Deutschtum verloren geht, im Anschluss an den geschlossenen deutschen und flämischen Volksboden planmässig anzusetzen. *Die neue Grenzziehung* muss auch hier endgültig Wandel schaffen, indem sie *Räume, die doch nicht vom französischen Volke bevölkert, bewirtschaftet und ausgenutzt werden können, dem deutschen Volkstum zur Besiedlung und Wiedergewinnung als deutschen Volksboden zur Verfügung stellt. Das heute in diesen Räumen siedelnde französische Volkstum wird zum grossen Teil ausgesiedelt werden können* und ausreichenden Siedlungsraum und ausreichende Ernährungsmöglichkeiten im entvölkerten Kernfrankreich finden.

VI.
Die natürlichen Verteidigungslinien im Westen.

Wie die *Wasserscheide zwischen dem Seineflußsystem* einerseits und *Rhein-Mosel-Maas-Scheldesystem* andererseits die natürliche Grenze gegenüber Frankreich darstellt, so sind auch die *Hügelschwelle des Artois, die Südwesthänge der Ardennen, der 60 km lange Höhenzug der Argonnen, das Plateau von Langres und schliesslich die Burgunder Pforte* mit ihrem Vorgelände *die natürlichen Sperrlandschaften gegenüber dem kernfranzösischen Gebiet.* Mit dem Besitze dieser Höhenzüge dürften *auch die strategisch wichtigen Verteidigungslinien* in deutscher Hand sein.

VII.
Grenzvorschlag.

Nachstehend ist der Versuch gemacht, *eine diesen lebenswichtigen Forderungen entsprechende Grenze* zu finden. *Neben* den bereits erörterten *geographischen, geschichtlichen, geopolitischen und militärischen Gesichtspunkten* sind besonders die *Forderungen des Verkehrs und der Wirtschaft bei der Grenzführung entscheidend* gewesen (Karten 3 und 12 – 16).

1.) Die Grenze beginnt an der Kanalküste südwestlich Montreuil sur Mer, schliesst den Unterlauf der Canche und die Stadt St. Pol ein und läuft südlich des flandrischen Hügellandes und des Flussgebiets der Scarpe und südlich der Stadt Arras vorbei. Sie schliesst weiter den gesamten Strassenzug der route nationale Nr. 39 und die Städte Cambrai, Le Cateau und Hirson ein, wo sie alsdann in südöstlicher Richtung die Südhänge der Ardennen erreicht. Südöstlich Charleville biegt die Grenze nach Süden ab und läuft über die Westhänge des Argonnerwaldes, alsdann östlich Bar le Duc über die Wasserscheide zwischen Marne und Maas bis auf das Plateau von Langres. Nach Einbeziehung der Stadt Langres hält sich die Grenze im wesentlichen an die Grenze der Departements Haute-Saône und Doubs, so dass das obere Saône- und Doubstal mit Besançon und der Eisenbahnübergang zur Schweiz nordwestlich Lausanne von Frankreich abgetrennt werden.

2.) Landschaftlich umfassen die abzutrennenden Gebiete:

a) Zunächst das unmittelbare Flussgebiet des Rheins, das Elsass. Alle Flüsse und Bäche des Elsass ausser in dem kleinen nach Lothringen hineinragenden Teil, dem sogenannten krummen Elsass, führen unmittelbar zum Rhein.

b) Das Flussgebiet der Mosel und der Saar, Deutsch-Lothringen, die Woëvre-Ebene, das Tal der Meurthe (Nebenfluss der Mosel von den Vogesen bei St. Dié kommend) und die Westabdachung der Vogesen.

c) Im Süden das Flussgebiet der Saône und des Doubs zwischen den Vogesen und den Monts Faucilles (Sichelbergen), dem Plateau von Langres und dem Jura. Nach Südwesten ist die Grenze in Richtung der Rhône offen.

d) Das Maastal mit seinen westlichen und östlichen Vorbergen.

e) Im Norden das Gebiet der Sambre, der Schelde, der Scarpe, der Lys und der Canche.

Die höchsten Erhebungen sind in den Vogesen und zwar im südlichen Teil dieses Gebirges (Grosser Belchen 1423 m, Elsässer Belchen 1245 m, Grosser Hohneck 1361 m). Im Norden der Vogesen ist der Donon (über 1000 m) der höchste Berg.

Im Jura steigen die Berge bis auf über 1200 m und in den Gebirgen südlich Mömpelgard auf fast 900 m an.

Das in mehreren Treppen nach Osten zur Saône abfallende Plateau von Langres erhebt sich auf über 500 m.

Das Gebirge zwischen der oberen Mosel und der oberen Maas erreicht ebenfalls 500 m.

Die Maashöhen sind weniger hoch. Die Höhe von 400 m wird hier weder in den Argonnen noch in den östlich der Maas gelegenen Teilen überschritten. Ebenso erreichen die Ardennen auf französischem Boden nur Höhen bis zu 400 m.

Westlich der Ardennen ist nur noch Hügelland vorhanden, so das Flandrische Hügelland und die Schwelle von Artois.

Im übrigen umfasst das abzutrennende Gebiet den Südwestflügel der Oberrheinischen Tiefebene im Elsass, die Lothringische Hochfläche und das Flachland in Flandern und Artois (Karte 3).

3.) *Das nach dieser Grenzführung von Frankreich abzutrennende Gebiet umfasst schätzungsweise 50 000 qkm mit 7 100 000 Einwohnern. Es entfallen also ungefähr 120 Einwohner auf 1 qkm.* Frankreich verliert *ganz:*

a) die bis 1919 deutschen Departements im Elsass und Lothringen (Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle),

b) die Lothringischen Departements Meurthe et Moselle (Nanzig) und Vosges (Epinal),

c) das Territorium Belfort,

d) die burgundischen Departements Doubs und Haute-Saône.

Ferner verliert Frankreich:

a) fast das ganze Norddepartement mit Dünkirchen, Lille, Cambrai und Valenciennes,

b) ungefähr 3/4 des Departements Pas de Calais mit Calais, Boulogne und Arras,

c) den Nordteil des Departements Ardennes mit Mézières, Charleville und Sedan,

d) einen kleinen Zipfel des Departements Aisne mit Hirson und La Capelle,

e) den Ostteil des Departements Meuse einschliesslich Verdun, St. Mihiel und Commercy,

f) den Ostzipfel des Departements Haute Marne mit Langres.

(Karte 12)

Von den ungefähr 7 100 000 Einwohnern sind deutschsprachig ungefähr 1 500 000 und zwar fast das ganze Elsass mit Ausnahme kleinerer Teile in den Vogesen (westlich Rappoltsweiler und um Saales-Schirmeck im Breuschtal), ferner Lothringen nördlich der Linie Diedenhofen, Falkenberg, Saarburg. Im französischen Teil Flanderns wohnen noch ungefähr 180 000 Flamen, so besonders bei Bergues, Cassel und Hazebrouck. *Die Zahl der Franzosen und Wallonen in den abzutretenden französischen Gebieten beträgt also ungefähr 5 000 000 Einwohner.*

Die einzelnen abzutretenden Gebiete sind sehr verschieden dicht bevölkert. Die höchste Volksdichte ist um Lille und Valenciennes, ferner um Maubeuge, Metz, Briey und Belfort, sowie im gesamten Elsass vorhanden.

Im Departement Nord wohnen 350 Einwohner, im Departement Pas de Calais 205 Einwohner, in Belfort 164 Einwohner auf den qkm. Diese 3 Gebiete liegen erheblich über dem Reichsdurchschnitt. Die beiden elsässischen Departements entsprechen mit 149 bezw. 145 Einwohnern auf den qkm ungefähr dem Reichsdurchschnitt. Die teilweise industriell hoch entwickelten Departements Meurthe et Moselle und Moselle liegen trotz der Industralisierung mit 109 und 112 Einwohnern auf den qkm bereits erheblich unter dem Reichs-

durchschnitt. In den restlichen Gebieten ist die Volksdichte nur in der Umgebung der Städte dichter, das Land ist im Gebirge (Argonnen, Ardennen, Vogesen und Jura) sehr dünn besiedelt (teilweise unter 30 Einwohnern auf den qkm). Aber auch in den Flusstälern macht sich ein grosser Bevölkerungsschwund bemerkbar, so besonders im Departement Haute-Saône.

4.) Die grössten Städte in dem abzutrennenden Gebiet sind:

Im Norden	Lille	193 000 Einwohner
	Dünkirchen	28 500 „
	Calais	66 000 „
	Boulogne	51 000 „
	Valenciennes	40 000 „
	Roubaix	105 000 „
	Tourcoing	77 000 „
	Douai	38 000 „
	Arras	28 000 „
	Cambrai	27 000 „
	Maubeuge mit Vororten	60 000 „
Im Maasgebiet sind von grösserer Bedeutung die Städte:		
	Charleville	22 000 Einwohner
	Mézières	11 000 „
	Verdun	20 000 „
	Sedan	19 000 „
Im Moselgebiet sind zu erwähnen die Städte:		
	Remiremont	10 500 Einwohner
	Spinal (Epinal)	28 000 „
	St. Diedel (St. Dié)	20 000 „
	Toul	13 000 „
	Nanzig	121 000 „
	Lunéville	24 000 „
	Pont à Mousson	11 000 „
	Metz	83 000 „
	Diedenhofen	19 000 „
	Longwy	14 000 „
Im Elsass liegen:		
	Strassburg	193 000 Einwohner
	Mülhausen	47 000 „
	Colmar	50 000 „
Im Süden sind zu erwähnen:		

	Belfort	46 000 Einwohner
	Besançon	65 000 „
	Vesoul	12 000 „
	Langres	8 000 „

5.) Verkehrswesen.

a) Wasserstrassen.

Ausser den schiffbaren natürlichen Wasserstrassen des Rheins, der Mosel und der Maas sind noch die Schelde, die Sambre und die Lys zu erwähnen, die durch Anlage von Kanälen teilweise schiffbar sind. Überhaupt zeichnet sich das Land durch ein enges Netz von Binnenwasserstrassen aus. Die schiffbaren Flüsse sind fast alle durch Kanäle miteinander verbunden. Im Norden sind die fächerförmig ausstrahlenden Nebenflüsse der Schelde untereinander sowie mit Calais und Dünkirchen durch Kanäle verbunden.

Zu erwähnen sind besonders:
Rhein-Marnekanal, Rhein-Rhônekanal, Saarkanal, Ardennenkanal, der Kanal von St. Quentin (Somme-Schelde) und der Sambre-Oisekanal (Karte 13).

b) Das Bahnnetz ist ebenfalls sehr eng. Die grossen Bahnlinien sind im Osten die Linien:

Lauterburg – (bezw. Weissenburg) – Strassburg – Colmar – Mülhausen – Basel,
Mülhausen – Belfort – Besançon,
Strassburg – Saarburg – Nanzig – Commercy – Bar le Duc – Paris – (teilweise viergleisig),
Saarbrücken – Metz – Bar le Duc – Paris,
Nanzig – Metz – Diedenhofen – Trier,
Nanzig – Epinal – Mülhausen,
Saarbrücken – Diedenhofen – Longuyon – Sedan – Paris,
Mézières – Sedan – Verdun – Ragny – Neufchateau – Malindrey (bei Langres).

Im Norden sind zu nennen die Linien:

Maubeuge – Le Cateau – St. Quentin – Paris,
Valenciennes – Douai – Arras,
Lille – Calais,
Lille – Dünkirchen,
Lille – Lens – Arras – Amiens.

Die Grenzführung ist so vorgesehen, dass alle grossen Bahnlinien an keiner Stelle unterbrochen sind. Ferner ist von Besançon im Sü-

den angefangen Bahnverbindung entlang der Grenze bis in den Norden bei Boulogne vorhanden (Besançon – Vesoul – Langres – Commercy – Verdun – Sedan – Mézières – Hirson – Cambrai – Douai – Béthune – Boulogne) (Karte 14).

c) *Der gleiche Gesichtspunkt war bei der Grenzführung auch hinsichtlich der Landstrassen massgebend* (Karte 15).

Die grosse route nationale Nr. 39 von Montreuil sur Mer über St. Pol, Arras, Cambrai, Le Cateau, Hirson, Mézières verläuft geschlossen innerhalb des abzutrennenden Gebiets; desgleichen die route nationale Nr. 64 von Mézières – Sedan – Verdun – Commercy – Neufchateau – Luxeuil – Belfort. Hauptstrassenverbindung besteht auch entlang dem südlichen Teil der Grenze von Neufchateau – Langres – Besançon – Schweizer Grenze südlich Pontarlier.

An besonders ausgebauten Strassen sind noch zu erwähnen *im Süden* die Strassen:

Basel – Mülhausen – Colmar – Strassburg – Lauterburg,
Strassburg – Zabern – Lunéville – Nanzig – Vitry le François – Paris,
Luxemburg – Diedenhofen – Metz – Nanzig – Spinal – Vesoul – Besançon,
Basel – Belfort – Vesoul – Langres;

im Norden:

Maubeuge – Valenciennes – Lille – Calais,
Dünkirchen – Calais – Boulogne – Montreuil.

6.) Wirtschaft (Karte 16).

a) Land- und Forstwirtschaft.

Das abzutrennende Gebiet umfasst in den Gebirgen wenig ertragreiche Landstriche, die hohen Vogesen, der Jura, die Maashöhen und das Plateau von Langres sind landwirtschaftlich arme Gegenden. Am westlichen Hang der Vogesen und im Jura sind die Viehzucht und die Milchwirtschaft besonders entwickelt. Auffallend ist die starke Abholzung in einzelnen Teilen des Gebietes.

Landwirtschaftlich wertvoll sind das Elsass (bedeutender Wein- und Obstbau), das Moseltal (ebenfalls Wein und Obst, besonders um Metz und Nanzig), das lothringische Stufenland (Roggen und Hafer) und der gesamte Norden (Flandern und Artois). Der Norden ist ein Teil des Weizen- und Zuckerrübengebiets von Frankreich.

Ausgedehnte Forsten sind besonders im Gebirge vorhanden, so in den Süd-Vogesen und Jura (Nadelwald). Ertragreiche Laubwälder

sind im nördlichsten Teil der Vogesen, auf den Moselhöhen südwestlich von Metz, den Maashöhen und in den Ardennen anzutreffen.

In der Ebene sind grössere Wälder vorhanden: in der Rheinebene (Hagenauer Forst, Bienwald und Hartwald im Oberelsass), in der Woëvre Ebene westlich Metz und bei Maubeuge.

b) Gewerbliche Wirtschaft.

Die abzutrennenden Gebiete sind wirtschaftlich die wertvollsten Teile Frankreichs. Hier liegen die grossen Industriezentren.

Die größte Bedeutung kommt dem Bergbau zu. Eisenerze werden in grossen Mengen in Lothringen gewonnen. Die Lagerstätten beginnen bei Esch und Differdingen in Süd-Luxemburg und ziehen sich über Longwy, den Kreis Diedenhofen-West, Briey bis südwestlich von Metz hin. Um Nanzig sind weitere Lager vorhanden. Die lothringische Minette hat einen Eisengehalt von 25 % bis 30 % und wird vielfach im Tagbau abgebaut. Ursprünglich war sie wegen ihres starken Phosphorgehaltes nicht verhüttungsfähig. Seit der Erfindung des Thomas-Verfahrens hat sich dies geändert. Der Abbau der Erze stieg von Jahr zu Jahr an und betrug vor dem Weltkrieg im deutschen Teil des Abbaugebietes allein 21 Mill. Tonnen jährlich. *Heute besitzt Frankreich mehr als die Hälfte der europäischen Eisenerzvorräte* in insgesamt 25 Departements. Alle Lagerstätten sind jedoch gegenüber den lothringischen Minette-Gruben von ganz untergeordneter Bedeutung. *94,8 % der gesamten französischen Eisenerzerzeugung stammen aus Lothringen.*

Das nordfranzösische Steinkohlenbecken mit Vorgelände liegt geschlossen in dem von Frankreich abzutretenden Gebiet. *Steinkohle* ist im Industriegebiet südlich und südöstlich *Lille* vorhanden, so besonders *um Valenciennes, Douai, Lens und Béthune.* Hier im Norden werden *allein 61 % der französischen Gesamterzeugung an Kohlen* gewonnen. In diesem Kohlenbecken sind alle Sorten von Steinkohlen und Anthrazit vorhanden. Ein weiteres Steinkohlengebiet liegt als Fortsetzung des Saarreviers *in Lothringen* um Forbach, St. Avold und Bolchen. Hier *werden 11 % der französischen Gesamterzeugung gewonnen.* Wegen ihres grossen Fettgehaltes werden die lothringischen Kohlen besonders als Gas- und Schmiedekohlen verwendet. Ein weiteres Steinkohlengebiet am Westhang der Vogesen hat nur örtliche Bedeutung.

Kali wird im Oberelsass nördlich von Mülhausen und in geringeren Mengen bei Besançon gewonnen. Erdöllager sind nur im Unter-

elsass nördlich von Hagenau, im sogenannten Pechelbronner Gebiet, vorhanden. Die Erzeugung fällt im Rahmen der Weltvorräte nicht ins Gewicht. Bedeutende Steinsalzlager befinden sich um Nanzig und Salzburg (Château Salins). Das Salz wird in Bergwerken und teilweise auch in Salzquellen gewonnen. Kochsalzbergwerke sich auch im Jura anzutreffen.
Ein Grossteil der industriellen Erzeugung Frankreichs ist ebenfalls in den abzutrennenden Gebieten beheimatet. So befindet sich mehr als die Hälfte der französischen Kokereien im nordfranzösischen Industriegebiet. Die *Roheisen- und Stahlerzeugung liegt zu 75% in Lothringen. 10% der Verhüttung findet in Nordfrankreich statt.* Fertigfabrikate aus Metall werden hauptsächlich in den unmittelbaren Rohstoffgebieten, den Departements Meurthe et Moselle und Nord, hergestellt.
Grosse Bedeutung hat noch die Textilindustrie im Elsass, im Departement Vosges und im nordfranzösischen Industriegebiet. Nach dem Krieg von 1870 haben zahlreiche Spinnereien ihren Betrieb von Mülhausen und Umgebung auf die westliche Seite der Vogesen verlegt. Auf diese Weise hat die Textilindustrie in den westlichen Vogesentälern einen grossen Aufschwung genommen. Im nördlichen Industriegebiet ist besonders die Baumwollindustrie und die bedeutende Spitzenindustrie von Valenciennes zu erwähnen.

7.) Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die *vorgeschlagene Grenze alle wesentlichen Grundlagen besitzt, die geeignet sind, einer Grenze Dauer zu verleihen.* Zugleich ist sie zusammen mit einer zielbewußten Siedlungs- und Volkstumspolitik im Westen geeignet, den tausendjährigen Kampf um den Rhein endgültig zu Gunsten des deutschen Volkes zu entscheiden und damit dem Reiche eine friedliche Entwicklung im Westen zu gewährleisten. Schliesslich und nicht zuletzt ist sie eine Wiedergutmachung des hundertfältigen Unrechtes, das Frankreich Deutschland als Folge seines unberechtigten Strebens nach dem Rhein in den letzten tausend Jahren zugefügt hat.

(gez.) Dr. Stuckart 14. 6. 1940.

(Das hier kursiv Gesetzte ist in der mir vorliegenden Fotokopie des Dokuments unterstrichen. Die Schreibweise entspricht der der Fotokopie.)

Hier der Brief vom Staatssekretär im Bundeskanzleramt:

Dr. Hans Globke
Staatssekretär

Bonn, den 20. September 1962
Bundeskanzleramt

An die
Nannen-Verlag GmbH
z. Hd. von Herrn Hans Münnich
2 Hamburg 1
Pressehaus

Sehr geehrter Herr Münnich,
Zu Ihrer Anfrage vom 14. September 1962, in der Sie mich von der bevorstehenden Herausgabe der deutschen Übersetzung eines Buches des Herrn Sefton Delmer unterrichten, kann ich Ihnen folgendes mitteilen:
Es ist richtig, daß ich Anfang Juli 1940 zum Sachbearbeiter für den Friedensvertrag bestimmt worden bin. Diese Funktion war mir aber nicht im Rahmen meiner Tätigkeit im Reichsinnenministerium, sondern im Geschäftsbereich des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung, einer für die Kriegszeit eingerichteten Koordinierungsstelle der Reichsverwaltung, übertragen worden. Im Reichsministerium des Innern war für diese Aufgabe ein anderer Referent zuständig. Praktische Bedeutung hat die mir im Bereich des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung übertragene Funktion nicht bekommen; sie wäre erst bei Friedensverhandlungen wirksam geworden. Es trifft auch zu, daß mir wie vielen anderen Beamten des Reichsministeriums des Innern bekannt war, daß Hitler persönlich Staatssekretär Stuckart den Auftrag erteilt hat, eine Aufzeichnung über die Grenzziehung zwischen Deutschland und Frankreich zu machen. Nach Mitteilung von Staatssekretär Stuckart hat Hitler dabei den Verlauf der Grenze selbst bestimmt. Meines Erachtens sind aber diese utopischen Pläne schon damals von niemandem außer von Hitler ernst genommen worden. Ein Zusammenhang mit meiner Funktion als Sachbearbeiter im Bereich des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung besteht nicht, wie sich schon aus der Datierung des von Ihnen übersandten Entwurfs ersehen läßt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(gez.) Globke

4. *Dokumente der ›schwarzen‹ Propaganda*

Bald nach dem Krieg wurde das gesamte schriftliche Material von MB dem Feuer übergeben und vernichtet. Damit verschwanden auch zwei dicke Akten, die ich bei der Niederschrift dieses Buches nur zu gern zur Hand gehabt hätte, nämlich diejenige mit den erbeuteten Dokumenten, aus denen die Reaktion der deutschen Zivil- und Militärbehörden auf die ›schwarzen‹ und ›grauen‹ Operationen abzulesen war, und die Akte mit den ›schwarzen‹ und ›grauen‹ Flugblättern. Allein der Zufall, daß einige meiner Kollegen sich bis heute ein paar Erinnerungsstücke an unsere Arbeit aufbewahrt haben, ermöglicht es mir, hier einige dieser Dokumente zu reproduzieren. Manche von ihnen zeigen auf, wie die deutschen Behörden auf unsere Operationen reagierten, andere sind Beispiele unserer ›schwarzen Literatur‹.
Dies sind natürlich nur Fragmente aus dem reichhaltigen Material, das wir während des Krieges und kurz danach gesammelt hatten. Doch es ist alles, was meines Wissens übriggeblieben ist.

Das erste deutsche Dokument, das ich hier bringe, ist ein am 23. März 1944 ausgegebener Geheimbefehl für die Einheits- und Unterführer im Armeebereich des deutschen Armeeoberkommandos 1. Es wurde von einem Leutnant Herbert Schwan verfaßt, einem Propagandaoffizier, der offensichtlich Gegenpropaganda mit meinem alten Beruf des Kriegsberichters verband.
Wenn Leutnant Schwan den Krieg überlebt hat, was ich hoffen möchte, und heute noch am Leben ist, beglückwünsche ich ihn hiermit zu seiner bewundernswerten Niederschrift, die beweist, daß er unsere Technik durchaus verstanden hat!

Armeeoberkommando 1

Ic/AO Nr. 330/44 geh. A. H. Qu., den 23. März 1944

GEHEIM

MITTEILUNGSBLATT

für die Einheits- und Unterführer im Armeebereich des A. O. K. 1

EINE GEFÄHRLICHE FEINDPROPAGANDA

Warnung vor dem sogenannten »Soldatensender Calais«!

Innerhalb unseres Armeebereichs ist – in letzter Zeit in immer verstärktem Ausmaß – häufig ein verkappter Feindsender zu hören, der unter dem Decknamen »Soldatensender Calais« arbeitet. Die Art und Weise, mit der diese Feindpropaganda in Tätigkeit tritt, ist als äußerst gefährlich zu bezeichnen, da sie sich für primitive Naturen nicht zu erkennen gibt. Der Feindsender mischt echtes und unechtes Nachrichtenmaterial und verliest zu Beginn seiner Sendung meistens den Wehrmachtsbericht und die Verleihung von Ritterkreuzen. Dadurch gelingt es ihm tatsächlich, sich bei unbefangenen Hörern nicht nur eine gewisse, sondern sogar eine weitgehende Glaubwürdigkeit zu sichern.
Seine Falschmeldungen bringt der Sender dann, eingestreut zwischen wahre Nachrichten, zumeist ohne jeglichen Kommentar, so daß sie sich in ihrer prägnanten Kürze durchaus in dem Gedächtnis des Hörers festsetzen. Ein weiterer Trick besteht darin, zwischen den einzelnen Nachrichten kurze gefällige Musikstücke zu bringen, so daß auch ein etwas schwerfälligerer Geist das eben Gehörte erst einmal ›verdauen‹ kann, ehe ihm wieder etwas Neues aufgetischt wird.
Als Beispiel, in welcher Weise der Sender seine Lügen an den Mann zu bringen versucht, sei folgende Meldung genannt, die nicht im genauen Wortlaut, sondern sinngemäß festgehalten ist:
»Eine beruhigende Nachricht für alle Familienväter trifft von der Verwaltung der Kinderlandverschickungslager ein. Danach sind die wöchentlichen Todesfälle infolge der Diphtherie-Epidemie von 548 auf 372 zurückgegangen. Es besteht begründete Aussicht, daß die Todesfälle, trotz des großen Mangels an Ärzten und Medikamenten, auf dieser relativ niedrigen Zahl gehalten werden können.«
Aus, das ist alles.
Diese sachlich klingende Meldung, die selbstverständlich von A bis

Z erlogen ist, sitzt aber wie ein Giftstachel im Herzen desjenigen Soldaten, der sie für bare Münze genommen hat und der vielleicht selbst seine eigenen Kinder in einem KLV-Lager weiß. Genauso wirksam sind beispielsweise auch Phantasiemeldungen über angebliche Auswirkungen feindlicher Luftangriffe, über die auch in sachlich klingender Form berichtet wird und bei denen man nie vergißt, zu sagen, daß »unsere tapferen Jäger soundsoviele anglo-amerikanische Terrorbomber abgeschossen« hätten.

Der Feindsender hat also durchaus erkannt, um was es geht. Er hat sich die Erkenntnis Adolf Hitlers zu eigen gemacht, der im 6. Kapitel seines Buches »Mein Kampf« u. a. folgenden Satz prägte: »Propaganda hat sich nicht an die wissenschaftliche Intelligenz – denn Propaganda ist so wenig Wissenschaft, wie ein Plakat Kunst ist –, sondern immer nur an die Masse zu richten, und zwar mehr an das Gefühl und nicht so sehr an den Verstand. Propaganda muß volkstümlich sein, und ihr Niveau muß so herabgedrückt werden, daß auch der Beschränkteste von ihr erfaßt wird.«

Um diesem Gift der Falschnachrichten und der getarnten Feindpropaganda entgegenzutreten, ist also Aufklärung notwendig. Diese geschieht am besten dadurch, daß die Soldaten mündlich und zwar in möglichst kleinem Kreise, also innerhalb des Zuges, der Gruppe, der Stützpunktbesatzung usw., durch ihre Vorgesetzten erfahren, daß der Soldatensender Calais ein ausgesprochener und gefährlicher Feindsender ist.

Seine Kennzeichen sind:

Nachrichtengebung zu Sendezeiten, die der deutsche Rundfunk nie benützt.

Die Nachrichtengebung (die in sehr gutem Deutsch erfolgt) ist nicht fortlaufend, sondern wird immer nach einigen Meldungen durch Unterhaltungsmusik unterbrochen.

In gewissen Sondermeldungen (z. B. »für die Luftwaffe« oder »für Bunkerbesatzungen am Kanal« oder »für Marinestützpunkt sowieso« oder »für die Armee am Atlantikwall« usw.) wird auf angebliche Anfragen aus der Truppe Antwort gegeben. Dies geschieht in einem auffällig rabaukenhaften Ton, und außerdem sind diese Sendungen von so offensichtlicher Zersetzungstendenz, daß sie sofort als Feindagitation erkannt werden. Der Sender meldet sich stets unter dem Namen:

»Hier ist der Soldatensender Calais« und gibt dann anschließend seine verschiedenen Meldungen bekannt.

Die Aufklärung muß sich vor allem an die »notwendigerweise etwas primitiven« Soldaten wenden, die kritiklos alles das glauben, was ihnen dieser angeblich deutsche Sender an Nachrichten auftischt und die schließlich auch gutgläubig diese Nachrichten unter ihren Kameraden weiterverbreiten. Ferner muß sich aber die Belehrung auch in unmißverständlicher Weise an die Soldaten richten, die den Soldatensender Calais, trotzdem sie ihn als Feindsender erkannt haben, aus Langeweile oder aus Gleichgültigkeit oder aus einem gewissen Sensationsbedürfnis heraus anhören. Es gibt nach der erfolgten (und in bestimmten Zeitabständen zu wiederholenden) Belehrung keine Ausrede mehr, das Abhören des Feindsenders wäre aus Unwissenheit geschehen.

Bei der Behandlung des Themas darf auf keinen Fall das Wort vom »Soldatensender Calais« gebräuchlich werden, sondern es muß (außer der Mitteilung der Tatsache, daß er sich so nennt) ausschließlich vom »Feindsender Calais« gesprochen werden. Ferner ist es gegebene Gelegenheit, über das Wesen der Propaganda an sich zu sprechen, wozu das bereits erwähnte 6. Kapitel in »Mein Kampf« die darauf bezüglichen fundamentalen Erkenntnisse des Führers vermittelt. Weiter ist in diesem Zusammenhang zu sprechen von der Verantwortung des Soldaten, der das Spiegelbild der Seelenstärke seines Volkes darstellt. Von ihm verlangt der Krieg das Letzte, fordert immer wieder sein Leben in die Schranken, prüft aber nicht nur im Sturm der Materialschlacht, in Abwehr und Angriff seinen Charakter, sondern auch in der für den Westen noch gültigen »wartenden Front«, im rückwärtigen Dienst, in der Ruhepause, im Lazarett und im Urlaub. Diese Charakterprüfung und Charakterläuterung führt zu einer Charakterstärke, an die die Feindagitation nicht heran kann. Wir sind innerlich zu sauber, um uns mit solchem Schmutz zu befassen. – Schließlich ist die ›Nachricht als Waffe‹ noch zu erwähnen und ihre geschickte, ja raffinierte Handhabung durch die Engländer: am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in dem wir dieser Waffe erst uninteressiert und dann hilflos gegenüberstanden, ist der Wert der heutigen deutschen Kriegspropaganda zu erläutern.

Zum Schluß ein wenig bekanntes Wort von Clausewitz, das die enge Verbindung der gesinnungsmäßigen mit der waffenmäßigen Rüstung aufzeigt:

> ». . . Müßten wir uns mit einem Gefühl und einer Gesinnung wappnen, die dem großen Augenblick entsprechen, und tragen

wir so jene materiellen Rüstungen in die Seele hinein, ohne welche sie nimmermehr einem Feinde widerstehen wird, der alles mit Leidenschaft tut.«

Lt. Herbert Schwan, Kriegsberichter
Für das Oberkommando
Der Chef des Generalstabes
gez. Feyerabend.

Verteiler: bis Kompanien.

Ein anderer deutscher Offizier, der vor unserem ›Gift‹ warnte, war General von Schlieben, der Verteidiger von Cherbourg, der später die ›Phosphorgeschosse‹ des Soldatensenders so geschickt ausnutzen sollte, um seine Übergabe zu bemänteln. Von ihm stammt folgendes Rundschreiben. Leider besitze ich nicht mehr das deutsche Original und muß daher eine Rückübersetzung aus dem Englischen bringen.

Der Kommandierende General der 709. Inf.-Division — Hauptquartier, 5. Febr. 44

BETRIFFT: Fragen der Führung und Maßnahmen zur Abwehr von Feindpropaganda.

AN: Die Regiments- und Bataillonskommandeure

1. Der Feind versucht mit unerhörtem Haß, mit ständig wechselnden Listen und Tricks, mit Lügen, Täuschungsmanövern und den gemeinsten Mitteln die Moral des deutschen Volkes zu untergraben und eine Entscheidung auf dem »Schlachtfeld des Nervenkriegs« zu erzwingen, genau wie er es im Ersten Weltkrieg getan hat. Im Westen wurden die Bemühungen der feindlichen Agitatoren von Monat zu Monat verstärkt. Ich brauche nur die wachsende Zahl der aufrührerischen Flugblätter in deutscher Sprache und die gefährlichen Propagandasendungen der feindlichen Rundfunkstation ›Soldatensender Calais‹ zu erwähnen.

Es ist für den *Ausgang des Krieges entscheidend* geworden, daß die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften rechtzeitig mit überzeugenden Gegenargumenten versorgt werden und jeder Propaganda-Angriff des Feindes prompt abgewehrt wird.

2. In einzelnen Fällen sind Einheitsführer von der Wichtigkeit dieser Aufgabe noch nicht genügend überzeugt. Wir müssen stets daran denken, daß es während des Ersten Weltkriegs der Feindpropaganda gelungen ist, die Moral und den Kampfgeist des deutschen Volkes so weitgehend zu schwächen, daß sie damit einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen und militärischen Zusammenbruch Deutschlands leistete.
Wir müssen uns diese Tatsache stets als warnendes Beispiel vor Augen halten.

3. Die beste Möglichkeit, den Soldaten moralisch zu führen, liegt, *abgesehen von dem Beispiel, das jeder Offizier durch seine Haltung geben muß,* in Gesprächen mit den Mannschaften. Der Zweck dieser Gespräche ist es, dem Einzelnen die Grundsätze der nationalsozialistischen Führerschaft so einzuprägen, daß sie ein fester Bestandteil seines Wesens werden. *Daher kann und darf die politische Schulung ebensowenig vernachlässigt werden wie die Reinigung der Gewehre und Maschinengewehre.* Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, daß der untergeordnete Einheitsführer seinen Leuten einen gut vorbereiteten und flüssigen Vortrag hält. Er muß vielmehr die anfallenden politischen und militärischen Fragen mit ihnen besprechen, alle Zweifel zerstreuen und sich um das Wohlbefinden seiner Leute kümmern. Das erfordert, daß der Einheitsführer selbst so fest in seinem politischen Glauben und so wohlbewandert in der nationalsozialistischen Ideologie ist, daß er die Leute, mit denen er über diese Dinge spricht, von seiner eigenen Aufrichtigkeit überzeugen kann. *Er muß mit dem Herzen dabei sein.*

4. In den Ausnahmefällen, in denen eine solche Unterweisung nicht regelmäßig oder nicht oft genug durchgeführt werden kann, wie zum Beispiel in isolierten Stützpunkten, ist es von doppelter Wichtigkeit, daß Offiziere und Mannschaften Gelegenheit erhalten, das ihnen zugehende Material zu lesen.

5. Alle Kommandostellen werden regelmäßig mit Schulungs-

material über die Lage, über wichtige politische und militärische Ereignisse und über alle Probleme, vor die ein Soldat gestellt wird, sowie mit Material zur Bekämpfung der Feindpropaganda beliefert. Ich erwähne nur die ›Kurznachrichten des OKW‹, die ›Nachrichten des Oberkommandos der Wehrmacht‹, die ›Mitteilungen für die Truppe‹, die ›Mitteilungen für das Offizierskorps‹, das ›Armee-Nachrichtenblatt‹, Zeitungen und Zeitschriften. Dieses Material – und insbesondere die Tageszeitungen – kann selbstverständlich nur dann von spürbarem Nutzen sein, wenn es auch den kleinsten Einheiten so rasch wie möglich zugänglich gemacht wird. *Zeitungen und Zeitschriften gehören nicht in die Büros, sondern in die Mannschaftsunterstände.*

6. Der NS-Führungsoffizier muß desgleichen den einzelnen Einheiten für Vorträge zur Verfügung stehen und hat auf meinen Befehl die Einheiten aufzusuchen, um die Einheitsführer zu beraten und zu unterstützen.

7. Der Führer verlangt, daß alle Kommandeure bis hinunter zu den Regiments- und Zugführern ihr Äußerstes tun, um jede Möglichkeit auszunutzen, auf diese Weise den Kampfgeist der Truppe aufrechtzuerhalten.

(gez.) von SCHLIEBEN

Für die Richtigkeit
(Unterschrift) Hauptmann

Auf die Störoperation unserer ›Dicken Bertha‹ bezieht sich der Wochenbericht vom 29. März 1945 eines gewissen PG Steinecke, der als Gauamtsleiter in Lemgo in Westfalen tätig war. Er wurde von den Offizieren der vorrückenden 9. Amerikanischen Armee gefunden und an uns weitergeleitet.
Der Absatz mit der Überschrift ›Propaganda‹, den ich hier wiedergebe, enthält Hinweise auf die ›Dicke Bertha‹. Auch der Text dieses Dokuments ist eine Rückübersetzung aus dem Englischen, da das deutsche Original nicht mehr vorhanden war.

Propaganda:
Es muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß durch die Einstreuung feindlicher Nachrichtensendungen im deutschen Rundfunk und auf deutschen Wellenlängen schwere Mißverständnisse erzeugt und große Unruhe unter der Bevölkerung geschaffen wurden. Die Feindpropaganda bringt im Rundfunk klug formulierte Ankündigungen und Verordnungen, die angeblich von den Gauleitern der westlichen Bezirke stammen, oder sie versetzt die Bevölkerung ganzer Wohnbezirke in Angst und Schrecken, indem sie das Anrücken feindlicher Tanks und Panzerspähwagen ankündigt, Evakuierungsbefehle ausgibt usw. Damit verfolgt sie nur allzu deutlich den Zweck, ein Chaos im Transportsystem und Ziele für Terrorangriffe aus der Luft zu schaffen und Panik hervorzurufen.
Es hat auf deutscher Seite bemerkenswert lange gedauert, bevor man sich entschloß, die Bevölkerung zu informieren und zu warnen. Bisher ist überhaupt noch keine Warnung vor diesen falschen Rundfunkmeldungen in der Presse erschienen, oder wenn dies doch der Fall war, ist es nicht mit dem nötigen Nachdruck geschehen. Am Abend des 27. März hat der deutsche Soldatensender die erste Warnung hinsichtlich dieser Methoden des Feindes ausgesprochen. Die Abfassung der Meldung jedoch war ungeschickt und wenig überzeugend. Erst am 28. März brachte der deutsche Rundfunk eine offizielle Ankündigung für die deutsche Bevölkerung.
Die wirksamste Methode wäre es, wenn der deutsche Rundfunk auf jede Sendung dieser offensichtlichen feindlichen Lügen eine Richtigstellung und Erklärung folgen ließe. Eine solche Maßnahme wäre wesentlich wertvoller als die noch heute bevorzugten und im allgemeinen wertlosen Musikprogramme.

Die Presseattachés der Britischen Botschaften in den neutralen Hauptstädten lieferten manchmal interessante Berichte über die Wirkung unserer Tätigkeit, die sie von ihren Informanten erhielten.
Ich lasse hier den Bericht eines tschechischen Informanten an unseren Presseattaché in Ankara folgen. Der Tscheche hatte die Wirkung des Soldatensenders und des Atlantiksenders auf Mitglieder der deutschen Kolonie beobachtet.

VON: MOI Pressebüro Ankara. Bericht, eingegangen in London im April 1944 (aus tschechischen Quellen).

In den Kreisen deutscher Nazi-Gegner in Ankara haben die deutschsprachigen Sendungen einer anti-nationalsozialistischen Rundfunkstation einen besonderen Erfolg zu verzeichnen. Alle, die sie hören, stimmen dahingehend überein, daß diese Sendungen wesentlich besser und interessanter sind als die des deutschen Dienstes der BBC. Mitglieder der deutschen Kolonie in Ankara, die in Kontakt mit der Deutschen Botschaft stehen (obwohl sie selbst Nazigegner sind), berichten, daß diese Sendungen auch bei den deutschen Beamten den gleichen Erfolg haben: sämtliche Mitglieder des Botschaftspersonal hören den Sender und diskutieren seine Meldungen. Es wird erzählt, daß einige der deutschen Beamten in Ankara glauben (oder doch vorgeben zu glauben), der Sender sei eine echte deutsche Station.
Der betreffende Sender nennt sich selbst DEUTSCHER KURZWELLENSENDER ATLANTIK. Er sendet durchgehend von 18.30 (mitteleuropäischer Zeit) auf den Kurzwellen im 30,7- und 48,3-Meter-Band. Das Programm beginnt um 18.30 mit Tanzmusik. Um 18.40, um 19.40, um 20.40 usw. bis 7.40 morgens bringt der Sender die sogenannten ›Nachrichten unseres drahtlosen Dienstes‹, die stets sehr interessant sind. In der Hauptsache behandeln sie den Luftkrieg gegen Deutschland.
Der Sender meldet überraschende Einzelheiten über Bombenangriffe auf deutsche Städte und teilt schon kurz nach dem jeweiligen Angriff mit, welche Stadtviertel und Straßen getroffen wurden, wie viele Menschen dabei ums Leben kamen und so weiter. Dann folgen Nachrichten von den verschiedenen Fronten. Der dritte Teil der Nachrichten betrifft die Wehrmacht, der vierte bringt ›Meldungen von der Heimatfront‹, der fünfte ›Meldungen aus Partei und Reich‹. Den Abschluß bilden Nachrichten aus dem Ausland.
All diese Meldungen werden so formuliert, daß man den Eindruck gewinnen muß, es handele sich um einen deutschen Sender. Man spricht stets vom ›Vaterland‹, wenn Deutschland gemeint ist, von der ›feindlichen Luftwaffe‹ usw. Die anti-nationalsozialistische Propaganda ist sehr geschickt getarnt, aber eben darum um so wirkungsvoller. Soweit ich die Meldungen aus dem Ausland nachprüfen konnte, waren sie stets zutreffend. Hinsichtlich der Besetzung Ungarns zum Beispiel brachte der Sender keine der unzutreffenden Meldungen, die von der BBC gesendet wurden.
Nach den Nachrichten aus dem Ausland kündigt die Station an: ›Wir schalten um auf den Deutschen Soldatensender Calais‹. Darauf folgt weitere Tanzmusik, die durch einen ›Kameradschaftsdienst‹ unterbrochen wird.
Die meisten Hörer nehmen an, daß der Atlantiksender in England stationiert sein muß. Allerdings ist es in diesem Fall erstaunlich, daß er besser informiert sein dürfte als die BBC. Andere glauben, daß er irgendwo in Rußland steht, und wieder andere halten ihn für einen deutschen Geheimsender.
Meiner Ansicht nach, die sich auf die Beobachtungen gründet, welche ich in deutschen Kreisen in Ankara machen konnte, sind diese Sendungen die denkbar beste Propaganda, sowohl im Hinblick auf die im Ausland lebenden Deutschen wie auf die Deutschen in Deutschland.

Eines meiner Lieblingserzeugnisse ist der ›Steckbrief‹, den die norwegische Untergrundbewegung an Mitteilungsbretter und Mauern heftete. Er ist in Stil und Aufmachung eine genaue Nachahmung der ›Steckbriefe‹, die von der deutschen Polizei in Norwegen herausgegeben wurden. Allerdings forderte die deutsche Polizei normalerweise die Norweger nicht auf, Deutsche zu erschießen!

Steckbrief

Der unten beschriebene Unterfeldwebel Erwin Bauer aus Halle S wird der Fahnenflucht, begangen am 12. Juli 1941, und des Mordes, begangen am 25. September 1943, beschuldigt. Bei seiner Festnahme schoss er den Feldpolizeimeister Franz Vogel nieder. Die Voraussetzungen eines Haftbefehls liegen vor.

Jeder hat das Recht, zur Festnahme Bauers von der Schusswaffe Gebrauch zu machen. Erwin Bauer ist ein gemeingefährlicher Verbrecher, der sofort schiesst. Wer ihn erkennt, soll schiessen.

Erwin Bauer wurde zuletzt in der Uniform eines SS-Obersturmführers in Oslo gesehen, wo er unter dem Namen Heinz Westphal im Grand-Hotel übernachtete. Es ist bekannt, dass Bauer sich verschiedene Offiziersuniformen und Ausweispapiere beschafft hat. Man muss annehmen, dass er in Uniform eines SS-Obersturmführers, eines Oberleutnants der Luftwaffe oder des Heeres, oder in der Uniform eines Sonderführers auftritt. Bei den umfangreichen, Betrügereien, die Bauer seit 1941 ausführte, bediente er sich der Namen Koch, Wendt, Färber, Westphal und anderer.

Es wird ersucht, Erwin Bauer festzunehmen und in die Arrestanstalt Oslo oder in die nächste Polizei- oder Wehrmachtsdienststelle einzuliefern und zu den Akten J XI 43 41 sofort hierher Mitteilung zu machen.

Beschreibung der Person:

Familienname : BAUER
Vorname : Erwin
Geboren am 21.8.1909 in Halle S
Letzter Aufenthaltsort : Oslo
Kennzeichen : 1 Meter 76 gross, untersetzte Gestalt, Augen graublau, Haar blond, Scheitel an der linken Seite, Nase regelmässig, Narbe am linken Unterarm.
Bekleidung : wahrscheinlich Offiziersuniform der SS, der Luftwaffe, des Heeres, oder Uniform eines Sonderführers.

Oslo. den 4. Oktober 1943.
Amt der Sipo und des SD, Victoria Terrasse 3.

Etterlysning

Den nedenfor beskrevne Unterfeldwebel Erwin Bauer fra Halle S ettersøkes for å ha desertert 12. juli, 1941 og for mord begått 25. september 1943. Da han skulle pågripes skjøt han Feldpolizeimeister Franz Vogel. Arrestordre foreligger.

Erwin Bauer er en meget farlig forbryter og det tyske politi har ordre om å skyte hvis nødvendig. Enhver som gjenkjenner ham må øyeblikkelig melde fra til nærmeste tyske eller norske politimyndighet. En belønning på kr. 2.500 er utlovet til enhver som kan gi opplysninger som fører til Bauers pågripelse.

Erwin Bauer ble sist sett i Oslo og var da iført en SS-Obersturmführers uniform. Han overnattet i Grand Hotell under navnet Heinz Westphal. Det vites at Bauer har skaffet seg forskjellige offisersuniformer og legitimasjonspapirer. Man kan gå ut fra at han opptrer med uniform enten som en SS-Obersturmführer, som en Oberleutnant i hæren eller luftvåpenet, eller som en Sonderführer. Under de omfangsrike bedragerier som Bauer har begått siden 1941, har han benyttet seg av navnene Koch, Wendt, Färber, Westphal og andre.

Personbeskrivelse:

Familienavn : BAUER
Fornavn : Erwin
Født : 21.8.1909 i Halle S
Siste kjente oppholdssted : Oslo
Kjennetegn : 1.76 m høy, undersetsig legemesbygning, gråblå øyne, blondt hår med skill på venstre side, regelmessig nese, et arr på venstre underarm.
Han er sannsynligvis iført uniform som en offiser i SS, Luftwaffe eller hæren, eller som en Sonderführer.

Der Befehlshaber
der Sipo und des SD in Norwegen
Fehlis
SS-Standartenführer

Um den ›Beweis‹ zu erbringen, daß die NSDAP einen Friedensputsch der Generale befürchtete, verfertigten wir den hier folgenden Brief des Gauleiters von Ostpreußen Erich Koch und setzten einen Gummistempel mit seinem Namenszug darunter, den wir nach einem anderen Brief von Koch kopierten.

Erich Koch
Gauleiter und Oberpräsident

Königsberg (Pr), den 20. Sept. 1943.

Meine lieben Kameraden!

D e r F ü h r e r i s t i n G e f a h r ! Die Reaktion will den Führer beseitigen und das Reich einer Militärdiktatur unterwerfen, die gegen den Willen des Volks sofortige Friedensverhandlungen einleiten soll.

Gewisse Kreise, die den geheiligten Namen des Preußentums im Munde führen, aber in ihrer Haltung nichts vom Heldengeist des Siebenjährigen Krieges zeigen, streuen Zweckgerüchte aus, der Führer sei wegen seiner geschwächten Gesundheit nicht mehr den Bürden seines Amtes gewachsen.

Mit diesen Gerüchten bereitet die Reaktion einen Putsch vor, der den Führer aus seiner Stellung als Oberbefehlshaber der Wehrmacht verdrängen soll. An seine Stelle soll ein eidbrüchiger General treten.

Der Führer hat es bisher in seiner Großmütigkeit abgelehnt, drastische Schritte gegen die Verräter zu unternehmen, um nicht in dieser kritischen Stunde das Heer seiner Führer zu berauben. Daher ist es unser Aller Pflicht, zusammenzustehen im Kampf gegen die Reaktion.

Ich habe selbst kürzlich die Ehre gehabt, den Führer in seinem Hauptquartier zu besuchen. Aus seinem Auge strahlte die Gewißheit des Sieges, in seinem Händedruck durfte ich die ganze gesunde Kraft des von keinem Schicksalschlag gebrochenen Mannes spüren, der Deutschlands Schicksal ist und bleiben muß.

W e r u n s d e n F ü h r e r r a u b e n w i l l , s t ü r z t D e u t s c h l a n d i n d e n B ü r g e r k r i e g !

Wir stehen zu unserem Führer, dem wir den Treueid geleistet haben.

Das Deutsche Volk will nicht den Frieden - das Deutsche Volk will den Sieg, koste er, was er wolle.

V o l k s g e n o s s e n ! H a l t e t d i e A u g e n u n d O h r e n o f f e n ! E r k e n n t d i e G e f a h r !

Meldet jeden verdächtigen Vorfall, jedes Gerücht, jede getarnte, verleumderische Äußerung über den Führer sofort bei der nächsten Dienststelle der Partei, der Polizei oder der SS.

E s l e b e d e r F ü h r e r !

In treuer Kameradschaft,
Euer Gauleiter

Erich Koch

Ein gutes Beispiel dafür, wie wir mit gefälschten Wehrmacht-Merkblättern die Landser für die Vorzüge der Gefangenschaft gewinnen wollten, ist das folgende Dokument:

Für den Kompanie-Führer. **Nr. 3/April 1943.**
(Merkblatt zum Unterricht)

Volksentfremdung in der Gefangenschaft.

Jeder deutsche Soldat zieht den Tod auf dem Felde der Ehre der Gefangenschaft vor. Aber auch dem tapfersten Soldaten kann das Unglück widerfahren, lebend in Feindeshand zu geraten. Geschieht dies, so weiß er, daß der Fahneneid ihn auch in der Gefangenschaft bindet und ihn zum weiteren vollen Einsatz für sein Vaterland verpflichtet.

Systematischen Versuchen des Feindes, den Gefangenen seinem Volke zu entfremden, hat er mit Würde und Festigkeit entgegenzutreten.

Aber das Leben in der Gefangenschaft ist hart, besonders für den Soldaten mit seinem kraftvollen, jeden Deutschen kennzeichnenden Freiheitsgefühl. So kommt es, daß bisweilen gerade **die tapfersten Kämpfer als Gefangene kleinmütig werden.** Der Feind bemerkt rasch ihre Niedergeschlagenheit und versucht, sie auszunutzen, bevor der Gefangene sie überwunden hat.

So mag für Gefangene in niedergeschlagener Stimmung **der neue Siedlungsplan der Engländer und Amerikaner** fraglos eine gewisse Versuchung bedeuten.

Bekanntlich bringt der Feind einen großen Teil unserer gefangenen Soldaten in Kriegsgefangenenlagern in Kanada und den Vereinigten Staaten unter und verwendet sie dort auch zu landwirtschaftlichen Arbeiten außerhalb des Lagers. Vielen von diesen deutschen Soldaten wird dann der Vorschlag gemacht, sich an einem Siedlungswerk in Kanada, Brasilien oder den Vereinigten Staaten als Eigensiedler zu beteiligen. Dem Gefangenen wird unter günstigen Bedingungen sofort Land und Siedlungsgerät zur Verfügung gestellt, er erhält ein sogenanntes Interimspapier, das ihn angeblich mit den einheimischen Siedlern auf gleiche Stufe stellt und ihm die Staatsbürgerschaft des Landes, in dem er siedelt, bei Kriegsende zusichert. Er darf auf Wunsch seinen Namen wechseln und nach dem Kriege, unabhängig von der jeweiligen Einwanderungsquote seine Familie nachkommen lassen, um mit ihr ein neues Leben zu beginnen.

Solche **gleißnerischen Angebote** sind bezeichnend für die Skrupellosigkeit des Feindes, der sich die vorübergehende Schwäche und Verzweiflung von Kriegsgefangenen zunutze macht, um sie zu einem unüberlegten Verrat an ihrem Volkstum zu verleiten.

Zwei Ziele verfolgt der Feind damit: Erstens, sich deutsches Pioniertum und deutsche Schaffenskraft für die Urbarmachung und Besiedlung seiner unerschlossenen Riesenflächen zu sichern und dabei seine Rasse mit deutschem Blut neu aufzufrischen. Und gleichzeitig soviel wie möglich deutsches Blut der Heimat zu entfremden und damit dem deutschen Volkskörper und der deutschen Scholle zu entziehen.

Die zuständigen Wehrmachtstellen halten es für unbedingt erforderlich, daß jeder Wehrmachtangehörige vor diesen schamlosen Versuchen gewarnt wird, die momentane Niedergeschlagenheit von Kriegsgefangenen dazu auszubeuten, daß man sie zur Siedlung auf fremder Scholle verleitet.

Es ist daher jedem Soldaten einzuschärfen, daß der Gefangene, der unter den erwähnten Bedingungen vom Feinde Siedlungsland annimmt, seinen Fahneneid bricht, sich des Verbrechens des Volksverrats schuldig macht und sich dadurch jede Rückkehr nach Deutschland versperrt.

OKH Gen St d H Abt. z. b. V.

Zur Vorbereitung der Invasion ließen wir ein Führerbild verteilen, auf dessen Rückseite folgender Text stand:

Ein Führerbild

sein eigen zu nennen, ist der Herzenswunsch jedes pflichtbewußten deutschen Soldaten.

Auch du kannst dir dein Führerbild verdienen!

Führe dich gut, zeige immer soldatische Haltung, Einsatzfreudigkeit und selbstständige Entschlußkraft, führe alle Befehle schnell und gewissenhaft aus und zeige im Unterricht lebendige Anteilnahme und rasche Auffassung, — dann kommst du bald ins Marschbataillon. Und wer im Marschbataillon ist, der ist auf dem besten Weg zum Führerbild.

Marschbataillone werden aufgestellt, damit die Ostfront schneller Nachschub kriegt. Ab geht's nach Rußland — der Kommandeur im Osten wartet schon. Der wirft dein Marschbataillon, so wie es kommt, gleich aus dem Eilmarsch an die Durchbruchstelle — und schon hast du deinen Russenschuß. Dein Bein ist weg — dein Bauch ist auf — dein Hals schwillt zu — das Führerbild ist dir auf alle Fälle sicher. Dir — oder deinen Angehörigen.

Denn, hast du Glück, dann kommst du in ein Lazarett. Und jeder im Lazarett gemeldete Versehrte bekommt sofort von seiner Genesungskompanie das Führerbild in der umseitigen Ausführung, 18 × 26 mattschwarz oder sepia, mit der eigenhändigen Unterschrift des Führers in Faksimile.

Hast du aber Pech — dann erhalten deine Hinterbliebenen das Führerbild.

Folgende Divisionen stellen zur Zeit Marschbataillone für den Osten auf:

SS Infanterie Div. Hohenstaufen; 326., 343., 347., 708., 711., 157., 171. I.D.

Namenverzeichnis

Ackroyd, Major Bill 650
Adams, Walter 638 ff., 646, 658
Adenauer, Dr. Konrad 22, 376, 379, 457, 467, 658 f., 677 ff., 686, 703 f., 709 ff., 714 f., 734 f., 741, 743 f., 757 ff.
Adenauer, Lola 711
Adlon, Lorenz 78
Aga Khan 465
Agostín 301
Ahmed 247 f.
Alba, Herzog von 480
Albert, Dr. 491
Alexander, Prinz 175
Alexandrowitsch, Michael 396
Alfieri, Dino 477 f.
Alfonso, König 309, 320 f.
Alvensleben-Neugattersleben, Werner von 163, 166, 171 ff., 230, 233
Amlinger, Ellen 95 f.
Amlinger, Sepp 95 f., 753
Anderson 656, 659
Andreas, Pater 531 ff., 561
Andrée, Edgar 317
Anlauf, Hauptmann 139
Apfel, Edwin 353 f.
Ansaldo, Señor 275
Ansaldo, Señora 275 f., 278
d'Arboneau, Graf 765
Armstrong-Jones, Anthony 259
Arndt, Dr. Adolf 736
Arnim, Joachim von 167 f.
Ashton-Gwatkin, Frank T. A. 389, 391
Asquith, Lord 20 f., 37
Attlee, Clement 319, 657, 660
August Wilhelm, Prinz 117 f., 144, 146, 164, 175, 192, 240
Avenol, Joseph 270
Aylesford, Lord 250 ff., 254
Bach, Johann Sebastian 530
Backhaus, Wilhelm 229
Baillie-Stewart, Norman 207 f., 210 ff.
Baker, Josephine 247
Baldwin 94
Bandera, Hetman 385
Barber, Noel 730
Barea, Arturo 303
Baring 429
Barré, Inspektor 223
Battenberg, Prinz Ludwig von 22
Bau, Jerzsy 402 f.
Bauer, Erwin 802
Baum, Dr. 64
Baum, Vicky 129
Baxter, Beverly 119 f., 143, 193, 230
Beaverbrook, Lord 14, 59, 70 ff., 123, 142, 159, 193, 204, 206, 220, 231, 242, 300, 345 f., 400, 439 f., 465 ff., 658, 660, 667
Beccles-Wilson, Gordon 131, 137, 140, 246
Beck, Generaloberst Ludwig 585, 627
Becker, Hans Detlev 677
Becker, Howard 627 f.
Bedell-Smith, General 612
Bell, Georg 105 f., 119 f., 122, 125 ff.
Belleville, Fritz 28 f., 43
Beneckendorff, Paul von 160
Benesch, Eduard 756
Bennett, Arnold 70 f.
Bennett, Jim 55
Berberian, Katja 218 f.
Berija, Lawrenti 397, 748
Bernadotte, Graf Folke 593
Berndorff, Hans Rudolf 651 f., 759
Bernelle, Agnes 496, 498, 507 f.
Bernhard, Prinz (Lippe-Biesterfeld) 257 ff., 290 f., 300, 368, 427 f.
Best, Kapitän Payne 605

Bethume, Dr. 308
Bevin, Ernest 658
Bienenbein, Dr. Ursula 135 f.
Billstein 759 f.
Bishop, Major General Alec 630, 633, 656 ff.
Bismarck, Otto Fürst von 99, 359
Bittenfeld, Hans Herwarth von 30
Black, Caroline Selina 690
Black, Felix 690
Black, Peggy 630, 685, 688, 690
Blackmore, Phil. 688
Blankenhorn, Herbert 714
Blaskowitz, General 369
Blaß, Ernst 137
Bloch, Dr. 433 f.
Blomberg, von 237
Blowitz, de 406
Bochow, Walter 170 f., 233 ff.
Böhm 41
Böhm, Dr. Franz 378
Boex, Kapitän 654
Bohlen, Charles Eustice 714 f.
Boldiszar, Istvan 728
Bonde-Henriksen, Henrik 718 ff.
Bonhoeffer, Pfarrer Dietrich 592, 663
Bonhoeffer, Klaus 592, 663
Bonin, Bogislav von 47
Borelli, Maria von 651
Bor-Komorowski 598
Bormann, Martin 459, 595, 652
Borodin, Marschall 325 f.
Bose, von 239
Bowes-Lyon, David 481
Boyle, William 15
Bradley, General Omar 603, 628, 635
Brandl, Professor Alois 19, 29
Brauchitsch, General 585, 708
Braumüller 56
Braun, Eva 597, 620
Braun, Max 457 f., 475, 489, 562, 598 f.
Braun, Käthchen 250, 252 f.
Braun, Wernher von 181
Braschwitz, Kommissar 461 f.
Bredow, General von 239
Brocken, Brendan 582, 638, 657
Brooks, Major General Sir Dallas 485, 492, 518, 524 ff., 566, 609 f., 630
Brown, Tom (Stevens, C. E.) 488, 504, 506, 554, 598, 613 f.
Brückner, Helmut 147, 155, 227
Brüning, Heinrich 121, 142, 150, 159, 162 ff., 169, 171, 181, 231, 652, 755
Brugel 719
Bülow, von 48 f.
Bulganin, Nikolai Alexandrowitsch 748
Burgess, Guy 698
Burgoyne, John 436 f., 441
Burnand, Père 246
Busdorf 82 f.
Butler, Richard Austen 660
Butzburg 241
Byron, Lord 346

Caballero, Largo 268, 294 f., 297, 306 f., 349
Cadogan, Sir Alexander 460
Cämmerer, Dr. 734
Calder, Ritchie 471
Cameron, Norman 634
Canaris, Admiral 379, 425, 587, 592
Carlos, Kronprätendent 280
Carol, König von Rumänien 382
Castlerose, Lord 70
Castro, Fidel 661
Catamole, Christopher 430 f., 436
Čermak 81
Cerutti, Vittorio 229
Chamberlain, Neville 368 f.
Chancellor, Christopher 497
Der Chef, siehe: Sanders
Child, Clifton 488 f., 502, 530, 558, 582, 598, 613 f., 620, 633
Christiansen, Arthur 193, 230 f., 274, 281, 296, 299 f., 367, 419, 431 f., 440, 639, 724
Chruschtschow, Nikita 376, 714 f., 723, 744 f., 748
Churchill, Sir Winston 183, 420, 422, 449 f., 453 f., 463, 465, 470 f., 551 f., 554, 656 f., 660
Ciano, Graf 422, 478
Cisneros, Constancia de la Mora 336, 346
Clark, Dennis 555
Clarke, Major 563
Clausen, Frl. 132
Clausewitz, Karl von 795
Clemenceau, Georges 763
Coblentz, Gaston 702, 732
Cohn, Oskar 47
Colbourne, Betty 533, 537
Cooper, Duff 419, 423
Cooper, Gary 627
Cooper, Robert 407 ff., 414
Cooper, Lady Diana 70
Courcelles, Mme. de 220 f.

Chadwick, Desmond 256
Cripps, Sir Stafford 657 f.
Cristóbal, Don 322 f.
Crossman, Dick 439, 442, 447, 449, 469, 509, 526 f., 576, 578, 580 ff., 612, 635
Cunningham, Admiral 511
Czwalina 43

Dajou, Rico 78
Dahlem, Franz 328, 737
Dalton, Sir Hugh 443, 470
Dart, Hauptmann 339
Deglau, Harry 29, 38
Delaprée, Louis 274, 328 ff.
Delaprée, Madame 332 f.
Dickson, Major 562
Diels, Rudolf 162, 184, 318
Dietrich, Marlene 491 f.
Dietrich, Sepp 146, 151, 163 f., 189, 226
Dimitroff, Georgi 199 f.
Dinale, Alfredo 79
Dirksen, Dr. Herbert von 176
Dirksen, Victoria von 176 f.
Doenitz, Großadmiral 506, 542, 556, 621 ff., 630, 653, 663, 671
Dörnig, Guschi 652
Dollfuß, Engelbert 230, 320
Donovan, General 558
Dorten 763
Dougall, Alastair Mac 345 ff.
Dougherty, Jim 454
Dreiser, Theodore 340
Driberg, Tom 290 f.
Dulles, Allan Welsh 587, 707, 716
Dulles, John Foster 713, 745
Duncan, Isidora 135
Dürr 146

Eberstein, Freiherr von 520
Ebert, Friedrich 157, 751
Eckener, Dr. 128
Eden, Sir Anthony 638, 657 f.
Eduard VII. 15, 329
Efert, Irma 262
Ehrand, Major 656
Eichhorn, General 172
Eicken, von 101
Eisenhower, Dwight D. 511, 556 f., 611 f., 616
Elliot, John 555
Elmer 341 f.
Epp, General von 120
Epstein, Jacob 245 f.
Ernst, Albrecht 433, 458, 491
Esser 65
Eynatten, Bodo von 47

Feder, Gottfried 65
Fegelein, Hermann 597 f., 620
Felfe, Heinz 678, 681
Fermor, Patrick Leigh 568
Feyerabend, Chef des Generalstabes 796
Finck, Werner 183
Finckelstein, Milly 340 ff.
Firebrace, Kate 55
Fitzpatrick, Molly 493
Fleming, Jan 387 ff., 391, 399, 427, 630
Florian, Gauleiter 615
Formis, Rudolf 445 f.
Forrest, Willie 295 ff., 299, 405
Forschbach, Dr. Edmund 717
Francisco 335
Franco, General 269, 274, 283, 294, 298, 300 f., 306 f., 309 f., 315, 323, 329, 331, 334, 336, 343 ff., 355 f., 362 f., 397, 412, 432, 480, 656
François-Poncet, André 122 ff.
Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich 23
Frazer, Lindley 420, 519 f.
Freysing, Kardinal 686
Frick, Wilhelm 710 f., 758
Fritsch, General Werner von 237, 492
Fritzsche, Hans 469, 472, 680 ff.
Fromm 585
Fuchs, Dr. 81, 135

Gaitskell, Hugh 470, 660
Galland, Generalmajor Adolf 550
Gamelin, General 412
Gaulle, General de 744
Gavriel, Ben 742
Gehlen, General Reinhard 587, 670 ff., 709, 711, 713
Geier, Dr. 731, 733 ff.
Gellhorn, Martha 336
Gemlich, Adolf 65
Gempp, Walter 200, 201
Gennath 82
Gerecke, Dr. Günther 205
Gerner, Rudolf 47
Ghorab, Emil 373 f.
Gibbs, John 630
Giesler, Paul 522
Girnus, Dr. Wilhelm 702, 706, 733
Globke, Dr. Hans 686, 734, 767, 791

Glubb, Pascha 722
Gneisenau, August Graf Neithart von 72
Godfrey, Admiral John 441, 508
Goebbels, Dr. Joseph 109, 144, 146 ff., 151, 166 ff., 171, 184 f., 188 ff., 194, 200 f., 203, 222, 235 f., 401, 418, 457, 473 ff., 496 ff., 500, 512 f., 515 f., 536 f., 540, 545 ff., 549, 559, 570 f., 573, 575 f., 579, 583, 600, 606 ff., 617, 620, 646, 649, 656, 680, 740
Goebbels, Magda 145 f.
Goerdeler, Dr. Carl-Friedrich 711
Göring, Hermann 155, 162, 166, 173, 178, 187 f., 190 ff., 197 ff., 203, 205, 227 f., 233, 235, 238, 240, 258, 283, 302, 310, 312, 418, 424, 426, 474
Goljew, Iwan 307
Gomulka, Wladislaw 723
Gontard, Frau von 78
Gordon, John 559
Graff, Major 767
Grant, Air Commodore »Tubby« 507
Greene, Hugh Carleton 405, 444, 519, 527, 583
Grey, ›Henker‹ 37
Grimm, Professor Hermann 17
Grohé, Gauleiter 759
Gröner, General 162 ff.
Güde, Dr. Max 735, 737
Gurdus, Nathan 404, 406 f.
Gutman 387, 389
Gutmann, Hans 491, 572 ff., 576, 580 ff., 613 f.
Gutschin, Wadim Witoldowitsch 704 f.

Haberland, Frl. von 212, 214
Hacha, Präsident 377
Hahn, Maria 83
Halder, Franz 585
Haldane, Richard Burdon 21
Halifax, Lord 423
Halkett, René 492, 578, 585
Hall, Admiral Sir Reginald 57
Hallstein, Dr. Walter 713
Hanfstängl, Putzi 141 ff., 145, 147, 149 ff., 155, 161, 170 f., 188 f., 233
Hanke, Karl 146 f., 188 f.
Hansen 603
Harris, Sir Arthur 552, 554
Harvey, Nanny 690
Hemingway, Ernest 14, 335 ff., 363
Hauptmann, Gerhart 47
Head, Brigadier Arthur 526
Hearst, William Randolph 346
Hecht, Dr. Hans 36
Heike 17
Heines, Edmund 110, 118, 202
Heising, Helmut 197 f., 202
Held, Philipp 101
Helldorf, Graf 129, 166 f.
Hellman, Lilian 340
Hemsley, Major Arthur 249 ff.
Hennessey, Major 252
Henny, Dr. 329 f.
Hewel, Blanda-Elisabeth 620
Hewel, Dr. Walter 620
Herzog, Gudrun Wolf 130 ff.
Heß, Rudolf 114 f., 117, 181, 210, 418, 449 f., 459 ff., 676
Hesse 48
Heusinger, Adolf 663, 676 f., 709
Heydrich, Reinhard 755 f.
Heye, Admiral 621, 665
Hidalgo, Rubio 296 ff., 301, 303, 322, 336
Hill, John 559
Hilton, Major Michael 656
Himmler, Heinrich 152, 205 f., 233, 236, 238, 241, 418, 423, 474, 547 f., 592 ff., 600 f., 604, 609, 619 f., 657, 662, 675, 755
Hindenburg, Generalfeldmarschall Paul von 43, 68, 84, 141 f., 150, 159 f., 163 ff., 167, 173, 175, 178, 193 f., 234, 236 f., 239, 243 f., 758, 766
Hirschfeld, Dr. Magnus 474
Hitler, Adolf 36, 65 ff., 79, 84, 86, 93, 97, 102 ff., 107, 109 f., 112, 114 ff., 120 ff., 126, 128, 141 ff., 145 ff., 167, 169 ff., 180 ff., 185, 188 ff., 200 f., 203, 205, 208 f., 215, 218, 224 ff., 228 ff., 234 ff., 241, 244, 248 f., 255, 257, 288 f., 294, 299, 319 f., 327, 356, 358, 367 f., 370 ff., 374, 376 f., 379 f., 382, 385, 390 f., 393 f., 401, 403, 412, 417, 420 ff., 429, 432 ff., 438, 442, 445 f., 449, 451, 456, 459 ff., 464 ff., 471 f., 481, 491 ff., 495 ff., 501, 510, 539 ff., 548, 552, 556, 561, 574 ff., 580 ff., 589 ff., 593, 601, 603, 607 ff., 619 ff., 626 ff., 632 f., 637, 643, 652 f., 663, 666 f., 669 ff., 673, 675 ff., 679 ff., 683, 685 f., 735 ff., 740, 742 f., 745, 755 f., 758, 767, 791, 794
Hlinka, Pater 379 ff.

Hobrecht, Architekt 35
Hodgkin, Eliot 601
Höfer, Werner 742 f.
Hoffmann, Heinrich 143, 156, 393
Hoffmann, Karl-Heinz 316 f.
Hofmans, Greet 722
Hohenlohe, Max Prinz 465
Hohenthal, Oberst 707
Hohenzollern 174 f.
Hohenzollern, Louis Ferdinand Prinz von 205, 718 f.
Holliday, Major Edward 608 f., 614 f.
Hölty, Ludwig 454
Hoover, Edgar J. 587
Horcher, Fritz 290 f., 368
Hudson, Sir Robert 386 ff., 391 ff., 413
Hühnlein, NS-Kraftfahrkorpsführer 285 ff.
Hugenberg, Alfred 103, 143, 174, 201, 229
Hull, Armin 535 ff., 540, 545 ff., 549, 595, 601
Hunt, Kenneth 650 f., 693 f.
Hunt, Niklas Sebastian 651
Hutch 341 f.
Hutton, Barbara 225
Huysmans, Martha 427

Ilgner, Dr. Max 262
Ingrams, Leonard 427, 429, 438, 441 ff., 446 ff., 455, 458, 469 f., 473, 478, 488, 630, 658, 688
Isabel 245 ff., 256, 263 f., 268 f., 272, 274, 284, 288 f., 300, 346, 398, 408, 413 f., 426, 428, 431 f., 449, 559
Israel, Frau 211 ff., 216

Jackson, C. D. 612
Jacobson, Miss Fernande 352, 354
Jahncke, Dr. 453
Jasin, Jussuf 722
Jetzinger, Franz 435
John, Lucie 716 f.
John, Dr. Otto 515, 529, 587 ff., 593, 693 ff., 715 ff., 731 ff.
Johnson, Captain 466, 468
Johnson, Dr. Hewlett 322
Jordan, Gauleiter 569
Jordan, Robert 335
Juliana, Prinzessin 259 ff., 263, 290, 427, 722
Jung, Dr. Edgar 236, 239
Justice, James Robertson 250 ff.

Kahane, Peter 47
Kahr, Gustav von 62
Kaiser 765
Kaiser, Jakob 709, 734
Karminski, Justice, Commander 653 f.
Karmasin, Franz 376 f., 379 f.
Karumidze 105
Kassim, General 722
Kastner, Desider 381 ff., 385 f., 407
Katz, Otto 346
Kebbe, John 491
Keeble, Harold 555, 563, 572, 574, 630
Kemal, General Mustapha 66
Kennedy, Colonel 120
Kenyatta, Jomo 661
Kerrl, Hanns 760
Kersten, Felix 620
Kimche, John 575
Kirkpatrick, Sir Ivone Augustine 460, 464 f., 467, 517 f., 520, 707 f., 711 f., 717
Kisch, J. H. 515 f.
Klausener, Dr. 240
Knickerbocker, H. R. 274, 278, 281
Knight, Enid 389
Knox, Geoffrey 249 f., 252, 254
Koch 692
Koch, Adolf 81
Koch, Erich 581, 803
Kogon, Eugen 681
Köhler 38, 40 f., 43
Kolzow, Alexander 397 f.
Kolzow, Michail 395 ff.
Krafft, K. E. 536
Krause, Reporter 147
Krebs, Diener 179
Kreipe, General 568
Kremer, Dr. 765
Kroll, Hans 744 f.
Krüger, Else 652
Kucko, Leiter der Rundfunkabteilung im RPM 82
Kühlmann, Außenminister von 56
Kürten, Peter 82 f.
Kummer, Chemiker 101
Kunheim 45, 56
Kupfer, Kapitän 654
Kurbjuhn, Paul 594
Kurth, Gottfried 777

Lambe, Admiral Charles 485, 630 f.
Lamm, Karl 630
Lammers, Dr. 182

Lance, Christopher 302, 304, 352 ff., 360 f., 363 ff.
Langbehn, Dr. Carl 585 f.
Lange, Dr. Richard 36 ff.
Lawson, Colin 694
Leeper, Sir Reginald 447, 470 f., 481, 486
Lehr, Dr. Robert 707
Leipart, Theodor 169
Lenin, Wladimir Iljitsch Uljanow; gen.: 84, 327
Lenk, Hauptmann 139
Leonhard, Wolfgang 430, 748
Lerner, Daniel 634 f.
Lethbridge, General 652
Ley, Dr. Robert 479, 585 f.
Licudi, Hector 302 f.
Liebknecht, Karl 47
Liegnau 35
Liepman, Heinz 202
Lilo 243, 245, 268
Lincoln, Abraham 334, 339
Lindemann, Professor (Lord Cherwell) 183 f.
Lindmar 48 ff.
Linnebach 769
Lippe, Aschwin 368
Lippe-Biesterfeld, siehe: Bernhard
Litwinow, Kommissar Maxim 387 f., 391, 393, 413
Lochau, Hermann 44
Lockhart, Sir Robert Bruce 486, 518, 582, 587, 606 f., 609 f., 630, 656, 658
Lorenz, Ulrich 47
Löwenstein-Wertheim, Hubertus Prinz zu 252
Lowes-Lyon, David 638
Lubbe, Marinus van der 195, 197 f., 199 f., 202
Lübcke, Hans 44
Ludendorff, General Erich 84 ff., 100 f., 148, 472
Ludendorff, Mathilde 84 ff.
Lumumba, Patrice Emergy 746
Lustig, Hugo von 76, 109, 129, 160, 172, 233
Lyautey, Marschall 224
Lynder, Frank 495 f., 506, 551, 581, 621 f., 631, 692

Maaß, Dr. 463
Maaß, Alexander 317 ff., 458, 491, 570
Maaß, Margit 613 f.
Mackay, Charles 88 ff., 92, 312
Mackensen, Generalfeldmarschall August von 549
Maclean, Donald 698
Macmillan, Harold 660
Mader, Julius 707
McCurdy, Dr. J. T. 539
McLachlan, Donald 483 ff., 496, 506, 509, 526 f., 556, 571, 574 f., 600 ff., 607, 609, 621, 626, 640, 645, 658
McLaren, Anna 417, 427
McClure, General Robert 526 f., 555, 612, 641
Maeterlinck, Maurice 47
Maitland, Patrick 405 f.
Malenkow, Georgi Maximilianowitsch 748
Maleter, Pal 727 ff.
Mallet, Sir Victor 505
Mandelbaum 303
Mander, Eddy 494 f., 509, 574
Mann, Gisela 700
Mannesmann, Alfred 101
Manstein, Generalfeldmarschall Erich von 663, 708 f.
Manville, Tommy 342
Mao Tse Tung 748
Maria, Genossin 311, 313 f.
Marie Louise 207 ff., 212 ff.
Mason, Charles 55
Mason, Kate 55
Mathes 765 f.
Matthews, Herbert 335, 337 f., 356, 358
Mayr, Hauptmann Karl 64 f., 107, 126 f., 289
Meisl, Dr. Willy 497, 500
Meldrum, Denis 58
Metz 769
Miaja, General José 306 f.
Michailow, Alexander Alexandrowitsch 705 f.
Michel, Dr. 569
Mihály, Denes 82
Mikojan Anastasij Iwanowitsch 391
Miller, Henry 246
Mills, John 556
Mirzian 372 f.
Mölders, Werner 545, 547 ff.
Mola, General Emilio 279 f., 340
Molnar, Mimi 580
Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch Skrjabin; gen.: 393, 712
Monroe, Kapitän James 554
Montagu, Commander 626

Montagu, Venetia 70
Montgomery, Feldmarschall Bernhard Law 587
Moreño, General 355
Morell, Professor 620
Mosley, Sir Oswald 210
Mossadeq, Mohammed 661
Moulin-Eckhardtstein, Graf du 113 f.
Mowrer, Richard 402
Mühling 17, 26 f.
Müller, SS-Obergruppenführer 595
Mulliner, Molly 346 f.
Multhaupt, Lotte 734
Mundorf, Heinrich 61, 692
Münnich, Hans 757, 791
Münzenberg, Willy 200 ff., 346, 446
Mussolini, Benito 225 f., 228 ff., 236, 319 f., 411, 422, 510, 512 f.

Nagy, Imre 723, 727 ff.
Nannen, Henri 13
Nansen, Dr. siehe Zech-Nenntwich
Naprawnik, Dr. Gisela 32
Nasser, Gamal Abdel 661, 722 f., 746
Naumann, Dr. Werner 46, 711 f., 717
Nebel, Franz P. 181
Negrin, Dr. 357 f., 363, 366
Nehlsen, Frau 694
Nehru, Pandit 746
Neumeister 254
Nicholson, Godfrey 138 f., 180
Niemöller, Pastor Martin 529
Northcliffe, Lord 53, 56, 430, 632
Noske, Erich 157
Nuri es Said, Premierminister des Irak 722

Oberfohren, Ernst 201
Obermeyer, Sergeant Sepp 494, 498, 543, 621
Obst, Otto Waldemar 208 ff.
Ogilvie-Forbes, George 354
Oldenburg-Januschau 456
Olga 204, 207, 211 ff.
Ollmer, Mr. 212
Opel, Fritz von 81 f.
Oranien, Wilhelm I. von (der Schweiger) 262
Ortega, Oberst 349
Ossietzky, Carl von 318 f.
Osten, Maria 395, 397 f.

Palomar, San Andrés de 272
Panton, Ronny 123, 138
Papen, Franz von 165 ff., 169 ff., 174 f., 178, 181, 191 ff., 208, 233 ff., 239, 241, 248, 681, 760
Parrott, »Joel« 491
Passionaria 312, 327
Passos, John Dos 340
Paternostro, Sandro 712
Pehle 37 f., 41, 62
Peltzer, Dr. 134
Perelmann, Irene 404
Petiot, Dr. 568
Picton, Tommy 58
Plettenberg, Merum von 101
Poller, Walter 736
Polonski, Drehbuchschreiber 627 f.
Popitz, Prof. Johannes 593
Popitzschka 205
Popow 199 f.
Poston, Ralph 746
Potter, Geschwaderführer 623 f.
Powell, Colonel 628
Pulham, Peter Rose 559
Pury, Edward de 404, 406 f.
Putlitz, Wolfgang Gans Edler von und zu 182, 599, 696 ff.

Quemon, Gaston (Ullman) 680, 682

Raab, Anton 361
Rabbethge 651
Rademacher, Franz 654 f.
Raeder, Großadmiral Erich 237
Rambowa, Madame Natascha 269
Ramsay, Admiral 526
Randall, Keith 697
Ratibor, Nori 368
Rau, Heinrich 327 f.
Rechberg, Industrieller 27
Reddecker, Erika 47
Reed, Douglas 187, 189
Reemtsma, Philipp 650
Rees, J. R. 466
Reinhardt, Max 47, 118
Reinholz, Johannes 456 ff., 469
Renn, Ludwig 317 ff., 327 f.
Renzetti, Oberst 229
Ribbentrop, Joachim von 393, 465, 478, 593, 619, 642, 654 f.
Rienhardt, Anwalt 100
Ritzhaupt 19
Rivera, José Primo de 266 ff.
Roberts, Tom 56
Robin, Harold 498, 517, 606, 608, 614 f.
Robson, Karl 490 f., 555, 562 f., 580 f., 641, 702, 732

Rocque, Casimir Colonel de la 224
Roffy, Norman 494
Rohr-Demmin, von 456 f.
Röhm, Ernst 105 ff., 119, 121 ff., 141, 152, 155, 159, 161, 163, 166 ff., 171 ff., 205, 230, 233, 237 ff., 244, 456, 699
Rojo, General 344
Rommel, Erwin 492, 565, 567, 578, 663, 679
Roosevelt, Franklin D. 81, 469, 481, 662
Roper, Hugh Trevor 652
Rosenberg, Dr. Alfred 188
Rumoler, Kai-Heinz von 40
Rundstedt, Feldmarschall von 185, 585, 594, 708
Rushbrooke, Admiral 653
Rust, William 358

Sacanell, General José Sanjurjo 275
Saldathieraschwili 105
Sanders, Corporal Paul 448 ff., 460, 471 ff., 481 f., 488, 494 f.
Saud, Ibn 722
Sauerbruch, Professor Ernst Ferdinand 234
Schacht, Hjalmar 229, 681
Schank 253
Schappeller, Karl 99 f., 103 f., 175
Scharnhorst, Gerhard von 72
Schatz, Dr. 199
Schaub, Julius 147, 166
Schaumburg-Lippe, Victoria von 82
Scheidemann, Philipp 764
Schellenberg, Walter 122, 537, 605, 620, 671, 675, 755
Scherbatoff, Mara 411 f.
Schlabrenhorst, Peter von 503
Schleicher, General Kurt von 121 f., 124 f., 128, 162 ff., 169 ff., 208, 230, 238 ff.
Schlicke 42 f.
Schlieben, General von 527 f., 796 ff.
Schlieker, Willy 553
Schlüter, Otto 769
Schmeling, Max 138
Schmidt, Dr. Paul 451
Schmutzler, Oberstammführer 569
Schneider, ›Bomme‹ 28
Schneidhuber, SA-Gruppenführer 127
Schneller, Maxim 356 ff.
Schnur, Dr. 183
Scholl, Geschwister Hans und Sophie 663
Schöller, Philipp und Richard von 101
Scholz, Arno 692
Schreck, Julius 151
Schröder, Dr. Gerhard 695 f., 698
Schrör 38 ff.
Schüle, von 396, 398
Schwan, Herbert 792 ff.
Schwink, Major a. D. 761
Scott-Watson, Keith 312 ff.
Seebohm, Dr. Hans Christoph 22, 376, 743 f.
Seeckt, General von 66, 76, 157, 751, 753
Seeds, Sir William 391
Severing, Karl 90, 193
Shirer, William 421 f.
Sibert, Brig.-Gen. Edwin L. 601 ff.
Siemens, Karl Friedrich von 77
Simon, Lord 463 f., 466 f.
Skeaping, John 512
Sklarek 222
Skorzeny, Otto 512
Smeets 765
Solz, Adam von Trott zu 589
Söhring, Bruno 42
Sorel, Cécile 149
Sosnowski, Rittmeister Georg Ritter von 218 f.
Sotelo, Calvo 269
Speer, Albert 553, 579
Speidel, General Hans 679
Speidel, General Helm 752
Spinoza, Baruch de 519
Spreti, Graf 122
Springer, Axel 495, 659
Staffen, Dr. Rudolf 378
Staimer, Richard 327 f.
Stalin, Josef 178, 314 f., 326 f., 385, 388 ff., 401, 674, 748, 755 f.
Stanley, Oliver 391
Starman, François 342 ff.
Stauffenberg, Klaus Graf Schenk von 584, 586, 589
Stavisky, Joseph 222, 225
Steig, Frau 253
Steinbeck, John 551, 769
Steiner 494
Steinecke 799
Steinhagen, Heinz 38 f.
Stennes, Walter 108 f., 456
Stern (Pseudonym: Kleber) 325 f.
Stevens, Philip Pembroke 92, 233, 242
Stevens, Major R. H. 605

Stewart-Roberts, Walter 689
Stolberg-Stolberg, Wolff Heinrich Fürst und Graf zu 262
Stokes, Richard 422
Stone, Captain 602
Strasser, Gregor 109, 155, 169 ff., 174, 240
Strauss, Staatssekretär Dr. 721
Streeton, Sir Arthur 56
Streicher, Julius 113
Stresemann, Dr. Gustav 96, 97, 179, 754, 764 f.
Strobel, Dr. 743
Strong, General Kenneth 658
Stuckart, Dr. Wilhelm 667, 686, 767 ff., 791
Stumm, Braun von 368

Tanew 199 f.
Tausend, Franz 99 ff.
Taylor, Elizabeth 561
Tegge, Bobby 47
Templer, Gerald 623 ff., 649 f.
Thadden, Adolf von 655
Thälmann, Ernst 316 ff., 327
Thomson, Keith 648
Thorez, Maurice 413
Tiso, Pater 380
Tich 323
Tippelskirch, Werner von 392 f.
Tirard, franz. Oberkommissar 765
Tobias, Fritz 203
Torgler 199 f., 318 f.
Trier, Generalsekretär 765
Trotzki, Leo 751
Truscott, General 674 f.
Tschirnow 702 f., 733
Tschirschky 235, 239
Tschombe, Ministerpräsident von Katanga 746
Tuchatschewski, Michael 326, 756

Uhse, Bodo 327
Ulbricht, Walter 193, 327, 358, 667, 687, 747
Uslar, Gerda v. 14

Valentina 204, 216 ff.
Valentino, Rodolfo 269
Valley, Graf Arco auf 100
Vansittard, Lord 470 f.
Vass, Johnnie 526
»Vicky« siehe Bernelle, Agnes
Virchow, Wolfgang von 493 f., 555, 561, 574, 582, 604
Vogt, Dr. Paul 198 ff.
Voigt, F. A. 420
Vollmer, Frl. 172
Volosin, Erzbischof 382

Wagner, Günther 657
Walmsley, Robert 576 f.
Wambaugh, Miss Sarah 249
Ward, Edward (Lord Bangor) 407 ff., 414
Washington, George 334
Wechmar 285 ff., 292
Wegely 494
Wegener, Hauptmann von 157
Weismann, Robert 109, 160, 162, 165, 172 f., 184, 193
Weissenberg, Josef 98 f., 103
Weißenburg, Otfried von 496
Wenzel, Dr. Rudolf 378
Wetzold, Moritz 613 f., 617
Weymar, Paul 711
Wiechmann, Dr. 717 f.
Wilhelm II., deutscher Kaiser 20 f., 72, 175, 642
Wilhelm, Kronprinz 76, 175, 234
Wilhelmina, Königin der Niederlande 290 f.
Willans, Oberst 650
Williamson, Edward 26
Williams, Dr. Harold 16
Williams, Rev. Harold 31, 50
Williams, Valentine 430, 460 ff., 470, 477, 480 f.
Wilson, Thomas Woodrow 141
Wohl, Louis 540
Wohlgemuth, Dr. Wolfgang 694, 702, 714 f., 732, 737
Wolf, Hans Joachim 136 f.
Wunderlich, Walter 258, 291 f.

Yeltes, Graf Aquilera de 283 f.
Young, Sir George 125

Zech-Nenntwich 597 ff.
Zehrer, Hans 169
Zeisel, Harry 491
Ziethen, Polizeiwachtmeister 26
Zirpens, Dr. 198, 202
Zörgiebel, Berliner Polizeipräsident 90
Zogu, König von Albanien 399
Zoubkoff 82

WDR Bibliothek
00155113